[illegible]

[illegible]

Deutsches
Lese- und Bildungsbuch

für

höhere katholische Schulen,

insbesondere für

höhere Töchterschulen und weibliche Erziehungsanstalten.

Herausgegeben

von

Dr. L. Kellner,
Regierungs- und Schul-Rath in Trier.

Fünfte, verbesserte Auflage.

Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1870.

Manch' artig Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth.

Fr. Rückert.

Approbation

des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg.

Das Uns vorgelegte

„Deutsche Lese- und Bildungsbuch für höhere katholische Schulen, insbesondere für höhere Töchterschulen und weibliche Erziehungsanstalten, vom Herrn Regierungs- und Schulrath L. Kellner"

erscheint Uns nach jeder Hinsicht so vorzüglich geeignet, in den zarten jugendlichen Gemüthern Kenntniß und Liebe der Religion zu fördern und den Sinn für das Göttliche, Heilige und Reine zu wecken und zu pflegen, daß Wir nicht anstehen, demselben Unsere oberhirtliche Genehmigung mit dem sehnlichen Wunsche zu ertheilen, daß es recht bald in den Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend Aufnahme finden möchte.

Freiburg, den 16. September 1857.

L. S. gez. **Hermann**, Erzbischof.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist eine beachtenswerthe Klage, welche in der neueren Zeit von einsichtsvollen Schulmännern oft erhoben wurde, daß unsere höheren Schul- und Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht sich allzusehr nach der Welt richten und in ihren Bestrebungen mehr darnach fragen, was das Publikum wolle und wünsche, als was eine gesunde Pädagogik im Sinne des weiblichen Charakters und Berufes und auf Grund kirchlicher Anschauung fordert. Wenn man hört oder liest, daß diese und jene Anstalten mit vielem Redeschmucke eine Bildung verheißen, welche der Welt und deren höheren gesellschaftlichen Ansprüchen überall genüge, so wird man doch unwillkürlich an jene Salonbildung und Salondamen erinnert, vor welchen schon der hl. Franz von Sales warnte, und man möchte fürchten, daß der religiöse Grund und Boden, daß das Gemüt dabei, wenn nicht unberücksichtiget, doch nicht in erster Reihe bleibe. Einzelne Schulmänner wollen namentlich in dem überwiegenden Eifer, welcher auf die Erlernung neuer Sprachen, auf Musik, Zeichnen, Tanz 2c. gewendet wird, eine große Gefahr für das weibliche Geschlecht gerade deßhalb erblicken, weil diese Disciplinen nicht bloß dem äußerlichen Leben vorwiegend dienen und von der stillen weiblichen Zurückgezogenheit abführen, sondern meistens auch noch ganz äußerlich betrieben werden. Man sieht ferner in der verkehrten, unzeitig kritisirenden Weise des literaturgeschichtlichen, oft mit Mythologie und Versmacherei vermengten Unterrichtes eine nicht minder große Gefahr für die echt weibliche Bildung, und hat ein Gegengewicht in der stärkeren Berücksichtigung der Naturwissenschaften und in der praktischen Richtung dieser Disciplinen finden wollen. Es kann hier nicht der Ort sein, näher auf den Grund oder Ungrund derartiger Befürchtungen einzugehen, und es möge dies einer passenderen Gelegenheit vorbehalten bleiben; soviel gestatte ich mir dagegen als eine Gewißheit auszusprechen, daß der Geist der Besonnenheit und weisen Beschränkung, welcher jetzt auf dem Gebiete des Volksschulwesens und des Unterrichts der männlichen Jugend überhaupt mehr und mehr gefordert wird, noch nicht in den höheren Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht vollberechtigt erscheint. Auch ich theile die Ansicht, daß es Not thut, hier ernstlich an ein vernünftiges Maß und an die Pflicht zu erinnern, den Zeitströmungen nicht blindlings zu folgen. Dagegen bin ich in Betreff des Gegengiftes gegen Ueber- und Verbildung, und gegen äußerliche Politur bei innerer Leere, anderer Meinung. Daß ein solches zunächst nur in einem wahrhaft gründlichen, das Herz und den Verstand wirklich ergreifenden Religionsunterrichte erblickt werden kann, wie denn ohne diesen gar nicht von Bildung und Erziehung gesprochen werden sollte, ist mir außer Zweifel. Hiernach soll denn auch aller Unterricht von religiösem Geiste durchsäuert sein, aber es ist freilich mit dieser fast verbrauchten Redensart von Manchen nicht viel Besseres gesagt und gemeint, als wenn man

fordert, Alle sollten Priester sein! Mit oberflächlichen Hinweisungen auf den weisen und gütigen Schöpfer, mit empfindelnden Seufzern und Redensarten ist gar wenig geschehen. Ich wünsche, daß aller übrige Unterricht von christlicher Weltanschauung wirklich und wesenhaft getragen, ernst und gründlich fundamentiert sei, und daß alles Licht, was auf die Gegenstände fällt und geleitet wird, aus dem Mittelpunkte strahlt, welcher in Christus und seiner Kirche gegeben ist. Namentlich stelle ich diese Forderung an den naturhistorischen Unterricht, an die Literaturgeschichte und den Unterricht in der Muttersprache, welche letztere sowol im scientifischen als praktischen Theile leider von unseren höheren Töchterschulen etwas stiefmütterlich behandelt zu werden scheint, oder aus Mangel an tieferer Auffassung und passenden Hilfsmitteln wirr und charakterlos betrieben wird. Zu den notwendigen Hilfsmitteln für den Unterricht in der Literaturgeschichte und in der Muttersprache, sowie für die gesammte religiöse Durchbildung rechne ich nun vornehmlich ein gutes Lesebuch. Wieder ist es eine gewöhnliche Redensart, daß ein Schriftsteller sagt, er fülle mit seinem Buche eine Lücke aus; allein ich glaube doch behaupten zu dürfen, daß es in Wahrheit noch an einem katholischen Lese- und Bildungsbuche für höheren weiblichen Unterricht fehlt. Vielfache Anfragen aus der Nähe und Ferne, und der Umstand, daß in den meisten Töchterschulen entweder Lesebücher für Gymnasien und Realschulen oder Anthologien von nichtkatholischen Verfassern gebraucht werden, läßt jene Behauptung nicht als bloße Redensart erscheinen. So biete ich denn den genannten Schulanstalten mein Lese- und Bildungsbuch dar in dem frohen Glauben, mit dessen mühevoller Zusammenstellung etwas Gutes gethan und wirklich einem gefühlten Bedürfnisse nach Kräften abgeholfen zu haben.

Es gibt einzelne Leistungen verschiedener Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Poesie, welche so current sind, daß sie einmal nicht in einem Lesebuche fehlen dürfen. Manche der Art findet man auch in diesem Buche, namentlich im epischen Theile, doch dürfte es einer genauern Prüfung nicht entgehen, daß ich mich nicht sehr streng an die Mode gebunden und manches sattsam bekannte Gedicht unserer größeren Dichter weggelassen habe, um dafür andere, minder bekannte, aber gute Leistungen der Neueren einzuschieben. Kennern der Lesebuchliteratur darf ich deshalb kaum sagen, daß sie in dem vorliegenden Bildungsbuche manches Neue finden werden. Solchen wird es auch nicht entgehen, daß ich katholische Dichter und Schriftsteller häufig benutzt habe, und daß kaum ein Koryphäe derselben ohne namhafte Vertretung geblieben ist. Neben unbekannten oder wenig genannten katholischen Dichtern und Dichterinnen treffen wir häufig auf die Namen Eichendorff, Brentano, Görres, Vogl, Seidl, Luise v. Plönnies, Redwitz und andere. Mehr noch ist im prosaischen Theile auf katholische Schriftsteller Rücksicht genommen worden. Darum bietet das Buch auch hinreichende Haltpunkte für die Literaturgeschichte, so weit diese überhaupt in die höheren Töchterschulen gehört. Nicht minder kann dasselbe zu Uebungen im Styl, zur Kenntniß der Styl- und Dichtungsarten und zu Geist und Herz bildenden Unterhaltungen und Erklärungen benutzt werden. Ueberhaupt glaube ich, daß es nicht bloß einmal durchgelesen werden soll und damit ausgelesen werden kann, sondern daß sein Inhalt bleibenden Wert selbst für Haus und Leben behaupten wird.

Es erübrigt noch, darüber einige Worte zu sagen, daß die Poesie den ersten Theil des Buches bildet. Ich mag davon absehen, daß die Poesie die erste Sprache der Völker und ihrer Kindheit gewesen ist, weil dieser historische Grund mich nicht eigentlich bestimmt hat. Ich habe zunächst deshalb mit der Poesie den Anfang gemacht, weil Gedichte, als Ganze von kleinerem Umfange, sich durchschnittlich ihrem wesentlichen Inhalte nach leichter übersehen lassen, als längere prosaische Stücke. Auch lehrt die Erfahrung, daß die weibliche Jugend insbesondere gerne sich mit Gedichten beschäftiget und diese schnell auffaßt. Die gefällige Form,

die Melodie, der Reim und Rhythmus fesseln den jugendlichen Geist und ergötzen zugleich das Ohr. Wer jedoch anderer Ansicht ist, kann leicht die Prosa voransetzen, wie ja auch mit dieser Eintheilung nicht gesagt werden soll, daß der poetische Theil überall und durchweg zuerst zu lesen ist. Daß ich diesen Theil nur auf ein gutes Drittel des ganzen Buches beschränkte, hat seine pädagogischen aus der Natur des weiblichen Charakters geschöpften Gründe, welche von tüchtigen Erziehern auch ohne weitere Auseinandersetzungen erkannt werden dürften.

Ueber die Stellung einzelner Gedichte und prosaischen Stücke in den verschiedenen Unterabtheilungen kann man mit dem Herausgeber rechten, und er gibt zum Voraus hierin gerne nach. Das hofft er jedoch mit Zuversicht, daß Niemand Stücke oder Ausdrücke findet, welche das kirchliche Bewußtsein verletzen könnten. Vielmehr glaubt er so ausgewählt zu haben, daß das Buch die Bezeichnung eines Bildungsbuches auch nach positiver Seite hin mit Recht beanspruchen darf und in guten Händen zur wahrhaft religiösen Erziehung unserer Töchter beitragen wird.

Trier, im August 1857.

L. Kellner.

Vorwort zur dritten Auflage.

Wenn ich bei dieser neuen Auflage einige Veränderungen und Verbesserungen nicht ganz von der Hand weisen durfte, so sind sie doch mit jener Rücksicht vorgenommen, welche der Umstand gebietet, daß in den Schulen diese dritte Auflage noch häufig neben der zweiten gebraucht werden wird. Außerdem ist auch die Einrichtung des Registers so getroffen, daß beide Ausgaben leicht neben einander gehen können.

Unter den Veränderungen hebe ich hervor, daß im prosaischen Theile das Lesestück „Genovefa“, als zu lang und als dem Inhalte nach zu bekannt, weggelassen, dafür aber eine Fabel von Lessing eingeschoben und somit auch diese bedeutende Persönlichkeit vertreten ist. Im poetischen Theile wurden einige neue kleinere Dichtungen zugefügt, dann aber sind auch die Fragmente aus Schillers Tell, als weniger für Mädchenschulen passend, mit einem Bruchstücke aus Göthe's Hermann und Dorothea vertauscht worden.

Denjenigen Anstalten, welche das Lesebuch zugleich als Grundlage für den Unterricht in der Literaturgeschichte gebrauchen möchten, empfehle ich den in gleichem Verlage erschienenen Grundriß der Literaturgeschichte von Wilh. Reuter, nicht bloß, weil derselbe zweckmäßig und wolfeil ist, sondern auch, weil dessen Verfasser stets auf mein Lese- und Bildungsbuch Bezug genommen hat.

Schließlich noch die Bemerkung, daß ich auf den Wunsch des gemeinnützigen Herrn Verlegers und mehrerer Schulanstalten auch ein Lese- und Bildungsbuch für die Mittel- und Oberklassen gehobener Mädchenschulen herausgegeben habe, welches als Vorstufe des gegenwärtigen dient und zu dessen Gebrauche hinüberleitet.

Trier, im März 1863.

L. Kellner.

Vorbemerkung zur vierten Auflage.

Da diese neue Auflage im Interesse des Schulgebrauches mit der dritten ganz gleichlautend geblieben ist, so erübrigt nur noch die Bemerkung, daß meine in demselben Verlage (1864) erschienenen „Aufgaben zu Uebungen im höheren schriftlichen Gedankenausdrucke für weibliche Bildungsanstalten“ mehrfach mit diesem Lese- und Bildungsbuche in Beziehung stehen und Stoffe aus demselben behandeln.

Trier, im December 1865.

L. Kellner.

Vorwort zur fünften Auflage.

Wenn auch Veränderungen und Verbesserungen eines Lesebuches allemal Unbequemlichkeiten im Gebrauche zur Folge haben, so durften diese mich doch nicht abermals veranlassen, eine neue Auflage ganz ohne bessernde Hand in die Welt gehen zu lassen. Ich habe es vielmehr im Interesse der Schulen, welche mein Lese- und Bildungsbuch bisher gebrauchten, für Pflicht erachtet, diese neue Auflage einer sorgfältigen Revision zu unterziehen und sowol im poetischen, als im prosaischen Theile einzelne Stücke ganz wegzulassen oder mit wertvolleren zu vertauschen. Es ist dadurch auch möglich geworden, einzelnen Dichtern, Dichterinnen und Prosaikern noch eine Stelle einzuräumen, welche bisher keine, oder nur geringe Vertretung gefunden hatten. Beispielsweise nennen wir nur Staudenmaier, Luise Hensel, Gräfin Hahn-Hahn, Wessenberg, Hutterus, Wieland, Reuter, Nik. Günther u. s. w. Auch das im Anhange gegebene Verzeichniß der im Lesebuche vertretenen Dichter und Prosaiker hat nicht unbedeutende Vervollständigungen erfahren. — Der Herausgeber darf hoffen, daß somit das Buch an Brauchbarkeit wiederum gewonnen hat, und daß eine etwa folgende sechste Auflage unverändert ausgegeben werden darf. Darum nur noch die Bemerkung, daß einzelne der Gedichte und Prosastücke ausführlich erklärt und sprachlich benutzt sind in meinen „Vorbereitungen auf einen formal bildenden Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur für gehobene Töchterschulen. 2. Auflage. Altenburg, Verlag von Pierer“. Möge denn Gott den Gebrauch des Buches auch fernerhin segnen, damit es Geist und Herz gleichmäßig befruchte und veredle.

Trier, im December 1869.

L. Kellner.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Poetischer Theil.

I. Lyrische Dichtungen.

II. Epische Dichtungen.

III. Didactische und dramatische Dichtungen.

II. Prosaischer Theil.

I. Erzählungen, Sagen und Märchen.

II. Geschichte, Menschenleben, Legenden.

III. Literatur, Kunst, Reden, Abhandlungen.

IV. Naturleben.

Anhang.

I.

Poetischer Theil.

I. Lyrische Dichtungen.



Huldigung dem Jesuskinde.

Erde, singe,
Daß erklinge
Laut und stark dein Jubellied!
Himmel, alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes freudig mit!
Singt ein Loblied eurem Meister,
Preis't auch ihr ihn, Himmelsgeister
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!

Der das Leben
Euch gegeben,
Der euch führet
Und unsichtbar euch erhält,
Euch regieret,
Tritt heut' sichtbar in die Welt!
Aber, statt auf goldnen Thronen,
Will in nied'rem Stall er wohnen;
Eine Krippe, arm und klein,
Schließt ihn ein!

Daß die Erde
Schöner werde,
Stieg er von dem Himmelszelt;
Uns vom Bösen
Zu erlösen,
Kam als Kind der Herr der Welt;
Daß die Schöpfung sich verkläre,
Ward er selbst uns Licht und Lehre.
Drum ihr all', die ihr ihn schaut,
Preis't ihn laut!

Weht, ihr Winde,
Weht dem Kinde
Lob und Dank und Jubel zu;
Bringt ihm, Lüfte,
Blumendüfte,
Schmückt mit Blüten seine Ruh;
Wehet leise, säuselt linde,
Bald ja droht dem Gotteskinde
Auf der Schädelstätte Höh'n
Sturmesweh'n!

Meereswellen,
Ström' und Quellen,
Bringt ihm euern Jubel dar;
Grüne Wälder,
Au'n und Felder,
Schmückt des Neugebornen Haar;
Kränzt mit Blumen seine Wiege,
Daß er weich gebettet liege,
Bis die Dornenkron' ihn drückt,
Blutig schmückt!

Mond und Sonne,
Gießt mit Wonne
Euer Licht in diesen Stall;
Himmelssterne,
Nah und ferne,
Sendet euren schönsten Strahl;
Bald ja werdet trüb ihr trauern,
Wenn am Kreuz in Todesschauern
Seiner Augen Himmelslicht
Sterbend bricht!

Creaturen
Auf den Fluren,
Huldigt ihm mit Jubelruf;
Ihr im Meere,
Preis't die Ehre
Dessen, der aus Nichts euch schuf!
Was auf Erden ist und lebet,
Was in hohen Lüften schwebet,
Lob' ihn; er haucht ja allein
Leben ein!

Erdensöhne,
Freudentöne
Bringt dem Kinde nah und fern;
Singet Lieder,
Knieet nieder
An der Krippe eures Herrn!
Wer kann seine Lieb' ergründen?
Ach, zur Sühnung unsrer Sünden
Trug er unsre Schmach und Noth
Bis zum Tod!

Nationen,
Die da wohnen
Auf dem weiten Erdenrund:
Lob laßt schallen,
Denn mit allen
Schloß er den Erlösungsbund;
Um uns Alle zu erretten,
Trug er selber unsre Ketten,
Ging durch Tod die Himmelsbahn
Uns voran!

All' drum singet,
Daß erklinget
Laut ein allgemeines Lied;
Wesen alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes jubelnd mit;
Singt ein Danklied eurem Meister,
Preis't auch ihr ihn, Himmelsgeister,
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!

J. v. Geissel.

2. Zum Christfeste.

Herr! am Tage deiner Ehren
Woll', umjauchzt von Engelchören,
Deines Kindes Fleh'n erhören.

Sohn der Jungfrau, Sohn der Schmerzen,
Laß in öde, dunkle Herzen
Leuchten Deine Weihnachtskerzen.

Die in stummem Liebesharme
Suchen, wo ihr Herz erwarme,
Oeffne ihnen liebe Arme.

Den Verirrten, geistig Blinden
Wolle eine Leuchte zünden,
Auf daß sie Dich wiederfinden.

Lenke, Herr, den Sinn der Reichen,
Harte Herzen mach' erweichen,
Daß sie Brot der Armut reichen.

Laß, die Dein Gebot uns lehren,
Deiner Liebe Geist verklären,
Und Dein Reich auf Erden mehren.

Die an Gräbern einsam trauern,
Laß vom Glauben sie durchschauern,
Daß die Geister ewig dauern.

Und die, freudelos hienieden,
Gerne von der Erde schieden,
Nimm sie auf in Deinen Frieden!

M. Hutterus.

3. Bethlehem.

Dir, kleines Bethlehem, erklang
Des heil'gen Sehers Lobgesang!
Du warst dem Herren angenehm,
Heil dir, du kleines Bethlehem!

Nicht deiner Thor' und Zinnen Pracht
Hat dich so groß vor Gott gemacht.
Man sah auf deinen stillen Höh'n
Nur fromme Lämmerheerden geh'n.

Hier wandelte mit stillem Sinn
Die holde Aehrenleserin,
Der Mutter Freud' und Trost in Not,
Und bracht' ihr liebreich Milch und Brot.

Umrauscht vom gold'nen Korngefild
Stand Boas, hochgesinnt und mild,
Und gütig, wie sein Ackerland,
Bot er der Armut Herz und Hand.

Hier weidete Isai's Sohn
Die Herde; seiner Harfe Ton
Erscholl auf Bethlems stillen Höh'n
Wie Donnersturm und Lenzesweh'n.

Drum hat zu Ehr' und Majestät
Dich, Bethlehem, dein Gott erhöht:
Daß du, die du die kleinste warst,
Den Herrn der Herrlichkeit gebarst.

In Duft und Himmelsglanz gehüllt
Lag wie ein Eden dein Gefild,
Und über deinen Höhen klang
Der Engel Chor und Lobgesang.

Dir singt, von Dank und Preis durchglüht,
Auch unser Herz ein frohes Lied.
Preis, Ehr' und Lob sei ewig dem,
Den du gebarest, Bethlehem!

A. Krummacher.

4. Ergebung.

Arm, bloß und schwach geboren,
Betritt der Mensch die Welt;
Zum Leiden auserkoren,
Ist ihm sein Los gefällt.
Müht zwischen Wieg' und Bahre
Er noch so sehr sich ab,
Es tragen ihn die Jahre
Früh oder spät in's Grab.

Schmückt seine stolze Scheitel
Auch Ehre, Macht und Geld,
Ach eitel Trug, nur eitel
Ist Alles auf der Welt!
Es kann der eitle Schimmer
Auf Erden nicht besteh'n;
Denn einst ja muß in Trümmer
Selbst Erd' und Himmel geh'n.

Doch geht die Welt in Trümmer,
Versinkt auch Stern um Stern,
Es bleibet Eins uns immer,
Uns bleibt das Wort des Herrn;
Es führt durch Licht und Wahrheit,
Wenn Sonn' und Mond vergeh'n,
Zur Welt der ew'gen Klarheit,
Wo wir den Vater seh'n.

Was uns sein Wort versprochen
Mit hohem Schwur, das hält
Er treu und ungebrochen,
Wenn auch die Welt zerfällt.
Aus dunklem Erdenstaube,
Durch der Verwesung Graus
Und Tod, führt uns der Glaube
An ihn in's Vaterhaus.

Dort werden wir erkennen,
Wie er uns selbst erkannt;
Dort dürfen wir ihn nennen,
Wie er sich uns genannt.
Ein Vater seinem Kinde,
Nimmt er uns an sein Herz;
Vergeben ist die Sünde,
Vorüber Tod und Schmerz.

Die Thränen, die auf Erden
Geprüfte Tugend weint,
Läßt er zu Perlen werden,
Von Engelshand vereint,
Zu der Vergeltungskrone,
Die dort den Sieger ehrt
Mit unverwelktem Lohne,
Der hier sich treu bewährt.

Dort wird des Dulders Klage,
Der hier sich abgemüht,
An dem Vergeltungstage
Zum frohen Siegeslied;
Dort lohnt er alle Sorgen
An Armut, Gram und Leid
Am Auferstehungsmorgen
Mit ew'ger Herrlichkeit.

Kein Aug' hat's je gefunden,
Kein Ohr es je gehört,
Kein Herz es je empfunden,
Wie Gott die Seinen ehrt.
Kein Mund vermag's zu sagen,
Was er uns aufbewahrt,
Wenn treu in Prüfungstagen
Zum End' wir ausgeharrt.

Er, der in unsrer Mitten,
Ein Gott im Fleische, stritt,
Und hoch am Kreuz gelitten,
Wie nie ein Mensch noch litt:
Er ging ja auch durch Leiden
Und Tod zum Licht voran,
Und führt zu seinen Freuden
Durch Leiden uns hinan.

Er starb, auf daß wir leben;
Aus Grab und Todesnacht
Zu Gott uns zu erheben,
Brach er der Hölle Macht.
Daß wir den Himmel erben,
Gab er den letzten Hauch;
Drum nur, wenn wir ihm sterben,
Dann leben wir ihm auch.

Du, der gehorsam worden
Selbst bis zu Kreuz und Tod,
Der uns durch Grabespforten
Die Hand zum Leben bot:
Führ' uns die Bahn der Leiden,
Nur nimm nach müdem Lauf'
In deine Himmelsfreuden
Den matten Pilger auf!

J. v. Geissel.

5. Erlösung.

Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien' mir nächtlich jeder Tag,
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh' im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund' im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finderniß!
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden,
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blüh'n.

Das Leben ward zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demutvolles Kind,
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn Zwei auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Lust zugleich entbrannt;
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drin;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh' der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefang'nen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier;
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der Seine Hand mit uns ergreift,
Und in Sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

Novalis.

6. Am Aschermittwoch.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kranz von Asche dir:
„Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden."

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unter'm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
„Was den Scepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden."

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
„Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden."

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefund'ne dann verfluchen;
Der umhergetrieb'ne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt:
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab:
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verwes't, muß auferstehen!

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entflieh'n,
Vor dem Unsichtbaren knie'n:
O, die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freu'n:
Sollten sie wie Staub verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh' an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde!

J. G. Jakobi.

7. Palmsonntag.

Nun schwinge Siegespalmen und öffne weit dein Thor,
Jerusalem! Dein König, dein Heiland steht davor.
Und breite Festgewänder und Blumen vor ihm aus,
Und gehe ihm entgegen, und ruf' Hosanna aus!

Denn keiner ist dem deinen von allen Fürsten gleich;
Sein Schemel ist die Erde, sein Thron das Himmelreich.
Und was er gibt, ist Segen, und Liebe sein Gebot;
Sein Reich, das ist der Friede, sein Wort ist Lebensbrot.

Und vor des Königs Schritten weicht rings der Erde Qual,
Und Himmelsblumen blühen im kalten Erdenthal.
Der Lahme schreitet wieder; der Blinde grüßt das Licht;
Im Grab erwacht der Todte; sein Lob der Stumme spricht.

Sein Reich ist nicht von heute, vergeht nicht über Nacht;
Vergänglich sind die Zeiten, doch ewig seine Macht.
Und wenn am letzten Tage, bei der Posaunen Ruf,
Auf seinen Wink vergehet, was einst sein Wink erschuf,

Und Alles rings verschlinget die Weltzerstörungsnacht:
Dann erst beginnt zu tagen sein Reich in ew'ger Pracht.
Dann kömmt er auf den Wolken zum großen Weltgericht,
Mit Feuerschwert und Lilien zu scheiden Nacht und Licht.

Dann selig, die gerungen, gestritten und gewacht,
Hosanna ihm gesungen und Palmen ihm gebracht.
Er wird die Sieger zieren mit hochzeitlichem Kleid,
Zum Paradies sie führen, wo endet jedes Leid.

Wo in dem Licht der Sonne die Lebenspalmen steh'n
Und beim Gesang der Engel die Silberwipfel weh'n;
Und glücklich dann die Sieger, die er mit Palmen schmückt
Mit Palmen, ewig blühend, die nie ein Sturm zerknickt.

Sie sind da Siegeszeichen von Gottes ew'gem Licht,
Sie blüh'n im ew'gen Leben und welken ewig nicht.
Drum schwinge heut' ihm Palmen, thu' auf des Herzens Thor,
Jerusalem! — dein König, dein Heiland steht davor.

G. v. Görres.

8. Ostermorgen.

Ostern, lieblich Fest der Auferstehung,
Wieder kommst du, blütenschwer und mild,
Reich an Segen, Zeuge der Verheißung,
Welche Gott gegeben und erfüllt.

Herzen heben sich mit tausend Blüten
Zu dem lichtern Himmelsraum empor,
Herzen, die in Sorg' und Schmerz sich mühten,
Stimmen fröhlich in der Lerchen Chor.

Ueberall ist Heiterkeit und Leben,
Selbst am Grabe sich die Hoffnung regt,
Denn der Glaube will uns wieder geben,
Was mit Thränen wir zum Staub gelegt.

Heilig Fest! Natur und Geist im Bunde
Stimmen fröhlich „Alleluja" an,
Und so manches Herz mit tiefer Wunde
Fühlt jetzt warm, daß es genesen kann.

Wo das Auge schaut, erblickt es Leben,
Ueberall ertönt der Glocken Klang,
Und mein Geist, er fühlt mit süßem Beben
Dieses Ostermorgens Festgesang.

Wohl hat mich der Glocken Ton geladen
Frühe schon zum heil'gen Opfermahl,
Wo die Fülle segensreicher Gnaden
Sich ergoß in freier Liebeswahl.

Dann hinaus vom heil'gen Opfertische
Lenkte sich mein Schritt zum Berg empor,
Und in sonnig-kühler Morgenfrische
Hört' ich still der Schöpfung Jubelchor.

Dorthin, auf den Berg, deß gold'ger Gipfel
Wie ein Freudenfeu'r in's Thal erglänzt,
Winken mir der Bäume hohe Wipfel,
Welche schweigend seinen Fuß bekränzt.

Hehrer Wald, nun rauscht's in deinen Zweigen
Wie ein wundervoller Orgelstrom,
Hohe Wipfel sich hernieder neigen,
Wald und Flur sind wie ein weiter Dom.

Frisch hinauf! Mit dieser Wonn' im Herzen
Muß ich oben noch die Sonne seh'n, —
Ostersonne! Wie viel Leid und Schmerzen
Barg die Welt vor deinem Aufersteh'n!

Oben bin ich! Nur die einz'ge Linde
Krönt den Gipfel, schaut in das Gefild,
Und — o Wunder! — in des Stammes Rinde
Fest verwachsen, birgt sie Christi Bild.

Nieder knie' ich! Möcht' in alle Seelen
Doch Dein Bild so tief verwachsen sein,
Nimmer würde dann die Liebe fehlen,
Und zur Wahrheit würde jeder Schein.

Horch', da tönt aus jenes Thales Enge
Milder Glockenklang mir in das Ohr,
Und versöhnend rufen diese Klänge:
Traure nicht und schau getrost empor!

Aufgegangen ist das Licht der Welten
Und verlöschen kann es nimmermehr,
Ewig, ewig wird sein Strahl uns gelten
Bis zur ernst verheiß'nen Wiederkehr.

Wiederkehr! Jetzt noch mit Osterglocken,
Einst mit der Posaunen mächt'gem Klang!
Möchte dann mit Jubel und Frohlocken
Dich begrüßen Aller Festgesang!

Möchte keine Seele dann verloren,
Und zur Linken hingewiesen sein!
Herr, ich bitte, wer noch nicht erkoren,
Heute laß ihn Dir erstritten sein!

Kellner.

9. Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein **Schiff** durch's wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein **Kreuz** nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer.
Er wankt und rastet nicht!
Und **Glaube** heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das **Hoffnung** heißt,
Die, nach dem Land gerichtet,
Wo einst es friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weis't.

Die Dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend, wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet **Liebe**, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen
Und nimmer es verläßt!
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den Einen
Von Gott erkor'nen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut verheerend,
All' Lebendes zerstörend,
Sich um die Erde schlug: —

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Wenn diese Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf!

v. Diepenbrock.

10. Die sieben heiligen Sacramente.

Sieben Himmelspalmen pflanzte
Gott dem Menschen auf die Erde,
Daß ihm Ruh' in ihrem Schatten,
Speise von den Früchten werde.

Sieben Sonnen hieß er scheinen
In die Erdennacht, die öde,
Daß die finst're Macht der Kälte
Nicht den blinden Wand'rer tödte.

Sieben Quellen hieß er springen
In der Wüste aus dem Sande,
Daß der Wand'rer nicht verschmachte
In des Durstes heißem Brande.

Sieben Kreuz' er aufgerichtet,
Stationen um zu rasten,
Wenn der Erde Kreuz und Leiden
Scharfen Druckes ihn belasten.

Sieben Engel hat der Milde
Als Geleiter uns gegeben,
Uns zu stärken, uns zu führen
Durch den Tod zum ew'gen Leben;

Sieben Flügel uns verliehen,
Die mit mächtig starkem Zuge
Uns zur lichten Sonne tragen,
Wenn der Staub uns hemmt im Fluge.

Siebenfach sei d'rum gepriesen,
Der die Gnaden uns ertheilet,
Der mit sieben Sacramenten
Heiligend die Sünder heilet.

Schon im zarten Mutterarme
Naht dem Kindlein Himmelsgnade,
Mild verzeihend, neu es weihend,
In der **Taufe** heil'gem Bade.

Himmelskraft zum Erdenkampfe,
Helm und Schild zu seiner Schirmung
Reicht die Fülle dann des Geistes
Dem Erstarkten in der **Firmung.**

Wenn er strauchelt, wenn er stürzet,
Von dem Feinde überwunden,
Heilt der Heiland in der **Buße**
Seines Herzens tiefste Wunden.

Naht erbarmend seiner Hütte,
Wenn ihn Durst und Hunger quälen,
Um, als **Speise** selbst ihn speisend,
Gott und Menschheit zu vermählen.

Daß er deines Reiches walte,
Das Verliehene verleihe,
Machst du ihn zu deinem **Priester**
Durch die heil'ge Kraft der **Weihe.**

Harrest seiner am Altare
Bei dem Tausch der Hochzeitringe,
Daß die **Ehe**, gottgesegnet,
Gottgeweihte Blüten bringe.

Wenn er endlich niedersinket
Vor des Todes kaltem Hauche,
Weih'st du ihn mit **heil'gem Oele,**
Daß er auf zum Leben tauche.

Daß er, eine Himmelsflamme,
Sich zum Himmel auferschwinge,
In dem Chore reiner Engel
Lichtgesänge leuchtend singe.

Münster'sches Lesebuch.

11. Trost von Oben.

Wenn in bangen, trüben Stunden
Unser Herz beinah' verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst in unser'm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah',
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu,
Und wir beten nicht vergebens
Auch für der Geliebten Ruh'.

Novalis.

12. Gott der Erhalter.

Kein Thierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'st sie alle werden,
Und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust;
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Vor dir kömmt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm;
Zum Dank für Lebenswonne
Ist kein's zu klein und arm.

Sonn', Mond geh'n auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.

Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöthen schwebt,
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: „Werde!"
Und bläs't das Lichtlein aus.

Kein Sperling fällt vom Dache,
Ohn' dich vom Haupt kein Haar;
O theurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!

Erhalt' uns frei von Sünden,
Schütz' uns vor jähem Tod,
Daß wir den Himmel finden
Bei dir, nach letzter Noth.

Brentano.

13. Deutsches Lied.

Hat tändelnd Glockenspiel, hat Zithertönen
Mein Ohr in lust'ger Weise leicht umklungen —?
„'s ist fränkisch Lied, am Seinestrand gesungen!
Dem leichten Sinn genügt ein leichtes Spiel,
Ein ernsteres Gemüth sucht sich ein würd'ger Ziel!"

Was klingt so hold die Alpenhöh'n herüber?
O süße Lust, o himmlisch schöne Lieder!
„'s ist welscher Sang! — Wie Flöten tönt er wieder;
Die Sinn' umwogt ein Heer von Harmonie:
Das Ohr entzückt es wohl, das Herz befriedigt's nie."

Was brauset durch den Eichenhain daher,
Mit Donnerskraft und tobend wie das Meer? —
„'s ist deutsches Lied, machtvoll und inhaltschwer!"
Was stürmt's so wild? „Es will zu Sternen dringen;
Was keines wagt, das wagen seine Schwingen."

„Es reißt den Geist auf schwindelnd steile Höh'n,
Am Urquell alles Lichts sich zu entzünden;
Doch auch das Tiefste weiß es zu ergründen,
Und aus dem wilden Kampf der freien Töne
Hebt sich verklärt im reinen Glanz das Schöne."

„Und Wohllaut wohnt in ihm und Himmelsweihe,
Zum Tempel wird die Brust, ein heilig Sehnen
Ergreift den Geist und lockt die Lust der Thränen:
Sein Flügel rauschet über Grab und Zeit,
Ein Ziel glänzt sonnenhell, es heißt: Unsterblichkeit."

So nimm mich hin und meine ganze Seele!
Mein glühend Herz, mein Leben weih' ich dir;
Ein heit'rer Strahl des Himmels bist du mir.
Ja, deutsches Lied, du mußt den Preis erringen,
Dich schuf das Herz: — sein Lied nur kann gelingen.

Zedlitz.

14. Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein and'rer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde, rauschest ganz allein
In athemlosem Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüte fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort, du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blütendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen.
Doch ewig kannst du stolz und froh
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir, Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blüh'n,
Umwallt er Berg und Gründe;
Will deinen Sprößling auferzieh'n,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
Ist dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!

J. G. Jakobi.

15. Marienlied.

O Maria, meine Liebe!
Denk' ich recht im Herzen dein:
Schwindet alles Schwer' und Trübe,
Und wie heller Morgenschein,
Dringt's durch Lust und ird'schen Schmerz
Leuchtend mir durch's ganze Herz.

Auf des ew'gen Bundes Bogen,
Ernst von Glorien umblüht,
Stehst du über Land und Wogen;
Und ein himmlisch Sehnen zieht
Alles Leben himmelwärts
An das große Mutterherz.

Wo Verlass'ne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht,
Den vor Allen läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wüthet wildverkehrter
Sünder frevelhafte Lust,
Da durchschneiden neue Schwerter
Dir die treue Mutterbrust;
Und voll Schmerzen flehst du doch:
Herr, vergib, o schone noch!

Deinen Jesus in den Armen,
Ueber'n Strom der Zeit gestellt,
Als das himmlische Erbarmen,
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menschen mich verlassen
In der letzten, stillen Stund',
Laß mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus! —

J. v. Eichendorf.

16. Auf dem Lago maggiore.

Träumend schwanken die Kronen
Der Cypressen auf der Höh'!
Goldschimmernde Citronen
Glüh'n aus dem Laub am See.

Vom Berg und aus den Klüften
Quillt leiser Glockenklang,
Wie wenn hoch in den Lüften
Verhallt der Schwäne Sang.

Und wenn die Töne der Glocken
Hinsäuseln über die Flut,
Dann hebt von den schwarzen Locken
Der Steuermann den Hut.

Es murmeln seine Lippen
Halblaut eine Ave Marie,
Er kreuzt vor den schroffen Klippen
Die Brust, und beugt das Knie.

Am Riff auf zack'gem Steine
Steht der Madonna Bild,
Umzirkelt von goldnem Scheine,
Und segnet den Schiffer mild.

Von ihrer Stirne glänzet
Die Krone von Flitter und Schmelz,
Und ihren Fuß umgränzet
Mit Epheu der starre Fels.

Im Spiegel des Seees zittern
Die zum Segen erhobene Hand,
Der Krone Silberflittern,
Die braune Felsenwand.

Mein Herz bebt, in der Welle
Das Bild der Königin — —
Ueber Italiens Schwelle
Gleitet die Barke hin.

Fr. v. Gaudy.

17. Arche des Bundes (fœderis arca).

Bundes-Arche, unverhüllte,
Wunderbare, Gotterfüllte,
Gnadenvolle, Segensreiche,
Mit des ew'gen Friedens Zweige;
Lichtumflossen, sonnenhelle,
Mit des Heiles ew'ger Quelle,
Mit des Lebens duft'gen Bronnen,
Mit des Manna's Himmelswonnen;
Zufluchtsstätte, immer offen,
Du des Sünders einzig Hoffen,
O Maria, mit dem süßen,
Lieben Kinde, laß dich grüßen! —

Ach, viel' dunkle Wogen thürmen
Sich in schauerlichen Stürmen
Um den Nachen, d'rin wir schiffen,
Und an Klippen und an Riffen
Droht ihm Unheil und Verderben, —
Tausend Feinde lauernd werben;

All' des Abgrunds Ungeheuer
Scharen sich um Kiel und Steuer,
Und die Hölle will es wehren,
Daß wir nach der Heimat kehren,
Nach der Heimat, deren Sterne
Grüßen aus der weiten Ferne! —

Armes, schnellverhauchtes Leben,
Soll ich deinen Schleier heben?
Ueberall Gefahr und Bangen,
Kummervolle, bleiche Wangen,
Hülfeschreiend alle Zungen;
Hände, bang emporgerungen;
Augen, wund von bittern Thränen;
Herzen, krank von heißem Sehnen;
Seelen, ganz erschöpft von Leiden
Todesmüd' von ew'gem Streiten,
Ach, und bis zum Sterbebette
Keine Ruh'- und Friedensstätte!

Ach, wir wären All' verloren,
Hätt' Maria nicht geboren
Den, der für der Sünder Leben
Sich zum Opfer hingegeben,
Und dann in der Opferstunde
Feierlich dem neuen Bunde,
— Daß Vertrau'n wir sollten fassen, —
Sie als Arche hinterlassen,
In das Herz, das seine Wiege
Einst gewesen, alle Siege
Seines Blutes für uns tragend,
Nie Erbarmen uns versagend!

Wenn es diesen Trost nicht fände,
All' das Elend ohne Ende,
Das der Sünde gift'gem Samen
Einzig danket seinen Namen:
Ewig blieben wir Verbannte,
Jammernd nach dem Vaterlande!
Aber jetzt wir voll Vertrauen
Auf die Bundes-Arche schauen,
Und vor Gottes Zorngerichten
An das Mutterherz wir flüchten,
D'rin durch Jesu Todeswunden
Heil die ganze Welt gefunden! —

Sei gegrüßt, Gebenedeite,
Die Gott selbst so rein sich weihte;
Sei gepriesen, hoch erhoben,
Du, die Erd' und Himmel loben;
Sei gesegnet ohne Ende,
Du, durch deren milde Hände
Gott die Gnaden der Erlösung
Einzig spendet, und Genesung
Allen bietet, die da siechen
Und der Sünde Tod erliegen
Ewig würden, wenn dein Flehen
Nicht sie ließe Rettung sehen.

Sammle aller Herzen Reue,
Stärke aller Seelen Treue;
Unsern Glauben unterstütze,
Uns're Hoffnung schirm' und schütze,
Führ' zu Gott zurück die Triebe
Aller irrgegang'nen Liebe;
Bitte, daß der wahre Frieden
Allen Menschen sei beschieden;
Sorge, daß wir unser'm Leben
Stets nach Gott die Richtung geben,
Und ein sel'ger Tod erwerbe
Einst uns der Verheißung Erbe! —

Gedeon v. d. Haide.

18. Spanisches geistliches Lied.

Führe mich, Kind, nach Bethlehem!
Dich, mein Gott, dich will ich seh'n.
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich zu dir zu geh'n?

Rüttle mich, daß ich erwache,
Rufe mich, so will ich schreiten:
Gib die Hand mir, mich zu leiten,
Daß ich auf den Weg mich mache,
Daß ich schaue Bethlehem,
Dorten meinen Gott zu seh'n.
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich zu dir zu geh'n?

Von der Sünde schwerem Kranken
Bin ich träg' und bin beklommen;
Willst du nicht zu Hülfe kommen,
Muß ich straucheln, muß ich schwanken.
Leite mich nach Bethlehem,
Dich, mein Gott, dich will ich seh'n,
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich zu dir zu geh'n?

Uebersetzt von Heyse.

19. Die Wallfahrer.

Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Die Vögel im Gebüsche schweigen,
Es sucht der Hirsch den Waldquell kühl
Und lagert unter schatt'gen Zweigen.

Vom Staub ist 's Hag am Wege weiß,
Die Eidechs' sonnt sich am Gemäuer,
Seelilie senkt die Blätter heiß,
Steht dürstend in dem trock'nen Weiher.

Horch, fernher tönt ein frommer Klang,
Ich höre Mutter-Gottes-Lieder,
Wallfahrer sind's, ihr heller Sang
Hallt in das Thal vom Berge nieder:

Ein Greis, das Haupt entblößt und kahl,
Drei blonde Mädchen mit ihm gehen,
Ein jedes trägt bei sich sein Mahl:
Vertrocknet' Brot und wen'ge Schlehen.

Ihr fühlet nicht der Sonne Brand,
Auch nicht des weiten Weges Mühen
Und nicht den heißen Felsensand —
Im Herzen flammt ein tiefer Glühen.

Fort, hin zur Mutter Gottes mild,
Drängt euch ein wundersames Sehnen,
Ihr müsset bei dem Gnadenbild
Ausschütten euer Herz und Thränen.

Zieht ungestört zum Wallfahrtsort,
Singt eure schlicht einfält'gen Weisen,
Was Welt nicht gibt, das wird euch dort,
D'rum, Welt, o störe nicht dies Reisen!

Dort quillt ein Born, der Herzen krank
Gesundheit schnell kann geben,
Ein immer frischer Labetrank
Mit auf die Reis' durch's Leben.

Und kommt Ihr hin, wo hinter Bergen rauh
Uns fließt des Himmels Gnadenquelle,
Dann grüßt mir dort auch Uns're liebe Frau,
Und sprecht ein Ave mir in der Kapelle.

A. Werfer.

20. Die Welten.

Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen des Oceans!
Wir kennen dich nicht!

Wo beginn' ich, und ach! wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh' unter
In deiner Welten Ocean!

Wie schön und wie hehr war diese Sternennacht,
Eh' ich des großen Gedankens Flug,
Eh' ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?

Mich, den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem großen Gedanken!

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb' an dem fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht noch das Meer fürchterlich still.
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht!
Und die eherne Brust bebt ihm.

Er stürzt an dem Maste,
Bleich, die Segel herab.
Ach! nun kräuselt sich
Das Meer' und der Sturm ist da!

Donnernder rauscht der Ocean als du, schwarzer Olymp! *)
Krachend stürzet der Mast!
Laut heulend zuckt der Sturm!
Singt Todtengesang!

Der Pilot kennet ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich!
Ach die letzte, letzte bist du! Das Schiff geht unter!
Und den Todtengesang heult dumpf fort
Auf dem großen, immer offenen Grabe der Sturm.

Klopstock.

21. Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft mußt' ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden;
O lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir an's Herz.

Novalis.

22. Ostermorgen.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Chor der Weiber.

Mit Specereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir.
Ach, und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach Oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah';
Ach, an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da!
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach, wir beweinen,
Meister, dein Glück!

*) Das Rauschen des Oceans ist noch fürchterlicher als der Donner.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Aus der Verwesung Schoß
Reißet von Banden
Freudig euch los!

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Göthe.

23. Auferstehen.

Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh';
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't,
Der Herr der Ernte geht,
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweck'st du mich.

Wie den Träumenden wird's dann mir sein.
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler, dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme:
Halleluja!

Klopstock.

24. Dein bin ich.

Ich nehme, was du mir bestimmst,
Ich lasse fahren, was du nimmst;
Wohin du führst, will ich auch ziehen,
Was du verbeutst, das will ich fliehen.
Mach's, wie du willst, ich bin's zufrieden,
Nur daß wir bleiben ungeschieden.

Ich will nicht, was mein Wille will,
Nur deinen Willen fromm und still
Mir stets zur Richtschnur ausersehen,
Niemals auf eig'nen Wegen gehen;
Ich will, geführt von deinen Händen,
Beginnen, fortgeh'n und vollenden.

Ich wär' ein Thor, wenn ich auf mich
Vertrauen wollte, nicht auf dich.
Ich hab' mich hundertfach belogen,
Verführt, verrathen und betrogen,
Ich hab' auf selbsterwählten Wegen
Noch nie gefunden Heil und Segen.

Doch du, Herr, hast mich wohl bedacht,
Hast Alles recht und gut gemacht.
Wie oft bist du mir ungebeten
In den verkehrten Weg getreten!
Hätt'st du dich mein nicht angenommen,
Ich wäre nicht zu dir gekommen.

Spitta.

25. Geistliches Liebeslied.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Wieder aus dem Fall gebracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' ich noch geschaffen war;
Liebe, die als Mensch geboren,
Mir wollt' gleichen ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin;
Liebe, die mir hat gebunden
Seel', Gedanken, Red' und Sinn:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die sich ewig übet,
Wie sie mir als Lösgeld nützt;
Liebe, die mich ewig liebet
Und die Seele mir beschützt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erheben
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umgeben
Mit dem Glanz der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Angel. Silesius.

26. Des Kreuzes Kraft.

Wohin des Kreuzes Samenkörner sanken,
Entsproßt dem Grund, belebt vom Glaubensstrahle,
Zum Himmel strebend stolz die Kathedrale,
Gleich mächt'gem Urwald heiliger Gedanken;

Da schlingen Rosen, Lilien Wunderranken,
Die Sonne gießt aus farbenglüh'nder Schale
Mystischen Glanz um der Altäre Male,
Durchbrochen scheinen alle Erdenschranken.

Hoch steigt des Thurmes zauberleichter Bau,
Ob dem besiegten Drachen steh'n die Heere
Der Heiligen, umwogt von Himmelblau;

Er strebt und strebt, bis seiner Sehnsucht Gluten
Die Lilienkron' entfalten, sich im Meere
Des warmen Aethers blühend zu verbluten.

* * *

Tritt ein mit mir! Wie stark der Säulen Heere
Zu der gestirnten blauen Wölbung ragen!
So stark wie jene, deren Bild sie tragen
An fester Brust, das sinn-bedeutungsschwere.

Wie der Apostel Chor, der ernste, hehre,
Sich schaarte um den Herrn in alten Tagen,
So stehen sie, versteinte, heil'ge Sagen,
Um's Heiligthum, sein Schirm und seine Wehre.

Verschwunden ist die todte Bundeslade
Vor'm lebenspendenden, dem Himmelsbrot,
Der fleischgewordenen, der ew'gen Gnade;

Er, dem der Menschengötter Bilder sanken,
Der Gottmensch thront in reinem Licht, umloht
Von seiner Liebe göttlichen Gedanken.

* * *

Sieh! mit dem Kelch tritt in des Chores Hallen
Der Priester ein im weißen Festgewand,
Der Altar flammt im hellen Kerzenbrand,
Die Orgel rauscht, die heil'gen Lieder schallen.

Wie Lilien, wenn Frühlingslüfte wallen,
Die Krone neigen zu des Seees Rand,
So neigt sich jedes Haupt, und jede Hand
Schlägt fromm die Brust, und Andacht wohnt in Allen.

Und kannst du, wenn zum Herrn wie Lerchenschmettern
Das Gloria in excelsis jubelnd klingt,
Vom Herrn, der nicht mehr naht in Sturm und Wettern;

Wenn dreimal Sanctus wogt zum Gottessohne,
Wenn sehnsuchtsvoll zu ihm jed' Herz sich schwingt,
Ihm trotzen in des Stolzes Flitterkrone?!

Luise v. Plönnies.

27. Pergolese. *)

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron:
Da erbraust in prächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:
„Christi Mutter stand mit Schmerzen
„Bei dem Kreuz und weint' von Herzen,
„Als ihr lieber Sohn da hing;
„Durch die Seele voll von Trauer,
„Seufzend unter Todesschauer,
„Jetzt das Schwert des Leidens ging."

Und der Gottes-Mutter Schmerzen
Rühren mächtig Aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt;
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmuth Thräne quillt.
„Ist ein Mensch auf weiter Erden,
„Der nicht muß erschüttert werden,
„Wenn er diese Mutter denkt:
„Wie sie ganz von Weh zerschlagen
„Bleich da steht, ohn' lautes Klagen,
„Nur in's Leid des Sohns versenkt?" —

Frommer Schauer, heil'ges Bangen
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Seh'n wir zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.
„O du Jungfrau der Jungfrauen!
„Wollst in Liebe mich anschauen,
„Daß ich theile deinen Schmerz;
„Daß ich Christi Tod und Leiden,
„Marter, Angst und bitt'res Scheiden
„Fühle, wie dein Mutterherz!" —

Horch, da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr;
Erdwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

*) Starb 1736 zu Puzzuoli; Componist des Stabat mater.

„Mach', daß mich sein Kreuz bewache,
„Daß sein Tod mich lebend mache,
„Mich erwärm' sein Gnadenlicht;
„Daß die Seele frei mög' fahren
„Zu den hellen Himmelsschaaren,
„Wenn mein sterbend Auge bricht."

E. Geibel.

28. Der Frühling.

Vom Himmel steigt hernieder beim ersten Frühlingswind
Ein liederreicher Sänger, ein junges Königskind.
Von reinster Himmelsbläue erglänzet sein Gewand,
Die Säume dran sind golden und bunt das Gürtelband.

Von Lilien und von Rosen gar eine schöne Kron' —
Die trägt auf seinem Haupte der junge Königssohn;
Und seine Harfe glänzet wie weißer Mondenschein,
Geziert mit goldnen Saiten von Sonnenstrahlen fein.

In seiner Hand das Scepter — das ist ein Wunderstab;
Wenn er die Saiten rühret, sproßt Leben aus dem Grab.
Die schnellsten Boten gehen dem Sänger froh voran;
Ihn künden leichte Schwalben und warme Lüftchen an.

Das Volk zieht ihm entgegen; die Kinder jubeln laut;
Ihn grüßt der Greis auf Krücken, ihn grüßt die junge Braut.
Und singend seine Lieder zieht er der Schaar voran,
Durch Felder, Thäler, Wälder den luft'gen Berg hinan.

Dort setzt der Held sich nieder im goldnen Sonnenstrahl,
Und singt die frohsten Lieder hinunter in das Thal:
„Ein König, groß und mächtig, hat mich daher gesandt,
Daß ich das Leben wecke hier in dem schönen Land.

„Wacht auf, wacht auf, ihr Thäler, vom Winterschlaf so kalt,
Und ziere dich mit Blumen, du Wiese, Feld und Wald!
Wach' auf, wach' auf zum Lichte, du nachtumhüllte Saat!
Spross' auf in tausend Halmen! Die Zeit des Maien naht!

„Wacht auf, wacht auf, ihr Schläfer, zu Thaten aus der Ruh'!
Euch ruft's ein Bote Gottes, der Frühling ruft's euch zu." —
So singt vom hohen Berge der Sieger hell und klar;
Durch alle Thäler tönet die Harfe wunderbar.

Die Lieder sind wie Strahlen; sie dringen allwärts ein,
Und locken bunte Blumen aus todtem Felsenstein.
Dem kalten Schnee der Alpen wird bei den Tönen heiß:
Es rinnen klare Bäche aus seinem ew'gen Eis.

Die Saiten klingen wieder tief in des Menschen Brust,
Und wecken alte Lieder von ew'ger Frühlingslust.
Erwachet drum, ihr Schläfer, zu Thaten aus der Ruh'!
Euch ruft's ein Bote Gottes, der Frühling ruft's euch zu!

Fr. Pocci.

29. Wiegenlied.

Schlafe, Herzliebchen, mein rosiges Kind!
Schlafe, in Blüten da säuselt der Wind;
Frühling umschwebt dich mit flüsterndem Gruß,
Frühling umhaucht dich mit Blüten und Kuß.

Vögelein singen im wirbelnden Chor,
Fliegen dann fröhlich zum Himmel empor;
Wenn dann im Garten kein Blättchen sich regt,
Leise dein Schutzgeist sein Flügelpaar schlägt,

Brüderchen naht dann mit schwebendem Schritt,
Bringet dir Rosen und Lilien mit,
Legt dir die Lilien auf's klopfende Herz,
Daß sie dich schützen vor Sünde und Schmerz.

Brüderchen blicket dann liebend dich an,
Wie es im Leben so freundlich gethan,
Schwebet dann wieder holdselig und schön
Heim mit den Engeln zu himmlischen Höh'n.

Schlafe, Herzliebchen, schlaf' ruhig, mein Kind!
Schlaf', in den Blüten da säuselt der Wind;
Brüderchen lächelt vom Himmel herab,
Frühling streut Rosen auf Wiege und Grab.

L. v. Plönnies.

30. Die Decke.

Seht, der Frühling kommt geflogen,
Rosenkränze in dem Haar,
Hat die Erde überzogen
Mit der Decke wunderbar.
Schön von Blüten ist gewoben
Diese Decke sanft und grün,
Von der Himmelsdecke droben
Strahlt der Sonne mildes Glüh'n.

Reich besetzt zum frohen Mahle
Ist die Decke der Natur,
Wenn von Sommers heißem Strahle
Glühet die entblühte Flur.
Alles strahlt in lichten Farben
Von der Sonne Demantglanz.
Auf die reichen goldnen Garben
Legt der Herbst den Traubenkranz.

Doch der Winter streift die Blüten
Von der jüngst so schönen Flur,
In der Stürme rauhem Wüthen
Zagt die sterbende Natur,
Und der Winter hüllt die Erde
In die Decke weiß und rein,
Daß sie schlumm're, bis sie werde
Wieder wach im Frühlingsschein.

Also hüllt in weiße Decke,
Gleich dem Winter, uns der Tod,
Doch, daß sie das Herz nicht schrecke,
Strahlt auch uns ein Frühlingsrot.
Wenn die letzte Decke sinket,
Die den Himmel uns noch barg,
Wiedersehens Wonne winket,
Und es schwindet Tod und Sarg.

L. v. Plönnies.

31. Die Bäume.

Ich hab' die Bäume gar zu gerne
Und freu' mich ihrer wie ein Kind,
Weil ich aus ihrem Treiben lerne,
Daß sie des Menschen Freunde sind.

Den Knaben schon erfüllt's mit Wonne,
Sein Herz und Auge lacht entzückt,
Wenn in des jungen Lenzes Sonne
Der Baum mit Blütenschnee sich schmückt.

Und sieht der Jüngling oft betroffen
Auf seiner Bahn das Glück entflieh'n,
So zeigt der Baum auf neues Hoffen
Mit seinen grünen Armen hin.

Wenn in des Mittags heißer Schwüle
Des Mannes Kraft ermattet sinkt,
So ist's der Bäume Schattenkühle,
Die liebevoll zur Rast ihm winkt.

Und wenn der Greis für seinen Jammer
Im Winter Trost und Hülfe sucht,
So wärmen Bäume seine Kammer
Und nähren ihn mit ihrer Frucht.

Sinkt dann am Schluß der Erdenträume
Der Müde zur ersehnten Ruh',
So senden ihm die guten Bäume
Sechs Bretter für sein Bettchen zu.

Und liegt er endlich längst vergessen
Im Stübchen unterm Rasendach,
Dann weinen Weiden und Cypressen
Ihm noch so manche Thräne nach.

Zusner.

32. Ueber Nacht.

Ueber Nacht, über Nacht
Fällt ein Thau so kühl und sacht!
Wo die welken Blümlein nicken,
Wird ihn Gottes Liebe schicken,
Leise lindernd, kühl und sacht.
Ueber Nacht, über Nacht
Fällt ein Thau so kühl und sacht.

Ueber Nacht, über Nacht
Blüht ein Blümlein still und sacht.
Ist der Morgen aufgegangen,
Wird's in hellem Glanze prangen,
Wenn die frohe Sonne lacht.
Ueber Nacht, über Nacht
Blüht ein Blümlein still und sacht.

Wie Gott will, wie Gott will!
Blume halt' dem Gärtner still;
Kommen trübe Thränenschauer,
Blume, nicht vergeh' in Trauer,
Deines Morgens denke still.
Wie Gott will, wie Gott will!
Blume, halt' dem Gärtner still.

Wie Gott will, wie Gott will!
Halt' auch ich dem Gärtner still;
Ich, die Blum' in Gottes Garten,
Will den Segen still erwarten,
Bebe nicht und hoffe still.
Wie Gott will, wie Gott will,
Halt' auch ich dem Gärtner still.

Wandle du, wandle du,
Lieber Mond, in lichter Ruh'!
Fröhlich will ich auf dich sehen
Und wie du die Wege gehen,
Still und licht in Gottesruh'.
Wandle du, wandle du,
Lieber Mond, in lichter Ruh'!

H. Kletke.

33. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil uns're Augen sie nicht seh'n.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n:
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch.

M. Claudius.

34. Winterlied.

Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird's mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt.

Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Kerker fleugt
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich Alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan,
Der Fluß gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her
Und sonnet sich im jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die junge Saat empor
Und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schoß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt,
Natur so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Auf, munt'res Roß, nun renne frisch!
Ich witt're schon den frohen Tisch;
Der goldne Haber harret dein,
Und mein der goldne deutsche Wein.

F. L. v. Stolberg.

35. Abendlied.

Die Lüfte hauchen kühl und mild
Vom dunkeln Buchenwald;
Es zittert auf dem See sein Bild,
Mit Abendroth durchstrahlt;
Das Schilfrohr säuselt zu dem Tanz
Der Welle, die es biegt,
Indeß auf ihm mit regem Schwanz
Sich leicht die Bachstelz' wiegt.

Hier rauscht des Seees Melodie,
Hier tönt der Vögel Klang,
Es wird in dieser Symphonie
Mein Athem selbst Gesang.
Mit jener Ente tauchet sich
Mein froher Geist hinab
Und wieget mit den Vöglein sich
Am Schilfe auf und ab.

Gelöst vom Joche kommen nun
Die heißen Gäule dort;
Es scheucht der Hengst das Wasserhuhn
Aus schwanken Binsen fort.
Vom Blumenhügel kommen hier
Die Schafe zu der Flut;
Mit starkem Nacken kühlt der Stier
Im Wasser seine Glut.

Sieh, wie der edle, schöne Schwan
Mit weißem Fittich prahlt,
Er schimmert wie der Silberkahn,
Der dort am Himmel strahlt;
Zwei graue Kinder folgen nach,
Die Mutter schließt das Heer,
Der Vater theilt die Flut gemach,
Stolz wie ein Schiff im Meer.

Frei, wie ihn Gott der Herr erschuf,
Weiß er von keinem Herrn,
Doch kennt er meiner Stimme Ruf
Und kommt zu mir von fern.
Die Ente flieget schnell herbei;
Es harren meiner Hand
Der Karpfen und die goldne Schleih'
Und drängen sich an's Land.

Es freut sich, was sich freuen kann,
Und Alles kann sich freu'n;
Denn Gottes Athem weht uns an,
Wir sollen freudig sein.
Die alte morsche Weide nickt
Mit ihrem Silberhaar
Und fühlet sich vom Thau erquickt
Und lockt der Mücken Schar.

Aus ihren hohlen Aesten kreucht
Die düst're Fledermaus,
Trinkt kühle Luft, und keuchend fleugt
Sie aus dem Nest heraus;
Sie senkt des Flügels Zacken, schweift
Mit wilder Scheu und saugt
Ertränkte Mücken ein und streift
Den See, indem sie taucht.

Die Erlen athmen süßen Duft,
Besprengt mit kühlem Thau;
Es tränkt der grauen Dämm'rung Luft
Den Hügel und die Au'.
Es sauget jedes Blümelein
Im Felde, klein und groß,
Ein perlenrundes Tröpfchen ein
In seinen reinen Schoß.

Und schließet dann sich klüglich zu
Und schläft die kurze Nacht,
Und hüllet sich in sanfte Ruh',
Bis daß der Tag erwacht.
Am hohen Himmel aber blüht
Die schöne Sternenau',
Wo Sonne neben Sonne glüht
Auf dunklem Himmelblau.

Vom hohen Himmel strahlen sie
Empfindung mir in's Herz,
Mit Flammenseilen ziehen sie
Die Seele himmelwärts.
Noch säugt die Erd' als Amme mich
Und lullt mich freundlich ein;
Bald führt ein sanfter Schlummer mich
Zum Vater selbst hinein.

F. L. v. Stolberg.

36. Mailied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain;
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Ueber grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend gerötet,
Wankt im spiegelnden Bach der Baum.

Alles tanzet vor Freude:
Dort das Reh auf der Heide,
Hier das Lämmchen im Thal,
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Kommt, Gespielen, und springet,
Wie die Nachtigall singet;
Denn sie singet zum Tanz.
O geschwinder, geschwinder!
Rund herum, wie die Kinder:
Ringel Ringelein Rosenkranz.

J. H. Voß.

37. Der liebende Schöpfer.

Was singt ihr Vögel so mit Macht?
Wem singet ihr so früh?
Ihm, der sie froh und frei gemacht,
Dem Schöpfer singen sie.

Wem blüht ihr Blumen auf der Au?
Wem duftet ihr so früh?
Der ihnen Farben gab und Thau,
Dem Schöpfer duften sie.

Wach' auf, o Herz, erwache, Geist,
Sieh, was er dir gethan!
Der aller Schöpfung Schöpfer heißt,
Blickt dich als Vater an.

Blüh' auf, schwing' auf dich über Luft
Und Sonn' und Himmelblau,
Du, mehr als aller Blumen Duft,
Als Sang und Morgenthau.

Du, als die Schöpfung lieblicher,
Unendlicher als sie,
Wer ist, wie du? Du bist wie er,
Der dir sein Bild verlieh.

Fall' an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schoß;
Du bist in Vaters Lieb' und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.

Und gehe fort an seiner Hand
In Lieb' und Güte fest;
Wird ihm sein eig'nes Herz entwandt,
Alsdann er dich verläßt.

J. G. Herder.

38. Poesie und Musik.

Es wallet über die Erde
Ein liebliches Schwesternpaar,
Es sprossen auf ihrer Fährte
Viel Blümlein licht und klar.

Sie können sich nimmer scheiden,
Sie wandeln Hand in Hand,
In Freuden, wie in Leiden
Umschlingt sie festes Band.

Die Eine denket und sinnet
Im träumerischen Gemüth,
Und ihre Gedanken spinnet
Sie lächelnd zum holden Lied.

Sie flüstert es der Andern
Gar traut in's Schwesterohr:
Und wie sie wallen und wandern,
Da wird's zum rauschenden Chor.

Da schallen des Liedes Klänge
Hinaus über Berg und Thal;
Es wird die Welt zu enge
Für all' den Liederschall.

So schaffen die zwei im Bunde
Des Lebens höchsten Genuß,
Es gehet von Munde zu Munde
Ihr ewiger Freundeskuß.

W. Reuter.

39. Abendlied.

Wie so leis' die Blätter weh'n
In dem lieben stillen Hain!
Sonne will schon schlafen geh'n,
Läßt ihr gold'nes Hemdelein,
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entschlummert über'm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen,
Zwischen bunten Kieseln kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen, zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest!
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz'- und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über Alle wacht.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Und so zieh'n wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit
Aus des Hofes eitlem Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruh'n in deinem Arm.

Cl. Brentano.

40. Schneeglöckchen.

I.

Schneeglöckchen, seh' ich dich ersteh'n,
Durchzieht mich tiefer Wehmuth Weh'n,
Denn kaum vom Sonnenstrahl erquickt,
Dich heut noch kalter Nord zerknickt.

Da sinkst du hin auf Schnee und Eis,
Du zartes Blümchen blendend weiß;
Kaum aufgeblüht, verwelkest du
Schließ'st still dein duftend Kelchlein zu.

Kaum freust du dich des Sonnenlichts,
Und schon an Festigkeit gebricht's;
Es kommt vom See der kalte Wind
Und bricht dir 's Herz, du Frühlingskind.

O manch' ein Herz auch früh erblüht,
Doch bald es kalter Nord umzieht,
Und Kraft zum Kampfe hat es nicht,
Drum gleich im ersten Sturm es bricht.

II.

Kaum wärmt der erste Sonnenstrahl
Das hart gefror'ne Land,
Da schon ein zartes Blümchen sich
Den Weg zum Lichte fand.

Die harte Rinde bricht's entzwei
Mit Muth und frischer Kraft,
Und siehe, bald entwindet sich
Ein Glöcklein seiner Haft.

Bald thut's sein blendend Kelchlein auf
Und hebt's empor zum Licht;
Doch neigt's noch zitternd sich vor ihm
Und traut sich selber nicht.

Sein reines Haupt in frommem Sinn
Es still zur Erde neigt,
Als fühlt' es tief, daß Kraft und Muth
Vom Licht ihm dargereicht.

Und flieht das Licht, dann birgt es sich
In seiner Blättchen Grün,
Als könnt' es nur im Sonnenlicht,
Im Gnadenstrahle blüh'n.

O sieh' der reinen Demuth Bild,
Die nimmt und schafft und schweigt,
Die vor dem Licht der Gnade sich
Anbetend niederbeugt.

In eig'nen Augen ohne Werth
Traut sie sich selber nicht;
Sie hat kein eigen Leben mehr,
Sie lebt vom Himmelslicht!

Luise Gerhardy.

41. Frühlingslust.

Wenn der Frühling sich ergießet
Ueber Feld und Wald,
Und die Luft von muntern Liedern
Ringsum wiederhallt —,
Sollt' das Herz wohl stille liegen
In dem Kämmerlein?
Sollt' in ihm nicht auch der Frühling
Eingekehret sein?

O gewiß, wenn Maienglöckchen
Klingen, regt sich's auch,
Froh erbebt's, wenn süß die Rose
Würzt den Morgenhauch.
Hat es auch ja seine Blüten
In der jungen Brust;
Muß drum dankerfüllet singen
Ob der Frühlingslust.

Singen muß es ob der Liebe,
Die's so warm durchglüht,
Singen muß es von dem Sehnen,
Das in ihm erblüht.
Singen von dem ew'gen Frühling,
Der ihm dort erglänzt,
Von der Liebe, die sein Leben
So mit Freud' umkränzt.

Singen muß es von dem Glücke,
Deß es sich bewußt,
Singen von dem heil'gen Frieden
In der stillen Brust,
Singen von dem sel'gen Leben,
Das es jetzt umgibt,
Und von all' den Himmelswonnen,
Die es fühlt, weil's liebt.

L. Gerhardy.

42. Vergißmeinnicht.

Aus des Baches klarer Flut
Strahlet mild des Himmels Bläue,
Hat er sich hineingesenkt,
Tief hinein mit Lieb' und Treue.

Dieses Blau ein Blümchen schafft,
Das in seine Farb' gekleidet
Treu am Quellenrande hält
Und bald stirbt, wenn man es scheidet.

O ein blau Vergißmeinnicht
Kann nie von der Quelle lassen,
Und ein ächt Gedenken muß
Stets ein Thränenquell umfassen.

L. Gerhardy.

43. Wogen und Wolken.

I.

Laß die Wolken immer ziehen
Weithin über alle Welt,
Ueber ihnen glänzen Sternlein
Ewig klar am Himmelszelt.

Laß die Wogen hoch sich thürmen,
Brausend dräu'n in wilder Wuth;
Tief im Meere ist's doch ruhig,
Tobet nicht der Wasser Flut.

So ist auch in gläub'ger Seele
Ruh' und Frieden mir erblüht, —
Zage nicht ob Sturm und Wechsel; —
Fest in Gott ruht mein Gemüth.

II.

Wolken zieh'n am Himmel her,
Düster wie die Nacht,
Doch ein ewig Strahlenmeer
Ueber ihnen lacht.

Wogen peitscht des Sturmes Wuth
Zu den Wolken hin:
In der Tiefe schläft die Flut,
Ew'ge Ruh' ist drin.

O, so hat auch manch' ein Herz
Wolken, Wogenflut;
Doch im Grunde über'm Schmerz
Gottesfrieden ruht.

L. Gerhardy.

44. Heimweh.

Du forsch'st, was ich verlange?
Zur Heimat möcht' ich hin,
Es ist mir ewig bange,
So lang' ich hier noch bin.

Dorthin nach jenen Sternen,
Wo ew'ge Blumen blüh'n,
Hin nach den lichten Fernen
Zieht all' mein Sehnen hin.

Dort, wo der Glaube wohnet,
Dort, wo die Hoffnung weilt,
Dort, wo die Liebe thronet,
Dorthin mein Sehnen eilt.

Hienieden ist die Sünde,
Und Nacht und Noth und Schmerz; —
Ob ich die Heimat finde,
Fragt oft das bange Herz!

O könnt' ich dich erfassen,
Du lichtes Himmelszelt,
Könnt' ich die Erde lassen,
Die mich gefangen hält!

L. Gerhardy.

45. Die Sterne.

Sagt mir doch, ihr kleinen Sterne,
Warum ihr so lieblich flimmert?
Aus des Aethers lichten Räumen
Stets so mild und ruhig schimmert?

Zieh'n auch schwarze, düst're Wolken
Regenschwer an euch vorüber,
Ewig klar bleibt euer Leuchten,
Keine Wolken machen's trüber.

Wißt ihr denn, wer mit der Fackel
Seiner Lieb' euch angezündet?
Wißt ihr, daß im Weltenraume
Er euch eure Bahn gegründet?

Ja, Er hat euch Liebeslampen
An das Firmament gestellet,
Daß ihr mit den dunklen Nächten
Auch der Herzen Nacht erhellet.

Ohne Worte ihr verkündet:
„Der uns alle kennt und zählet
In dem unermess'nen Raume,
Kennt auch dich, hat dich erwählet."

„Sollst, wie wir, die Bahn d'rum wandeln,
Die sein Liebeswort gegeben;
Eig'nes hast du nicht auf Erden,
Ihm gehört dein ganzes Leben." —

L. Gerhardy.

46. Wünsche.

Ich möchte wol ein Veilchen sein,
Blüh'n im Verborg'nen dort im Hain,
Dort vor dem Muttergottesbild,
So ungesehen, still und mild.

O wär' ich ein Vergißmeinnicht,
Ich wendete der Aeuglein Licht
Nicht ab vom holden Himmelskind
Und wäre für die Welt gern blind.

Und schmückte mich der Rose Glut,
So pflanzte ich mit heil'gem Muth
Dort vor den Bildstock kühn mich hin
Und möchte nimmer weiter zieh'n.

Doch lieber wär' ich Epheugrün,
Und rankte um das Bild mich hin,
Umarmte es Jahr ein Jahr aus,
Im Lenze, wie im Sturmgebraus.

Und wäre ich ein Brünnlein klar,
So netzte ich das ganze Jahr
Den weichen Rasen rings umher,
Auf daß dort immer grün es wär'.

Am allerliebsten möcht' ich sein
Ein Vöglein leicht beschwingt und klein;
Ich säng' dann auf dem Lindenast
Dort vor dem Bilde ohne Rast.

Dir säng' ich, heil'ges Mutterherz,
Säng' deine Lieb' und deinen Schmerz;
Ich säng' ein Lied, von Lieb' erglüht,
Wie's noch in keiner Brust erblüht.

So aber — ach, ein Menschenkind,
Treibt hin und her mich noch der Wind;
Doch zu Maria werd' ich fleh'n,
Sie läßt ihr Kind nicht irre geh'n.

L. Gerhardy.

47. Die Blumen.

O Blumen, wie welkt ihr so schnell,
Sobald euch fehlt der Segensquell,
Der eure tiefen Wurzeln tränkt
Und euren Kelchen Weihrauch schenkt,
Den ihr von der Natur Altar
Empor schickt, eine fromme Schaar.
O Blumen, euch nur anzuschau'n,
Gibt schon zu Gottes Lieb' Vertrau'n:
Wie ihr emporblüht wunderbar
An eurer Mutter Erde Brust,
Seid ihr geschaffen ganz und gar
Zu ihrem Schmuck, zu uns'rer Lust.
Und wo der Mensch sich hart und schwer
Mit sau'rer Müh' sein Brot erringt,
Blüht eine Blume nebenher,
Die einen Gruß aus Eden bringt,
Und kommen wir einst dort hinauf,
Geh'n uns wol neue Blumen auf.
Ja, Blumen, euch nur anzuschau'n,
Gibt schon zu Gottes Lieb' Vertrau'n,
Wie ihr erblüht im Sonnenstrahl
An eurer Mutter Erde Brust,
Erreicht ihr still und unbewußt
Doch sicher euer Ideal.
Kein Irrthum kreuzet eure Bahnen:
Aus euren dunklen Blätterschichten
Müßt ihr in unbegriff'nem Ahnen
Die Krone eures Lebens dichten,
So rein, so schön, so wunderbar,
Wie sie im Paradiese war. —
Soll ich dem Menschen euch vergleichen,
Den eine freie Seel' erhellt,
Und eig'ner Wille, zu ergreifen
Das hohe Ziel, das ihm gestellt?
Des Geistes erste Blätterschichten
Verlieren schon den Lilienschein,
Und nie kann er die Krone dichten,
Wie sie ihm vorschwebt, glänzend rein.
Darum in Schmerz und Wonne steht
Er vor der Lilie Majestät,
Und neigt beschämt sein Angesicht,
Bis tröstend seine Seele spricht:
In dieser unvollkomm'nen Blüte,
Die hier entfaltet dein Gemüte,
Erschöpfet sich dein Streben nicht —
Du wirst in einer wärmern Zone
Entfalten eine schön're Krone,
Geweckt von einem höhern Licht. —
Wie ihr, o Blumen, schlaf' ich ein;
Du Liebe, die dies Haus mir baute,
Der ich bewußtlos einst vertraute,
Du wirst mit meiner Seele sein.

L. v. Plönnies.

48. Der Blick zum Himmel.

Nimm in die Hand den Stab,
Du Wandersmann durch's Leben,
Der Weg, bald rauh, bald eben,
Führt sicher dich zum Grab.

Die Bahn ist bald durchschritten
Durch diese Zeitlichkeit,
Dann stehest du inmitten
Der grauen Ewigkeit.

Ein Tag flieht um den andern.
Auch die mußt du durchwandern,
Wo aber hält der Lauf
Der fernen Zukunft auf? —

Fort, Bild, das meinen Geist
Tief in den Abgrund reißt!
Ein uferloses Meer,
Und alles öd' und leer! —

Doch über Flut und Wogen
Glänzt hell das Sonnenlicht;
Die Liebe kommt geflogen,
Die süße Stimme spricht:

„Nach oben mußt du schauen,
Gedrücktes, wundes Herz,
Dann wandelt in Entzücken
Sich bald dein tiefster Schmerz!

„Froh darfst du Hoffnung fassen,
Wie hoch die Flut auch treibt;
Wie wärst du denn verlassen,
Wenn dir die Liebe bleibt?“

J. G. v. Zedlitz.

49. In der Nacht.

Das Leben draußen ist verrauschet,
Die Lichter löschen aus,
Schauernd mein Herz am Fenster lauschet
Still in die Nacht hinaus.

Da nun der laute Tag zerronnen
Mit seiner Noth und Lust,
Was hast du in dem Spiel gewonnen,
Was blieb der müden Brust?

Der Mond ist trostreich aufgegangen,
Da unterging die Welt,
Der Sterne heil'ge Bilder prangen,
So einsam hochgestellt.

O Herr! in dunkelschwankem Meere
Fahr' ich auf schwachem Boot,
Treu folgend deinem goldnen Heere
Zum ew'gen Morgenrot.

v. Eichendorff.

50. Der Einsiedler.

Komm', Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht!
Die Lüfte alle schlafen;
Ein Schiffer nur noch, wandermüd',
Singt über's Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken geh'n
Und lassen mich hier einsam steh'n,
Die Welt hat mich vergessen;
Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt;
Laß ausruh'n mich von Last und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

Derselbe.

51. Lob des Flachses.

Wol hat Sommer sich zum Kranze
Manche zarte Blüt' gewoben,
Aber, Flachs, dich, mild'ste Pflanze!
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart geschaff'nen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle,
Leis' vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr in Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar, wie Mondschein anzuschauen,
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel' munt'rer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wand'rer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen gold'nen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare,
Liegst ein segnend Kreuz gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder, —
Bleich, in dich gehüllt und stille,
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Justinus Kerner.

52. Die Sprüche der Bäume.

Wenn Mitternacht die Fluren deckt
Und Schweigen in allen Räumen,
Beginnt im Hain, auf Waldeshöh'n,
Und wo nur immer Bäume steh'n,
Ein neues Leben zu keimen.

Die Bäume halten Zwiesprach nun
Und brechen das lange Schweigen.
Da regt sich's, flüstert, rasselt und lauscht's,
Da säuselt, lispelt, weht und rauscht's
Lebendig in allen Zweigen.

Die schlanke Pappel spricht und hält
Die Arme zum Himmel erhoben:
„Dort oben rauscht des Segens Quell,
Dort oben ist's so schön und hell,
Drum streb' ich sehnend nach oben."

Die Weide blickt zu Boden und spricht:
„Zur Erde strebt mein Verlangen,
So warm, so traulich ist's bei ihr,
Da glühen Früchte und Blumenzier.
Drum will mein Arm sie umfangen."

Da spricht der Apfelbaum: „Ich bin
Mit Blüt' und Frucht gesegnet;
Doch blickt wer zu mir sehnsuchtsreich,
Da schüttl' ich gern mein Haupt sogleich,
Daß Blüten und Frücht' es regnet."

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob ich an Blüten auch darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe stolze Eichbaum spricht:
„Ich zitt're vor Gottes Blitzen:
Sonst ist kein Sturm, mich zu beugen, stark.
Kraft ist mein Stamm, und Kraft mein Mark;
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen."

Drauf sprachen sie so vieles noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Doch hört' ich noch manch' kluges Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die traurigen Cypressen.

Wie kommt es, daß die Sprüchlein all'
Kein Menschenherz doch trafen?
Die Antwort ist so schwierig nicht:
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da aber müssen wir schlafen.

Anastasius Grün.

53. Der Bäume Gedanken.

Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern,
Wenn kühlende Dämmerung ladet zur Ruh'!
Da stehen sie traurig beisammen im Düstern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüstern*),
Und schicken viel heimliche Reden sich zu.

„Ihr Schwestern, ich will's im Vertrauen euch sagen,"
Nimmt rauschend die Eiche, die stolze, das Wort;
„Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu tragen, Jahrhunderte fort."

„So hoch sich erheben! Mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
„Mir genügt es, bescheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen,
Wie zehrt' ich im Eifer so gerne mich auf!"

„Nein", schüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt,
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freu'n, eh' die Säfte mir stocken;
Das Leben ist flüchtig, die Jugend verblüht."

„Das ewige Grünen! Das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die strengere, nun;
„Der Lust bin ich müde; mich sollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu streuen,
Auf immer zu schlummern, auf immer zu ruh'n."

Sahlweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im sonnigen Blau,
Die Falter zu schauen, ihr Schillern und Schweben;
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durstigen Zügen erquickenden Thau!"

„Vor Allem ergötzt mich der Vögelein Singen,"
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf:
„Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen.
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf."

So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher;
Doch nun, wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Gipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter so dunkel und schwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohem Gepolter ins knarrende Holz;
Hier fahren die Blitze vielschneidiger Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Die Buche, daß nun ihren Segen sie thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe:
Sie bot ihre Bretter dem Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schoß.

---

*) Ulme.

Die lustige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif,
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum Fliegen abwehrenden Schweif.

Nach Wunsche muß Alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle, melodische Weisen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Lust.

Adolf Stöber.

54. Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh'.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch zu ruh'n.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unter's Blatt gesetzt
Und die Libell am Schilfe
Entschlummert thaubenetzt.

Es ward dem gold'nen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus,
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

F. Rückert.

55. Der Himmel.

Der Himmel ist in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farben hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe
Dann liest das Auge drin in tausend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:

Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, das doch von solcher Tiefe,
Daß Niemand es auslegen kann zur G'nügen.

Derselbe.

56. Die Palme.

Stark ist als zarte Pflanze schon die Palme;
Und ihre jugendliche Kraft zu proben,
Ward einst ein Marmorstein auf sie geschoben,
Und alle dachten, daß er sie zermalme.

Allmählich aber trieb der Stamm; es hoben
Sich schwellend unter jener Last die Halme.
Sie wuchs empor zur königlichen Palme,
Und trug den Stein im Blätterturban oben. —

Dem Baume gleicht ein gotterfüllt Gemüte,
Das schon beschwert wird in der Jugend Blüte
Mit Weh' und zu erliegen scheint dem Drucke.

Nur stärker wird es durch der Leiden Bürde,
Sein Glaube fester, höher seine Würde;
Zuletzt dient ihm des Kreuzes Last zum Schmucke.

E. v. Schenk.

57. Die Erdennächte.

Wenn das Abendroth von grünen Hügeln
In dem tiefern Nebelduft verschwebt,
Und die Dämmerung mit grauen Flügeln
Ihren Schleier um die Gegend webt;
Wenn auf Bächen und auf Blütenzweigen
Wie ein Traum ruht gold'ne Mondscheinpracht:
O dann kommt mit feierlichem Schweigen
Der Natur, der müden, ihre Nacht!

Wenn die Freude, die sonst hell geleuchtet,
Stirbt verwelkt, von Sturmeshauch entlaubt;
Wenn statt Rosen, frisch vom Thau befeuchtet,
Rauhes Dorngeflecht umschlingt das Haupt;
Wenn, wohin bethränt die Blicke sehen,
Glänzt kein Morgen aus der Zukunft Schacht,
Und die Trostesstimmen all' verwehen:
O, dann kommt dem Glücke seine Nacht!

Wenn in uns den stillen Gottesfrieden
Das Gewühl der Leidenschaft durchbricht;
Wenn der Strahl des Glaubens längst geschieden,
Und verlassen steht das Werk der Pflicht;
Wenn das Himmelsband mit Gott zerrissen,
Und Verzweiflung in der Seele wacht:
O, dann kommt, dreifach in Finsternissen,
Dem getäuschten Herzen seine Nacht!

Wenn die Pilgerhütte will zerbrechen
Und im Herzen Heimweh-Sehnsucht blüht;
Wenn schon Ahnungen vom Tode sprechen,
Wie nun bald der heiße Tag verglüht;
Wenn die Seele Himmelsflügel heben,
Und der schwerste Leidenskampf vollbracht:
O, dann kommt dem starkgeprüften Leben
Seine lange, kühle Erdennacht!

Ohne Gott, wie ist die Nacht so düster,
Wo sie hin den dunkeln Fittich schlägt;
Ohne Gott ist 's Dasein nur ein wüster
Trümmerschutt, der welke Blumen trägt;

Ohne Gott muß tief das Herz verbluten,
Keine Hoffnung winkt, die Tag verheißt,
Der, geschmückt mit frischen Rosengluten,
Heit're Aussicht ew'ger Zukunft weist!

Doch mit ihm kann nie das Herz verzagen
In den Kämpfen, in dem Todesgrau'n!
Der den Sturm schickt, läßt auch freundlich tagen
Und erhebt aus Stürmen das Vertrau'n.
Nur mit Gott fällt aller Schatten nieder,
Darum aufgeblickt aus Nacht zum Herrn,
Der beseligt die Gesunk'nen wieder
Mit des bessern Lebens Morgenstern!

A. Hungari.

58. Die Lilie.

Die Jungfrau zu der Lilie spricht:
Ich gehe heut' zum Tanze,
Du stolze Lilie, willst du nicht
Dich reihen zu meinem Kranze?

Die Lilie spricht: Wo Jubel schallt,
Sind gern die feur'gen Nelken;
Ich arme Lilie möchte bald
In fliegenden Locken welken.

Die Braut nun zu der Lilie spricht:
Heut' geh' ich zum Altare!
Du schöne Lilie, willst du nicht
Dich schlingen in meine Haare?

Die Lilie spricht: Ich bin zu bleich,
Um eine Braut zu schmücken;
Die Rosen, an Duft und Schönheit reich,
Sollst, schöne Braut, du pflücken.

Die Mutter zu der Lilie spricht:
O Lilie, zarte, bleiche!
Mein Kind ist todt, — o willst du nicht
Dich legen zur zarten Leiche?

Die Lilie spricht: O Mutter, nein!
Das ist nicht meine Stelle,
Es schmücke dein todtes Kindelein
Die sinnige Immortelle!

Ich gehe jetzt zum Tisch des Herrn,
Hat dann ein Mädchen gesprochen;
Dich, holde Lilie, hätt' ich gern
Zu meinem Schmuck gebrochen!

Die Lilie spricht mit frohem Muth:
Dir will ich gern mich vereinen,
An deinem Herzen ruht sich's gut —
Die Reine bei der Reinen!

Ernst.

59. Sommerlied.

O Sommer, Sommer, schöne Zeit,
Du stimmst das Herz zur Frömmigkeit!

Wol einer Kirche gleicht die Welt,
Die Kuppel ist das Himmelszelt.

Und sieh, als ew'ge Lampe brennt
Die Sonne hoch am Firmament.

Und dieses Domes Orgel tönt,
Wenn voller Macht der Donner dröhnt.

Doch milder Regen tränkt die Au,
Besprengt sie Gott mit Weihethau.

Der Thäler Dampf, der Wälder Duft
Durchdringt als Weihrauch dann die Luft.

Die Traube schwillt in Sonnenglut,
Voll Lust, zu werden Gottes Blut.

Die Aehre reift im Sonnenstrahl
Zu unsers Herren Liebesmahl.

Und Gottes Geist weht drüber hin,
Du siehst ihn nicht, doch fühlst du ihn.

Thu' auf dich, Herz, dem hellen Schein,
Es zieht mit ihm der Herr wol ein.

O Sommer, Sommer, schöne Zeit,
Du stimmst das Herz zur Frömmigkeit.

Derselbe.

60. Das Feuer.

(Gesang der Schmiede.)

Zündet das Feuer an,
Feuer ist oben an!
Höchstes, er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Wasser, es fließet nur!
Fließet es von Natur
Felsenab durch die Flur,
Zieht es auf seine Spur
Menschen und Vieh.
Fische, sie wimmeln da,
Vögel, sie himmeln da,
Ihr' ist die Flut.

Die unbeständige,
Stürmisch lebendige;
Daß der Verständige
Manchmal sie bändige,
Finden wir gut.

Erde, sie steht so fest!
Wie sie sich quälen läßt!
Wie man sie scharrt und plackt!
Wie man sie ritzt und hackt!
Da soll's heraus.

Furchen und Striemen zieh'n
Ihr auf dem Rücken hin
Kräfte mit Schweißbemüh'n;
Und wo nicht Blumen blüh'n,
Schilt man sie aus.

Ströme du Luft und Licht!
Weg mir vom Angesicht!

Schürst du das Feuer nicht,
Bist du nichts werth.
Strömst du zum Herd herein,
Sollst du willkommen sein,
Wie sich's gehört,
Dring' nur herein in's Haus;
Willst du hernach hinaus,
Bist du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer, nun flammt's heran,
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Göthe.

61. Der Aelpler und der Fischer.

Der Alpenjäger.

Was machst du da? was tändelst du am Kahn?
Solch' eitles Thun, ist's wohl der Rede werth?
Hingaukeln auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sichern Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze läßig aus
Und treibst im Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh' mich! Der Dämm'rung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n!
Die Lieben laß ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu seh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in des Himmels offnes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher!

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Mut nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt;

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keiner Gemsen Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte, fern und nah',
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht: —

Dann schaut dein Thal, ein Fleckchen Gras, herauf,
Dein Haus — ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See — ein Wassertröpflein drauf,
Und stolz lobpreis' ich meinen Aelplerstand.

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wolgemut die Maschen aus;
Mit munt'rem Lied geht's in den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wol schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demuth, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabner Ruh',
Und wenn er sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du!

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlucht, in deren Oehr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd in des Seees Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Todtenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöcklein ruft,
Der Geist der Stille trauter noch in's Thal.

Drum schau' du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See!
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee,

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemess'nem Lauf;
Und jeder Mond, der auf dich niederschaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

J. G. Seidl.

62. Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad', als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Flut.

Ueber einem blauen Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine;
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie,
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Glut
Retten sich in ihre Flut.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle,
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn,
Ueber Klippen weg zu hüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
Und zu geh'n, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

W. Müller.

63. Die Waldmühle.

Wo rauscht aus düsterer Waldnacht
Hinaus in's Freie der Bach,
Da blickt aus Erlenbüschen
Ein weiß bestäubtes Dach.

Da dreht sich am Gemäuer
Ein schwarzes Mühlenrad,
Das wirft viel kühle Tropfen
Herüber auf den Pfad.

Da glänzt eine stille Wiese,
Umsäumt vom dunkeln Wald,
Aus dem der Schlag der Amsel
Traulich herüber schallt.

Und auf der Wiese spielen
Der Kindlein zwei und drei,
Drei Jüngferchen im Grünen,
Vielleicht ein Knab' dabei.

Sie hat gelockt und gefesselt
Der Blumen gold'ner Glanz,
Der kleinsten Lockenköpfchen
Schon schmückt ein gelber Kranz.

Sie knieen hin und wieder
Im tiefen duftigen Grün,
Und scheinen auf der Wiese
Als Blümchen selber zu blüh'n.

So heiter und so schuldlos,
So frisch im Frühlingshauch,
So voll des innersten Lebens,
So still und selig auch.

Der Mühle heimlich Klappern
Erhöht des Thales Ruh';
Vom Wege schau' ich stille
Dem Spiel der Kleinen zu.

Und eine Stimme hör' ich,
Die spricht so warm und weich:
„O werdet wie die Kindlein,
Ihrer ist Gottes Reich!"

G. Pfarrius.

64. Blumenkönigin (Rose).

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Weilchen,
Und leise singt der laue Wind:
Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!

Geibel.

Schneeglöckchen fühlt den warmen Schein
Und denkt: Es ist wol an der Zeit!
Ich läute jetzt den Frühling ein;
Die Schwestern sind gewiß erfreut! —

Es schüttelt sich den Schnee herunter,
Und läutet Alles wach und munter.
Die **Primel** hebt ihr lauschend Ohr
Und ruft entzückt die andern vor:

Aurikelchen, du mußt dich eilen
Und nicht so lang beim Putz verweilen!
Die Kleine kommt im sammtnen Kleide,
Und trägt auch Perlen als Geschmeide.
Sie äugelt freundlich Jeden an,
Ob man den Schmuck auch sehen kann. —
Stiefmütterchen nimmt als verwandt
Das junge **Veilchen** bei der Hand,
Und sagt: Du sollst nun Düfte streuen,
Das wird die Königin erfreuen.
Da kommt die **Tulipane** schon,
Die Gräfin stellt sich auf den Thron. —
Was hat das abermal'ge Läuten
In solcher Frühe zu bedeuten?
Es ist des **Himmelsschlüssels** Klang;
Mir wird um einen Todten bang!
Ein Schmetterling ist wol verschieden:
Du schöner Freund, so ruh' in Frieden,
Doch horch, welch fröhliches Gebimmel!
Es scheint ein Ton vom heitern Himmel,
Die **Hyazinthe** strengt sich an
Und läutet, was sie läuten kann.
Da strömt das Volk zu Wies' und Garten,
Es kann die Fürstin kaum erwarten;
Zum zweitenmal tönt's silberfein,
Das wird das **Maienglöckchen** sein!
O seht, jetzt kommt die erste Dame
Der Fürstin, **Lilie** ist ihr Name!
In weißem Atlas schön geschmückt,
Ein Goldkreuz auf der Brust gestickt. —
Noch einmal summt mit mächt'gem Klange
Die Glockenblume, lange, lange. —
Das war zum Dritten, will ich meinen;
Nun wird die **Königin** erscheinen! —
Und sie erscheint — erscheint in ihrer Schöne,
Die Nachtigall singt ihre liebsten Töne —
Ja, sie erscheint — in stiller Ehrfurcht neigen
Sich alle Blumen ihr, im tiefsten Schweigen;
Aus Morgenröthe ist ihr Kleid gewoben,
Ein Thaugefunkel glänzt als Krone oben,
Stolz steht sie da — und doch so wie ich wähne,
Von Scham geröthet ob der eignen Schöne;
Die Luft durchbebt ein Singen und ein Klingen,
Ein Wonnehauch eilt, Alles zu durchdringen,
Des Himmels Bläue war noch nie so rein,
So lachte nie die Flur im Sonnenschein.
Hier steht sie da, — wie ihre Düfte fließen,
Eilt Alles sich in Liebe zu ergießen.

J. Braun.

65. Das Leben der Blumen.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Wie liebt euch die Erde so warm!
Wol seid ihr der Mutter lieblichste Zier,
Drum trägt sie euch schützend im Arm!
Und brauset der Herbstwind durch Felder und Wald
So rauh und kalt,
Dann hält sie mit zärtlichem Sorgen
Euch tief in dem Schoße verborgen.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Dann schlaft ihr der Mutter im Arm.
Sie heget und pfleget euch für und für
Bis Lüftchen im Lenze so warm.
Dann schlüpft ihr hinaus in die sonnige Welt,
In Busch und Feld,
Und lasset mit wonnigem Lächeln
Euch wieder von Westen umfächeln.

Blumen, freundlichen Kinderchen gleich,
Froh küssen euch Quellen den Fuß,
Und Vöglein, tändelnd durch Waldesgesträuch,
Sie bringen in Liedern den Gruß.
Und gehet die herrliche Sonne dort auf,
In ihrem Lauf
Blickt strahlend so warm sie hernieder
Und küsset euch Blümelein wieder.

Bienen kommen in freudiger Hast,
Lang' haben sie euch nicht geschaut,
Bitten sich summend und brummend zu Gast,
Der Schmetterling grüßt euch vertraut.

Vor Allen der Mensch mit der fühlenden Brust,
In stiller Lust,
Begrüßet euch Lieblichen wieder,
Euch weihend die schönsten Lieder.

Blumen, dankend drum öffnet ihr auch
Den würzigen, duftenden Schoß,
Und lebenerfrischender, stärkender Hauch
Reißt statt der Sprache sich los. —
So lebt ihr mit heiterem, liebendem Sinn
Im Lenze hin,
Und wehet der Nordwind hernieder,
So kehret zur Mutter ihr wieder.

Kellner.

66. Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch inn'ger mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Langst verscholl'nes, altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gotteshauch,
Heilig ist wol mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund!

M. v. Schenkendorf.

67. Starke Seelen müssen tragen.

Starke Seelen müssen tragen
Manchen herben Erdenschmerz,
Niemals in dem Kampf verzagen,
Mutig blicken himmelwärts.

Ob auch Sturm mit Hagelwetter
In die Eichenkrone fährt,
Sind es doch nur Zweig' und Blätter,
Die er schadenfroh verheert.

Ist vorbei des Sturmes Toben,
Hat sein Wüten sich gelegt,
Dann im Sonnenschein von oben
Neue Kraft sich wieder regt.

Und der Stamm treibt neue Aeste,
Neue Zweig' nach seiner Art,
Schmückt dann wiederum auf's Beste
Sie mit Blättern frisch und zart.

Laß die wechselnden Gestalten
Nur an dir vorübergeh'n,
Gottes Geist mit seinem Walten
Wird doch ewig fortbesteh'n.

Wenn mit ihm du fest verbunden,
Wächst im Kampf die heil'ge Glut,
Und du ringst in Leidensstunden
Mit des Glaubens Heldenmut.

Dann bezeugen alle Werke,
Daß das Leben noch in Kraft,
Daß die inn're Gnadenstärke
Alles in dir neu gemacht.

W. Tangermann.

68. Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen,
Wenn über all' den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

W. Wackernagel.

69. Das Sonett.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir ernst in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Göthe.

70. Die Pifferari.

Madonnenbilder steh'n an Straßenecken,
Wo sie die Andacht schmückt mit mancher Schleife,
Mit gold'nem Flitter, buntem Pfauenschweife;
Nachts pflegt davor man Lampen anzustecken.

Doch Morgens kommen aus den fernen Flecken
Zur Stadt herein Landleute, weiß vom Reife,
Mit ländlicher Musik, Schalmei und Pfeife,
Das Kindlein auf der Mutter Schoß zu wecken.

Uns städt'sche Schläfer weckt das frühe Klingen,
Das jeden Morgen nun sich hebt vom Neuen
Vier Wochen vom Advente bis Weihnachten.

Daß ihren Gruß noch jetzt die Hirten bringen,
Es muß gewiß die Mutter so noch freuen,
Wie sie in Bethlehem zuerst ihn brachten.

Rückert.

71. An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch' süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

L. Uhland.

72. Am Brunnen.

Stumm ist die Stadt, und die Straßen leer;
Um des Marktes todtes Schweigen
Schläfrig stehen die Häuser her,
Scheinen müd' das Haupt zu neigen;
Schlummer drückt und tiefe Ruh'
Ringsum jedes Auge zu,
Nur Eines, weit offen, hell und rein,
Schaut leuchtend der Mond in die Nacht hinein.

Rings selige Stille! — Kein Flüstern stört
Das Herz, das den eig'nen Pulsschlag hört;
Nur eine Stimme, klar und hell,
Tönt dorther vom Brunnen, der plätschernde Quell;
Laut in des Beckens mächtige Schale
Sprudelt er nieder in funkelndem Strahle,
Und mich zwingt es zu weilen, mich zwingt es zu lauschen
Dem Kosen und Flüstern, dem Wogen und Rauschen,
Zu horchen der Wellen tönendem Reigen
In der Mondnacht seligem Schweigen!

Wie sie tönen, wie sie klingen,
Rauschend in's Becken niederspringen,
Wie sich in der Mondnacht Helle
Plaudernd Welle drängt an Welle,
Sich zu erzählen in sprudelndem Klang
Von grünen Matten und Bergeshang,
Vom Walde, wo sie zuerst entsprungen,
Aus Felsengeklüft an's Licht gedrungen,
Von Blätterflüstern und Wipfelrauschen,
Die ihre Kindheit durft' belauschen,
Eh' in der dunkeln Röhren Haft
Der Mensch der Heimat sie entrafft!
Walddùft und Freiheit rauschen sie, hauchen sie,
Und in wehmüthiges Sehnen tauchen sie
Mir des Herzens schwellende Fülle
In der Mondnacht seligen Stille.

Seltsam! — So oft ich des Weges gekommen,
Nie hatt' ich die Stimme des Brunnens vernommen
Erst jetzt, in der stillen, verschwiegenen Nacht,
Jetzt zieht sie und hält mich mit Macht, mit Macht! —
Tönen deine heiligen Lieder
Mir aus der sprudelnden Quelle wieder?
Warum jetzt erst nur
Sprichst du mir im Drang der Quelle,
Mahnst du mich im Klang der Welle,
Stimme der Natur?

Oder mahntest und riefest du immerdar,
Ich aber nahm des Ruf's nicht wahr?
Bin in des Tages Gewirr und Gedränge,
Im Gewühl und Getreibe der wogenden Menge
Träumend vielleicht ich vorbeigerannt
An des plätschernden Brunnens Rand?
Rauschte so stürmisch um mich her
Wildflutend der Gedanken Meer,
Daß von Sinnen und Sorgen befangen,
Vergebens die Wellen mir riefen und klangen,
Die jetzt in der stillen, verschwiegenen Nacht
Mich ziehen und halten mit Macht, mit Macht? —
Ja, ja, das war's; darum, du Kind der grünen Flur,
Krystall'ne Quelle,
Tönt jetzt mir erst im Flüstern deiner Welle
Die heil'ge Stimme der Natur!

Traurig, traurig, daß uns durch's Leben
Drängt und forttreibt ein ziellos Streben,
Daß Stunde und Tag wir zu Tode hetzen,
Und wissen nicht Stunde noch Tag zu schätzen,
Daß nicht'ger Sorgen niemals frei
Uns stets umbraust der Selbstsucht Schrei,
Des Tagewerks Mühlräderknarren,
Des Pöbels Gebrüll, das Gezänke der Narren,
Und daß so selten, zufällig nur,
Wir dich vernehmen, du klares, helles,
Melodisches Sprudeln des Lebensquelles,
Dich, Friedensstimme der Natur!
Daß uns des Tages Gelärm und Gedränge
Euch abwehrt, heimatwinkende Klänge,
Die den müden, verwelkenden Seelen
Erquickend von Walddust und Freiheit erzählen!

Fr. Halm.

73. Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wol sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib geseh'n.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höh'n
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor,
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen flieh'n,
Und Lust, wenn sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen zieh'n.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und trotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar, —
Dann würdest du es ganz versteh'n,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit seh'n,
Wie in den hellen Tag.

Wol hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segenflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust;
Erst wenn ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold",
Sonst heißt's — Bescheidenheit!

G. A. Bürger.

74. Sylvester.

Ihr reichet euch alle die Hände,
Die Herzen in Liebe vereint;
Der Zwiespalt hat ein Ende,
Es umarmten Freund sich und Feind.
Und in der zwölften Stunde
Sprach innig aus jedem Blick,
Daß wieder die Menschen im Bunde,
Und noch nicht entschwunden das Glück.

Was war's, das näher euch rückte
Und Herzen mit Herzen verband?
Was den Neid und den Zwiespalt erstickte
Und zum Feinde drängte die Hand?
Was war's, das sanfterer Regung
Den stürmischen Sinn erschloß,
In des Zornes Flut und Bewegung
Das Oel des Friedens ergoß?

Es war der Gedanke des Scheidens,
Der in die Seele euch drang,
Der Gedanke des Scheidens und Meidens,
Es sei für kurz oder lang.
Ach, aus metallenem Munde
Mahnt's an die flüchtige Zeit,
An's Herz pocht der Hammer der Stunde
Und donnert: „Vergänglichkeit!"

Und weil du vergänglich hienieden,
Drum wird das Herz dir so weich,
Drum strebst du so innig nach Frieden
Und bist an Vergebung so reich! —
Du denkst: Wir sind allzumal Gäste
Auf diesem irdischen Rund,
Drum wünschest du Allen das Beste
Und bietest die Hände zum Bund.

O möchte denn jeder der Tage
Ein Tag Sylvesters dir sein,
Auf daß ein jeder dir sage:
Wir sollen dem Frieden uns weih'n.
Wenn aber die Glocken dann schlagen
Dem Jahre sein Grabesgeläut',
Dann wolle zum Troste dir sagen:
„Wir leben der Ewigkeit."

Kellner.

75. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab;
Drunten sitzt bei Wies' und Quelle
Froh und hell ein Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor!
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Uhland.

76. Auf meines Kindes Tod.

I.

Als ich nun zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing.

Blumen halb verstohlen blickten
Neckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.

Auch der Kuckuk in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
„Warum kommst du heut' allein?"

Da ich aber schwieg, da rührt' er
Wunderbar sein dunkles Haupt,
Und ein Flüstern konnt' ich spüren
Zwischen Vöglein, Blüt' und Laub.

Thränen in dem Grase hingen;
Durch die abendstille Rund'
Klagend nun die Quellen gingen,
Und ich weint' aus Herzensgrund.

II.

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür',
Du hätt'st dich nur verirret,
Und kämst nun müd' zu mir.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandst dich längst nach Haus.

III.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh',
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in gold'nen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf' wohl, mein süßes Kind!

IV.

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still voll Mitleid an.

Und Jahre nah'n und geh'n,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wieder seh'n!

v. Eichendorff.

77. Kindesgruß von Drüben.

O weine nicht! Ich bin dir nicht gestorben;
Ein ewig selig Leben ging mir auf.
O, suchst du ihn, den Kranz, den ich erworben,
Es hemmte gleich sich deiner Thränen Lauf.
Hier wohnt der Friede, leuchtet ew'ges Licht,
O weine nicht! —

O weine nicht! — Was sollt' ich länger wallen
Im dunkeln Land, wo Tod und Sünd' euch schreckt?
Mir ist das Loos, das herrlichste gefallen;
Mein Palmzweig grünt, mein Kleid ist unbefleckt.
Ich schau in Wonne Gottes Angesicht —
O weine nicht!

O weine nicht! Sieh, wie die Jahre schwinden:
Auch dich trägt bald ein Engel zu mir her.
Du wirst mich strahlend unter Engeln finden
Und ewig trennt uns dann kein Sterben mehr.
Drum hebe fromm zum Herrn dein Angesicht
Und weine nicht!

Luise Hensel.

78. Die Perle.

Kennst du die Perle, die ich meine?
Die Perle, die kein Gold bezahlt?
Die schöner, als im schönsten Schreine
Der Glanz der Fürstenkrone, strahlt,
Paläste schmückt mit selt'ner Pracht,
Doch reiner noch in Hütten lacht?
Kennst du die Perle, wahr'st du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

Nicht aus des Meeres tiefem Grunde
Zieht sie des Tauchers kühne Fahrt;
Nicht in der Muschel engem Munde
Ruht sie, der Habsucht aufbewahrt;
Nein, jeder kennt ihr schönes Haus,
Und ungesucht dringt sie heraus.
Kennst du die Thräne? kennst du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

Sah'st du, wie sie in Kindesblicken
Den Eltern Dank und Liebe strahlt,
Wie dort im kindlichen Entzücken
Der Theuren Wohl sich perlend malt;
Die Mutter hier mit Thränenlust
Den Säugling preßt an ihre Brust?
Die schönste Perle, kennst du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

Sah'st du, wie von der edlen Wange
Des Mitleids Zähre bebend rollt?
Hast du im göttlich=schönen Drange
Dem Bruderblick sie schon gezollt?
Bei Sonnenglanz und Sternenpracht
Mit ihr Gott deinen Dank gebracht?
Die reinste Perle, kennst du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

Sah'st du sie, wenn, ein Himmelsbote,
Die Hütte du mit Trost erfüllt?
Wenn, aufgeweckt vom Seelentode,
Ein Herz des Dankes Glut dir stillt?
Wenn aus des Kerkers dumpfer Nacht
Die Unschuld du an's Licht gebracht?
Die reichste Perle, kennst du sie?
O glücklich, wem sie Gott verlieh!

O glücklich du, wenn ihre Strahlen
Durch deine Pfade freundlich glüh'n;
Wenn mitten in des Lebens Qualen
Dich ihre Freuden hold umblüh'n;
Wenn sie dir an der stillen Gruft
Die Liebe weiht als letzten Duft!
Du Glücklicher, ihr milder Glanz
Schmückt dort des Siegers Friedenskranz.

Ph. Mayer.

79. Mahomets Gesang.

(Der Strom.)

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Eb'ne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Eb'ne silberprangend,
Und die Eb'ne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Eb'ne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand: die Sonne droben
Saugt an unserm Blut! ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Göthe.

80. Lob der Spindel.

Die Faust des Mannes zieret
Ein blank geschliffen Schwert,
Das er in Treue führet,
Wo er das Recht begehrt.

Sank er auf blut'ger Heide,
Den Ring, den Edelstein,
Dies seiner Hand Geschmeide,
Gräbt man mit ihm hinein.

Des Eisens Wucht zu heben,
Sind Frauen nicht gewandt,
Sie leben stilles Leben,
Die Spindel in der Hand.

Die zarte Hand der Schönen
Ziert die mit rechter Weis';
Sie tanzt mit süßem Tönen,
Und singt der Frauen Fleiß.

In alter Wälder Dunkel,
Auf moosigem Gestein,
Sitzt an krystall'ner Kunkel
Nachtfrau im Mondenschein.

Mondhelle Fäden bringet
Ihr Finger zart hervor;
Seltsam die Spindel singet;
Es lauscht des Wand'rers Ohr.

In Schloß und Burgeshallen
Die Spindel emsig sang;
Den deutschen Frauen allen
War sie ein lieber Klang.

Gar spärlich Sammt und Seide
Umfing der Frauen Leib,
Im selbstgesponn'nen Kleide
Ging da manch' süßes Weib.

Kaum daß in armer Kammer,
In Nächten lang und bang,
Bei Thränen und bei Jammer
Noch tönt der Spindel Sang.

Sing' nur! Du singst den Sorgen
Der Armuth endlich Tod.
Steig' auf, du lichter Morgen!
Bring' das ersung'ne Brot.

Jetzt im Gemach der Schönen
Hört man wol Lautenklang,
Wol welsche Triller tönen, —
Gar leicht der Spindel Sang.

Die Spindel hält verschoben
Jetzt manche Schöne stolz
Und denkt: wie kann man loben
So ein gemeines Holz?

Nein, liebe deutsche Frauen!
Erkennt der Spindel Werth!
Wollt treulich auf sie bauen,
Treu, wie der Mann auf's Schwert!

Indeß der sieghaft stehet
In Blut und Kampfes-Schweiß,
Sitzt fromm daheim und drehet
Die Spindel recht mit Fleiß!

So war's in alten Tagen
Sittsamer Frauen Art.
Bilder und schlichte Sagen,
Die haben uns bewahrt,

Wie in der Frauen Kreise
Die Spindel nie geruht.
Spinnt fort nach alter Weise,
Zart — aber stark und gut!

Kerner.

81. Auf dem Balle.

Ich lieb' es, wenn die Welle rasch
Durch grüne Fluren schlüpft,
Und tanzend längs dem Blumensaal
Des schönen Lenzes hüpft.

Ich lieb' es, wenn der Tänzer West
Die Tänz'rin Blume faßt,
Und nicht die schlanke ruhen läßt,
Bis sie sich neigt dem Gast.

Ich lieb' es, wenn in freier Luft,
Von Gottes Sonn' erwärmt,
Ein lustig Bienenvölkchen tanzt,
Ein Fliegentrüppchen schwärmt.

Ich staun' entzückt, wenn in der Nacht
Am blauen Himmelszelt
Der Sterne lichte Geisterschaar
Den stillen Reigen hält.

Ich lieb' es, Menschen auch zu seh'n,
Die, ganz Natur und Herz,
Am Brauttag oder Kirchweihfest
Sich dreh'n bei Sang und Scherz.

Ich liebe jeden Tanz, wozu
Das Herz die Weise gibt, —
Doch lieben werd' ich nie den Tanz,
Wie jetzt die Mod' ihn liebt;

Den Tanz, wo aus verrenktem Leib
Verrenkte Sitte spricht,
Wo aus den Augen Alles glüht,
Nur eine Seele nicht.

Ich liebe jeden Tanz, in dem
Sich malt der Freude Spur;
Doch einen Tanz, den lieb' ich nicht,
Den Tanz — der Unnatur.

Seidl.

82. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herz so schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Kerner.

83. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild,

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt. —

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

84. An den Schlaf.

Hoch vor allen
Gaben der himmlischen
Sei mir gepriesen,
Du der Seele
Labendes Wasser,
Gliederlösender,
Heiliger Schlaf!

Dich segn' ich Abends,
Wenn ich gebeugt,
Erquickung suchend,
Hernieder steige
Zu deiner Tiefe.

Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend;
Und wie das Meer
In seinem Schoße
Nichts Fremdes herbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
An's Ufer flutet;
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück an's Gestad'.

Dich rühm' ich Morgens,
Wenn mir die Seele
Vergnügt emportaucht
Aus deinen Wellen,
Frisch und strahlend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.

Ein heilig Band
Bist du, o Schlummer,
Würziger Kraft voll.
Muth und Erneuung
Athmet der Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmende trägt
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.
So ist der Tod
Auch ein Bad nur,
Aber drüben
Am anderen Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand!

E. Geibel.

85. Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, so wandelt,
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es selten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird sein Gang.

Die Häuser steh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Lust darin,
Und unverdross'ne Menschen treiben
Sich zwischen ihnen munter hin.

Man sieht hinein durch klare Fenster,
Und sieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu off'nen Thoren,
Und sieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeschrei,
Es ist, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glücks vorbei.

Und dennoch schleicht die böse Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpresset Thränen,
Und übt Verrat und Meuchelmord.

Verliere drum die Fassung Keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leidenskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hienieden wächst heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück sich verstecken kann.

G. Seidl.

86. Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruh'n,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton:
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun!
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn,
Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken weh'n die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt.
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt! —
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Geibel.

87. Der Gewitterabend.

Ja, wahrlich, du bist schön! bist einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unsträfliches Gebilde,
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebar,
Mich säugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit seinen Rosen kränzte,
Mir im krystall'nen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Und einstens diesen Staub, durch Gottes Hauch belebt,
In seinen Schoß begräbt.

Schön bist du, Erde, schön im gold'nen Sommerkleide!
Dich grüßt mein Preisgesang, dich ehret meine Freude.
Sieh', wie die gelbe Saat die schweren Häupter neigt;
Wie unter seiner Last das schwanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Herde hüpfet,
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen schlüpfet!
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im Wald
Der Drossel Flöte schallt!

Doch schwüler wird die Luft, die Creaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd' und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Die Bodenfeste zittert,
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert,
Der Haingesang verstummt. Des Helden Roß entfleucht,
Des Helden Wang' erbleicht!

Allvater lächelt. Schnell verbraus't der Donner Rasen,
Der Blitze Flamm' erlischt; des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Weh'n; es schweigt das aufgeregte Meer.
Schön, Erde, ist dein Ruh'n nach Wettern, schön und hehr.
Des Donners Droh'n wird Huld, sein Schelten milder Segen.
Der Wolken Fülle rauscht; es rieseln laue Regen.
Nun trinkt, was dürstete, nun labt sich die Natur;
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünste flieh'n. Die Luft verklärt sich. Groß und milde
Beglänzt die goldne Abendsonn' das träufelnde Gefilde.
Sie blitzt in ihrem Glanz, wie funkelt Bach und Au'!
Wie düster steht der Wald, das ferne Meer wie blau!
Sie sinkt, der Westen glüht. Der müde Landmann feiert.
Die Herden kehren heim; der braune Abend schleiert
Das Feld, das stille Dorf, den feierlichen Hain
In seinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünscht dem Gram, sie kommt, ersehnt dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh'
Und holder Träumerei die nassen Wimpern zu.
Es scheint der stille Mond in des Verlass'nen Kammer
Durch's enge Fensterchen und weint in seinen Jammer.
Der wache Weise sinnt in ernster Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja, wahrlich, du bist schön, mein mütterlich Gefilde,
Bist einer ew'gen Kraft und einer ew'gen Milde
Unsträflich Meisterstück! — Gesegnet seist du mir,
Gesegnet und gewünscht, so lang' ich wall' auf dir!
Gesegnet jede Lust, gesegnet jeder Kummer,
Der deiner Brust entquillt, — willkommen einst mein Schlummer
In deinem dunkeln Schoß, wo nur der Friede weilt
Und aller Schmerz geheilt.

Kosegarten.

88. Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!

Wohn' ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel!
Theure Seelen! kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Hölty.

89. Elegie beim Grabe des Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen —
Und du gingst in Gottes Ruh';

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab.

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft,
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schoße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n;
Schlummre, wie in stillem Heiligthume,
Hingesäetes Gebein!

Hölty.

90. In Einem Alles.

Die höchste Weisheit: sich dem Herrn ergeben,
Der größte Reichthum: seiner Gnade Schein,
Das höchste Ziel: sein himmlisch heilig Leben,
Der beste Wunsch: ewig bei ihm zu sein.

Der höchste Ruhm: für seine Ehre streiten,
Die größte That: nach seinem Willen thun,
Die höchste Ehre: seinetwillen leiden,
Das größte Glück, in seiner Liebe ruh'n.

Der schönste Tod: für ihn zum Tode gehen,
Der beste Trost: auf seine Gnade bau'n,
Die reichste Hoffnung: durch ihn auferstehen,
Die höchste Seligkeit: ihn ewig schau'n.

G. Chr. Dieffenbach.

II. Epische Dichtungen.

1. St. Petrus.

Simon Petrus stand in Trauer
An dem See Tiberias,
Auf der Brust gekreuzt die Hände,
Aug' und Wangen thränennaß;

Denn zu ihm mit sanfter Frage
Trat der Heiland gotterhaben:
Hast du mich, Simon Johanna,
Lieber, denn mich diese haben?

Herr, du weißt, daß ich dich liebe! —
Spricht er freudig, zagend zwar;
Und der Heiland: Geh' und weide,
Führe meiner Lämmer Schaar!

Drauf der Herr zum zweiten Male:
Hast du mich, Johanna, lieb? —
Da erfaßt ihn tiefe Trauer,
Weil der Herr noch zweifelnd blieb.

Herr, du weißt es! — ruft er flehend
Und erkennt die linde Strafe,
Bis der Heiland freundlich tröstet:
Geh' und weide meine Schafe!

Doch gefragt zum dritten Male:
Hast du mich, Johanna, lieb?
Kann er nicht den Thränen wehren,
Die ihm Schmerz in's Auge trieb:

Herr, du kennest alle Dinge,
Weißt, wie ich so lieb dich habe! —
Spricht der Heiland: Geh' und führe
Meine Herd' am treuen Stabe! —

Und St. Petrus zog in Freuden
Hin vom See Tiberias
Glut der Weihe in der Seele,
Nur die Wimper thränennaß.

Scheuerlin.

2. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage:
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laßt dem Neid uns und der Armut
Still entgeh'n!" sprach Placidus.

„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib) und gute Knaben,
Tapf're Knaben, folget uns.“

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus! (ruft eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
Dulde dich, du findest sie.“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wand'rer, bei mir ein
(Sprach der Landmann), du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Muth.
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
„Placidus! (rief eine Stimme
Ihm im tief bedrängten Busen)
Dulde dich, du findest sie.“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?
(Sprach der Kaiser) suchet ihn.“
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür',
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig bleibt als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen,
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Siege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm' und schau'!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume,
Rüstet' ich die Jünglinge.
„„Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!““

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!“

Was die Schickung schickt, ertrage:
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius. *)

Herder.

3. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
In schwarzem, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.
Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Band geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr.
Da zeigt mit Moos bedeckt und alt,
Ein einsam Kirchlein sich im Wald.
Er zieht den Hut und geht hinein,
Und grausig Dunkel schließt ihn ein.

*) D. i. der Aehren- oder Fruchtreiche.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war.
Des Kirchleins einzig Fensterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein.
Und schwärzlich roth und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.

Pfui! spricht der Mann, welch' garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wol in Fieberwut
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut.
Man sieht ja nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck,
Ja, dieses dunkle Chaos stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne durch die Wolken bricht,
Entzündet wie mit Einem Strahl
Des Glasgemäldes Farben all'.
Ein Bild von wunderschönem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düst're Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht,
Liegt Moses auf dem Angesicht.
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der graue Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schar,
Erscheinen lieblich hell und klar.

Ha! rief der Pilger, welch' ein Bild,
Wie feuerreich und doch so mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es jetzt so licht und klar!
Was vorher ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein durfte anders sein,
Sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n.

Auch seine düst're Seel' wird licht!
Im Herzen tief die Stimme spricht:
Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf.
Geht einst die Wahrheitssonne auf,
Dann wird, was dir verworren scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an!
Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Chr. Schmid.

4. Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O, wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh," sagt er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Flut
Und spannt des Fittichs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt!
O was für Anmut haucht anitzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!"

„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n.
O bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrat gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt, sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewol
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um uns're Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug,
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer

Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meeres
Erschrack, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich; ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins und sprach: „Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

v. Kleist.

5. Die Befreiung Wiens.

Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit in's Land,
Er späht nach Ost und späht nach West,
Hinab, hinauf den Strand.

Der Falke ist Graf Stahremberg,
Hoch auf dem Stephansturm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Da rief im Zorn er kummervoll:
Die Noth, die klag' ich Gott,
Daß ihr mich so verlassen habt,
Dem argen Türk' zum Spott.

Nun pflanz' ich auf den Stephansturm
Die heil'ge Kreuzesfahn',
Ihr Sinken klag' den Christen all',
Daß wir dem Falle nah'n.

Und stürzt die Fahn' vom Stephansturm,
Dann stehe Gott uns bei!
Dann decke sie als Leichentuch
Den Stahremberger frei.

Der Sultan rief dem Stahremberg:
Bei Allah! hör' mein Wort,
Die Fahne stürzt vom Stephansturm,
Den Halbmond' pflanz' ich dort.

Ich mache Wien zur Türkenstadt,
Sanct Stephan zur Moschee;
Und reiß' die Maid aus Muttersarm,
Dem Bruder bring' ich Weh.

Der Sultan und der Stahremberg,
Die sprachen fürder nicht,
Denn mit dem ehrnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

Ach, Stephan! heil'ger Gottesmann,
Sie warfen dich einst todt,
Wie bringen sie nun, ach! dein Haus
Durch manchen Wurf in Not.

Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Stahrembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt er es mit Lust!

Und neben ihm steht Kollonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Deß milde Hand die Schmerzen all'
Der wunden Helden stillt.

Die Fahne auf dem Stephansturm
Wohl sechzig Tage stand,
Es hielt sie fest der Stahremberg
Mit seiner treuen Hand.

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Zu wanken fängt sie an;
Was hilft, ach Gott! ein wunder Mann,
Wenn hundert Feinde nah'n!

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Sie wankt, sie sinkt, sie bricht;
Nun helf' uns Gott, ruft Stahremberg,
Denn länger halt ich's nicht!

Der Türke ruft in stolzer Lust:
Allah, der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt,
Der Kaiserthron ist mein!

Von Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
Heil Kollonits! Heil Stahremberg!
So ruft ein Schlachtgesang.

Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein:
Das ist die deutsche Ritterschaft
Von Elbe, Main und Rhein.

Es tönt so stark und tönt so tief,
Wie Sturm am Felsenthor!
Von Oestreich rückt die Heldenkraft,
Der Leu von Bayern vor.

Es tönt wie wilde Meeresflut,
Die hoch am Strand sich hebt,
Sobiesky ist's, der Polenfürst,
Ein Held, der ewig lebt.

Der Türke rauft im Grimm sein Haar,
Von Racheburst entbrannt,
Und mordet die Gefang'nen all'
Mit kalter Mörderhand.

Nun eilt, ihr Helden, eilt herbei,
Zum Kampf so hart und heiß;
Zu retten heut' die Christenheit,
Das ist des Kampfes Preis.

Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Mut entbrannt,
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz von Gott gesandt.

Der Lotharinger stritt voran,
Die Polen folgten nach;
Doch Keiner zählt die Helden all'
Von jenem Ehrentag.

Die Türken standen mutig erst,
Sie wichen bald zurück,
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch ward da ihr Glück.

Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donauthal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Todtenmal.

Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenfeuerschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
In's freie Wien nun ein.

Und noch steht auf dem Stephansturm
Das Kreuz der Christenheit,
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

Görres.

6. Der Stieglitz.

Wenn ich so auf mein Leben schau',
Erwägend, wie's doch sei gekommen,
Daß Waldesgrün und Himmelsblau
Und Morgenrot und Abendthau
Mir mehr als Rang und Mammon frommen,
Der Wachtelschlag die Brust erregt,
Der Blumen Schmelz mich süß bewegt,
Kurz alles, was sich sonnt im Licht,
So eng befreundet zu mir spricht:
Da zeigt sich auch ein Vogelherd,
Vor andern meinem Herzen werth,
Zu dem ich oft der Hut entronnen,
Mit Morgengrau'n den Lauf begonnen;
Da stellt sich mir ein Hüttchen dar,
Das ganz am End' des Dörfchens war,
Geschmückt an seinen armen Mauern
Mit Tannenreis und Vogelbauern;
Rotkehlchen fliegt, es schnarrt der Staar,
Der Rabe heißt mich schön willkommen,
Dem man der Zunge Band genommen.

Dort wohnt' ein alter Vogelfänger,
Ein Diogen in Wort und That,
Der tief im Wald die muntern Sänger
Zu reichbesetzter Tafel bat;

Doch heut' verzehrten sie die Beeren
Und ließen morgen sich verzehren.

Der Greis mit rauhem Rock und Bart
War etwas gröblich=finst'rer Art
Und just kein Freund von Knabenfragen;
Ja, wenn vor noch geglücktem Fang
Ich oft schon jubelte und sprang,
Erfaßt' er unsanft mich beim Kragen.
Doch schnitzt' er Käfige daheim,
Dann sprach er wohl bei guter Stunde,
Den schwarzen Pfeifenstumpf im Munde,
Manch' Waidsprüchlein, manch' alten Reim,
Und thät' mir Kriegs= und Mordgeschichten
Mit unverdroß'ner Müh' berichten.

Einst, da's zum Glück noch Mutterheller
In den oft leeren Taschen gab,
Kauft' ich dem alten Vogelsteller
Fast bettelnd einen Stieglitz ab.
„Da nimm ihn," sprach er, „'s ist nicht theuer,
Ich kriegte wohl noch ein'ge Dreier:
Sieh ihn nur an, o welche Pracht!
Ja, die hat Gott im Spaß gemacht."

„Was heißt das?" fragt' ich, und der Alte
Versetzte schmunzelnd: „Setz' dich her!
So unser einer lebt im Walde
Und hört von Jägern manche Mär;
So will ich dir's denn wieder sagen,
Wie sich das Ding hat zugetragen.

Als Gott der Herr die Vöglein schuf,
Ich denk', am fünften Schöpfungstag,
Da standen sie so Stuf' zu Stuf',
Wie man sie jetzt noch sehen mag.
Der Dompfaff, Rotschwanz, Meis' und Fink,
Vom Adler bis zum Zitscherling,
Doch all' noch erdfahl, todt und stumm,
Um seinen Arbeitsstuhl herum,
Wie wol ein Gypsmann sie zum Kauf
Jetzt stellt in seiner Werkstatt auf.
Da nahm der Schöpfer Scherb' und Topf
Und mengte bunte Farben ein,
Bemalte dem den Hals und Kropf
Und jenem Brust und Flügelein;
Die Tauben malt' er weiß und blau;
Setzt' Augen in den Schweif dem Pfau;
Den Gimpel und den Goldfasan
Strich er fein roth und goldgelb an:
Bald waren all' die Töpfe leer,
Und nichts gab's für den Stieglitz mehr.

Drauf blies der Herr den Vögelein
Alsbald lebend'gen Odem ein;
Und sieh! mit fein' und grobem Sang
Purrt' alles auf zum Bergeshang,
Wie wol, wenn deine Hand es scheucht,
Das Spatzenvolk vom Feuer fleucht.

Der Stieglitz nur blieb still zurück,
Erhob zum Herrn gar trüb den Blick,
Reckt' auf das Hälslein und die Zeh'n,
In jede leere Scherb' zu seh'n,

Und sprach: „„Ja, die sind grün und blau,
Ich armes Thier ganz aschengrau;
Soviel als Noth zu meiner Zier',
Wär' wohl noch in den Töpfen hier:
Schau, Herr! hier ist noch Rot im Topf!““ —
Gleich gab ihm Gott ein'n Klecks auf'n Kopf —
„„Hier gibt's noch etwas Weiß vom Schwan““ —
Gleich strich's ihm Gott am Flügel an —
„„Auch was Citrongelb ist noch hier““ —
„Du Bettler, nun so nimm es dir!“
„„Da gibt's auch Ruß noch, schwarz wie Nacht,
Woraus du Raben hast gemacht.““
„Du närr'scher Kerl!“ spricht Gott und lacht,
„Nun, wenn du mußt von allem han,
So kleb' ich dir auch das noch an.“

So, Kleiner, hat der liebe Gott —
S'ist wirklich wahr, kein Waidmannsspott —
Mit Farb' den Stieglitz aufgefrischt,
An ihm die Pinsel abgewischt.
Drum denk' ich jeden Morgen dran,
Bin ich gleich nur ein armer Mann,
Bin zu gering selbst für den Spittel,
Sink' ich nur schlecht und recht in's Grab“ —
Hier zog er fromm sein Käpplein ab —
„So zieht mir Gott dort für den Kittel —
Er hat's dem Stieglitz ja gethan —
Wol auch das Kleid der Ehren an.“

J. F. Kind.

7. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner! Entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,

Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!" —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wolan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott, war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm' geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.

Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wol um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bürger.

8. Fenelon.

Der Verfolgung und des Neides Opfer,
Lebte Mentor Fenelon im Bann:
König Ludwig und sein Rath verstießen,
Das Verbrechen seines Ruhms zu büßen,
Aus der Königsburg den Gottesmann.

Freudig war der Hirt bei seiner Herde,
Und mit ihm der Segen, eingekehrt.
Menschen zu beglücken, war das Streben
Seines großen Herzens, und sein Leben
Eine Predigt, die durch Thaten lehrt.

Oft ging er, auf einen Stab gestützet,
Abends aus der Stadt mit sich allein,
Geist und Herz an der Natur zu weiden,
Oder, in dem Drange seiner Leiden,
Des verwaisten Landvolks Trost zu sein.

Einst entführten heil'ge Phantasien
Bis in ein entleg'nes Dörfchen ihn;
Da vernahm er aus der ersten Hütte
Laute Klagen, und mit raschem Schritte
Eilt er an den Ort des Jammers hin.

„Kinder, warum weint ihr?" sprach der Gute
Mit dem Gruß der Liebe. „Gott, es ist
Unser Vater!" las er in den Blicken
Des erstaunten Paars, das voll Entzücken
Seine dargereichte Rechte küßt.

„Warum weint Ihr?" wiederholt der Gute.
„Kann ich helfen?" — „Bester Herr, ach nein!
Uns're Kuh, die Ursach' uns'rer Klage,"
Sprach das Weib, „sie fehlt uns schon zwei Tage,
Muß vom Wolf gefressen worden sein."

„Ach, es war die schönste Kuh im Dorfe,
Glänzend schwarz mit einem weißen Fuß,"
Sagte Niklas, „zahm gleich einem Lamme,
Unser Reichthum, unser aller Amme:
Täglich gab sie Milch in Ueberfluß."

„Ei, Ihr könnet ihres Gleichen finden,"
Sprach der Bischof. — „Niemals!" unterbrach
Gertrud ihn: „Die zog ich groß, sie kannte
Und verstand uns; wie ein Hündchen rannte
Sie uns oft bis in die Stube nach."

„Franz, mein Bruder," sprach ein kleines Mädchen,
Das jetzt näher trat, „ritt oft auf ihr.
Bester Herr, o laßt sie, noch am Leben,
Durch den lieben Gott uns wiedergeben!
Euch versagt er nichts; das wissen wir."

Lächelnd sprach der Greis: „Hört auf zu weinen!
's ist schon spät; lebt wohl! Auf Wiederseh'n!"
Er entwich. Auf seinem halben Wege
Sah er in dem dämmrigen Gehege
Etwas Lebendes vorübergeh'n.

„Wär's doch Schwärzchen!" denkt er, und der Graben,
Der vom Thier ihn trennt, wird ihm zum Steg.
Schwärzchen war's; erkannt beim ersten Blicke
An dem weißen Fuß, führt er's am Stricke,
Der am Hals ihm hing, mit sich hinweg.

Eine Stunde Wegs, um Trost zu bringen,
Ist für ihn ein Schritt. Schon klopft er an:
„Oeffnet, Freunde! Schwärzchen ist gefunden!"
„Ach, der Herr ist's!" lallten sie und stunden
Händefaltend vor dem Gottesmann.

„Mutter," rief das Mädchen auf den Knieen,
„In des lieben Herrn Gestalt erscheint
Uns ein Engel." Alle fallen nieder.
„Träumt ihr? ich bin einer eurer Brüder,"
Sprach der Bischof, „euer alter Freund."

Fromme Thränen füllen Aller Augen,
Dank und Jubel strömt aus jedem Mund,
Schwärzchen wurde wacker ausgescholten
Und geküßt, und Klaus und Gertrud wollten
Schwören, daß es jedes Wort verstund.

„Ich muß fort, man wird mich ängstlich suchen,"
Sprach der Gute. „Was?" versetzte Klaus,
„Ganz allein? Das laß ich nicht geschehen;
Ich, wir Alle wollen mit Euch gehen."
Sprach's und stürzte, wie ein Pfeil, hinaus.

Bald läßt er, vom halben Dorf begleitet,
Sich mit einer Bahre wiederseh'n.
Man bedeckte sie mit zarten Zweigen
Und beschwört den Greis, sie zu besteigen;
Und der Greis erhört das fromme Fleh'n.

Nun beginnt, beim Schein der Kienholzfackeln,
Der Triumphzug, und der Gute wird
Feierlich bis in die Stadt getragen. —
Warst du wohl auf deinem Siegeswagen,
Ludwig, je so groß, als dieser Hirt?

G. K. Pfeffel.

9. Das Buch ohne Buchstaben.

Vor seiner Thür' ein Bäu'rlein saß,
In einem kleinen Büchlein las;
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß,
Doch röthlich noch sein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränen hell und klar.

Schmelfungus auch des Wegs herkam,
Und wahr des armen Bäu'rleins nahm.
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäu'rlein mit dem Gruß beehrt:
„Was machst du, alter Narre, da?
Du kennst ja nicht einmal das A."

„Herr Doktor, in dem Büchlein steht
Nicht A noch Z, wie ihr da seht;
Leer sind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer sechse an der Zahl.
Die Farben sind auch sechserlei —
Merkt, was mir die Bedeutung sei!

Das erste Blatt ist himmelblau
Und sagt: Mensch: oft nach oben schau'!
Das andere, wie Rosen rot,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod.
Das dritte, wie die Lilien weiß,
Spricht: Rein zu leben dich befleiß'!

Das vierte Blatt, so schwarz, wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarbener Schein
Erinnert an der Hölle Pein;
Das sechste Blatt, von Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz.

Bedenk ich, was das Büchlein spricht,
Mein Aug' sich netzt, das Herz mir bricht.
Was ich nur brauch', mein Büchlein lehrt;
Drum halt' ich's viele Tausend werth."

Chr. Schmid.

10. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus fremdem Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wol zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnet der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft saßen die beiden früher vereint.
Doch siehe, der Zöllner erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang,
Eine Thräne hängt ihm an bleicher Wang'!
Da thut seine Schwester ihr Fenster auf.
Und er winkt mit dem herzlichsten Gruß hinauf.
Doch sieh — auch die Schwester erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang,
Benetzt von Thränen die bleiche Wang'.
Da wankt von der Kirche sein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!" so spricht er, und sonst nichts mehr.
Doch siehe, das Mütterchen schluchzt vor Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutterherz hat ihn gleich erkannt.

J. N. Vogl.

11. Abdallah.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht;
Bagdad zurück zu gewinnen, wird, ledig, die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Stelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen, den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander befragt,
Was Jeder verlangt' zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wol den Platz,
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wol achtzig, wol tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen; du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein,
Nur achtzig Kameleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint;
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!

„Wolan, wolan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin!
Wir theilen gleich die Kamele, wir theilen gleich den Gewinn."
Er sprach's; doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten Leid; —
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug;
Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff überhangend, umschließet die Felswand rings den Raum;
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wol kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisich, und steckt den Haufen in Brand.
Er wirft, sowie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräft'ge Spezerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinstert schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen, von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Kristall;
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt;
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht;
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Und was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Beladen sind die Kamele schier über ihre Kraft;
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft.
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein Jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des Andern vierzig Lasten, Sie dünken ihm eig'ner Verlust:
„Ein Derwisch, solche Schätze, die eig'nen Kamele, — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?"

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eig'nen Vortheil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wol mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer;
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn,
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir."
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein;
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort,
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort;
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst;
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehn noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn,
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Und wie so gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wol ohne sich zu scheu'n,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt!
Noch dieß ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt.
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen! noch sagtest du Nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
Sei fromm und weis' im Reichthum und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!"

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort:
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?"
„So nimm es!" spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar.
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden, alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser, trau'n!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schau'n!"

Willfährig thut's der Derwisch, da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: „Würd' auch bestrichen mein rechtes Aug' zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich."

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letzten Mal mich an,
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
Dann scheiden uns're Wege, und Allah sei mit dir."

Darauf der Derwisch: Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund:
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will nach allem Guten, was ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich in's Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld;
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld;
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lächeln: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf Einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann."

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O, Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst!
Nun heile, kenntnißreicher, was selber du verbrachst." —
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt; —
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt." —

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub;
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verschmachtend: ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Adalb. v Chamisso.

12. Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keines das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet;
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furche gesä't mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht, das that der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehlichen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht euch kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der belebenden Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,

Streckt die Gliederchen aus, und sauget im saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer, und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts,
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wol sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt und es schmeckt ihm so wol, es streckt sich gewaltig.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wol bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch' eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wol strickt? Ei, Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Spritzelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinkt sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's.
Und es sagt: „Nicht kehr ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um Alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Bittere Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag' und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich;
Hoch auf den Bergen, da schneit es, und weiter unten, da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie wankt es und weint es!
Und der Boden ist zu, und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu seh'n ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach, wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund und in der belebenden Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprechet wol auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren, und Brot euch verdienen und Kleidung!
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen, hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währt nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heitern Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg' auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach, wie ist's ihm so wol, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüte der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum,
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpfet ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seid'ne Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm' und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüte bei Blüt' an der zierlichen schwankenden Aehre,
Und mein Häberchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihr Eia Popeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, potz tausend, mit dem Laternchen,
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't, und Kirschen gesammelt nach Pfingsten;

Späterhin saftige Pflaumen gepflückt, dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste;
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Haber geblüht; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet.
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und Abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune,
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis zu Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle,
Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch, von jungen, fleckigen Kühen,
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte?
Wischet die Löffel nun ab, und bet' Eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule: dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung, und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackʼnes Pfläumlein zum Nachtisch.

Nach Hebel, von Echtermeyer.

13. Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glöcklein klangen.

Golden floß in's Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen in's Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach,
Das ist uns'rer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen,
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns noth ist, uns zum Heil'
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist's mir oft, als böt ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

„Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euern Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Friede wohnen.

Und ihr Enkel, still erfreut,
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebet,
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten,
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Geibel.

14. Die Gottesmauer.

Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen arme Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.

Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden, sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß' vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
Herr! in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neu'ster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein;
Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein! —
Mutter! spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wol bestellt. —
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach! nun bricht der Feind herein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dieß Haus geh'n sie vorbei.

Und der Enkel spricht in Sorgen:
Mutter, uns verräth das Lied!
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord;
Schließt die Laden, liebe Kinder!
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wol achtzig Mann.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wol haushoch drauß.

Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter komm',
Gottes Wunder anzuschauen!
Spricht der Enkel, und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Brentano.

15. Petrus und Paulus.

Wer hätte sie nicht mögen seh'n
Durch Roms gedrängte Straßen geh'n,
Die größten aus der heil'gen Schar,
Gefesselt das Apostelpaar!

Gewandert durch die halbe Welt,
Hat jeder seine Bahn erhellt;
Von Wundern zeuget Land und Meer,
In Wundern wächst die neue Lehr'.

Vollendet ist nach Gottes Rat
Der beiden Männer Lebensthat;
Sie steh'n am neuen Davidsthron,
Bald stürzt das große Babylon!

Jerusalem, du Stadt des Herrn,
Wie stießest du das Heil so fern!
Verjünge, Rom, den Herrscherglanz,
Dir blüht ein neuer Hirtenkranz!

Du träumest längst von Ewigkeit,
Sieh deinen Sturz, sieh neue Zeit!
Du kennst nicht deinen morschen Sinn,
Nicht deiner Ehre Anbeginn.

Die beiden Christen, die du dort
Wie Frevler führst zu Blut und Mord,
Sie sind die Pfeiler deines Ruhms,
Die Leuchter deines Heiligthums.

Sie hören schweigend Hohn und Spott,
Ihr Auge spricht vom nahen Gott;
Schon steht ihr Geist am Himmelsthron,
Da preisen sie den Menschensohn.

Am Tiber trennet sich ihr Gang.
Der Abschied ist wie Grußgesang;
Der Himmel glänzt wie Morgenrot,
Zum Leben ruft's und nicht zum Tod.

Und Paulus wird vom Schergenchor
Zum Bürger=Richtplatz vor dem Thor
Hinausgeführt, nach Römerrecht;
Dort sprach er zu dem Henkersknecht:

„Mit Blindheit schlug mich einst der Herr,
Mit neuem Lichte lohnte er;
Ich selbst verbinde mein Gesicht,
Mich ruft der Herr zum höchsten Licht."

Und nieder kniet' er und verband
Sich selbst die Augen, hob die Hand,
Als wollt' er künden Gottes Wort —
So traf sein Haupt des Schwertes Mord.

Wo ist der Fels, das Säulenthor?
Der starke Hirt, den Gott erkor?
In Mitte Roms, da steht sein Thron,
Da wird ihm seine Marterkron'.

Vom Hügel ragt ein Kreuzesstamm;
So starb das ew'ge Opferlamm!
Ich bin, sprach Petrus, deß nicht werth,
Den Jünger kreuzigt umgekehrt!

Und zu der Erde hängt sein Haupt,
Sein Haar bluttriefend und bestaubt;
Sein Auge schaut zum Meister auf,
Dorthin ist seines Geistes Lauf.

Bone.

16. Otto I. und Heinrich.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang,
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch sitzt er in dem Kreise, von männlicher Gestalt,
Das Auge, scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt.
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon Mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wol ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
Es ist der eig'ne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht,
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein —
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergib, o strenger Kaiser, vergib, du Bruder mein!"

Doch strenge sieht der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt.""

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleichwie im Todtenreich,
Man hätte mögen hören jetzt wol ein fallend Laub,
Denn Keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er lies't mit lautem Munde der Worte heil'gen Klang,
Daß es in Aller Herzen wie Gottes Stimme drang.

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergib,
Nein siebenzigmal sieben, das ist dem Vater lieb."

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder; er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Mühler.

17. Das Kind am Abend.

Ich kenn' ein kleines Mädchen, sanft und gut,
Doch froh und lustig wie ein junges Vög'lein.
Und hat das Kind sein heiter Tagewerk
Vollbracht, hat in dem Garten mit Gespielen
Sich müd' getummelt, an dem Abend dann
An seiner Mutter Seit' im Bilderbuche
An schönen Märchen höchlich sich erbaut,
Da werden trübe wol die blanken Aeuglein,
Es senkt der Kopf mit seinen vollen Locken
Sich auf die runden Aermchen stille nieder.
Doch spricht die Mutter dann: Kind geh' zu Bett!
Schnell eilt es zu den lieben Eltern hin,
Schmiegt sich mit seinen roten, warmen Wangen
Noch einmal fest und innig an sie an,
Sagt gute Nacht, und fragt ganz leise noch
Zu guter Letzt, so recht aus Herzensgrunde:
„Bist mir auch gut, lieb Vater, liebe Mutter?"
Und kann nicht eher ruh'n als bis die Eltern
Ihm den erbet'nen Segen zugesichert.
Dann aber springt es seinem Bettchen zu
Und schlummert süß bis an den lichten Morgen.

O wahrlich! kann ein kindlich frommes Wort
Die lieben Engel aus dem Himmel rufen,
Daß sie uns hüten in der finstern Nacht!
Wie mögen sie dieß liebe Kind umschweben,
Es decken mit den weichen, lichten Schwingen,
Welch' schöne Träume ihm vom Himmel bringen!

O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit!

R. Reinick.

18. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.

Als er ohne schlaue Rednerkünste
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er, froh mit dem geringen Lohne,
Heim zu seinen tiefversteckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin;
Aber ferne noch von seiner Hütte,
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilete der gute, wack're Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!"
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde, setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich an seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versproch'nen Schätze fanden. —

Kurz darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Hoffnung schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege."

„Kommt herein!“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte.“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich, stand mit Köcher, Pfeil und Bogen,
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Doch der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“
Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“
Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

19. Karl XII. und der pommer'sche Bauer.

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still,
Kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will;
Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Not
Der Türk' dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gib deinen Feinden nach!“
Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach!
Was sitzest du und sinnest, wie ein vergrämter Aar
Im Horst von Folgesonde, und trotzest der Gefahr?

Breit' aus die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand
Zieh' heim in's kühlumwogte, geliebte Vaterland;
Da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf,
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!“
Doch trotzig spricht der König: „„Schweigt! ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh'.

Wol sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures, zu,
Doch sterb' ich, eh' ich weiche und Achmeds Willen thu'!""
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit,
Gedrückt vom bittern Hunger; womit erhalt' ich's heut?"
„„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt,
Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eig'nes letztes Brot!""

Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß:
Denn sieh, man führte schonend sein Leibroß ihm zurück,
Drum greift er zur Pistole im nächsten Augenblick —
„„Halt, halt!"" — und setzet grausam den Lauf ihm hinter's Ohr —
Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor; —
„Ach schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring; doch er schoß,
Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.

„„Glaubt ihr, ich sollte hungern?"" fragt bitter lachend er,
„„Derweilen Alles schreiet: Was macht ihr, gnäd'ger Herr?""
Doch gleich als ahnt' ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
Setzt bald sich drauf, wie wenn es unsichtbar ihn ergreift,
Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stülpen läuft,
Und wühlet mit den Sporen im Sande hin und her,
Und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

Da kommt auf hager'm Klepper ein Bauer hergetrabt,
Im blauen, woll'nen Wamse, zerfetzt und abgeschabt,
Mit rundem Hut, und Troddeln um sein gestiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!"
„„„Wo find' ich hier den König?""" der alte Bauer spricht,
Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
„Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!"
„„„Gott grüß euch, edler König! Ihr seid wohl schlecht daran?"""

Der König hebt das Auge: „„Wer bist du und von wo?""
„„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Connerow
Bei Wolgast, eurer Stadt im fernen Pommerland,
Und heiße Müsebäk, und bin an euch gesandt!"""
„„Und wer hat dich gesendet?"" darauf der König spricht.
„„„Das will ich euch wol sagen, jedoch verübelt's nicht:
Wir wohnen dort zusammen, drei Bauern an der Zahl,
Und hörten oft mit Schmerzen, ihr trüget Hungerqual;
Drum brachten wir zusammen, was uns're Armut litt,
Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauern Ritt.
Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,
Wollt ihr nur nicht verschmähen, was euch ein Bauer beut!"""
Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los
Und holt aus jedem Schafte zwei Düten schwer und groß,
Gefüllt mit rothem Golde, und senkt sich auf ein Knie
Und spricht: „„„Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!"""

Wie das der König höret, da springet er empor,
Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
„„O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr;
Doch einen armen Bauer führt seine Liebe her! —
Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an;
Knie' hin, daß ich dich ehre, sowie du mich geehrt!""
Und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

Jedoch der Bau'r versetzet: „„„Herr König, haltet an,
Was thät' ich armer Bauer wol mit dem Edelmann?
Hab' schon genug zu sorgen vom Morgen bis zur Nacht,
Und habe nichts erworben, als was ich euch gebracht.

Drum bitt' ich, lieber König, daß ihr mich nicht beschämt,
Ich bin ja schon zufrieden, wenn ihr mein Scherflein nehmt;
Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!"""

Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
„„Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!""
Der Alte steht und sinnet: „„„So laß uns Bau'rn die Pacht,
Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!"""
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
Der König nimmt es hastig, sein Adlerauge brennt;
Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tiefbewegt:
„„So lange noch ein Sprößling von diesen Bauern blüht,
So lang auf Conn'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt:
Sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei,
Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu'!""

* * *

Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit,
Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort bis heut.
Preis dem gerechten König, der Pommernland regiert
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt!
Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei
Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'.
O blieben diese Enkel der edlen Väter wert
Und ehrten ihre Fürsten, wie diese sie geehrt!

Meinhold.

20. Der Jungfrau (Amaranth) Kirchgang.

Es hat der letzte Schlag verhallt,
Und leis' sie aus der Kammer wallt,
Und schleicht zur Treppe mit Bedacht,
Daß ja bei ihres Trittes Laut
Der theure Vater nicht erwacht;
Es hat ja kaum der Tag gegraut.
Und aus dem schlummerstillen Haus
Tritt sie zum dunklen Wald hinaus.

O sel'ger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch.

Noch überall ist tiefe Ruh',
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' an Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht:
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum,
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum;
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt;
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft,
Zuerst hört's aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerstöcken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Heidelerch', im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen;
Von ihrem Fittich aufgestört,
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest in's Gras herunter,

Und wäscht mit Thau die Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kuckuk schreit,
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern;
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis', wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken.

Und Amaranth — Wo sie wol geht?
Im Fichtengange tief sie steht.
Natur, dein tiefstes Herz sie sieht!
Sie spürt es, wie beim Glockentone
Geheim ein Schauer dich durchzieht!
Sie ahnt vom Vater, Geist und Sohne,
Der, ewig Einer in der Dreiheit,
Dich schuf in gnadenvoller Freiheit,
Als seines Glanzes Wiederschein,
Durchhaucht dein innersttiefes Sein!
Aus dunkler Bucht zu ihr herauf
Des Klosters weiße Mauer scheint;
Grün hat der Thurm bis hoch zum Knauf
Des Epheu's reiches Blatt umsponnen;
Vor dem Portal rinnt klar der Bronnen;
Hell aus des Gärtleins nied'rer Planke
Strahlt von dem Kreuz der Heiland erzen —
So ruht im dunklen Menschenherzen
Ein heit'rer, gläubiger Gedanke.

O Amaranth, wie's Kirchlein winkt!
O steig in's Thal und zaud're nicht!
Siehst du, wie hell vom Kerzenlicht
Das Fenster durch die Lauben blinkt?
Und ruft dich nicht durch's Tannenrauschen
Der Orgel voller, klarer Mund?
Still wird die Höhe, still der Grund,
Die heil'ge Stimme zu belauschen,
Still jeder Wipfel, jeder Strauch,
Und Amaranth wird stiller auch.
Wie unsichtbare, mächt'ge Hände
Zieh'n sie der Orgel süße Chöre
Hinab in die geweihten Wände,
Und eilig steigt sie von der Halde
Den jähen Steg zur grünen Bucht.
Schon steht sie tief im Klosterwalde;
In hast'gem Drang den Pfad sie sucht,
Der schmal durch's wilde Gras gewunden;
Zur Treppe jetzt erschöpft sie tritt,
Und wandelnd in gehob'nem Schritt,
Ist im Portale sie entschwunden.
Drin kniet sie in der Nonnen Kreis,
Ein Röslein unter Lilien weiß.
Und wie sie eine Zeit gefleht,
Sie still zum Seitengange geht,
Vom Geist der Demuth bang durchzittert,
Und kniet zum Stuhle, drin vergittert
Ein hoher Greis das Ohr ihr neigt.

Dieweilen aus der Sakristei
Mit den geheimnißvollen Gaben
Ein Jüngling zum Altare steigt,
Das Auge klar, die Stirne frei,
Voran zwei blühend schöne Knaben.
Zur Orgel singen hell die Nonnen,
Die heil'ge Messe hat begonnen.

O du Geheimniß wunderbar!
Zum Golgatha wird der Altar,
Drauf nie versinkt der Kreuzesstamm.
Dran bringst, als ewig blutend Lamm,
Verkläret auf des Vaters Thron,
Ein Hoherpriester, du dich dar,
Du ewiglich barmherz'ger Sohn,
Der immer bei dem Vater war!
Und trägst den Preis der neunten Stunde
Alltäglich aus der Ewigkeit
An tausend Orten in die Zeit,
Zum immer neuen Sühnebunde.
Denn, ach, viel Tausend der Getauften,
Der Gnade durch dein Blut Erkauften,
Der Lästrung Dorn um's Haupt dir flechten,
Mit Stricken deine Lehre knechten,
Und reichen dir am Rohr den Schwamm,
Den sie getränkt mit bitterm Spott,
Und schauen frech zum Kreuzesstamm,
Und höhnen dich: Seht her, ein Gott!
Und stoßen dir den Speer in's Herz;
Dich aber läßt darob der Schmerz
Bis an den letzten Tag nicht ruh'n,
Und ewiglich fleht deine Lieb'
Für sie zum Vater: Herr, vergib!
Sie wissen nicht, was sie mir thun! —

Die Orgel schweigt, der Chor verhallt.
Wer ist's, der jetzt aus dem Portal
Die Stufen dort herniederwallt?
Es webt sein Gold der Sonnenstrahl;
O heil'ger Christusfrieden du,
Wen hast du schöner je geschmückt
Mit deinem Lächeln voll der Gnaden?
Sie trägt das Haupt in freier Ruh',
Die Hände über's Herz gedrückt;
Und, o! im klaren Antlitz blüht
Vielsüßer Minne Frühlingsaue,
Drob aus des Auges Seligkeit
Der heit're Stern des Glaubens glüht. —

Sieh! Langsam kommt am Waldessaum
Sie durch die Wiese jetzt gegangen.
Was bleibt am alten Eichenbaum
So inniglich ihr Auge hangen?
Von duft'gen Schossen ganz verzweigt,
Blickt draus des Heilands Bild hervor:
Und in das Moos das Knie sie neigt,
Und streckt zu ihm die Hand empor.
Zum Bild von Holz das Aug' sie hebt,
Ihr Herz zu ihm im Himmel schwebt:

Als armes Kind ich niedersank,
Voll Leid und Streit, zur heil'gen Bank,

Wie stand ich auf, so stark und reich!
Wer ist dir an Erbarmen gleich?

Mit ihrem Grün die Waldesau,
Mit ihrem Duft und Lied und Thau,
Wie ist sie arm gen meine Zier!
Du, Heiland, selber wohnst in mir!

Wie schlägt mein Herz nun doch so still!
Nun nimmermehr ich bangen will.
Du nahmst mich auf in deine Hut;
Wie du es willst, so ist's mir gut!

O. v. Redwitz.

21. Kaiser Heinrich.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der sich in der Mitternacht,
Wo die frömmsten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernste Bilder nach ihm fassen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gassen
Geht er nach Sanct Emmeran.

Junges Heldenantlitz, betend,
Möcht' ein schöner Anblick sein;
Dieser, zum Altare tretend,
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein sel'ges Ende,
Nicht um irdisch Heil und Glück.

Als er aufstand, schien's vom Rücken
Ueber ihn als wie ein Licht;
Staunend thät er um sich blicken,
Sieht ein heil'ges Angesicht:
Hochaltar und Kreuz verklärend,
Dort ein lichter Bischof stand,
Der mit hoher Hand, wie schwörend,
Zeigte nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, mit den Kerzen
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürst mit bangem Herzen
Auf ein' römisch Sechse trifft.

„Will mich Gott so bald erhören?
Herr, ich glaub's auf eure Hand;
Hebt sie nicht so ernst zum Schwören!"
Sprach der Held, und Alles schwand.

Wie sechs Stunden sind vergangen,
Harrt er fromm auf seinen Tod!
Doch es schien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenrot.
Wie der sechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig ist;
Doch es gibt der Herr dem Frommen
Neue heit're Lebensfrist.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der sechste Mond erscheint,
Würd'ger stets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht so gemeint.
Aber ernste Todsgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und so lebt er sonder Wanken
Heilig bis in's sechste Jahr.

Und in hoher Kirche stand er
Leuchtend um das sechste Jahr,
Und auf seinem Haupte fand er
Röm'sche Königskrone gar.
König Heinrich war's, der Zweite,
Herr von allem deutschen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zweiundzwanzig Jahre heilig
Herrscht' er ohne Fluch und Spott,
An die röm'sche Sechse treulich
Dacht' er und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben,
Hielt ihn Gott des Lebens werth;
Weil den Himmel er konnt erben,
Ward ihm auch das Reich beschert.

G. Schwab.

22. Die Weisen des Morgenlandes.

In des Ostens fernem Lande,
An des Schilfmeers reichem Strande,
Forschten bei der Mitternacht
Fromme Weise
Der Gestirne Bahn und Kreise
Und des hohen Himmels Pracht.

Staunend standen sie und sahen
Aufwärts, ahneten den Nahen,
Ihn, des Lichtes ew'gen Quell,
Aus der Ferne.
Und sie flehten: „Herr der Sterne,
Mach' auch uns're Herzen hell!"

Sieh, es stieg, wie Morgenröte,
Ein Gestirn empor, es wehte
Durch die Milchbahn, wie Gesang. —
Tiefes Schweigen
Herrschte durch des Himmels Reigen,
Nur der helle Stern erklang.

„Fernhin an des Abends Thoren,
Ward ein himmlisch Kind geboren!"
Tönt' es in der Weisen Herz.
Da entbrannten
Ihre Seelen und sie wandten
Ihre Blicke himmelwärts.

Siehe, nun erlosch der neue
Wunderglanz; aus sanfter Bläue
Stieg der Morgenstern herauf,
Und von dannen
Zogen sie getrost, begannen
Mutig ihren Pilgerlauf.

Mählich schwand der Heimat Küste,
Vor den Pilgern lag die Wüste,
Wie ein glühend Meer von Sand.
Doch sie leitet
Froher Glaube und bereitet
Ihre Bahn in's ferne Land.

Bald erglänzte Zions Veste,
Salems Zinnen und Paläste
Schimmerten von Ferne schon;
„Heil den Thoren
Salems!" dachten sie, „erkoren
Hat sich euch des Himmels Sohn."

Durch die hohen Marmorbogen
In die Burg des Herrschers zogen
Nun die frommen Pilger ein.
In des Thrones
Schimmer suchten sie des Sohnes
Himmelsglanz und milden Schein.

Aber den Tyrannen faßte
Argwohn, seine Seele haßte
Licht und Recht mit blinder Wuth;
Sanfte Blicke
Bargen seines Herzens Tücke
Und des finstern Auges Glut. —

Nach dem Ratschluß seiner Weisen
Hieß er jetzt die Pilger reisen,
Und nach Bethlehem sie geh'n:
„Da nur findet
Ihr den Königssohn; verkündet
Eilends, wenn ihr ihn geseh'n!

Schnell will ich dann zu ihm eilen,
Eure Huldigung zu theilen,"
Sprach der finst're Bösewicht. —
Sieh, es führten
Seine Tücken die verirrten
Pilger zum ersehnten Licht.

Ueber Bethlems Au'n und Hügel
Streckte ihre Rosenflügel
Schon die Abendröte aus.
In dem Thale
Lag, umglänzt vom goldnen Strahle,
Frommer Hirten stilles Haus.

Und von Neuem sah'n sie prangen
Das Gestirn; die Lüfte klangen
Von melodischem Getön, —
Um die Schwelle
Floß ein himmlisch Licht, und helle
Glänzten Bethlems stille Höh'n. —

Sieh, die Thür' ging auf, es kamen
Fromme Hirten, freundlich nahmen
Sie die frommen Pilger ein.
Und mit leisen
Tritten naheten die Weisen
Sich dem stillen Kämmerlein.

In der heil'gen Mutter Schoße
Lag das Kind, wie Sarons Rose
In der Morgenröte Licht. —
Voll Gedanken
Standen sie und sah'n und sanken
Betend auf ihr Angesicht.

Aber sie, die Hochbeglückte,
Neigt' ihr Haupt zum Kind und drückte
Schweigend es an ihre Brust;
Und der Hehren
Lächelnd Auge füllten Zähren
Hoher Wonn' und Himmelslust.

Ehrfurchtsvoll und freudig neigten
Sich die Pilger nun und reichten
Ostens Gold und Schätze dar;
Balsamdüfte
Schwebten durch die reinen Lüfte
Um des Kindes Lockenhaar.

Aber, ach! in dunkler Kammer
Schreckt die Schlummernden ein Jammer
Und ein finstres Traumgesicht.
Rahels Wehe
Scholl um Bethlems stille Höhe,
Blutig schien der Sterne Licht.

„Mit der Hölle finstern Thoren
Hat ein Heuchler sich verschworen,
Dürstend nach der Unschuld Blut.
Doch vergebens
Droht dem Born des Lichts und Lebens
Eines Menschen blinde Wut.“

Mit der Dämm'rung erstem Strahle
Eilten sie aus Bethlems Thale
In der Heimat fernes Land.
Froh begrüßten
Und durchwallten sie der Wüsten
Oede Bahn und heißen Sand.

Und das Licht, das sie gefunden,
War dem Wütherich verschwunden,
Ihn umhüllte Nacht und Wahn. —
Holde Wahrheit:
Die nur schauen deine Klarheit,
Die voll Einfalt dir sich nah'n.

F. A. Krummacher.

23. Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrote, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten, leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind!

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt' er plötzlich sich umrungen
Von Melodieen sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer;
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüth;
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maged
Und ihr im Schoß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßten sie mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sacrament;
Doch staunt er deß nicht minder,
Da sich kein Priester fand;
Und sieh! es kamen Engelkinder
Im blütenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmale
Das Sacrament dem Kaiser dar,
Das auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar.
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein,
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein!

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß. —
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt,
„Gib, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!“

v. Platen.

24. St. Franciscus Xaverius.

Durch Goa's Straßen tönet
Ein Glöcklein, hell und rein;
St. Xaver gibt das Zeichen,
Dort sitzend auf dem Stein.
Was soll das wol bedeuten,
Ist es ein Kinderspiel?
Denn Scharen dieser Kleinen
Versammeln sich am Ziel.

St. Xaver blickt so freundlich
Die lieben Kinder an;
Sie fühlen sich gezogen
Zu diesem fremden Mann;
Sie schauen nicht das schwarze,
Das düstere Gewand,
Sie suchen seine Kniee,
Sie fassen seine Hand.

Sie horchen seiner Stimme,
Sie horchen jedem Laut;
Ein jedes Kinderauge
Auf seine Lippe schaut;
Bald lächeln sie in Wonne,
Bald seufzen sie bewegt,
Und bald in ihrem Auge
Sich eine Thräne regt.

Denn er erzählet ihnen
Von jenem Engelsang,
Der einst den frommen Hirten
Auf dunkler Flur erklang:
Vom Kindlein in der Krippe,
Von jener heil'gen Nacht,
Und von den Königsgaben,
Dem Kinde dargebracht.

Vom frommen Jesusknaben,
Den Eltern unterthan,
Der gern das Wort der Lehrer
Im Tempel hörte an;
Von Jesu hohen Werken,
Von seinen Wundern auch,
Wie er die Kranken heilte
Mit seinem Wort und Hauch.

Wie er die Kindlein liebte,
Sie nahm auf seinen Schoß,
Sie segnete und küßte
Und an sein Herz sie schloß;
Und dann von seinen Leiden,
Von seinem blut'gen Tod,
Wie er für uns're Sünden
Als Lösegeld sich bot.

Wie er mit seinem Sterben
Den Himmel uns erkauft,
Wie er mit seinem Blute
Zu Christen uns getauft;
Wie er zu Himmels Höhen
Dann glänzend fuhr empor
Und Allen uns geöffnet
Das goldne Himmelsthor.

St. Xaver nahm die Kleinen
Wie Jesus auf das Knie,
Gab ihnen seinen Segen,
Bekreuzte liebend sie;
Und sprach zu ihnen allen,
Von Christenlieb' beseelt:
„Geht heim, und was ihr hörtet,
Das überall erzählt!" —

Sie gingen nun nach Hause
Und kamen wieder her,
Und immer, immer kamen
Der frommen Kinder mehr.
St. Xavers Himmelslehre
Ward ihnen Honigseim,
Den trugen sie mit Freude
Zu ihren Eltern heim.

Doch bald nicht mehr alleine
Die Schar der Kinder kam;
Ein jedes hin zum Manne
Die theuren Eltern nahm.
Und bald erklang die Glocke
Zu heiligem Verein,
Und lud nicht nur die Kleinen,
Nein, Alle, Alle ein.

So wurden zu Aposteln
Die Kinderlein bestellt,
Durch deren Christusliebe
Die Heiden-Nacht erhellt.
Denn wie die Frühlingssonne
Den Winterfrost durchdringt,
So auch der Kinderglaube
Das Elternherz bezwingt. —

Längst ist von uns geschwunden
Die Nacht des Heidenthums,
Längst glänzet uns die Sonne
Des Evangeliums;
Doch tiefer Seelenschlummer
Hemmt unsern Christenlauf;
O weckt mit eurem Glauben,
Ihr Kinderlein, uns auf!

Isabelle Braun.

25. Johannes der Apostel.

Der Jünger, der beim Liebesmal
An seines Meisters Brust gesunken,
Der hehren Liebe Himmelsstral
Aus diesem reinen Born getrunken,

Der Jünger, der im Silberhaar
Von göttlich milder Glut entzündet,
Das Wort des Meisters treu und klar,
Das Wort der Liebe noch verkündet:

Von Patmos kehret er zurück,
Wo in Verbannung er geschmachtet,
Wo seines Geistes heller Blick
Die sel'ge Gottesstadt betrachtet;
Nach Ephesus nun wandert er,
Des Herrn Gemeine zu beschauen,
Und in der Gegend rings umher
Die Brüder lehrend zu erbauen.

In einer Stadt in Thales Grund,
Von wald'gen Höhen eingeschlossen,
Verkündigt jetzt des Jüngers Mund,
Was ihm der Geist hat eingegossen.
Es horchet Alles auf sein Wort,
Das sich erhebt mit Adlersfluge,
Er zieht sie mächtig mit sich fort, —
Die Seelen folgen seinem Zuge.

Und als er vor den Hörern hie
Die heil'ge Rede nun geendet,
Da wird sein Blick, — er weiß nicht, wie? —
Auf einen Jüngling hingewendet,
Deß hohe Anmuth und Gestalt
Ihn mächtig anzieht und erreget,
Und mit verborgener Gewalt
Des frommen Jünglings Herz beweget.

Zum Bischof richtet er sein Wort:
„Horch, was ich jetzo dir befehle!
Den leg' ich dir an's Herz sofort,
Du, Hirte, hüte seine Seele!
Auf seinen Wegen allerwärts
Hab' Acht auf ihn; er sei der Deine;
Ich binde dir ihn auf dein Herz
Vor Christo hier und der Gemeine."

Er spricht's, in tiefster Brust gerührt,
Und wiederholt's bei seinem Scheiden;
Und weiter der Beruf ihn führt,
Er wandert seinen Weg mit Freuden.
Er kommt nach Ephesus zurück:
Der hohen Marktstadt Weltgetümmel,
Nicht fesselt es des Jüngers Blick, —
Er pflanzet Blumen für den Himmel.

Der Bischof nimmt den Jüngling auf,
Er sorgt für ihn mit Vaterpflege,
Wacht über seines Lebens Lauf,
Und hütet jeden seiner Wege;
Thut ihm des Meisters Worte kund,
Flammt in ihm an das Licht der Wahrheit;
Baut in ihm auf des Glaubens Grund,
Und führt von Klarheit ihn zu Klarheit.

Der Jüngling schreitet freudig fort,
Wächst an Erkenntniß und Vertrauen,
Horcht eifrig auf des Lehrers Wort,
Läßt hoher Einsicht Kräfte schauen.

Und als der Bischof ausgestreut
In's Lehrlings Herz der Wahrheit Samen,
Da wird der Bund mit Gott geweiht,
Er tauft ihn auf des Meisters Namen.

Doch als der Jüngling eingeweiht,
Das Bundessiegel nun empfangen,
Und kennt den Weg der Seligkeit,
Darauf der Herr vorangegangen,
Da wird der Führer laß und schwach,
Nicht treu genügend dem Befehle
Des Jüngers, der bedeutsam sprach:
„Du, Hirte, hüte seine Seele!"

Des Jünglings feuriges Geblüt,
Zu früh ist es der Zucht entlassen:
Das umgewendete Gemüt
Geht mit der Welt auf breite Straßen.
Des Körpers Reiz und Wolgestalt
Schafft ihm Genuß auf allen Wegen,
Und mit verlockender Gewalt
Kommt Sünd' und Weltlust ihm entgegen.

Und wie ein kühnes Roß, einmal
Vom rechten Weg scheu abgeirret,
Sich über Berg und über Thal
In blindem, wildem Lauf verwirret,
Bis es auf seiner irren Flucht,
Sinnlos, von toller Wuth verblendet,
In eines grausen Abgrunds Schlucht
Durch jähen Sturz sein Leben endet:

So reißt den Jüngling eitler Sinn
Und der Genußsucht kühnes Glühen
Stets tiefer in's Verderben hin,
Und seine guten Engel fliehen.
Wol wacht ihm einst das Herz noch auf, —
Da zweifelt er an Gottes Gnade,
Und rennet fort in scheuem Lauf,
Verschmähend seines Heiles Pfade.

Er schließet einen schwarzen Bund
Mit den Genossen seiner Schande,
Und, von Gewissensschlägen wund,
Führt er die wilde Räuberbande.
Er haust in dunkler Waldnacht Schoß,
Ein Schreckenshaupt verruchter Glieder;
An Blutdurst und Gewaltthat groß,
Ist er der Fürst der finstern Brüder. —

Zu jener Stadt, wo einst sein Blick
Den schönen Jüngling ausersehen,
Kehrt der Apostel nun zurück,
Mit tiefer Ahnung bangen Wehen.
Er fragt voll Hast: „Wo ist das Pfand, —
Schaff', Hirte, daß mein Aug' es schauet, —
Das ich dir auf die Seele band,
Das dir mein Herr durch mich vertrauet?"

Der Bischof wird vor Schrecken blaß,
Im Wahne, Geld sei ihm vertrauet.
Johannes spricht: „Es ist nicht Das,
Wornach mein sehnend Auge schauet.

Den Jüngling ford're ich von dir,
Des Bruders Seele gib mir wieder!
Dies ist das Pfand, das dir von mir
Vertrauet ward im Kreis der Brüder."

Und Jener tief in Wehmuth spricht:
„Der Jüngling, Meister, ist gestorben!" —
„„Und welchen Tods erlosch sein Licht?
Hat er die Zeugenkron' erworben?""
„O wollte Gott!" — spricht drauf der Hirt —
„So wär' er ewig unverloren,
Der Glaubenszeugen Seele wird
Im blut'gen Tode neu geboren;

Doch Jener, den dein Auge sucht,
Ist todt für Gott und ew'ges Leben;
Wol lebt der Leib, doch hat verrucht
Dem Feind die Seel' er übergeben.
Er ging dahin in wüstem Thun,
Im wilden Taumel seiner Sinne,
Und statt der Kirche hat er nun
In Bergeskluft ein Raubnest inne."

Der Jünger drauf in Schreck und Schmerz
Zerreißt sein Kleid, und ruft mit Beben:
„„O welchem Wächter hat mein Herz
Die Seelenobhut übergeben!""
Und nimmt zur Stunde sich ein Roß,
Und fort er mit dem Führer eilet,
Der leitet ihn zum Räubertroß,
Zur Bergschlucht, wo sein Jüngling weilet.

Tief im Gebirg, in Waldesnacht,
Wo wilde Thiere gräßlich hausen,
Da wohnet in verborg'nem Schacht
Die finst're Räuberschaar voll Grausen.
Die Wache greift den Reiter auf,
Er will nicht flieh'n, er läßt sich binden;
„„Ja, hilf du nur in raschem Lauf
Den Weg mir, den ich suchte, finden!""

Und aus der Höhle Felsenthor,
Mit blanker Räuberwehr geschmücket,
Tritt wild der schöne Jüngling vor, —
Dem Greis er tief in's Auge blicket, —
Und mächtig dringen ihm in's Herz
Die Züge, die er schnell erkennet,
Daß vor dem Seelenfreund in Schmerz
Und Reu' und Scham der Jüngling brennet;

Und hält nicht aus den stummen Blick, —
Und will in raschem Lauf entfliehen.
Mit Macht hält ihn der Greis zurück:
„„Du wirst dich nimmer mir entziehen;
Und flöhst du an des Meeres Rand,
Und über aller Berge Ketten,
Dich ließe nimmer meine Hand,
Und deine Seele muß ich retten!

Und warum fliehst du mich, mein Sohn,
Mich, deinen Vater, mich, den Greisen,
Der zu des Mittlers Gnadenthron
Den Weg dir will in Liebe weisen?

Ja, ich verbürge mich für dich,
Noch ist das Heil dir nicht verloren;
Der Meister starb für mich und dich,
Das Leben hat sein Tod geboren!

Und muß es sein, so geb' ich gern
Für dich den Hauch hin meines Mundes;
Ein Bote bin ich dir vom Herrn,
Ein Zeuge seines neuen Bundes.
Ja, so der Sünder Buße thut,
Und kehrt zurück zu Gottes Rechten,
Ist er dem Herrn ein freud'ger Gut,
Als neunundneunzig der Gerechten!""

Der Jünger spricht's; der Jüngling steht,
Und blicket stumm zur Erde nieder,
Und aus des Himmels Lüften weht
Ein milder Ton, wie Engelslieder.
Die Waffen wirft er bebend hin,
Entsagt dem wüsten Lebenslaufe,
Und gibt sich selbst in reu'gem Sinn
Durch Thränen eine zweite Taufe.

Noch drückt zu schwer ihn seine Schuld,
Zum Heiland soll der Freund ihm flehen,
Ob ihm durch Mittlers Gnad' nnd Huld
Mög' volle Reinigung geschehen.
Noch hält im faltigen Gewand
Mit Zittern und mit zagem Beben
Verborgen er die rechte Hand,
Und wagt es nicht, sie zu erheben.

Doch Mut spricht ihm der Jünger ein,
Und stillt des armen Herzens Sehnen,
Und küßt die Hand, die wieder rein
Gewaschen ward durch Reuethränen,
Und macht ihn seines Heils gewiß,
Und stärkt ihn mit des Meisters Wahrheit,
Daß aus dem Reich der Finsterniß
Noch Rückkehr sei in's Reich der Klarheit.

In der Gemeine stillen Bund
Kehrt bald der Neugebor'ne wieder;
Der Jünger selbst bringt seinen Fund
Dem Kreis der Schwestern und der Brüder.
Sein Herz voll Liebe, treu und klar,
Es bleibt dem Büßer eng verkettet,
Die Seele, die verloren war,
Er hat sie seinem Herrn gerettet.

In heil'ger Herzenswonne kehrt
Der Jünger wieder zu den Seinen;
Und da das Alter ihm verwehrt,
Im Haus der Andacht zu erscheinen,
Trägt Jünglingskraft ihn an den Ort,
Wo aus des glüh'nden Herzens Triebe
Stets neu ausströmt das alte Wort:
„Ihr Kindlein, bleibet in der Liebe!"

Im höchsten Alter läßt ein Grab
Der treue Jünger sich bereiten;
Er steigt in's Dunkel froh hinab,
Er schläft und schläft durch alle Zeiten.

Der Geist entschwebet himmelan,
Das Herz schlägt fort mit warmen Schlägen,
Von seinen Pulsen siehet man
Die Erde, die es deckt, sich regen.

J. Mosen.

26. Die heilige Elisabeth.

Nicht prangte blumenreich die Au',
Im Felde wogten nicht die Aehren,
Der Sonne Glut, der Morgenthau
Hielt nicht ein himmlisches Verklären;
Geschlossen blieb des Glückes Hand,
Die jährlich spendet Himmelssegen;
Da zog der Hunger durch das Land,
Und Klagen folgten seinen Wegen.

Doch wie des Regenbogens Pracht
Durch dunkle Wetterwolken leuchtet,
Der Mond erhellt die düst're Nacht,
Der Thau das welke Gras befeuchtet;
Und wie der Engel Schaar so mild
Das Kindlein schützt am jähen Grunde;
So hat ein hehres Frauenbild
Gelichtet diese Leidensstunde.

Fern war der Landgraf seinem Reich
In diesen schweren Jammertagen,
Wo von den Lippen, hungerbleich,
Entströmten bange Leidensklagen.
Doch in der Wartburg Fürstensaal,
Da thronte wie ein Engelwesen
Elisabeth, sein hold Gemahl,
Das liebend er sich auserlesen.

Als nun der Schmerzensruf erklang
Vom Mund der Kranken und der Armen,
Ihr ganzes Herz in Thränen rang;
Voll innig liebendem Erbarmen
Und in der Milde tiefem Born,
Des Schlosses Speicher sie erschließet;
Da strömt das reiche Aehrenkorn,
Das Gold der milden Hand entfließet.

Sie selbst verläßt ihr hohes Schloß,
Eilt liebend in das Thal hernieder,
Bringt in der Hütte armen Schoß
Die Labung für die kranken Glieder.
Die Hülfe sproßt aus ihrem Gruß,
Der Trost aus ihres Odems Wehen;
Wo leise wandelt hin ihr Fuß,
Da Segensblümlein auferstehen.

Doch nicht verstand ihr edles Herz
Der finst're Bruder ihres Gatten,
Zu dessen Brust, so hart wie Erz,
Die Klagen all' vergebens nahten.
Ein bitt'rer, stachelichter Dorn
Ward ihm jedwede Armenspende;
Und brausend wallte auf sein Zorn,
Daß sie des Fürsten Gut verschwende.

Als einstens nun sie liebewarm
Hernieder steigen wollt' zum Thale,
Trug sie das Körblein in dem Arm,
Mit Speisen zu dem Armenmahle.
Süß wiegte sich ihr Engelssinn
Schon in des Wohlthuns nahem Glücke;
Da trat ihr Schwager vor sie hin,
Im harten Herzen Hohn und Tücke.

Und keck erfaßt er ihr Gewand,
Fährt barsch sie an mit harten Worten:
„Laß sehen mich, was deine Hand
Hinweg trägt aus des Schlosses Pforten!" —
Und von dem Körblein zieht er rauh
Das Tuch, in tückischem Erbosen;
Doch sieh — da liegt, benetzt mit Thau,
Ein holder Kranz von frischen Rosen.

Und klarer, wunderbarer Schein
Sich aus dem Rosenkranz erhebet;
Er hüllt die fromme Fürstin ein,
Gar reicher Duft sich drein verwebet.
Als wie von einem Engelpaar
Getragen, steigt zum Thal sie nieder;
Und ihre Armengabe war
Im Körblein statt der Rosen wieder.

Isabelle Braun.

27. Maria Magdalene.

Sie hat geglaubt — ihr Glaube gab ihr Frieden,
Sie hat geliebt — ihr ist die Schuld verziehn,
Sie hat gebüßt! — kein Aug' sah je hienieden
So heißer Buße Flammenschmerzen glüh'n.

Als sie in Thränen aufgelöst, von Reue
Zermalmt zu ihres Heiland's Füßen lag,
Und Er sie nicht verstieß — da ging auf's Neue
Vor ihrer dunkeln Seele auf der Tag.

Da stand sie auf — und den Juwel der Liebe,
Den immer sie gesucht und nirgends fand,
Weil er verfinstert war von Staubestrübe —
Den hielt urplötzlich sie in ihrer Hand.

Da stand sie auf aus allen ihren Sünden,
Wie aus dem Kerker geht die Königin;
Und all' die Flitterschlingen, die sie binden,
Wirft sie für den Juwel der Liebe hin.

Da stand sie auf — und ging mit Ihm zum Kreuze
Und leert den herben Kelch auf Golgatha.
Wol abgebüßt hat sie die Erdenreize,
Als sie von Seinem Blut bethaut sich sah!

Da stand sie auf — und sucht die heil'ge Leiche,
Und weint im Garten an der leeren Gruft,
Bis der Erstandne vor die Thränenbleiche
Mildlächelnd tritt und sein „Maria!" ruft.

Da stand sie auf — und warf in's Läutrungsfeuer
Der Buße sich, so wie der Phönix thut;
Den Flammentod begehrend, um in neuer,
Erhöhter Kraft zu steigen aus der Glut.

Da stand sie auf — aus hehren Visionen,
Die strahlend durch ihr Büßerleben weh'n,
Um schmerzgereinigt zu des Himmels Thronen
Als Phönix heil'ger Liebe einzugeh'n.

Ida Hahn-Hahn.

28. St. Makarius.

In seiner Zelle saß Makar
Und brachte Gott Gebete dar
Beim matten Lampenschein.
Da öffnete die Thüre sich,
Ein junger Mann, gar fürchterlich
Zu schauen, trat herein.

Der Odem ihm den Dienst versagt,
Wie einem Hirsche, der gejagt;
Das Haar sträubt sich vom Haupt;
In Thränen schwamm das Augenpaar,
Und seinen fahlen Wangen war
Das Rosenrot geraubt.

Auf seine Kniee warf er sich.
„O Heil'ger," schrie er, „rette mich
Vom Tode, steh' mir bei!
Ermordet ward ein braver Mann,
Mein Freund; nun klagen sie mich an,
Daß ich der Mörder sei.

Die Häscher sind schon hinter mir,
Da floh ich, frommer Mann! zu dir,
Schwör' dir's beim Ew'gen zu:
Nie strebt' ich noch nach fremdem Gut,
Und bin so rein von Menschenblut,
Bei Gott! so rein wie du!"

Und als der Arme dieses sprach,
Kam schon die Häscherrotte nach,
Trat in die Zelle ein
Und wollt' ihn fangen; doch Makar
Winkt mit der Hand, weist ab die Schar,
Die alsbald steht wie Stein.

Den Muschelhut nun setzt er auf,
Und winket den Verfolgern drauf,
Zu folgen. — Jetzt voran
Der Heilige zum Kirchhof geht.
Und wo der Sarg des Opfers steht,
Da hält er plötzlich an.

„„Bei dem, der ist, sein wird und war,
Ruf' ich dich auf,"" schrie nun Makar,
„„Daß du mir kündest jetzt:
Hat Jener, welcher hier am Rand
Von deinem Grabe steht, die Hand
Mit deinem Blut benetzt?""

Da weicht die Erde, berstet, bebt,
Es springt der Sarg, woraus sich hebt
Die blutende Gestalt
Des Hingewürgten, und sie spricht:
„Nein! Dieser ist mein Mörder nicht!“
Und sinkt zurück alsbald.

Und sprachlos stand die Rotte da,
Als sie dies große Wunder sah;
Der Jüngling aber sinkt
Zu Füßen seinem Retter hin,
Der ihn erhebt und segnet ihn
Und ihm zu schweigen winkt.

Der Führer jetzt der Häscherschar
Tritt vor und spricht: „Wir wissen zwar,
Wer nicht die That gethan;
Doch, heil'ger Vater, wer sie that,
Dazu bedarf ich deinen Rath!
Der Todte sag' es an!“

„„Zieht hin in Frieden,““ sprach Makar:
„„Damit der Unschuld nicht ein Haar
Gekrümmet werden soll,
Darum rief ich den Todten her;
Den Schuld'gen mag euch zeigen Der,
Der aller Gnaden voll!““

J. F. Castelli.

29. Der Gast.

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
Einmal niederschaut' auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen,
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden;
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm', Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segn' uns und was du bescheret hast!“
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie es auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht' an seinem Stabe fort
Nach dem fast nahgelegenen Ort,
Und kommt an eines Reichen Haus —
War grad' ein Fest und großer Schmaus —
Dort stellt er still sich vor den Saal.
Nach ihm fragt Niemand allzumal;
Er hört drin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Herde Spatzen;
Hört reden, was keines Gemüte bessert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's geredt, es gemahnet ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Da er verwundert lang gestanden,
Spricht er zu Einem ihm beihanden:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten;
Nun komm' ich armer Bettler getreten
Und führ' euch seine Worte an:
W a s i h r m i r t h u t, h a b t i h r i h m g e t h a n!“
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!“
Und trieben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, einer thät' die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herrn nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm gescheh'n,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgeh'n:

Soll er das Haus mit Feuer strafen?
Soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aerger's thun,
Als ihn im Bösen lassen beruh'n;
Doch setzt' er ihnen noch Gnade aus.
Dann kommt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus:
Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesott'nen Fisch,
Der heut' dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit Langem;
Ein kleines Hündlein kommt auch herein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt
Und führt den Bettler an ihrer Hand,
Zu ihrem Tisch heißt sie ihn setzen,
Weil sie sich heut' an was Selt'nem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt',
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!"
Die Krumen streu'n sie hinaus zur Linde,
Daß auch das Vöglein Speise finde.

Drauf setzt sich der Vater an's Kamin,
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schoß
Und läßt ihm zeigen „wie groß! — so groß!"
Und lehrt's lieb haben den guten Mann
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben:
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonnen seine Brust;
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.

Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf seinen Knieen ihm vor es,
Die Hirten und Engel des Nachts auf dem Feld,
Dann wie ihm das Kind in der Krippen gefällt,
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn,
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das Vaterunser es lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf' gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh',
Um, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein:
Es scheint der Mond ihm hell herein.

Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinwegzutragen,

Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
Den Armen ist Gott nimmer weit.
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz dem Reichen glüht;
Und dulden sie Manches auf Erden gleich,
Den Armen ist das Himmelreich!"

L. Schefer.

30. Theophorus.

Der Vogt im römischen Reich, Trajan,
Hatt' sich den Osten unterthan,
Sein Schwert erwarb sich stolzes Lob;
Da ward er übermüthig drob,
Meinte zu seines Sieges Lauf
Noch fehle der gottsel'ge Hauf
Der Christen: wäre der bezwungen,
Würd' ihm erst ein Triumph gesungen.

Durch Syrien er dräuend zog,
Unter der Teufel Dienst es bog;
Für seine Götter ging er werben,
Wer nicht wollt' opfern, mußte sterben.
Zuletzt in Antiochia
Vor seinen Richterstuhl man sah
Geschleppt Ignaz, den Gottesträger,
Im Silberhaar, des Häufleins Pfleger.
Als er nun vor dem Kaiser stand,
Zornig der reckt' empor die Hand
Und sprach: „Wer bist du, böser Geist,
Der sündiget und sünd'gen heißt
Wider mein Wort, das Not und Tod
Den Feinden uns'rer Tempel droht?"

Der Greis schaut' auf, er zagte nicht,
Er zeigt' ein Engelsangesicht,
Und lächelnd sprach er: „Seit wann heißt
Ein Gottesträger ein böser Geist?"
„Ein Gottesträger?" frug Trajan,
„Was mag ein solcher sein? sag' an!"
Der aber sprach: „Ein solcher ist,
Wer trägt im Herzen Jesum Christ!"

Und zorniger Trajanus rief:
„Meinst du, wir Römer hätten tief
Nicht auch die Götter im Gemüte,
Wir, denen Sieg leiht ihre Güte?
Drum leuchtet uns auch holden Blicks
Zeus an, der Herr des Weltgeschicks.
Doch dein Gott ist ein Gott der Strafe,
Ist ein an's Kreuz geschlag'ner Sclave;
Sieh jenen steh'n hoch auf Altären,
Hör' auf, den Schächer zu verehren!"

Ignaz sprach: „Deines Götzen Blick
Lenkt nimmer, glaub' mir, das Geschick;
Doch einen Blick ganz and'rer Art
Hab' ich von meinem Gott bewahrt;
Hätt' er dich angeblickt, wie mich,
Du dientest ihm jetzt sicherlich."

Der Kaiser höhnte: „Thor, wann bist
Zusammentroffen du mit Christ?
Zur Königskron' hat er geblickt
Und ward darum zum Tod geschickt.
Der Frevler starb vor achtzig Jahren,
Wie hätt'st du seinen Blick erfahren?"

„Und doch hat er mich angeschaut,"
Sprach drauf der Greis getrost und laut;
„Wol ist es mehr denn achtzig Jahr,
Doch steht er vor mir wunderklar.
Von so viel tausend Lebensbildern
Wüßt' keines ich so hell zu schildern,
Voll Gegenwart, so strahlenhell."

Verdrossen schrie Trajan: „Sprich schnell!"
Er drauf: „Mit einem Zug des Heers
Lag als ein Kriegshauptmann Tibers,
Mein Vater, in der Juden Stadt,
Der mich, ein Knäblein, bei sich hatt'.
Ich war ein fröhlich Kinderblut,
Mit andern Knaben wohlgemuth
Sprang in die Straßen ein und aus
Um Salomonis hohes Haus.

Da hörten vor der Marmorhalle
Wir sprechen einst mit lautem Schalle.
Es stand viel Volks im Kreise dort
Und lauscht' auf eines Mannes Wort.
Der predigte so allgewaltig,
Daß alles Volk so mannigfaltig
Aufhorchte, schlug an seine Brust
Und Buße that in Angst und Lust.
Wir Kinder standen alle still,
Wir wußten keines, was er will,
Ich Heidenkind am mindesten!
Doch freut' ich mich am kindesten
Ob der erhabenen Gestalt,
Und wie sein Wort so tönend hallt'.

Zwölf bärt'ge Männer um ihn waren,
Da faßt ich mir, so jung an Jahren,
Dennoch ein Herz, stieß einen an,
Sprach: Laß mich zu dem frommen Mann!
Der aber brummt' uns finster zu:
Laß, Kindervolk, den Herrn in Ruh'!

Da hat der Meister es gehört,
Doch blieb er freundlich, unverstört;
Zween Schritte that er mildiglich,
Beugt sich zum Boden, fasset mich,
Wiegt mich auf seinen sanften Armen
Mit einem göttlichen Erbarmen,
Es schau'n mich Alle in der Runde,
Mein Lockenkopf an seinem Munde,
Mein Aug' an seines Auges Strahl.
So neigt' er mich dem Volk zu Thal
(Sein schlanker Wuchs ragt' über Alle)
Und sprach mit flötensüßem Schalle:
„„Lasset die Kindlein zu mir kommen,
Sie sind vom Vater aufgenommen,
Und solcher ist das Himmelreich.
Drum werdet diesen Kindlein gleich!
Ja, wollet ihr nicht Kinder sein,
Wahrlich, ihr kommet nicht hinein!""

Drauf küßte mich sein holder Mund,
Sein Blick drang in der Seele Grund,
Durch meine Locken fuhr sein Finger;
Dann gab er mich dem bärt'gen Jünger,
Der ward ganz Güt' und Freundlichkeit
Und stellte sorglich mich beiseit.

Der Blick, der glänzt in meinem Herzen.
Ein Jahr ging um, da trat mit Schmerzen
Mein Vater, tiefentsetzt, voll Graus,
Von seiner Wacht am Kreuz in's Haus
Und rief: „„Ein Frommer auserlesen
Ist er, ist Gottes Sohn gewesen!““
Da sag' ich, wie mir's gangen ist;
Bald dienten beide wir dem Christ.
Ich bis zu diesen alten Tagen,
Ein Gottesträger, gottgetragen,
So, wie er wollte, stets gesinnt,
Ein für sein Reich bewahrtes Kind.
Wie weiht' ich ihm nicht mein Geschick,
Der auf mich senkte Gottes Blick?
Sollt' ich nicht ihn im Herzen tragen,
Der um mich Gottes Arm geschlagen?“

Der Kaiser hatte zugehört; —
Dem Schatten gleich, den man beschwört,
Stieg vor ihm auf des Meisters Bild,
Ein Kind auf hohem Arme mild;
Doch schloß zu fest des Panzers Erz
Sich an sein kaltes Römerherz.
Da schrie sein Heer: „Fort mit dem Christen!
Zur Thierhatz mit dem Atheisten!“

Trajanus winkt: auf sein Geheiß
Mit Stricken band man fest den Greis;
Zehn Knechte, wild wie Leoparden,
Mit vorgestreckten Hellebarten,
Die führten ihn zu Schiff gen Rom,
Landeten dort am Tiberstrom.
Die Rennbahn sah er schon sich füllen,
Hungrige Löwen hört er brüllen.
Geduldig schritt er durch den Schwarm:
„Christ, nimm dein Kindlein auf den Arm!“

G. Schwab.

31. Der gerettete Jüngling. *)

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten. —
Sanct Johannes aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

---

*) Möge nach Inhalt und Form mit Nr. 25 verglichen werden.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht,
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeichelei'n,
Ward er müßig, kostet' Sinnesfreuden,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele. —

Sag', was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt und innig festhielt
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

32. Der heilige Augustinus.

An dem Meeresufer ging
Augustinus einst lustwandeln,
Mit den höchsten Gegenständen
Sich beschäft'gend in Gedanken.

Was er sinnt blieb unergründlich
In dem endlichen Verstande:
„Wie in Gott ein einig Wesen
Drei Personen doch umfange." —

Als er, kühn hierüber grübelnd,
Seinen Blick zur Seite wandte,
Sah er einen Knaben sitzen
Neben sich im Meeressande.
Eine Muschel in dem Händchen,
Sitzt der Knabe unverwandten
Blicks und schöpfet emsig Wasser
Aus des Meeres stillem Rande.
„Kind!“ spricht Augustin, „was machst du
Hier allein am öden Strande?
Ich besorge, daß zu Hause
Dich vermissen die Verwandten!“
„„Nicht umsonst,““ versetzt der Kleine,
„„Bin ich hier; bin hergegangen,
Um das grenzenlose Meer
In dieß Grübchen einzufangen!““ —
„Spare, Kind!“ sprach Augustinus,
„Dir die Mühe; dein Verlangen
Ist unmöglich! Wenn du schöpftest
Bis Jahrtausende vergangen,
Bringst du doch, das große Meer
Auszuschöpfen, nie zu Stande!“
Drauf der Knabe: „„Ganz wie ich,
Vater! scheint ihr mir zu handeln,
Wenn ihr euch das Wesen Gottes
Zu ergründen unterfanget;
Denn so wenig ich das Meer
In dieß Grübchen hier im Sande
Schöpfen kann mit meiner Muschel,
Schöpfte ich auch noch so lange,
Werdet ihr das ew'ge Wesen
Gottes, ohne Maß und Schranken,
Je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken!““ —
Augustinus stand verwundert,
Und demütig nun erkannte,
Daß ja Gott nicht Gott sein würde,
Wär' er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
Doch er stand allein am Strande,
Seinen Blicken war's entschwunden,
Als sie höh're Wahrheit fanden.
Seit dem Tag hat Augustinus
So mit Mund als Schrift gestanden:
Sich'rer als Versteh'n sei Glauben;
Gott sei nur von Gott verstanden.

M. v. Diepenbrock.

33. St. Vitus.

„Nicht um Perlen, nicht um Gold,
Nicht um Reichthum aller Welt
Geb' ich meinen Christensinn,
Meines Jesu Glauben hin.“
Also sprach St. Vitus fest,
War ein Knabe schwach und klein,
Als der Heiden Kaiser droht
Ihm mit Flammen-Martertod.
„Jesus lästern kann ich nicht,
Aber sterben wol für ihn.
Nehmt mein Leben, nehmt mein Blut,
Stürzt mich in die Flammenglut!“
Und der Kaiser hört's ergrimmt,
Schwingt das Scepter zum Befehl:
„Henkersknechte, seid bemüht,
Daß das Oel im Kessel glüht!“
Vitus aber klaget nicht,
In die heiße Flut getaucht,
Zu dem Himmel sieht er auf,
Endend seiner Qualen Lauf.
Engel winken ihm herab
Aus des Himmels heitern Höh'n,
Zeigen ihm den Siegeskranz
Und des Heilands Strahlenglanz,
Und so sei des Knaben Tod
Uns ein hocherbaulich Bild,
Daß wir ohne Furcht und Scheu
Unserm Heiland bleiben treu.

F. Graf v. Pocci.

34. Vom Sultans-Töchterlein.

Das war des Sultans Töchterlein,
Das ging im hellen Mondenschein
Wol in den Blumengarten.
Da steh'n die Lilien stolz und klar,
Wie eine reine Jungfernschar;
Wie duften so süß die Rosen!

Da denkt des Sultans Töchterlein:
„Wer nur die Blumen all' so fein
Und künstlich ausgeschnitten?
Ihr Lilien in eurer Pracht,
Sagt an, wer euch so schön gemacht?“ —
Wie duften so süß die Rosen!

Da tritt vor's Königstöchterlein
Ein hoher Mann im Mondenschein,
Mit klarem Angesichte.
„Ich bin's, der dieser Lilien Pracht,
Die lieben Blumen all' gemacht.“
Wie duften so süß die Rosen!

„Komm' geh' mit mir, du reine Maid,
Ich schenk' auch dir ein Lilienkleid
In meinem stillen Garten.“
Er faßt sie bei der zarten Hand,
Sie fragt: „Wo ist dein Vaterland?“
Wie duften so süß die Rosen! —

„Mein Vaterland ist groß und hehr,
An Perlen reicher als das Meer.“
„Sag' an, wer ist dein Vater?“
„Mein Vater ist voll Herrlichkeit,
Ein Herrscher groß von Ewigkeit.“
Wie duften so süß die Rosen! —

„Sag' an, wer ist die Mutter dein?"
„Das ist eine Jungfrau hehr und rein,
Die Himmel geben ihr Ehre.
Sie ist voll Demut, hoher Huld,
Voll Mut und himmlischer Geduld."
Wie duften so süß die Rosen! —

Da geht des Sultans Töchterlein
An seiner Hand im Mondenschein
Wol durch die stillen Thale.
Ihr ist so wol, so feierlich,
Des Feldes Lilien neigen sich.
Wie duften so süß die Rosen!

So wandern sie die ganze Nacht
Und steh'n, als kaum der Tag erwacht,
Vor einer kleinen Pforte.
„Hier harre auf den Bräutigam,
Bald komm' ich, wie ich heute kam."
Wie duften so süß die Rosen!

Verschwunden ist er, ganz allein
Steht da des Sultans Töchterlein,
Pocht an die kleine Pforte.
Und horch, schon wird ihr aufgethan.
„Wer bist du, schöne Maid, sag' an?
Du scheinst wie lauter Rosen!" —

„Mich führt aus meinem Vaterland
Mein Bräutigam an seiner Hand,
Will hier mich wieder holen."
„Sag' an, wer ist dein Bräutigam?"
Da leuchten auf in holder Scham
Des Angesichtes Rosen.

Das Glöcklein ruft: So komm' herein!
Still folgt des Sultans Töchterlein
Dem frommen Ruf der Glocken.
Die Nonnen wallen zwei und zwei,
Des Sultans Töchterlein dabei,
Unter Lilien die Rose.

Sie knieen um den Hochaltar,
Da hängt das Bild des Heilands klar
In einem Kranz von Rosen.
Da ruft des Sultans Töchterlein
„Da ist er, dort im Rosenschein,
So fand ich ihn bei Rosen."

Bald war die fremde Königsmaid
Gekleidet in ein Lilienkleid,
Ward eine stille Nonne.
Und als der dritte Frühling kam,
Da holte sie der Bräutigam.
Wie duften so süß die Rosen!

L. v. Plönnies.

35. Heinrich der Heilige.

Noch erhob zum Himmelsblau
Sich mit Thürmlein und mit Bogen
Nicht des Münsters Wunderbau,
Da gen Straßburg kam gezogen
Kaiser Heinrich, der von Bayern.

In der Kirche schlicht und klein
Funkeln doch geweihte Kerzen,
Und den Kaiser treibt's hinein,
Daß mit Andacht er von Herzen
Huld'ge Gott, dem höchsten Herrscher.

Vor den Altar tritt er gleich,
Läßt sich einsam betend nieder,
Aus dem Chore voll und reich
Strömen wogend heil'ge Lieder;
Alle Chorherrn sind versammelt.

Und es schweigt der fromme Sang,
Nach und nach die Gläub'gen schwinden.
Heinrich kniet und betet lang,
Kann sich nicht zur Erde finden,
Wandelt oben in den Himmeln.

Endlich hebt er sich, und hell
Ihm die Augen beide leuchten;
Jede Sünde will er schnell
Einem Priester treulich beichten
Und empfah'n der Kirche Segen.

Drauf er spricht: „In eure Reih'n
Laßt mich, heil'ge Väter, treten
Will dem Gottessohn mich weih'n,
Am Altare knie'n und beten
Und des Heiles Wort verkünden."

Seine Diener ängstlich nah'n:
„„Herr, was soll dem Reiche werden,
Nimmst du sein dich nimmer an?
Uns zum Segen hat auf Erden
Gottes Gnade dich gegeben!""

Doch der Kaiser ruft empor
Schon den Eid der Priestertreue,
Dringt zum Bischof ein in's Chor,
Bietet sich zur heil'gen Weihe,
Wirft den Purpurmantel nieder.

Heiß umfängt ihn Werichar,
Läßt ihn gläubig sich verneigen
An des Herren Fronaltar.
Alle steh'n im bangen Schweigen,
Und der Bischof spricht zum Kaiser:

„Sohn, wolan, Gehorsam nur
Leihet dir die Priesterwürde,
Drum gelob' mit heil'gem Schwur,
Dich zu beugen deiner Bürde
Und zu thun des Herrn Befehle!

Priester seist du Gott dem Herrn,
Doch dein Altar steh' im Reiche:
Leucht' ihm dort, ein heller Stern,
Daß es nimmer von Ihm weiche,
Treulich stets an Ihm nur hange!

Und des deutschen Reiches Kron'
Schmücke noch dein Haupt auf Erden;
Einst vor Gottes Gnadenthron
Wird dir die des Himmels werden,
Und uns sollst du Heil'ger heißen."

Aug. Stöber.

36. Maria's Tod.

Längst hatte ausgerungen
Am Kreuz der Gottessohn,
Zum Himmel aufgeschwungen,
Theilt er des Vaters Thron;
Da trug noch still auf Erden
In nied'rer Dürftigkeit
Maria die Beschwerden,
Die spätes Alter beut.

Am Sohn, den sie geboren,
Hing fromm und treu ihr Herz,
Und als sie ihn verloren,
Erfaßt sie Todesschmerz;
Ein Schwert war eingedrungen
In ihre Mutterbrust,
Hat grausam ihr entrungen
All' ihres Lebens Lust!

Doch trug sie fromm ergeben
Ihr bitt'res Mutterleid,
Mit gottgeweihtem Leben
In stiller Einsamkeit;
Sie sah den Tag erscheinen,
Der ihr der letzte war.
Ein seliges Vereinen
Hellt ihr die Nacht so klar.

Schnell leuchtete die Kunde,
Daß sie dem Tod nicht fern,
Gar weithin in die Runde,
Wie einst des Ostlands Stern;
Und all' die Treuen eilen,
Die mit dem Sohn gelebt,
Zur Mutter nun, zu weilen,
Bis man sie still begräbt.

Und als sie nun gekommen,
Das Herz so schwer und bang,
Wie wird's euch da, ihr Frommen,
Beim seltenen Empfang?
Mit Kränzen ausgeschmücket,
Lacht wunderhold das Haus,
Und Frühlingswonne blicket
Gar lieblich mild heraus.

Als sollt's ein Brautfest werden,
Mit Sang und Lautenspiel,
Strahlt wie aus Frühlingsgärten
Ein wonnig Lustgefühl;
Um's Bett der frommen Kranken
Kein Bild des Jammers stand;
Es schlingen Blütenranken
Um sie ein duftig Band.

Und Alle staunend fragen:
„Ist dieß des Todes Haus?
Fühlst, Mutter, du kein Zagen,
Nicht bangen Scheidens Graus?"
Mit froh verklärten Mienen
Lag auf den Polstern sie,
Von Rosenglanz umschienen
Der heitern Maienfrüh'.

Und ihres Sohnes Jüngern
Reicht sie die Rechte hin:
„Mit euch, den muth'gen Ringern,
Möcht' ich so gerne zieh'n;
Doch euch ward' es beschieden,
Der Arm des Herrn zu sein;
Mich nimmt er auf in Frieden
Zu der Verklärten Reih'n.

Ihn soll ich wieder schauen,
Den meine Brust gesäugt,
Vor dem ich voll Vertrauen
Und Demuth mich gebeugt;
Drum nenn' ich auch kein Sterben
Des Scheidens kurzen Schmerz;
Den Himmel soll ja erben
Dies sehnsuchtsvolle Herz!"

Und auf die Kniee sinken
Die Jünger betend hin;
Schon seh'n sie Engel winken,
Der Erde Nacht entflieh'n;
Es rauscht ein himmlisch Flüstern
Durch's niedrige Gemach,
Und in der Kammer Düstern
Dringt sonnenheller Tag.

Und wie sie lauschend blicken
Zur Gottesmutter hin,
Welch' seliges Entzücken,
Welch' heiliges Erglüh'n!
Sind das der Mutter Züge,
Ist das des Todes Bild?
Ist's nur der Sinne Lüge,
Die täuschend sie umspielt?

Nun waren aufgekeimet
Der Jugend Blätter all',
Mit Rosenrot umsäumet
Die Lippen von Korall,
Wie über Lenzes Auen
Ergießt sich lichter Glanz,
Stets neue Reize thauen
Herab im heitern Kranz.

Wie so die Jünger trunken
Zur Himmelsmutter schau'n,
Und betend hingesunken
Erstarken im Vertrau'n,
Da öffnen sich die Thore
Am weiten Himmelsplan,
Umringt vom Engelchore
Schwebt sie zum Sohn hinan.

Friedr. v. Zu-Rhein.

37. St. Hermann Joseph.

Kinderunschuld, Gottestaube, heil'ger Engel Spielgenoß,
Dir ist stets der Himmel offen, den der Sünde Schuld verschloß.

Kinderunschuld, Himmelsblume, die auf öder Erde blüht,
Eine Rose auf der Heide, die der kalte Wind umzieht.

Jung noch war St. Hermann Joseph, in die Schule noch er ging,
Und ein Knabe unter Knaben, noch am Kinderspiel er hing.

Doch es schien der Zukunft Klarheit dämmernd schon aus ihm hervor,
Gleich den bildbemalten Scheiben, wenn der Morgen graut empor.

Gleich der silberklaren Quelle, die im Fels ruht unbekannt,
Gleich der Harfe voll der Lieder, unberührt noch von der Hand.

Goldner Sprüch' aus Christi Lehre hörte viel das gute Kind,
Wie die Demut und die Liebe schönster Schmuck der Weisheit sind.

Hörte von dem Gotteslamme, das für die am Kreuze starb,
Die an's Kreuz die Liebe schlugen, die den Mördern Heil erwarb.

Wie von tausend Silberstimmen hell erklinget Berg und Thal,
Wenn auf Blumen und auf Bäume fällt der Sonne erster Strahl:

Also ward von dieser Lehre hell erweckt des Kindes Brust,
Ward zum reichen Gottesgarten voll Gesang und Himmelslust.

Und so oft er ging zur Schule, eilt' er zu der Kirche hin,
Vor dem Bild der Mutter Gottes und dem Jesuskind zu knie'n.

Betend blickt' er dort zur Mutter und erzählt' dem Kindlein viel,
Streut' ihm seine schönsten Blumen, ladet's ein zum Kinderspiel.

Lange trieb es so der Knabe, wie ein Engel fromm und rein,
Als der Frohe froher einstens eilte in die Kirch' hinein.

Einen Apfel in der Rechten kniet er nieder ganz geschwind,
Und es lacht der rote Apfel und es lacht das frohe Kind.

Und es mußte Jeder lachen ob so heil'ger Unschuld Bild,
Ob dem Knaben mit dem Apfel vor der Jungfrau hehr und mild.

Und er reichet ihr den Apfel, bittet sie gar ernst und heiß,
Daß sie gnädig nehmen wolle seinen Apfel rot und weiß.

Siehe! was er also flehet vor dem Bild von hartem Erz,
Laut erklang's im Himmel wieder, rührte tief der Jungfrau Herz.

Freundlich blickt sie auf den Knaben, und das starre, kalte Bild
Nimmt des Kindes fromme Gabe, lächelt hold und dankt ihm mild.

Und es hat die Gnadenreiche freundlich stets auf ihn geblickt,
Große Gnade dem verliehen, der so hoch ihr Herz entzückt.

Kinderunschuld, Gottestaube, heil'ger Engel Spielgenoß,
Dir ist stets der Himmel offen, den der Sünde Schuld verschloß.

G. Görres.

38. Des Heilands Bild.

Zu des Lebens letztem Gange
Schickt sich unser Heiland an,
Und dem Menschensohn ward bange,
Und von glühend heißer Wange
Kalter Schweiß zur Erde rann:
Sieh', er träget auf dem Rücken
Selbst sein Kreuz mit stillem Sinn:
Aber Last und Kummer drücken
Ihn erschöpft zur Erde hin.

Und er sinket in die Kniee,
Und das Volk, das um ihn steht,
Höhnt nur seine Angst und Mühe;
Wie er lechze, wie er glühe,
Keiner ihn zu laben geht,
Legen dann das Kreuz die Knechte
Simon von Cyrene auf,
Daß er es zur Stätte brächte,
Wo sich endet Christi Lauf.

Und nun soll es weiter gehen,
Und die Kriegesknechte droh'n,
Und in namenlosen Wehen
Schaut er aufwärts, und die Höhen
Golgatha's erblickt er schon!
Seine Menschheit ist erlegen
In der bittern Angst und Qual,
Und er sinkt auf seinen Wegen
Wieder hin zum andern Mal.

Geht kein Wort aus seinem Munde?
Nur ein Seufzer hebt die Brust.
Aber zu derselben Stunde
Quillt ihm in des Herzens Grunde
Unaussprechlich süße Lust;
Denn ein Mädchen naht sich leise,
Bückt sich still zu ihm herab,
Und sie trocknet mild und leise
Ihm den Schweiß der Stirne ab.

Und von neuer Kraft belebet,
Stehet der Erlöser da!
Seinem Mund kein Wort entschwebet,
Doch sein selig Auge hebet
Sich zu dir, Veronika!
Und er blickt dich an und schreitet
Froh der Schädelstätte zu,
Fährt gen Himmel und bereitet
Droben dir die heil'ge Ruh'!

Und in wehmuthsvollem Schauen
Sieht Veronika ihm nach,
Und die klaren Thränen thauen;
Aber Glaube und Vertrauen
Wird ihr schnell im Herzen wach;
Oeffnet ihres Tüchleins Falten,
Das die Stirn' des Herrn gekühlt,
Ihre Thränen zu verhalten,
Die sie niederfließen fühlt.

Wie das Tüchlein ausgebreitet,
Steht des Herren Konterfei,
Wie er duldet, wie er streitet,
Als durch Malers Hand bereitet,
Drinnen leibhaft und getreu.
St. Veronika's Gebeine
Ruh'n schon an der Erde Brust;
Doch das Bild, das himmlisch reine,
Ist noch heut' der Pilger Lust.

L. Giesebrecht.

39. Die Trauerweide.

„Trauerweide, Trauerweide!
Warum senkst in tiefem Leide
Du die Zweige still herab?
Neigest dich auf jedes Grab?
Warum nicht in heit're Lüfte,
In das Meer der Aetherdüfte
Hebst du frisch und frei das Haupt?
Wer hat dir das Glück geraubt,
Trauerweide, laß dich fragen,
Welches Leid hat dich geschlagen?"

Von dem letzten Wort erschüttert,
Sah ich bang die Weide schwanken;
Wie von mächt'gem Blitz zersplittert,
Sah ich beben sie und wanken,
Säuselnd durch die schlanken Zweige
Drang ihr Wort, das schmerzensreiche:
„Leid und Trauer trägt im Samen
Mein Geschlecht.
Trauerweide ist mein Namen,
Und mit Recht;

An der Trauer ich mich weide
Ewiglich,
Denn der Herr sprach: „Traure, Weide,
Still für mich!“
Ach! ich ward vom sünd'gen Hohne
Frech mißbraucht,
Ward in's Blut vom Gottessohne
Einst getaucht.
Meine Zweige, wild geschwungen
Von der Wuth,
Tranken, willenlos gezwungen,
Einst sein Blut.

Doch in's Mark von meinem Leben
Drang sein Schmerz;
Nie mehr kann ich mich erheben
Himmelwärts;
Und sein Blut, das ich vergossen,
Beugt hinab
Meine Zweige, wie sie sprossen
Still zum Grab.
Wie sein Leben gab der Eine
Allen hin,
So auf allen Gräbern weine
Ich um ihn!“

L. v. Plönnies.

40. Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwind'lig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt es warm,
Und wiegt es und seufzte dazu.

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du nur hartes Brot,
Das ein Anderer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar.“

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum:
So weit ihr überall schauet, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum!

Viel tapf're Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Wink bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmt, erbarmt euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

„Weib, bist du rasend," zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all' was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer."

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt,
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!"

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehen,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühen.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos stehet der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Mut;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen den Rittertroß,
Doch die Zunge ist fest gebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Auge erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergroll,
Und schaut, umzückt von der Blitze Schein,
In's Land, so grausenvoll.

Egon Ebert.

41. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag;
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid,
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Am liebsten ich morgen sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt? —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?"

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
Es flammt die Stube in lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind:
Vier Leben endet ein Schlag,
Und morgen ist's Feiertag!

G. Schwab.

42. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wol in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein:
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euren
Wol nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste:
Euer Land trägt Edelstein!

J. Kerner.

43. Graf Eberhard im Bart.*)

Zu Aachen saßen die Fürsten
Beim Mahle froh geschaart,
Und rühmten ihre Lande,
Ein jeder nach seiner Art.

Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelgestein.

Graf Eberhard saß schweigend.
„Nun, Württemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wol Köstlich's sagen kann!"

„Von köstlichen Brunnen und Weinen,"
Graf Eberhard begann,
„Von Gold und Edelsteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

Doch war ich einst verirret
Im dicksten Wald allein,
Und unter'm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär';
Es brannten die Trauerlampen
In der Todtengruft umher.

Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr',
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

Da fiel auf's Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß, —
Und ich erwacht' — und ruhte
In eines Bauern Schoß.

Vom Holzhau wollt' er gehen
Spät Abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein württembergisch Herz."

Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mähr',
Und ließen fröhlich leben
Des Württembergers Ehr'.

C. F. W. Zimmermann.

44. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wol in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind.

---

*) Zur Vergleichung mit Nr. 42.

Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.

Mein Vater, mein Vater! und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Göthe.

45. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„„Die Stadt vom Tyrannen befreien!""
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„„Ich bin,"" spricht jener, „„zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.""

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet der Strudel die Brücke hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut,
Und wirft sich hinein in die brausende Flut.
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben."
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch, da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wand'rer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuze geschlagen!"

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue.""

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget;
Da bin ich, für den er gebürget."

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

Schiller.

46. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen auf des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munt'rem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Blitzesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf dem höchsten Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Herde?

Schiller.

47. Das alte Mütterlein.

Stille herrscht im großen Bauernhaus,
Alle zogen sie in's Feld hinaus,
Mann und Weib und Knecht und Magd zumal,
Alle labt der Sonne gold'ner Strahl.
In dem Hause blieb Großmütterlein,
In der Stube weilt sie ganz allein,
Hinter'm Rade sitzet sie und spinnet,
Hinter'm Rade sitzet sie und sinnet.
In das Fenster schlüpft der Sonnenschein,
Warm grüßt er das alte Mütterlein,
Und er sagt: O komm zu mir heraus,
Sieh', ich schmücke alles glänzend aus!
An das Fenster klopft der Birke Zweig
Mit den braunen Aeuglein zart und weich,
Und er spricht: O komm zu mir doch her,
Sieh', ich bin von tausend Knospen schwer!
Hörst du nicht des Finken helles Lied,
Das aus meinem Wipfel niederzieht?
Sieh, ich schaukle mich vor trunkner Lust,
Send' von ihr den Hauch in deine Brust!
Komm heraus, der Himmel lächelt blau,
In dem Walde knospet's, auf der Au,
Und im Menschenherzen knospet's auch,
Wenn er weht, der milde Frühlingshauch!
Doch die Alte sitzet wie im Traum,
All' das Grüßen hört und merkt sie kaum.
Lockt sie nicht der gold'ne Sonnenschein,
Den doch sonst liebt jedes Mütterlein?
Und die Alte sagt: „Sie kommen nicht!"
Bleicher wird das bleiche Angesicht:
„Kommen sie auch heute nicht zurück,
Weicht von diesem Hause Heil und Glück."

Horch! — Es rauscht wie heller Flügelschlag!
Und es klappert von des Hauses Dach!
Und die Alte hat mit rascher Hast
Ihren knot'gen Wanderstab gefaßt.
Und sie lächelt: „Dießmal ist es wahr,
Wieder kam das treue Storchenpaar,

Werd' es sicher auf dem Dache sehn,
O, nun kann ich rasch und freudig gehn!" —
Draußen steht sie, und ihr Aug' ist klar,
Auf dem Dache weilt das Storchenpaar,
Und mit froher Stimme ruft sie aus:
„Nun bleibt Segen meinem Elternhaus!
Meinen Söhnen bleibt nun auch das Glück,
Denn die Störche kamen ja zurück!
Munter, freudig klappert's jetzt vom Dach,
Mir im Herzen wird die Freude wach!
Sei gegrüßt, du warmer Sonnenschein,
Warm dringst du in's alte Herz hinein!
Sei gegrüßt, du weißer Birkenbaum,
Sei gegrüßt, du heller Frühlingstraum!
In dem alten Herzen rührt sich's auch,
Knospen möcht' es wie ein Rosenstrauch,
Unserm Hause bleibt des Himmels Glück,
Uns're Störche kamen ja zurück!"

Nicol. Günther.

48. Das Blümlein.

Ich ging im Walde so für mich hin,
Und Nichts zu suchen, das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich ein Blümlein steh'n,
Wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken gebrochen sein?

Ich grub's mit allen den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder am stillen Ort:
Nun zweigt es immer und blüht so fort.

Göthe.

49. Columbus.

Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? —
Du bringst mir traurige Mär'!
„Ach, edler Feldherr! bereitet euch,
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach, —
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut!" — rufen die Schrecklichen — „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen der stürmenden Flut.

„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch mutig den Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!" — —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut,
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wolan denn — es sei noch! — Doch hebt sich der Strahl,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zitt're der strafenden Hand!" —
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düst're Nacht.
„Nach Westen, — o nach Westen hin,
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß es nicht trostlos untergeh'n
Im wüsten Flutengrab!"
Er sprach's, der Held, vom Mitleid weich,
Da horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl." —
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl. —
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn." —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.

„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen und — „Land! —
Land!" — rief es und donnert es — „Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick!
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

Luise Brachmann.

50. Das Kind am Brunnen.

Frau Anne, Frau Anne, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vögeln zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Anne, Frau Anne, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Anne, Frau Anne, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eig'nes, das weiß es noch nicht;
Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! herauf! so meint's das Kind;
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand;
Frau Anne, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle;
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Fr. Hebbel.

51. Die Königin Luise von Preußen und das häßliche Kind. *)

Im Städtchen herrscht gar frohes Leben,
Denn heut' trifft ja die Kön'gin ein.
Man hört's von allen Lippen schweben:
„Luise kommt! Bald muß es sein!" —
Das Schützencorps zieht schon entgegen,
Der Bürgermeister harrt am Thor,
Und überall, auf allen Wegen
Drängt sich die Jugend keck hervor.

Dort, an der Post, wird angehalten,
Dort pflegt sie einer kurzen Ruh';
Dort ist denn auch von Jung und Alten
Ein reges Wogen ab und zu.
Und an der schön bekränzten Pforte
Harr'n Mägdlein, Blumen in dem Haar;
Sie woll'n mit zartem Liebesworte
Die Herzen weih'n zum Festaltar.

„Sie kommt, sie kommt!" tönt's durch die Menge;
Jetzt hält sie schon. — Ein Mägdlein spricht!
— Wie Silberglöckchen durch's Gedränge
Tönt hell und klar das Festgedicht. —
Und als das Mägdlein nun will enden,
Das Volk noch lauscht in stiller Lust,
Da hebt Sie's selbst mit eignen Händen
Auf Ihren Schoß, an Ihre Brust.

Und wie die Holdeste der Frauen
Nun freundlich zu dem Mägdlein spricht,
Weckt sie sein kindliches Vertrauen,
An munt'rer Antwort fehlt's ihm nicht.
„Zwölf Mädchen waren auserlesen,
Dich zu begrüßen," spricht das Kind;
„Doch weil zu häßlich Eins gewesen,
So schickten sie's nach Haus geschwind." —

Dem Bürgermeister winkt Luise:
„Das arme Kind, schafft's doch herbei;
Die Zwölfte! Bringt mir schnell auch diese,
Damit ich ihre Tröst'rin sei!"
Alsbald geschieht's. -- Noch perlen Thränen
In der Verbannten Angesicht,
Und angstvoll schaut sie auf zu denen,
Die kaum geübt so streng Gericht.

Doch da begegnen ihren Blicken
Gar liebe Augen, engelmild,
Und sanfte Arme sie umstricken,
Und mildes Wort die Thränen stillt:
„Magst nicht mehr weinen, liebe Kleine,
Sei nur getrost, verschmähtes Kind!
Du bist ganz ebenso die Meine,
Wie jene meine Kinder sind!

*) Der Ort der Handlung war ein pommersches Städtchen, die Zeit 1809.

Sei nur recht brav, denn gute Kinder,
Die liebt der Heiland alle gleich; —
Für Keines mehr, für Keines minder
Eröffnet er sein Himmelreich!“ —
So sprach die Edelste der Frauen,
Hat scheidend noch das Kind geküßt. —
— Viel nasse Augen nach Ihr schauen,
Bis Sie dem Blick entschwunden ist. —

L. Kellner.

52. Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern,
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.“

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wol, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“

Göthe.

53. Der König und der Sänger.

Dramatisirt.

Der König.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Macht auf die Pforten hoch und weit!
Herein, herein! In Lust und Leid
Ist Sängers Lied willkommen.

Der Sänger.

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.
Und wie aus dunklem Schacht der Quell,
Entström' in vollern Tönen
Des Liedes Fülle, Well' an Well',
Zu edlem Preis dem Schönen!

Der König.

Dein Lied, es tönt so hehr und hold;
Drum laß ich dir zum Ehrensold
Eine goldene Kette reichen.

Der Sänger.

Die gold'ne Kette gib mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern!
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Der König.

Der Sänger, Königen verwandt,
Er herrscht in Aethers Räumen!
Drum soll in Golde dir zum Rand
Die gold'ne Welle schäumen.
Auf, Schenke, füll' den Becher mein!
Der Sänger soll des Königs Wein
Aus Königs Becher trinken.

Der Sänger.

Du gibst, o Herr! so trink' ich aus. —
O Trank voll süßer Labe!
O wol dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wol, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!

E. W. Kalisch.

54. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund;
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.

Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg:
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab;
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzel der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würf'st du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn;
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wol manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab:
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's! und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar;
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell:
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um; ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten, schrecklichsten Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod;
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringest mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel,
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher, schnell
In den Strudel ihn schleudert hinein;
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wol hört man die Brandung, wol kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

55. Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geisel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug,
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt am Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden;

Ein gar herzlicher Gesell;
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Friedhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder;
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder? —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Lenau.

56. Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wolgemut;
Aus tausend Perlen blickt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn'
Das blondgelockte Haar,
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! — Was gibt's?" — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wenn sucht ihr Herr'n? sagt an."

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dieß rufend, knie'n sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist des deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt;
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt."

J. N. Vogl.

57. Kaiser Maximilians Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben
Gen Worms, die alte, freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat;
Je einer nach dem andern zogen,
In stattlichen, geschmückten Reih'n,
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wol mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da gescheh'n,
So manche längst erhob'ne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr besteh'n;
Nicht mehr die blinde Willkür walten,
Die Unschuld ohne Schützer sein,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat es Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwor'nen Pflicht;
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen,
Verläugnet er den Ahnherrn nicht.
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Und Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet,
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernst gewandt.
Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her:
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöh'n,
Und durch den Herold diese Worte
In die erstaunte Stadt ergeh'n:

„Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu besteh'n."

So läßt er voll von Stolz verkünden,
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag:
Des Fremden übermütig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen
Schreckt Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermut,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen,
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
„Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie sie um mich versammelt steh'n,
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir seh'n."

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oestreich und Burgund.
Erstaunt erkennt ganz Worms dieß Zeichen,
Und Alles harrt erwartungsvoll
Auf diesen Zweikampf sonder Gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft;
Und jedes Gegners Busen brennet
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömt's herein,
Und eilt in wimmelndem Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampf's zu sein.

Am neunten Morgen — ernst und stille,
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,
Vom Kopf zum Fuß in Eisenhülle,
Erscheinet Jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet
Stürmt Jeder auf den Andern los,
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unversehrt,
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein jeder rasselnd sich vom Pferd.
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sie stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen;
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft.
Doch wie sich Max verwundet fühlet,
Scheint seine Kraft erst recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt, und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt sein Schwert, fleht um sein Leben
Und will, nach des Vertrages Kraft,
Sich an des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschlands Ruhm bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und Alles preis't des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

Caroline Pichler.

58. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh', laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein! —
Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!"

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Not mir thut,
Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht!
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich ihm es gleich,
Daß ich ihn rächen wolle, früh oder spät, an euch!""
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen, — wolan! ich bin bereit.

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür' und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel — Marthe, weinst du? — womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust;

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft!
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht;
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm', Hans, ich bin bereit."

G. Seidl.

59. Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume!
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt,
Doch hier bin ich vergessen,
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür' und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, noch minder;
An's Kindlein Niemand denkt.

„O lieber, heil'ger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist;
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt."

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinausgewandt.

Da kömmt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn Alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern,
So schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah.

Es ward ihm, wie ein Traum,
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret
Bei seinem heil'gen Christ;
Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

Rückert.

60. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaune Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wol glänzet das Fest, wol pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind saus't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braus't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen,
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß

In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen von fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt in Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.""

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der And're die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott," rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zum eig'nen Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben." —

„„So möge auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
Sowie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie,"" rief er begeistert aus,
„„Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter."" —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten!
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten. —
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

61. Der Graf von Habsburg. *)

... Laut erbrauset der Sturm und jagt tiefhangende Wolken
Ueber die finsteren Berge hinaus. Der laubige Hochwald
Trieft, der Gießbach rauscht, vom dauernden Regen geschwollen.
Sieh, dort ruhete nun, aus dem Sattel gestiegen, ein Ritter
Nach ermüdendem Weidwerk aus. Von dem feurigen Antlitz
Strahlt ihm der Heldenmuth — aus den bläulichen Augen die Wahrheit,
Liebe und Treu! Er sah in die Fluten: sie saus'ten und braus'ten,
Eilten im Fluge dahin, und er dachte des fliehenden Lebens.
Aber der Rappe scharrt; laut winselt der gierige Schweißhund,
Denn kein Wild auftrieb er im Forst, und der Ritter erhebt sich,
Heim zu zieh'n in die Burg, wo sein die Liebenden harren.
Jetzt erreicht Geklingel sein Ohr. Von dem finstern Wald her
Naht dem Ufer ein Priester des Herrn, im schimmernden Chorrock
Und mit goldener Stol' an der Brust, nachschreitend dem Mesner,
Eilig, das Engelsbrot zu dem sterbenden Manne zu tragen.
Doch jetzt schaut er voll Angst umher; denn siehe, der Gießbach
Schwemmte den Steg aus dem Grund' und drüben aufjammert die Hausfrau:
Hörbar poche der Tod an die Thür', und es lechze der Gatte
Nach der Labung, die ihn auf die Reis' in die Ewigkeit stärke.
Schnell entblößt er die Füß' an des Ufers felsigem Abhang,
Dort die rauschende Flut kühn durchzuwaten entschlossen.
Aber der Ritter kam in Eile herüber und bot ihm, —
Erst anbetend den Heiland der Welt, — das gesattelte Streitroß
An zu heiligem Dienst, und kehrte vergnügt zu den Seinen.
Als der Abend sank und die Welt in rosigen Schimmer
Hüllete, sieh', da führte der Priester das Roß an dem Zügel
Ueber den Burghof her, und sagt' es dem Ritter mit Dank heim.
Aber der sprach: „Was dünkt dich? Nein, nicht diene dies Reitpferd
Fürder zu schnödem Gebrauch, das meinen Erlöser getragen:
Denn nun sei's der Kirche des Herrn mit dem Feld' an dem Weiher
Frei geschenkt, daß Keiner umsonst nach dem Heiligsten schmachte!"
Drauf der Priester begann: „So vergelt' es dir Gott, der Erbarmer,
Edler Herr, was du mit erbarmendem Sinn an dem Diener
Seiner Kirche gethan: stets mög' es dir glücklich ergehen!
Ha, mir sagt es mein Geist, und ich irre nicht, — sei dieß Geheimniß
Dir in den Tiefen des Herzens bewahrt: dir zieret den Scheitel
Würdig dereinst die Krone des heiligen römischen Reiches!
Herrschen wird dein Geschlecht auf dem herrlichsten Thron in die Zukunft
Endlos hin. Dein dauernder Ruhm erfüllet den Erdkreis!" —
Endete so: Da sah'n zugleich die versammelten Helden
Staunend dem Kaiser in's Aug' und erkannten des Grafen von Habsburg
Fromme That enthüllt, die er stets verschwiegen voll Demut.
Aber er stürzte herbei und drückte mit heißer Umarmung
Lange den heiligen Greis an die Brust; dann rief er bewegt so:
„Wahrlich, du bist's, Ehrwürdiger, der an dem rauschenden Gießbach
Mir mit dem Herrn erschien, dort Glück und Segen zu spenden! —
Möge die ewige Huld dir hier und dort ihn vergelten!" —
Jener beugte die Stirn' auf Rudolfs Hand, ihm die Thränen
Bergend, und wankte hinaus, in dem einsamen Zelte zu ruhen.

Ladislaus Pyrker.

---

*) Möge nach Inhalt und Form mit Nr. 60 verglichen werden.

62. Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dieß mein Wort von mir:

„Du denkst dir wol die Erde noch als ein Haus der Lust?
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück: —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd: beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt beim frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, — das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin,
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!"

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein:
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?"

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus.
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen uns're Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„Ha, freche Räuber!" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.

Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.

„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“ —
„„Ach Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!““ —

„Herein mit meinen Kindern! Und war man mir denn gut?“ —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften deins mit Blut!““ —
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „Ja!“ —
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da!
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß: — es läutet, — und lächelnd sinkt er um. —

Seidl.

63. Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrompetenschall,
Erhebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunk'ner Gäste Schwall;
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seid'nen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Rothen ein aus Portugal!“ —
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dieß Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein schrieb sie: Kommt dieß Glas zu Fall,
Fahr' wol dann, o Glück von Edenhall.

„Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!

„Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Es dauert länger schon als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“ —

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.

Uhland.

64. Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge zieh'n die Herden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr'
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tannen brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein and'rer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wand'rer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Flut den alten Leib,
Da steh'n um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist todt, der Tell!"

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Ich trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied;
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich ein Klagelied:

Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Das Kind wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst:
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen.
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen
Wie du dein Volk befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendrot,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod.

Uhland.

65. Das Grab des Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapf'rer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Stirne blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren;
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!
Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere!
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

v. Platen.

66. Alarichs Grab.*)

Was ist dem kühnen Volk widerfahren,
Daß das Lager von Trauer widerhallt?
Alarich starb, noch jung an Jahren,
Aber an Siegen und Tugend alt!
Kindlich weinen die starken Gothen
Um den geliebten, stattlichen Todten.

Edel ist es, die Todten zu ehren,
Und ein Trost bei der Vergänglichkeit Grau'n,
Opfer zu spenden an heil'gen Altären,
Oder ewige Pyramiden zu bau'n;
Aber ein And'res war hier ersonnen,
Denn die Lieb' ist ein unerschöpfter Bronnen.

---

*) Zur Vergleichung mit Nr. 65.

Als hätten dem Krieg' entsagt sie zur Stunde,
Graben sie, als gält' es köstliches Gold,
Wühlen tief in der Erde hartem Grunde,
Dort, wo dröhnend der Strom die Wellen rollt;
Mit den edlen, silberblinkenden Waffen
Wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.

Und in den leeren, starrenden Wänden,
Die entblößt noch kein Auge geschaut,
Wird von der Liebe treuen Händen
Ein prächtiges Grab dem Helden erbaut;
Die Schätze, vom Römer beweint, nicht bedenken
Die Gothen sich, sie dem Grabe zu schenken.

Wenn das Todtengemach vollendet
Und die Leiche im Sichern ruht,
Wird wieder zur alten Bahn gewendet
Des verbannten Stroms sehnsüchtige Flut,
Daß ungestört in unnahbarer Tiefe
Mit seinen Thaten der König schliefe.

In der Nacht, der unheimlich dunkeln,
Stehen am Ufer der Krieger Reih'n;
Schwärzlich lodernde Lichter funkeln
In die gähnende Tiefe hinein,
Und von ferne im schwellenden Tanze
Nahen die Wasser beim Fackelglanze.

Wie ein Verbannter, der strafend kehret,
Löschet der Fluß der Fackeln Strahl;
Aber siehe! da scheint sein Lauf gestöret:
Er stößt auf Alarichs Todtenmal.
Wird er die flüchtige Eile hemmen?
Wird er in Eis seine Fluten dämmen?

Es theilen scheu sich die ersten Wellen,
Aber die nächsten mit dumpfem Gebraus
Höher und höher um's Grabmal schwellen,
Und die letzte der Fackeln löscht aus;
Klage erschallet tausendtönig
Um den versenkten Heldenkönig.

G. Pfizer.

67. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Bronnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich.
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut;
Und was er spricht, ist Geisel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in gold'nen Locken, der and're grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun, sei bereit, mein Sohn,
Denk uns'rer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton;
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der gold'nen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm!
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzen nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

„Weh' euch, ihr duft'gen Gärten, im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

„Weh' dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand:
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

68. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd, auf Leichen eine Leiche, lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapf're Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins."
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du," ruft der Saracen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzten schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

v. Platen.

69. Das kranke Kind.

Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

Geputzt zum Sonntag heute
Zieh'n sie das Thal entlang,
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch Niemand sagt ihm Dank.

Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt,
Ging's auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's in's Feld.

„Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Not!" —
Du armes Kind! die ruhen
Ja unter'm Grase todt.

Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug Keiner, was es weine,
Hat Jeder sein's nur lieb.

Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen über's Feld.

Und als die Nacht gekommen
Und Alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

v. Eichendorff.

70. Hagar in der Wüste.

Der Himmel ruht, ein glühend Erzgewölbe,
Auf Feuersäulen ob dem Wüstensande,
Die Lüfte halten bang den Odem inne,
Und Erd' und Himmel glüh'n in stillem Brande.

Und durch den heißen Sand schleppt todesmüde
Ein Weib sich, bleich, gesenkt die Augenlieder,
Ihr über'm Arme hängt ein blasser Knabe,
Schlaf oder Ohnmacht fesseln seine Glieder.

Ach, längst gebrochen wären diese Kniee,
Wenn sie getragen ihren Leib nur hätten,
Gält' vor dem Tod es nicht, der hastig schreitend,
In ihre Spuren tritt, das Kind zu retten.

So viel des Wassers nur, als Tropfen sieht
Der Morgen hell am Blütenzweige blinken,
So viel des Thaues nur, als eine Blume
In einer einz'gen Sommernacht mag trinken!

Vielleicht, daß sie den Knaben noch entreiße
Dem endlos ausgespannten Todesnetze,
Doch ach! nicht eine Thräne hat ihr Auge,
Womit sie kühlend seine Lippe letze.

Ein Palmbaum raget einsam aus dem Sande,
Mit welken Blättern karge Schatten streuend,
Dahin, wie's ihr vor'm Auge schwirrt und kreiset,
Trägt sie das Kind, dem sichern Tod es weihend.

Und daß sie nicht der Lippe letztes Zucken,
Nicht sehe, ach, das blüh'nde Leben enden,
Setzt sie in eines Bogenschusses Weite
Sich hin, das Haupt verhüllend mit den Händen.

Und wie sie so, von namenlosen Qualen
Durchbebt, des letzten Pulsschlags selber harret,
Und bald hinüber zu des Kindes Lager,
Bald vor sich in die öde Leere starret.

Da horch! da rauscht, da braust es in den Lüften,
Als zög' ein Sturm daher in wildem Grimme,
Dann tiefe Stille, wie in Tempelhallen,
Und also tönt von Oben eine Stimme:

„Was zagst du, Hagar! wisse, daß die Augen
Des Herrn auch ob dem Wüstensande wachen;
Steh auf und reich' zu trinken deinem Knaben,
Denn sieh! ich will zum großen Volk ihn machen."

Die Stimme schweigt, und zu des Knaben Füßen
Entquillt ein kühler Born dem Flammenboden,
Daß Gräser rings und duft'ge Kräuter sprießen,
Und Hagar thut, wie ihr der Herr geboten.

M. Hutterus.

71. Der Brief aus der Heimat.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht! —

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht;
Wenn plötzlich am Gemäuer knarrt der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht,
Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet:
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der lieben Hand,
Von jener, die so sorglich hat gelenkt,
Als sie zum ersten Mal zu festem Stand
Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;
Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
Ach, Eine Leiche sah die Heimat schon,
Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfangen!
Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
Und Züge dämmern wie in halber Nacht;
Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen
Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh', dort fliegt sie übern glatten Flur,
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief! — Die Mutter ist gesund!" —
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übervoll aus ihren Ufern schwellen; —
Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

Annette v. Droste-Hülshoff.

72. Heinrich Frauenlobs Bestattung.

Zu Mainz am Rheinstrom möchte wol
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesan,
Ein Domherr gar in Meißen,
Der ward nach seiner Lieder Art,
Zu Lob und Preis der Frauen zart,
Einst Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit sammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann senkten sie den Leichnam ein
Mit lautem Weh und Weinen,
Und Kranz und Blumenstrauß zuhauf
Mit vollen Händen streuten drauf, —
Die mochtens magdlich meinen!

Jedoch das Beste kam zuletzt:
Aus großen Zubern flossen
In Kannen blank und Bechern fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeschossen,

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen, unverdrossen,
Aus Kannen blank und Bechern fein,
Auch manches Thränchen tropfte drein,
Mit Wein das Grab begossen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze schwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab;
Es ist schon lang, daß sich's begab, —
Die Zeiten sind vorüber.

Doch möchte wol zu Mainz am Rhein
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

W. Smets.

73. Die Glücklichen.

Umringt von Sardis wundervollen Schätzen,
Auf Asia's höchstem, üppig stolzem Thron,
Sprach Crösus, sich an fremdem Lob zu letzen,
Behaglich-kühn zu Hellas' weisem Sohn:

„Man nennt mit Recht, o Solon, dich den Weisen;
Blick' auf zu meinem Thron. Ich frage dich:
Du sahst die weite Welt auf deinen Reisen;
Wen rühmst du der Beglückten Höchsten? Sprich!" —

Und Solon sprach: „Es lebte zu Athen
Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward beschieden,
Zu schöner Zeit, durch Wolfahrt und durch Frieden
Die liebe Vaterstadt beglückt zu seh'n.

Drei wack're Söhne wurden ihm geboren,
Sie haben rühmlich, so wie er, gestrebt;
Auch seine Enkel hat er noch erlebt,
Und nichts Geliebtes hat er je verloren.

Und als Athen begann den Herrscherkrieg,
Da zog er aus, stritt, und erstritt den Sieg,
Und siegend war es ihm gegönnt, zu fallen.
Den rühm' ich dir den Glücklichsten von Allen!" —

Und Crösus drauf mit ernst'rem Herrscherblick:
„Doch wen, nach deinem Landsmann, kluger Grieche,
Nennst du zu Zweiten, der, gekrönt vom Glück,
Sich jenem Tellus billig wol vergliche?"

So fragt er; denn er hat der Rede Sinn,
Bethört von eitler Selbstsucht, nicht verstanden.
„Zwei Jünglingen in der Argiver Landen,"
Erwiedert Solon, „ward der Hochgewinn.

Der Mutter Wagen zogen einst die Brüder
Bei Here's*) Fest mit kindlichem Bemüh'n
Zum weitentleg'nen Tempel treulich hin,
Und sanken matt an dessen Stufen nieder.

Da wendete die Mutter sich zu Here
Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
Den Guten das Beglückendste gewähre;
Die Göttin gab's: die Söhne waren todt.

---

*) Juno, Tochter des Kronos, Gemahlin des Zeus.

Noch lebt der Götterspruch in Hellas fort,
Und weise deutet ihn des Dichters Wort:
Ihr Geist und ihr Geschick sind nicht zu trennen;
Sie sind die wahrhaft Glücklichen zu nennen."

Da wendet sich des Fürsten Angesicht,
Und seine Stirne kräuselt sich in Falten;
„Wie?" spricht er zu sich selbst, „den Knaben nicht,
Nicht jenem Bürger gleich will er mich halten?"

Und auf die Pracht, die ihn umblühte, deutend:
„So sind dir," rief er, „diese Schätze Nichts?
Nichts diese Strahlen, Glanz und Glück verbreitend,
Ein irdisch Bild des hehren Himmelslichts?"

Und Solon lächelte und sprach: „Genieße,
Erhab'ner Fürst, der Fülle, die dir ward!
Genieße doppelt, wenn du gibst! Doch wisse:
Der Menschen Glück ist, wie der Menschen Art.

Dem Geiste wird das Dauernde gegeben,
Vergänglich ist und täuschend die Gestalt;
Ein zartes Schattenbild ist dieses Leben,
Leicht löschbar auf des Todes Grund gemalt.

Nur reine Thaten sind die ew'gen Farben;
Sie blüh'n erst auf, wenn längst die andern starben.
Drum wirke, daß dein Bild sich schön vollende.
Und Keinen preise selig — vor dem Ende!"

v. Feuchtersleben.

74. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wand'rers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fern hin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen neh'm ich euch;
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen bringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt;
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört (schon kann er nicht mehr seh'n)
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund von Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons*) Feste!
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk; es fordert seine Wut
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.

---

*) Bruder des Zeus, Gott des Meeres (Neptun).

Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen
(Es brechen fast der Bühne Stützen),
Herbeigeströmt von fern und nah',
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen,
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungsraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen*) Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wol dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

---

*) Furien, Göttinnen des Fluchs und der Strafe,

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehend vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da, sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

„Des Ibykus!" — der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar;
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

75. Die Erstürmung Jerusalems.

. . . Pfeilschützen rücken erst dem Feind entgegen,
Mit bösem Gift ist jeder Pfeil gewürzt;
Die Pfeile kommen gleich dem dicht'sten Regen,
So daß dem Tage wird sein Licht verkürzt.
Allein mit größ'rer Kraft, mit mächt'gern Schlägen
Kommt nun der Mauerbock herangestürzt.
Sturmbalken mit geschärfter Eisenspitze
Und Marmorkugeln werfen die Geschütze.

Die schweren Steine gleichen Donnerkeilen,
Durch welche Leib und Wehr zusammenkracht,
So daß nicht Leben nur und Geist enteilen,
Gestalt und Antlitz wird zu Staub gemacht.
Die Lanzen scheinen nur das Fleisch zu theilen
Und mit dem Streich scheint nicht ihr Lauf vollbracht.
Sie dringen ein, sie stechen durch gewaltsam,
Ringsum nur Tod verbreitend unaufhaltsam.

Doch dieses Angriffs Ungestüm und Schauer
Beugt nimmermehr der Saracenen Kraft.
Sie spannen Tücher auf vor ihrer Mauer
Und Wollzeug, das dem Stoß die Wucht entrafft.
Es wird der Böcke Stoß stets schwächer, flauer,
Weil widerstandlos Zeug den Schwung erschlafft;
Manch' tödtlich Wurfgeschoß der Feind auch schickte,
Wenn er die Stürmer schlecht gedeckt erblickte.

Doch wird des Stürmers Angriff drob nicht schwächer,
Der vorrückt, in drei Treffen aufgestellt.
Die sind beschützt beim Marsch durch Eisendächer,
Auf die der Pfeile Hagel fruchtlos fällt.
Die schieben Thürme vor, die Mauerbrecher,
Die, wie er kann, der Feind sich ferne hält.
Der Thürme Brücken zielen schon von oben,
Des Widders Eisenstirn muß unten toben.

Rinaldo steht indessen unentschlossen,
Denn die Gefahr paßt seiner Würde schlecht;
Nur Pöbelruhm scheint auf der Bahn zu sprossen,
Wo jeder Kämpfer schreitet zum Gefecht.
Er blickt umher; der Weg, den die Genossen
Nicht wagen, eben dieser scheint ihm recht.
Dort, wo die Zinnen hoch und drohend ragen,
Wo Niemand stürmt, will er den Angriff wagen.

Er eilt nun, zu der großen Schar zu sprechen,
Die Dudo einst geführt zu Schlacht und Streit:
„Ist's schmachvoll Zeugniß nicht von unsern Schwächen,
Daß sich des Friedens jene Zinne freut?
Weiß Mut nicht jegliche Gefahr zu brechen,
Ist jeder Weg nicht frei für Tapferkeit?
Wolan zum Sturm! Vor Streichen von den Wilden
Schützt uns ein fest Schildkrötendach von Schilden!"

Er spricht's; und ihm vereinen sich die Recken,
Und über'm Haupt den Schild ein jeder hält.
Sie fügen so genau die Eisendecken,
Daß sie der grimmste Hagel nicht zerspellt.
Also beschützt, geht hin die Schar der Kecken,
Wo ihrem Lauf sich nichts entgegenstellt,
Was auch von Pfeilen, Steinen kommt von oben,
Durch nichts wird dieses feste Dach zerstoben.

Sie sind am Fuß der Mauer. Und Rinald
Legt an die Wand die hundertsproß'ge Leiter,
Und sie bewegt so schnell des Arms Gewalt,
Daß sie ein Rohr im Wind erscheint, nichts weiter.
Bald Lanzen, Balken, Säulen, Felsen bald
Stürzen von oben, doch der kühne Streiter
Verachtung nur solch' tollem Stürzen gab,
Flög' auch der höchste Berg auf ihn herab.

Ein Wald von Pfeilen und von Trümmerstücken
Bricht auf den Schild ihm, auf den Rücken ein,
Die rechte Hand hilft ihm im Aufwärtsrücken,
Die linke deckt die kühne Stirne sein.
Sein Beispiel, das die Krieger jetzt erblicken,
Spornt sie mit Macht, er steigt nicht mehr allein.
Gar Viele klimmen nach ihm auf die Leiter,
Doch Mut und Schicksal lacht nicht jedem Streiter.

Der stirbt, der fällt. Er klimmt stets weiter fort,
Droht dem, ermuntert den zu dem Beginnen,
Schon streckt er seine Hand zum Mauerbord,
So viel kann er durch Hast und Kraft gewinnen;
Da kömmt viel Volk, das stößt und drängt ihn dort,
Sucht furchtlos ihn zu werfen von den Zinnen.
O Wunder! solchen Heeres Drängen, Droh'n,
Beut Einer in den Lüften schwebend Hohn.

Er widersteht, dringt kühn empor, es mehrt sich
Die Kraft in ihm, beschwerten Palmen gleich.
Je mehr der Druck, je glühender empört sich
Sein hoher Mut an Schnellkraft wunderreich.
Bahn bricht er durch die Feinde mit dem Schwert' sich
Und springt dann auf den Mauerkranz zugleich,
Und hat zum Schutze der, die nach ihm kommen,
Mit kühnem Arm ihn gänzlich eingenommen.

Es reicht nun dem Eustach der Heldengleiche,
Als er schon wankte und im Fallen war,
Daß er mit ihm den Mauerkranz erreiche,
Die kühne Siegerrechte hilfreich dar.
Indessen war im andern Feldbereiche
Bei Gottfrieds Kämpfern mancherlei Gefahr,
Weil hier nicht bloß die Menschenkraft genügte,
Nein, auch Maschine mit Maschine kriegte.

Hoch auf der Mauer ist ein Stamm zu schauen,
Der sonst auf einem Schiffe dient' als Mast;
Quer über dem, mit stahlbeschlag'nem rauhen
Stirntheil erseh'n, hängt eines Balkens Last,
Der, erst zurückbewegt an starken Tauen,
Dann wuchtend wiederkehrt mit wilder Hast;
Jetzt zieht die Schildkröt' sich zurück in's Haus,
Jetzt stößt sie wieder Hals und Kopf heraus.

Der ungefüge Klotz beginnt zu schnellen
Auf jenen Thurm mit solcher grimmen Macht,
Daß er die festen Fugen macht zerschellen,
Der Thurm schon wankt und manche Luke kracht.
Doch, um zu helfen sich in solchen Fällen,
Sind an dem Thurm zwei Sicheln angebracht,
Die an dem Läufer, wie er vor will schnappen,
Im rechten Augenblick die Seile kappen.

So wie ein Felsstück, das des Alters Stunde,
Der Winde Wut vom hohen Berge löſ't,
Wald, Hütten, Herden niederreißt zum Schlunde
Des Abgrunds, allzerstörend sich vergrößt:
So reißt der schwere Klotz zum tiefsten Grunde
Volk, Waffen, Zinnen, wo sich all' zerstößt;
Es wankt der Thurm bei solchem mächt'gen Fallen,
Die Mauer bebt, die fernsten Schluchten hallen.

Schon glaubte Bouillon siegreich einzuziehen
Und wähnt sich schon als hoher Sieger groß;
Doch plötzlich sieht er Flammen um sich sprühen,
Aus denen Rauch und Qualm in Masse floß.
Nie mochte Aetna's Krater so erglühen,
Wenn Lava brach aus seinem Schwefelschoß,
Nicht sandten je der Sonne heiße Gluten
Auf Indiens Gau'n solch' heißer Düfte Fluten.

Glutkugeln, Feuerlanzen, Feuerräder,
Schwarzqualmend hier und dort in blut'gem Schein!
Von Rauch und Dünsten fühlt erstickt sich Jeder,
Die Flamme leckt, der Donner dröhnt darein.
Es wird dem Thurm am End' das feuchte Leder
Zu der Vertheid'gung schwachen Schutz verleih'n.
Es schwitzt und schrumpft, und wird nicht Hülfe senden
Der Himmel selbst, so weicht der Thurm den Bränden.

Beim Heere steht da Gottfried seelengroß,
Er ändert nicht die Farbe, nicht die Stelle,
Er tröstet sie, er sorgt, daß Wasser floß
Am Thurm hinab, damit das Leder schwelle;
Doch immer schlimmer wird der Seinen Los,
Schon mangelt ihnen frisches Naß der Quelle,
Da schau! mit einem Mal ein Sturmwind weht,
Der all' den Brand auf die Erzeuger dreht.

Zurück nun muß im Sturm das Glutmeer weichen,
Der Heiden luft'gen Zelten zugewandt;
Das leichte Zeug eilt's zischend zu erreichen,
Und unbezwingbar setzt es all' in Brand.
O ruhmbedeckter Führer sonder Gleichen,
Wie liebt dich Gott, wie schützt dich seine Hand!
Der Himmel kämpft mit dir, da gegenwärtig
Der Sturm beim Ruf der Schlacht ist, kampfgewärtig.

Ismen, der Frevler, sieht die Flamme dringen
Zur Stadt, und wüthet dort mit neuer Brunst,
Und glaubt Natur und bösen Wind zu zwingen
Durch seiner Zauberkräfte Nebeldunst;
Er eilt, um auf die Mauer jetzt zu schwingen.
Mit ihm zwei Schülerinnen seiner Kunst,
Gleich Charon *) bärtig, wüst und schwarz und schmutzig,
Wie Pluto zwischen Eumeniden trutzig **).

Und horch! sein Mund schon düst're Laute gab,
Davor Cocyt und Phlegethon erzittert ***),
Die Luft wird schwarz, von düst'rem Wolkengrab
Wird schon der Sonne Angesicht umwittert,

---

*) Charon, in der griechischen Götterlehre der Fährmann, welcher die Seelen in die Unterwelt über den Styx führt.

**) Pluton, Gott der Unterwelt; Eumeniden (Furien), Rachegöttinnen.

***) Zwei Flüsse in der Unterwelt, letzterer feuerflutend, damit die Bösen den Ort nicht verlassen können.

Da fällt vom hohen Thurm ein Fels herab,
Wol bergegleich, der alle drei zersplittert,
Er schlug so ungestüm und mächtig drein,
Zerstreut ihr Blut ringsum und ihr Gebein.

In kleine, blut'ge Splitter nun zerreißt
Der Fels der drei verruchten Köpfe Schalen,
Gleich einem harten Mühlstein, wenn er kreis't,
Und jedes Korn zu Stäubchen wird zermahlen,
Mit Seufzen flieht hinweg solch' böser Geist,
Froh wird die Luft, neu scheinen Himmelsstrahlen.
Indeß der düst're Geist zur Hölle flieht. —
Lern' Tugend üben, menschliches Gemüt!

Da Qualm und Glut und Wind die Stadt bedrücken,
So kann der Thurm mit Sicherheit ihr nah'n,
Und kommt so nah', daß er mit seinen Brücken
Sich mächtig fühlt, den Mauerkranz zu fah'n.
Doch schnell eilt Soliman heranzurücken
Und sucht zu kappen diese schmale Bahn,
Er haut und haut und brächt' ihn auch zum Wanken,
Da steigt ein and'rer Thurm aus dessen Flanken.

Der Thurm scheint hoch und höher sich zu dehnen,
Als in der Stadt ein jegliches Gebäu;
Erschrocken sehen nun die Saracenen,
Daß höher als die Stadt dieß Werkzeug sei.
Trotz allem Pfeilehagel, Steinedröhnen,
Bleibt Soliman doch seiner Arbeit treu;
Er läßt nicht ab, die Brücke zu zertrümmern,
Und schimpft und mahnt, die feig sind, hier zu zimmern.

Da zeigt sich, andern Menschen unsichtbar,
Der Engel Michael Gottfried dem Frommen,
Mehr als die wolkenlose Sonne klar
In hoher Himmelsrüstung glanz-umschwommen.
Schau, Gottfried, spricht er, Zion ward nun bar
Des grausen Jochs, der Tag ist nun gekommen.
Erheb', erheb' dein Aug', das furchtsam blickt,
Schau, welchen Beistand dir der Himmel schickt!

Schau auf nach jenen luft'gen Himmelskreisen!
Siehst du nicht dort des Himmelsheeres Bild?
Den Wolkenschleier will ich dir entreißen,
Der düster, trüb um eure Menschheit quillt,
Will deinen Geist mit Himmelsfeuer speisen,
Damit du schaust die Geister unverhüllt,
Daß du den Glanz der himmlischen Gestalten
Vermögst — auf kurze Zeit doch — festzuhalten.

Schau dort die hohen Kämpen Christi blinken,
Als sel'ge Bürger in des Himmels Reich!
Dein Ziel muß ihnen auch das höchste dünken,
Sie fechten mit dir kühnlich Streich auf Streich!
Dort, wo der Mauer stolze Trümmer sinken,
Wo Rauch und Staub umherwogt grausenreich,
Der Thürme Grund erschütternd, trotz dem Dampfe
Und Qualm, steht Hugo dort im kühnen Kampfe.

Siehst Dudo dort beim Thor gen Mitternacht
Mit Flamm' und Schwert im dichten Schlachtenreigen,
Wie er dir Waffen bringt, den Mut entfacht,
Die Leiter hält und mahnt hinaufzusteigen?

Siehst du am Hügel den in heil'ger Tracht,
Es scheint das Haar den Priesterkranz zu zeigen,
Ein sel'ger Geist, der Hirte Ademar,
Er führt und segnet noch der Krieger Schar.

Du mußt den kühnen Blick noch höher heben
Und schau'n das Himmelsheer in voller Pracht. —
Er hebt den Blick und sieht auf Flügeln schweben
Des Himmelsheeres nie gezählte Macht;
Drei Scharen sind's, in drei Kohorten streben
Die drei um drei zu ordnen sich der Schlacht,
Zu weitem Kreise mehr nach außen fliehend,
Im Mittelpunkt sich mehr zusammen ziehend.

Sein Auge kann so großen Glanz nicht tragen,
Er senkt's, schaut auf, verschwunden ist der Schein.
Doch rings umher find't er den Feind geschlagen,
Und sieht mit Freuden jetzt, der Sieg ist sein.
Noch Viele nach Rinald zu klimmen wagen,
Und dieser haut schon auf die Syrer ein.
Doch Gottfried, ob dem Zögern zornentglommen,
Die Fahne hat dem Fähnrich er entnommen.

Er geht zuerst hinüber, in der Mitten
Begegnet auf dem Weg ihm Soliman.
Auf diesem Wege nun von wen'gen Schritten
Wird mächtig große Kühnheit kund gethan;
Da ruft der Heid': Soll ich mein Blut verschütten,
Ich opfr' es gern auf dieser kurzen Bahn.
Kappt hinter mir die Brücke, lieben Leute,
Ich bleibe hier als nicht geringe Beute.

Von ferne sieht er flieh'n die Seinen alle,
Und gräßlich wütend kommt Rinald herbei.
Er denkt: was soll ich thun? Wenn ich hier falle,
Ist klar, daß fruchtlos jetzt mein Streben sei.
Drum eilt er weg nach jenem neuen Schwalle
Und läßt für Gottfried nun die Brücke frei,
Der folgt ihm drohend nach, auf daß er pflanze
Des Kreuzes Banner auf dem Mauerkranze.

Stolz weht das Siegesbanner in der Runde,
Sich lösend und verwickelnd manigfalt,
Voll Ehrfurcht weht die Luft in dieser Stunde
Und klarer zeigt der Tag sich alsobald;
Der Pfeil, darauf gezielt, er fällt zum Grunde,
Wenn er nicht rücklings auf den Schützen prallt,
Und Zion scheint sich und der Berg zu beugen,
Der nah der Stadt ist, und die Stirn zu neigen.

Das ganze Heer läßt Jubel nun erschallen,
Von hoher Siegeslust entzückt, entbrannt;
So daß die Berge tönend wiederhallen,
Und Echo ruft aus fernster Felsenwand.
Held Tankred macht ein jedes Hemmniß fallen,
Das ihm entgegensetzt voll Mut Argant,
Auch seine Brücke kann die Zinn' erreichen,
Er springt hinan und pflanzt des Kreuzes Zeichen.

Nach Tasso, von Gries.

76. Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n;
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
Kann's doch nach deutschem Rechte wol geschehen,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten uns're freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
In's Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer, —
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt.
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhob sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch Ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man zween,
All' beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Konrade längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones wert erkannt
Von Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demut überwältiget.

Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manches Mannes Bart;
Und wie nun um sie harrend all' die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm;
Denn Niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begeh'n,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist;
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „Einer es muß sein,
So sei's der Aelt're." Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Konrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund';
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reih'n,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhab'nen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Uhland.

77. Das Haus in der Heide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzückt,
Die strohgedeckte Hütte, —
Recht wie im Nest der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte!

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke*),
Bläst in den Abendduft, und schnaubt,
Und stößt an's Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Geländе,
Wo matt ihr Haupt die Glocke**) trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten;
Nun pflügt sie eine Lilie lind,
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Heidekraut sich strecken,
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tanne ab und an
Schallt es, wie Hammerschläge;
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

---

*) Eine junge, gewöhnlich zweijährige Kuh.
**) Glockenblume (campanula).

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann, — die Hirten gleich
Mit ihrem frohen Liede, —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig
Und rings der Gottesfriede.

Annette v. Droste-Hülshoff.

78. Das Christusbild zu Wien.

Ist euch vom Christusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer schien,
Als wer da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
Es ließ sich vor ihm nieder;
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt es seine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Christusbild
Sich dort noch schauen läßt;
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest.
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke;
Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich strecke.

So spricht auch sein verkündet Wort
Schlicht zu dem schlichten Mann,
Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen;
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister aufwärts unverdrossen.

K. Simrock.

79. Frauenlobs Tod. *)

Es läuten alle Glocken
Zu Mainz mit Trauerklang,
Und durch des Domes Hallen
Tönt ernster Grabgesang.

Ein Zug von edlen Frauen
Zieht ein durch's hohe Thor,
Und schwarze Fahnen wallen,
Es ragt ein Sarg empor.

Und um die schwarzen Fahnen
Flammt helles Kerzenlicht,
Und strahlt auf manches holde,
Verweinte Angesicht;

Und strahlt auf einen Todten
Mit sanftem Glanz hinab,
Den acht der schönsten Frauen
Hintragen zu dem Grab.

Sie weinen und sie singen
Ein Trauerlied zumal,
Und gießen Wein hernieder
Aus goldenem Pokal;

Und streuen Ros' und Myrten
Und helles Rebenlaub
Hinab auf's harte Lager,
Wo ruhen soll sein Staub.

Wen tragt ihr, edle Frauen,
So trüb und kummerbleich?
War es vielleicht ein König,
Der Krone ließ und Reich?

„Wir tragen keinen König,
Geziert mit ird'schem Glanz;
Und unverwelklich schmücket
Dieß Haupt ein Lorbeerkranz."

So tragt ihr einen Helden
Aus ritterlichem Blut,
Der einst in wilden Schlachten
Gekämpft mit hohem Mut?

„Wir tragen keinen Ritter,
Er ward nicht Held genannt,
Nur eine goldne Harfe
Trug diese fromme Hand.

---

*) Zur Vergleichung mit Nr. 72, S. 130.

„Doch mit der goldnen Harfe
Stritt er im Liederstreit,
Und hat sich Ruhm erstritten
In allen Landen weit.

„Wir tragen einen Sänger
In Traurigkeit und Schmerz;
Er weiht uns seine Lieder,
Wir weih'n ihm unser Herz.

„Und schweigt er gleich auf ewig,
Der uns so hoch erhob,
Tönt doch durch alle Zeiten
Sein Name: Frauenlob!"

Sie sagen's, und sie senken
Den Theuren in das Grab,
Und ihre Thränen fallen
Wie Perlensaat hinab.

Adelheid von Stolterfoth.

80. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Mutes!
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen,
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwerbewaffnet seine Jäger.

Und um's Lager dreh'n und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich und singen
Der Entschlaf'nen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten.

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umgibt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlaf'nen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Blumenduft hat sie getödtet!

Ferdinand Freiligrath.

81. Arion. *)

1. Arion schifft auf Meereswogen
   Nach seiner theuern Heimat zu;
   Er wird vom Winde fortgezogen,
   Die See in stiller, sanfter Ruh'.

2. Die Schiffer steh'n von fern und flüstern,
   Der Sänger sieht in's Morgenrot;
   Nach seinen gold'nen Schätzen lüstern,
   Beschließen sie des Sängers Tod.

3. Arion merkt die stille Tücke,
   Er bietet ihnen all' sein Gold;
   Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
   Das Schicksal nicht wie vordem hold.

4. Sie aber haben es beschlossen,
   Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
   Hinab in's Meer wird er gestoßen,
   Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

5. Er hat die Leier nur gerettet,
   Sie schwebt in seiner schönen Hand;
   In Meeresfluten hingebettet,
   Ist Freude von ihm abgewandt.

6. Doch greift er in die gold'nen Saiten,
   Daß laut die Wölbung wiederklingt;
   Statt mit den Wogen wild zu streiten,
   Er sanft die zarten Töne singt:

7. „Fliege, Saitenspiel!
   In der Flut
   Wächst mein Mut!
   Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

8. Unverdrossen
   Komm' ich, Tod!
   Dein Gebot
   Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

9. Welle hebt
   Mich im Schimmer;
   Bald den Schwimmer
   Sie in tiefer, nasser Flut begräbt."

10. So klang das Lied in alle Tiefen;
    Die Wogen wurden sanft bewegt,
    In Abgrundsklüften, wo sie schliefen,
    Die Seegethiere aufgeregt.

11. Aus allen Tiefen blaue Wunder,
    Die hüpfend um den Sänger zieh'n;
    Die Meeresfläche weit hinunter
    Beschwimmen die Tritonen grün.

12. Die Wellen tanzen, Fische springen;
    Seit Venus aus den Fluten kam,
    Man solches Jauchzen, Wonneklingen
    In Meeresfesten nicht vernahm.

---

*) Vergleiche: „Die Macht des Dichters" im prosaischen Theile, Abtheilung III.

13\. Arion sieht mit trunk'nen Blicken,
Laut singend, in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

14\. Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank.
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

15\. Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern;
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Tieck.

82. Aus Göthe's Hermann und Dorothea.

(Schicksal und Antheil.)

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! so rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehen, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seine Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!"
So sprach, unter dem Thor des Hauses sitzend am Markte,
Wolbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge verständige Hausfrau:
„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeih'n? Denn auch dein Schrank ist geplündert;
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."

Aber es lächelte d'rauf der treffliche Hauswirth und sagte:
„Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Echt' ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wol, ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Pekesche*) sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze."

---

*) Ein polnischer Ueberrock.

„Siehe!“ versetzte die Frau, „dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehen; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter
Glühen! Und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählen.“
Und es sagte darauf der gute Vetter mit Nachdruck:
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken: der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und vom Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung,
Das ist beständiges Wetter: Und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.“

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen, denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
„Seht, dort kommt der Prediger her, es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehen, und was zu schauen nicht froh macht.“

Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
„So sind die Menschen, fürwahr! und Einer ist doch wie der Andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wol je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße,
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.“

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
„Saget uns, was ihr gesehen; denn das begehrt' ich zu wissen.“
„Schwerlich,“ versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich so bald mich freu'n nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wol, das manigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen, der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehen, die manigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverseh'ne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wol gesehen, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Bütten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirret. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünscht' langsam zu fahren, ein Anderer wünschte zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hohlwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich,
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete, nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome,
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube."

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirt:
„Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.

Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Stübchen;
Nie scheint die Sonne dorthin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern, und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken, die Fliegen umsummen die Gläser."

Und sie gingen dahin und freuten sich Alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines
In geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —

Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

„Frisch, Herr Nachbar, getrunken, denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennt es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat
Und beständig geschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt' er die blühende Stadt, die erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?"

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
„Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glück verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung."

Da versetzte der Wirt mit männlichen klugen Gedanken:
„Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte;
Aber ich konnte nicht denken, das bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitendes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden."

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

III. Didactische und dramatische Dichtungen.

1. Für die sieben Tage.

Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten,
Für sieben Wochentage sieben Bitten.
Zum ersten Tag: Laß deine Sonne tagen,
Und Licht verleih'n der Erd' und meinen Schritten.
Zum zweiten Tag: O laß nach dir mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten.
Zum dritten Tag: Lehr' deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit rechten Sitten.
Zum vierten Tag: Du wollst mich nicht verlassen
In meiner Woch', in meines Tagwerks Mitten.
Zum fünften Tag: O donnr' in's Herz mir deine
Gebote, wenn sie meinem Sinn entglitten.
Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch du mir die Freiheit hast erstritten.
Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend;
O dürft' ich mir so hellen Tod erbitten.

Preis Ihm, der nach den sieben Wochentagen
Vertheilet hat des Lebens Lust und Plagen!
Preis Ihm, der aufgeh'n über Gut und Böse
Läßt seiner Lebenssonne Wolbehagen!
Preis Ihm, vor dessen Blick die Monde wechseln,
Und seinen Preis in jedem Wechsel sagen.
Preis Ihm, der seinen Dienst die Erde lehret,
Und der sein Joch die Himmel lässet tragen!
Preis Ihm! Er thront in Mitte seiner Wonnen,
Und hört ein Herz in Mitte seiner Klagen.
Preis Ihm! Wenn mit dem Donner des Gesetzes
Er sprechen will, so muß der Mensch verzagen.
Preis Ihm! Er hat mit Armen sanft gesprochen,
Hat frei gemacht, die da gefangen lagen.
Preis Ihm! Es ist sein Blick die Sonn' am Abend,
Die untergeht, um neu der Welt zu tagen.

Rückert.

2. Die acht Seligkeiten.

Selig, die in Einfalt wandeln,
Gut mit stillem Sinne handeln,
Was sie werth sind, Gott verdanken,
Nie mit seiner Weisheit zanken,
Hier auf Erden Kindern gleich!
Ihrer ist das Himmelreich.

Selig, deren Seraphsmilde
Zähmt das Rohe, dämpft das Wilde;
Deren sanftem Blick als Sieger
Schmeichelnd huldiget der Tiger,
Wo sie auf der Erde zieh'n,
Sehn wir Paradiese blüh'n.

Selig, die bei Festen trauern,
Wo der Arglist Schlangen lauern;
Deren Aug' kein Sternlein heitert,
Deren Brust kein Trost erweitert.
Der die Welt zu trösten kam,
Kehrt' in Wonn' einst ihren Gram.

Selig, die gerührt vom Strahle
Ew'gen Lichts, im Erdenthale,
Wie der Aar nach Sonnenklarheit,
Dürsten nach dem Quell der Wahrheit.
Wo kein Schäfchen mehr verirrt,
Sammelt sie am Quell der Hirt.

Selig, die des Kummers Zähren
Durch ihr Mitgefühl verklären;
Daß kein Bruder darf verzweifeln,
Oel in jede Wunde träufeln.
Ein Erbarmen, grenzenlos,
Ruh't für sie in Vaters Schoß.

Selig, denen wie die Quelle
Strahlt das Herz von Aetherhelle,
Erdenlust für Wenig achtend,
Stets nach Himmelswonne schmachtend.
Unverhüllt von Angesicht
Schau'n sie Gott in seinem Licht.

Selig, die den Frieden lieben,
Nie der Unschuld Freuden trüben,
Ihres Herzens stilles Sehnen
Lächelt durch der Wehmut Thränen,
Frieden fühlet, wer dem Pfad
Dieser Kinder Gottes naht.

Selig, die da schuldlos leiden,
Stolz verschmäh'n des Lasters Freuden,
Und bei hartem Druck gelassen
Jene segnen, die sie hassen.
Gold'ne Thronen, Sternen gleich,
Steh'n für sie im Himmelreich.

v. Wessenberg.

3. Das Echo.

An des Waldthals jäher Schwelle,
Ueber'm Grün in hellem Schein,
Sah man glänzen einen Stein;
Er bezeichnete die Stelle,
Wo ein Echo, wie es hieß,
Deutlich sich vernehmen ließ.

Grille, magst die Mühe sparen,
Wirst vom Wunder nichts erfahren,
Sprach die Fliege ärgerlich:
Bracht' ich doch den ganzen Morgen
Zu mit Summen und mit Horchen,
Doch kein Echo regte sich.

Bin zur Prüfung hergesandt,
Sprach die Grille, und gewandt
Hüpfte sie den Stein hinauf,
Ließ der Stimme freien Lauf,
Zirpte, lauschte, zirpte, lauschte —
Nur der Wind im Dickicht rauschte,
Aber in den Schluchten tief
Ungestört das Echo schlief.

Kam ein Käfer hergeschwirrt:
Freunde, hab' ich mich verirrt,
Oder bin ich hier am Ziel,
Wo ein Echo treibt sein Spiel?
Und er krabbelte geschäftig
Auf den Stein und brummte kräftig; —
Doch des Echo's Stimme blieb
Stumm, wie eifrig er's auch trieb.

Kam gerennt auch eine Maus:
Ist ein Echo hier zu Haus,
Sprach sie hastig, will ich's wecken,
Mag sich's noch so tief verstecken!
Sprang mit Grazie auf den Stein,
Pfiff so schnell und hell und rein,
Daß ein lauschend Katzenohr
Süß'res nie vernahm zuvor. —
Aber in den Schluchten tief
Ungerührt das Echo schlief.

Sprach die Grille: Lieben Leute,
Wir sind all des Truges Beute.
Doch wolan, noch ein Versuch
Sei gewagt, und dann genug:
Laßt mit einemmal uns alle
Singen, daß der Wald erschalle!

Nun begann ein Hüpfen, Trillen,
Summen, Zirpen, Pfeifen, Schrillen,
Daß die größten Virtuosen,
Die wir je certiren sah'n,
Es den tollen Rhythmuslosen
Nicht an Eifer gleich gethan. —
Doch umsonst, die Sonne wich,
Und kein Echo regte sich.

Aberglauben, Aberglauben,
Sollst mir keine Zeit mehr rauben!
Rief der Käfer würdevoll.
Nehmen wir's zu Protokoll,
Daß die ganze Litanei
Von des Echo's Zauberton
Jeglicher Vernunft ein Hohn,
Dummheit oder Lüge sei!

Und mit unverstellter Hast
Ward das Protokoll verfaßt,
Vorgelesen, unterschrieben:
Fliege, Grille, Käfer, Maus,
Dann vervielfacht nach Belieben;
Von Bekehrungswut getrieben,
Reisten eilig sie nach Haus.

Da begann, als Abendschatten
Schon das Thal umschleiert hatten,
Mit der Stimme vollstem Schall
Ihren Sang die Nachtigall.
Bebend trugen ihn die Lüfte
Ueber Thal und über Klüfte,
Und sein Jubel und sein Ach
Rief die Felsentochter wach:
Wort und Antwort in verwandten
Wundervollen Klängen sandten
Durch die Waldnacht her und hin
Echo sich und Sängerin.

G. Pfarrius.

4. Flora und die Blumen.

Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauter Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder!

Wartet bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten,
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen.

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Und sie kam: der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.

Ach da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder,
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hat hervorgeblickt mit ihren Aeuglein.

Und war bald erstarret von des bösen,
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet;
Denn der Winterwest war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephir,
Der es brach, und sie begrub es traurig.
Seht! die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmermehr im Lenz der Flora.

Herder.

5. Der Todesengel.

Auf dem Throne saß der hohe Herrscher in dem Geisterreich,
Salomon der weitberühmte, dem an Weisheit Niemand gleich.
Mit ihm sprach der Todesengel, von dem Herrn herabgesandt,
Daß dem König er verkünde, was beschlossen Gottes Hand.

Als der finst're Todesengel von dem Fürsten Abschied nahm,
Da gewahrte er den Kanzler, der zu rathen eben kam.
Einen Blick des größten Staunens warf der Engel, eh' er ging,
Auf den greisen alten Kanzler, daß er an zu zittern fing.

„Was soll mir der Blick bedeuten?“ rief der Alte bang und bleich,
„Will der Engel mich entführen in sein finst'res Todtenreich?
Hab' ich treulich dir gedienet, weiser, großer Salomon!
Gib das schnellste deiner Rosse, hoher Herrscher, mir zum Lohn!

Nimmer läßt der Blick mich ruhen! O mein König, laß mich zieh'n!
Auf dem schnellsten deiner Rosse laß dem Engel mich entflieh'n!“ —
„Was du bittest,“ sprach der König, „sei von Herzen dir verlieh'n;
Doch dem gottverhängten Lose wirst du nie, mein Sohn, entflieh'n!“

Auf des Morgens schnellstem Rosse flog wie Wind der bange Greis
Ueber Berge, Meere, Länder, nach der Erde fernstem Kreis
Viele, viele tausend Meilen war mit ihm das Thier gerannt,
Als es müd' bei einem Steine Abends in der Wüste stand.

Da ergriff ein Schreck den Alten, daß das Leben ihm entschwand,
Als er einsam auf dem Steine schon den Engel sitzend fand.
Sterbend sprach er zu dem Engel: „Eh' du führest mich zur Ruh',
Sprich, warum du mir am Morgen warfst den Blick des Staunens zu?“

„Wunderbarlich'“ rief der Engel, „sind, o Herr, die Wege dein!
Einsam hieß er mich erwarten Abends dich auf diesem Stein.
Heute sah ich noch am Morgen staunend dich bei Salomon;
Sieh, da bist du noch vor Abend zur bestimmten Stelle schon.

Staunend traut ich nicht den Augen, weil ich's möglich nie gedacht,
Daß so viele tausend Meilen würd' ein schwacher Greis gebracht!“ —
Also sprach der Todesengel; sterbend sank der Alte hin,
Der so fern herbeigeritten, um dem Tode zu entflieh'n.

Görres.

6. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl,
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn vor dir seine Schwächen er bekennt.
Daß, wer auf Erden lebt, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Lust nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“
Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
Das Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes and're nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen,
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hat er schon die ganze Zahl, —
Verlor'ne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
Herr, rief er, so du willst, das Kreuz sei mein!
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

A. v. Chamisso.

7. Die beiden Gewänder.

Unschuld war das erste Kleid,
Das im Schoß des Paradieses
Trug der Mensch; kein Lustgeschmeid'
Hat ihn je geschmückt wie dieses.

Als er dieses Kleid verlor
Und ihn seine Schuld erschreckte,
Floh er scheu, daß er sich vor
Seines Herren Blick versteckte.

Wer verbirgt sich vor dem Herrn?
Deine Blöße liegt ihm offen:
Halte nicht von ihm dich fern!
Auf wen anders kannst du hoffen?

Bitt' ihn um ein neu Gewand;
Und er schenke dir den Glauben:
Nur vom klügelnden Verstand
Laß nie deinen Schmuck dir rauben!

Mit dem Weihschmuck angethan,
Auf des Lebens Pilgerpfade,
Richte vorwärts deine Bahn,
Aufwärts nach dem Ziel der Gnade!

Auf's Verlor'ne nicht zurück,
Das des Cherubs Schwert dir wehret;
Freudig auf's verheiß'ne Glück
Sei der Hoffnung Blick gekehret.

Dort des Lebensbaumes Frucht
Issest du im neugefund'nen
Paradies, nie mehr versucht
Von der Schlange, der gebund'nen.

Rückert.

8. Der Reisende.

Ein Wand'rer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.

Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen,
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wand'rer setzt mit bitt'rer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell ihm still zu steh'n gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen,
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgeh'n;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zeus sich wieder hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Gellert.

9. Arist.

Auf einer langen Reis' Arists war stets
Die Sonn' im Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft, oft, wenn er schwieg,
Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem Lärm
Zur bangen Erd' herab. Die Seel' Arists
War finster, wie die Luft, er hofft' umsonst
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Und klagt voll Ungeduld den Himmel an,
Der bald die Welt verbrennt und bald ersäuft. —
Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm in's Erdreich. — Thor!
Um was beschwerst du dich? rief eine Stimm'
Vom Himmel. Dieser Pfeil hätt' dich erreicht,
Wär' nicht die Sehne durch den Regen schlaff
Geworden. Tadle nicht, so kühn als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel seh'n!
Den du in Stürmen hörst, und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für dich.

E. v. Kleist.

10. Wirkungen.

Tugend lohnt.
Großmut schont.
Hochmut wähnt.
Trägheit gähnt.
Ehre stützt.
Klugheit nützt.
Demut glaubt.
Bosheit raubt.
Arbeit schenkt.
Weisheit denkt.
Freundschaft herzt.
Frohsinn lacht.
Argwohn wacht.
Güte gibt.
Mitleid liebt.
Unschuld traut.
Vorsicht schaut.

Reichthum scheint.
Armut weint.
Freude küßt.
Sehnsucht mißt.
Ruhe träumt.
Ordnung räumt.
Leichtsinn springt.
Starrsinn zwingt.
Unmut zehrt.
Sorge wehrt.
Kühnheit wagt.
Feigheit zagt.
Ruhmsucht kämpft.
Friede dämpft.
Treue währt.
Hoffnung spricht:
Laß mich nicht.

Sophie Richard-Schilling.

11. Ja und Nein.

Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Wird stets, o Mensch, dir heilsam sein;
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Macht dich beliebt bei Groß und Klein,
Weil kräftig Ja und freundlich Nein
Nur der spricht, dessen Herz ist rein,
Und kräftig Ja und freundlich Nein
Dem braven Mann stärkt Mark und Bein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
So Mann und Weibe stehet fein.
Spricht kräftig Ja und freundlich Nein
Der Mann, so will ich prophezei'n:
Sein kräftig Ja, sein freundlich Nein
Muß Feinde noch wie Freund' erfreu'n;
Denn kräftig Ja und freundlich Nein
Den Mann zum Manne weihet ein,
Und kräftig Ja und freundlich Nein
Macht Treu' und Glauben allgemein.
Geht kräftig Ja und freundlich Nein
Dem Weibe über Tändelei'n,
Ist kräftig Ja und freundlich Nein
Ihr Wort, und haßt sie, was den Schein
Von kräftig Ja und freundlich Nein
Nur hat: so schwind't des Mannes Pein
Vor kräftig Ja und freundlich Nein
Hinweg wie Nacht vor Sonnenschein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Vom alten Mann ist alter Wein;
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Die Jugend ziert wie Edelstein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Laß deinem Freund oft angedeih'n!
Und kräftig Ja nur, freundlich Nein
Sprich du, wenn Böse nach dir spei'n!
Ein kräftig Ja und freundlich Nein
Empfahl auch Er, der uns allein
Durch kräftig Ja und freundlich Nein
Zu Wahrheitsfreunden wollte weih'n.
Kurz, kräftig Ja und freundlich Nein
Wird dir und mir stets heilsam sein!

U. Hegner.

12. Denkzettel.

Was recht ist, wagen,
Unrecht ertragen,
Dem Spott entsagen,
Nach Frieden jagen,
Mein Leid nie klagen,
Mit Vorsicht fragen,
Nie zornig schlagen,
Nie ängstlich zagen,
Geplagt nicht plagen,
Fremd Bein nicht nagen,
Bei Lärmgelagen
Hervor nicht ragen —
Zu allen Tagen
Wird dir's behagen.

Derselbe.

13. Spruchlied.

Läuft dein Schiff auf falscher Bahn, so lenke!
Fliegt dich gern der Leichtsinn an, bedenke!
Hängt die Traube reif vor dir, genieße!
Lockt es dort und lockt es hier, beschließe.

Fühlst du, Ruhe sei nicht gut, so wandle!
Treibt dich edler Sinn und Mut, so handle!
Drückt ein Leid dich heimlich-still, so trage!
Wenn das Glück nicht blühen will, so wage!

Faßt die Flamme dich, der Zorn, so dämpfe!
Stachelt dich der Sinne Sporn, so kämpfe!
Will's im Guten nicht mehr fort, so treibe!
Fühlst du dich am rechten Ort, so bleibe!

J. C. Nänny.

14. An Fortuna.

Fortuna! mache doch sogleich
Die Guten und die Besten reich,
Die meist noch nichts bekamen!

Gib jedem Trägen — Munterkeit,
Und wer verträumt die gold'ne Zeit,
Und den am Geiste Lahmen!

Vor vielen sollst du hoch erfreu'n,
Die stets mit vollen Händen streu'n,
Und zwar vom besten Samen!

O Göttin, mach' die Thoren klug,
Die, als die rechte Glocke schlug,
Sich doch noch schief benahmen!

Dem Finstern lächle niemals hold,
Der jedem freien Worte grollt,
Sei herb den Allzuzahmen!

Und Jeden, der an frischer Luft
Gleich ängstlich nach dem Doktor ruft,
Setz' unter Glas und Rahmen!
Amen.

J. C. Nänny.

15. Stille.

Wenn ein Weiser zu dir spricht,
Hasche du nach Worten nicht!
Stille!

Tönen Lied und Harfenklang,
Wogt des Chores Festgesang:
Stille!

Trägt man aus dem Nachbarhaus
Trauernd einen Sarg hinaus:
Stille!

Wenn der Sturm durch Wälder tobt,
Donner laut die Gottheit lobt:
Stille!

Wenn, weil dich die Welt verkennt,
Zorn im tiefen Herzen brennt:
Stille!

Wenn der Tag sich dämmernd neigt,
Abendstern zum Gruß sich zeigt:
Stille!

Kniest du hin vor Gottes Thron,
O von selbst dann bist du schon
Stille!

Derselbe.

16. Vierzeilen.

Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
Gäb' es wol einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eignen Lauf
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

Nullen, tretend hinter ein Eins,
Würden Tausende zählen;
Weil sie den Führer nicht wählen,
Zählen sie alle zusammen keins.

Ficht du nur für deine Rechte!
Andre geh'n dir ja nicht nah';
Daß er für die seinen fechte,
Dafür ist der Andre da.

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen:
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen!

Leute, welche müßig gehen,
Aergert es, daß Andre schaffen.
Wo sie einen Jagdhund sehen,
Müssen Straßenhunde klaffen.

Närrisches Kind!
Du sollst ja nur etwas, nicht Alles, werden;
Wie kannst du dich denn so erstaunt geberden,
Zu seh'n, daß Andre auch etwas sind?

Sei freundlich beflissen,
In deinem Hause den Pilger zu laben,
Weil, ohn' es zu wissen,
Schon manche so Engel bewirtet haben.

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh' es recht an,
So siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

Prahl' nicht heute: morgen will
Dieses oder das ich thun.
Schweige doch bis morgen still,
Sage dann: das that ich nun!

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Ich träumte mich als Vogel frank und frei;
Da kam der Jäger, sprach: mich dürf' er schießen.
Da sah ich, daß es doch so wünschenswert nicht sei,
Der edlen Vogelfreiheit zu genießen.

Ich wollt' der Katz' ein Butterbrötchen
Geben in ihre Krallen;
Sie macht' ein zierliches Sammetpfötchen
Und ließ es darüber fallen.

Hast du Böses gethan, wer bürgt,
Daß nicht noch spät es sich werde rächen?
Dein Schlund hat den Knochen hinabgewürgt;
Er wird dein Eingeweide durchstechen.

Großer Menschen Werke zu seh'n,
Schlägt Einen nieder;
Doch erhebt es auch wieder,
Daß so etwas durch Menschen gescheh'n.

Der Verstand ist im Menschen zu Haus,
Wie der Funken im Stein;
Er schlägt nicht von sich selbst heraus,
Er will herausgeschlagen sein.

Das Vieh geht blindlings auf der Trift
Die heilsamen Kräuter weiden;
Aber der Mensch lernt Heil und Gift
Nur durch Erfahrung unterscheiden.

Die Biene sammelt dir nicht aus Fleiß,
Und sie sticht dich auch nicht aus Grimme:
Der Mensch es nur anders zu nennen nicht weiß,
Der Alles muß theilen in's Gut' und Schlimme.

Bestrafte das Böse sich gleich auf der Stelle,
Und lohnte das Gute sich gleich am Ort:
So kehrte der Frevel wol um vor der Schwelle,
Doch das Gute auch schritte nicht weiter fort.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Wenn ein Mühlstein vom Berge rollt,
Kannst ohne Schande du zur Seite springen.
Wenn dir ein Unvernünftiger grollt:
Mit ihm zu streiten, soll dir's Ehre bringen?

Wenn das Gute würde vergolten,
So wär' es keine Kunst, es zu thun;
Aber ein Verdienst ist es nun,
Zu thun, wofür du wirst gescholten.

Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben:
Ob du von ganzem Gemüte
Das Gute kannst an deinem Todfeind loben?

Rückert.

17. Die sechs Wörtlein.

Sechs Wörtlein nehmen mich in Anspruch jeden Tag,
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst, der Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.

Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag —
Die Sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn Du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Derselbe.

18. Leben und Tod.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief, und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Weg er da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah',
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder:
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte:
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren.
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren;
Er sah nicht des Kameles Wut,
Und nicht den Drachen in der Flut,

Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wolgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: „Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?"
So wiss', o Freund, der Mann bist du!
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wol verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du's Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf Nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

19. Das Flämmchen.

In tiefer Wölbung des Busens, da wohnt
Ein dunkles und heiliges Schweigen,
Und über dem Dunkel des Heiligthums thront
Ein Flämmchen gar heimlich und eigen.

Das Flämmchen strahlet so still und so klar,
Wie Sternlein, mit himmlischem Schimmer;
Die Brust ist sein Tempel, das Herz sein Altar,
Da leuchtet es immer und immer.

Zuweilen umhüllt des Dunkels Gewalt
Und enget das Flämmchen zusammen;
Doch währt es nicht lange, in eig'ner Gestalt
Beginnt es von Neuem zu flammen.

Es hellt dem Pilger die finstere Bahn,
Ermuthigt auf dornichten Wegen
Die strebende Demut und führt sie hinan
Der strahlenden Höhe entgegen.

Und wenn dem Kampfe der Streiter sich naht,
Dann regt sich das Flämmchen von innen,
Es stärkt ihm die Rechte zu herrlicher That,
Und hilft ihm die Palme gewinnen.

Und nach dem Siege — dann kehret zurück
Das Flämmchen zur heiligen Stille:
Ein Lichtstrahl entquillt es dem fröhlichen Blick
Des Siegers in lieblicher Fülle.

Und wenn die Unschuld in lockender Lust
Hinschwanket und abwärts sich neiget,
Dann zittert und wankt auch im Dunkel der Brust
Das Flämmchen, und warnet und zeiget.

Und löst sich in flüchtige Funken und quillt
Empor zu den glühenden Wangen,
Durchströmet den klopfenden Busen und stillt
Das thörichte Langen und Bangen.

Ihr Thoren, täuschet, ach, täuschet euch nicht!
Ihr wähnet, das Flämmchen zu dämpfen!
Verhüllen wol mögt ihr sein heiliges Licht, —
Doch wird es sich Freiheit erkämpfen.

Schnell, eh' ihr es ahnet, das Flämmchen erwacht
Zu furchtbaren, lodernden Flammen,
Und über euch schlagen aus grau'nvoller Nacht
Die wallenden Gluten zusammen.

Krummacher.

20. An der Quelle. *)

Ruhig, klar und spiegelhelle
Rinnt die kühle Waldesquelle
Unter grünem Blätterdach,
Blumen ihre Kelche neigen
In den Spiegel. Aus den Zweigen
Klingt der Vögel munt'rer Schlag.

Und der Knabe steht am Rande:
Neue Wunder, unerkannte,
Reden, locken aus der Flut,
Drinn sich Sonn' und Himmel malen,
Draus ihm Baum und Blume strahlen,
Drauf sein eig'nes Bildniß ruht.

Und zur Mutter springt er schnelle:
„Komm' und schau' doch in der Quelle,
Was der liebe Gott gethan:
Liegt ein Himmel auf dem Grunde,
Und es spricht mit rothem Munde,
Und zwei Augen schau'n mich an."

Seine Einfalt sich erfreute;
Daß sie klar das Bild ihm deute,
Steht sie mit ihm an den Rand.
Nun erglänzt im Widerscheine
Auch ihr Bild, das lichte, reine,
Lieb und traut ihm zugewandt.

Lächelnd schaut er zu ihr nieder,
Schaut die zarten, schönen Glieder,
Schaut das Antlitz lichtbeglänzt,
Kann, entzückt von ihrem Schauen,
Kaum dem holden Spiegel trauen,
Der ihr Bild mit Blumen kränzt.

Sieh, mein Kind! von keinem Hauche
Wird getrübt des Quelles Auge,
Drum sein Grund so schön und reich;
Kannst im Bildniß in ihm sehen
Blum' und Baum, die ihn umstehen,
Sonn' und Himmel, uns zugleich.

Und wie dir auf seinem Grunde
Von dir selber wird die Kunde
Und dein Angesicht dir lacht,
Also kannst du Gottes Spuren
Schauen auf des Waldes Fluren
In des Frühlings reicher Pracht.

Jedes Blatt und jede Blüte
Sagen dir von seiner Güte,
Spiegeln dir sein Angesicht.
Aus den Bäumen, aus dem Moose,
Aus des Thales duft'gem Schoße
Widerschein von ihm entbricht.

Sterne strahlen, Sonnen flammen,
Vögel singen froh zusammen
Von dem ewig schönen Bild;
Seiner Nähe süßes Ahnen,
Seiner Liebe heilig Mahnen
Dir aus jedem Wesen quillt.

Aber selbst im reichsten Kranze
Nimmer doch in solchem Glanze
Die Natur sein Bildniß trägt,
Wie's in deiner eig'nen Seele,
Wenn sie rein und ohne Fehle
Unaussprechlich liegt geprägt.

Wie die Sonn' im Quell ergossen,
Also trägst du eingeschlossen
In dem Herzen eng und klein
Seiner Güte, seiner Wahrheit,
Seiner Schöne, seiner Klarheit
Ew'gen Glanz und Widerschein.

Sieh, wie reich dich Gott beschenkte,
Dir in's Herz sein Bildniß senkte,
Hoch ob Allem dich gestellt;
Seine Hand dich schöner schmückte,
Seine Lieb' dich mehr beglückte,
Als die reiche, schöne Welt.

Drum trag' immer rein und helle,
Wie den Widerschein die Quelle,
In der Brust sein theures Bild!
Seine Liebe dich durchlebe,
Und nach ihm dein Herz nur strebe,
Bis sein Schau'n dein Sehnen stillt.

Weißbrodt.

---

*) Genovefa's Söhnlein Schmerzenreich spricht in der Wildniß zu seiner Mutter. Das Gedicht ist aus dem 1859 erschienenen Epos: Genovefa, von J. Weißbrodt.

21. Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim' Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht g'nug bewundern konnte;
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."

Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bitt'rer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit; warum? um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

Gellert.

22. Des Vogels Rath.

Ein Landmann hatte einen Garten,
Er pflegte Tulpen drin zu warten,
Cypressen, Rosen, Oleander,
Pom'ranzen, Aepfel durcheinander.
Er ging vorbei am Frühlingshain,
Da sah er drin ein Vögelein,
Das streckte Schnabel aus und Klauen
Nach Allem, was er konnte schauen.
Es rafft' zusammen frisch und froh,
Was immer dalag, reif und roh,
Der Landmann zornig so auffährt,
Daß Glut des Zorns ihn fast verzehrt.
Er spannte das Netz und zog die Klinge,
Dein letztes Lied, o Vogel, singe!"
Das Vögelein sprach jämmerlich:
„O guter Mann, Gott hüte dich.
Was treibt dich denn zu diesem Werke?
Du mehrst durch mich nicht deine Stärke.
Laß ab von dieser blut'gen That,
Ich gebe dir dreifachen Rath:
Zuerst bekümm're du dich nicht,
Wenn Jemand, was nicht möglich, spricht;
Für's Zweite mach' nicht böses Blut,
Wenn du verloren hast ein Gut;
Und drittens rath' ich dir aus Gründen,
Du suche nicht, was nicht zu finden.
Willst du nicht Leiden geben Platz,
So sei dir dieser Rath ein Schatz."
Der Mann wollt' jetzt großmütig sein,
Er machte frei das Vögelein.
Es flog aus seiner Hand vergnügt,
Dem Pfeil gleich, der vom Bogen fliegt;
Es setzte sich auf einen Ast,
Und sprach zum Manne wolgefaßt:
„Weißt du, was du verloren hast,
Weißt, wer gewesen ist dein Gast?
Begraben liegt im Magen mein
Groß wie ein Ei ein Edelstein.
Ich seh', dir will nicht das Geschick,
Du hättest sonst gemacht dein Glück."
Den Mann die Reue nun ankam,
Die Freude war verkehrt in Gram.
Er sinnt auf neuen Trug, auf List,
Weil er nach Gold begierig ist.
Er sprach zum Vogel: „Laß dies sein,
Du bist mehr wert als Edelstein,
Komm', sei mein Gast beim Festgelage,
Erfrische meines Lebens Tage.
Du sollst an meinem Herzen ruh'n,
Ich will dir ja kein Leid anthun."
Es lacht das Vögelein als Sieger,
Und spricht: „O thörichter Betrüger!
Bevor ich dir geraten gut,
War unverweigert dir mein Blut.
Da du den Rat von mir vernommen,
Was soll ich weiter dir noch frommen?
Riet ich dir nicht aus guten Gründen:
Du suche nicht, was nicht zu finden?

Was wolltest du denn meinen Rat,
Wenn er nicht nützet dir zur That?
Wie bärge denn ein Vögelein
Den Eiergroßen Edelstein!
Ein Vogel leget Eier frei,
Was nützt im Magen ihm das Ei?
Das hast du nicht bedacht hernach.
Es ist unmöglich, was ich sprach.
Und wenn verloren ist das Gut,
Was machest du dir böses Blut?
Damit dir's so nicht mag ergehen,
Soll nicht dein Sinn nach Reichtum stehen."

A. d. Persischen von Hammer-Purgstall.

23. Aus dem „Lied von der Glocke".

Wol! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch!
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus:
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wolthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl,
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm;
Rot, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern,
Unter Trümmern:
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon betroffen!

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Säemann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Los.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten,
Wegführt' aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Mitte,
Die sie lehrte fromme Sitte,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n!
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wand'rer
Nach der lieben Heimathütte.

Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.

Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. —
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.

Schwarz bedecket sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht. —

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß. —

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt.

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wolgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen,
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit;
Blindwütend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wolfahrt nicht gedeih'n.
Weh, wenn sich im Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft;
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

24. Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach.
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
Lohnet sich kaum der Müh',
Muß mich überall bücken
Und drücken,
Bin so in's Nied're gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt;
Drum wär' es ganz gescheid gethan,
Ich stieg ein Bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan!
Aus dem Wiesenland
Mit eigener Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich auf's Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n,
Dahin will ich geh'n." —
Und so, im behenden Lauf,
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick.
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort,
Wo ich wol möchte steh'n,
Um in die weite Welt zu seh'n.
Drum wär' es noch gescheider gethan,
Ich stieg ein Bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan!
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigener Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Und begibt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf;
Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n,
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn,
Kommt's Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön,
Aber Alles kann man doch nicht seh'n;
So ein Berg
Ist doch nur ein Zwerg.
Auf der Alp da droben,
Das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wol sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Englein musiciren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!" —
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigener Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begibt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht diesmal viel Beschwer;
Kein Weg, kein Steg war rings umher;
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick;
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück.
Da setzt es die letzte Kraft noch dran;
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein;
Der Wind, der bläst so hart;
Das Veilchen vor Frost erstarrt;
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
Frieret sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäckchen werden weiß;
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis:
„Ach, wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
Und blieb stumm. —
„Hast du im Thal ein sich'res Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!"

Fr. Förster.

25. Die brüderliche Theilung.

Wir zwei, mein Brüderchen und ich,
Wir gingen aus auf Beute,
Und wollten theilen brüderlich,
Als wie die großen Leute.

Mein Bruder war der größere,
Er theilte nach Belieben,
Es ist wol nicht das Bessere
Auf meinem Theil geblieben.

Zu theilen war ein Ueberfluß
Vom Strauch und von dem Baume,
Das eine war die Haselnuß,
Das andre war die Pflaume.

Er aß das Fleisch der Pflaume gern,
Mein ward der Stein, der kahle;
Gern aß er von der Nuß den Kern
Mir ward die hohle Schale.

Er sprach: „Das Fest're, Innere
Hab' ich dir dort gegeben,
Und hier das Aeuß're, Dünnere
So wird sich beides heben.

Und wenn du für die Gegenwart
Dich hättest zu beklagen,
Wird doch die beste Frucht dein Part
Dir für die Zukunft tragen.

Wenn du den Stein steckst in den Grund,
So wird er dir zum Baume,
Und fallen kann dir in den Mund
Von ihm gar manche Pflaume.

Und in die Schale magst du hier
Die Zuckermandel stecken;
Die wird ja noch viel besser dir
Als Haselnüsse schmecken."

Es wollte gut die Theilung zwar
Nicht ganz und gar mich däuchten;
Wir legten sie dem Vater dar,
Um recht sie zu beleuchten.

Doch unser lieber Vater sprach:
Er theilte recht verständig;
Und daß du besser denkest nach,
So lern' dies Lied auswendig.

Rückert.

26. Breite und Tiefe.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch geh'n sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Schiller.

27. Der Spruch des Confucius.

Dreifach ist der Schritt der Zeit;
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen,

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise:
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That;
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

Derselbe.

28. Ein gülden A B C.

Armut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht Armseligkeit.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

Dürst' nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wol so gut.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

Für was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

Geduldig sein — Herr, lehr' es mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich.

Hau deinen Götzen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

Kämpf' und erkämpf' dir eignen Wert;
Hausbacken Brot am besten nährt.

Liebt euch auf Erden, liebt und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

Merk' auf die Stimme tief in dir:
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

Nimm wahr die Zeit, sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O Herr, lehr' uns bedenken wol,
Daß wir sind sterblich allzumal.

Preis, Ehr' und Dank soll Gottes sein,
Er ist und bleibt der Höchst' allein.

Quäl' nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Mut gefällt Gott baß.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not.

Straf' keck das Böse in's Gesicht;
Vergiß dich aber selber nicht.

Treib' Tugend jeden Augenblick:
Wer nicht vorangeht, geht zurück.

Und wenn sie alle dich verschrei'n,
So wickle in dich selbst dich ein.

Verlaß dich nicht auf diese Welt,
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freu'n?

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Claudius.

29. Die Recensenten.

Es saßen Gesellen bei Bier und Wein,
Die mochten was klüger als And're sein,
Die lasen, als lustiges Nachgericht,
Zur Kurzweil sich eben ein Gedicht.
Da sagte der Eine: „'s gefällt mir gut;
Das kommt wol von einem wackeren Blut."
Der Zweite mit kluger Miene spricht:
„I nun, es ist grad so übel nicht."
Der Dritte aber: „Ei sprecht nicht so,
Das Dings ist nichts als gedrosch'nes Stroh."
Der Vierte: „Zu kurz ist's, wer säh's nicht ein?"
Der Fünfte: „Mir scheint es zu lang zu sein."
Der Sechste: „Ich wend' es her und hin,
Doch scheint mir dahinter kein rechter Sinn."
Der Siebente: „Den Sinn fänd' ich wol heraus,
Doch die Form, o Himmel — das ist ein Graus!"
Der Achte: „Ich denk' mir, wie ich's betracht',
In Prosa hätt' sich's viel besser gemacht."
Der Neunte: „'s ist eben nur ein Gedicht,
Und so was les' ich mein Lebtag nicht."

J. N. Vogl.

30. Parabeln und Räthsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nah'st, zu flieh'n.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.

So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug!
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der alleräl't'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn;
Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran:
Die Herde kannst du mir sie deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß, geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen:
Es mißt's und geht's kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert,
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einen Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer.
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
Im gleichen Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde:
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein;
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht gezeugt;
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß;
Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei,
Sie kann das Erz zermalmen
Wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tödtet, ist es todt.

8.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt;
Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's, und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet;
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

9.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;

Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Auflösungen: 1. Der Regenbogen. 2. Das Auge. 3. Die Sterne und der Mond. 4. Die Welt. 5. Tag und Nacht. 6. Das Auge. 7. Der Blitz. 8. Der Pflug. 9. Der Funke.

Schiller.

31. Aus dem „Räthselmann".

1.

Es ist, worin das Wasser fließt,
Es ist, worauf die Blume sprießt,
Es ist, worauf bei Tag und Nacht
Der müde Mensch die Ruh' genißt;
Und gleichnißweise nennst du so
Auch das, was dich im Tod umschließt.

2.

Eine Mutter, die man benennt
Nicht anders als ihre Söhne;
In einfacher Zahl ein Instrument
Und in vielfacher Töne.

3.

Wenn du den ziehst, wird der Most
Dir entgegen schäumen;
Wenn du das thust, reift dir einst
Edles Obst an Bäumen.

4.

Korn wird mit ihnen rein gemacht
Und eines gibt mit ihnen Acht;
Doch wer mit ihnen Wasser schöpft,
Der hat Erstaunliches vollbracht.

5.

Die Schöpfung hat nur einen,
Doch jeder Schöpfbrunn seinen.

6.

Was bewegt man um Fische zu fangen
Und in die Stube zu gelangen?

7.

Angehört ist's lieb und werth,
Angeseh'n ein schlechtes Pferd.

8.

Aus drei Theilen ist's geflochten,
Ist es stark, so hält es;
Doch es kommt ein Hauch dazwischen,
Und vom Himmel fällt es.

9.

Mit drei Lauten schreibt man es,
Daß ein Laut es werde;
Schieb' einen vierten stummen ein,
So wird's zu stummer Erde.

10.

Sie eine Feier,
Er ein Geier,
Und noch einer,
So wird's ein Weiher.

11.

Bist du's, so magst du zum Kampfe reiten,
Hast du's, so kannst du ein Feuer bereiten.

12.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

13.

In geschickter Künstlerhand
Macht er schöne, bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er Alles mit sich machen.

14.

Am Haupt ist's ohne Hut,
Am Fuß ist's ohne Schuhe,
Besonders ist es gut
Am Geld in deiner Truhe.

15.

Fürsten, die es sonst gethan,
Sind nun längst gestorben;
Thut es ein gemeiner Mann,
Ist er dran verdorben;
Nur der Weinwirt, der es thut,
Hat dadurch erworben.

16.

Wer es ist, der ißt
Gern das, was es ist.
Nennt mir's, wenn ihr's wißt.

17.

Den sich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört 'nem Vogel
Zum Eigentume,
Und wächst im Garten
Als eine Blume.

Auflösungen: 1. Bett. 2. Die Laute. 3. Der Pfropfen und das Pfropfen. 4. Sieben. 5. Schöpfer. 6. Angel. 7. Mähre. 8. Tau und Thau. 9. Ton und Thon. 10. Weihe. 11. Reisig 12. Staar. 13. Pinsel. 14. Baar. 15. Schenken. 16. Lecker. 17. Sporn, Rittersporn.

Rückert.

32. Freundschaft.

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund auf Stunde nimmt sie ab;
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset, wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Herder.

33. Sentenzen von Göthe.

1. Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!

2. Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist.
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

3. Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu' als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben,
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

4. Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn du dir Geduld gewöhnest an.

5. Alle sind sie voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

6. Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

7. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

8. Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.

9. Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählich dazu, unüberwindlich ist sie.

10. Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig,
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

11. Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren.
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

12. Das Glück verwöhnt uns gar leicht durch seine Gaben,
Man hat, so viel man braucht, und glaubt doch nichts zu haben.

13. Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

34. Ungeduld.

— — — Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tische,
Trappelte stampfend herum und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann *); doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin, und sprach die bedenklichen Worte:
Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.

— — — — Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch der Jugend das edel reifende Alter,
Und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende.

Derselbe.

35. Die zehn Reisenden.

Hareth Ben Hemmam erzählt: ich kam nach Meltia mit leichter Seele, — und schwer belad'nem Kamele; — dann nach niedergelegtem Reisestabe — war ich nur bedacht auf meines Geldes Ausgabe, — hörte nicht auf, dem Wilde der Freude nachzujagen, — und den Bronnen der Lust nachzufragen, — und es ging mir niemals aus — Augenweide noch Ohrenschmaus, — noch Ergötzung und Vergnügung — und anmutige Zeitbetrügung. — Als mir nun dort weiter blieb — zu längerem Aufenthalt kein Trieb, — verwandt' ich, was noch nicht war verlaufen — von des Goldes Haufen, — dazu, um Reisegerät zu kaufen. — Und als ich wolgeschmückt. — von keinem Kummer gedrückt, — war zur Reise in's Feld gerückt, — sah ich einen Trupp von neun Mann, — dessen Aussehn den Blick zog an, — und dessen Anseh'n das Herz gewann; — die hatten Wein geladen in Schläuchen, — und ließen eben ihre Thier' auskeuchen, — gelagert an einem grasigen Bühl, — um zu erwarten die Abendkühl'. — Da stieß ich zu ihnen, — nicht aus Lust zu zechen, — sondern aus Lust zu sprechen, — nicht gelockt von den Düften ihres Weins, — sondern von den Lüften ihres Vereins. — Als ich nun eingetreten in den neuen Orden, — und der Neune Zehnter geworden, — fand ich, daß sie nicht waren Einer Mutter Kind, — noch Eines Hauses Gesind, — sondern zusammengeweht von des Zufalls Wind; — nur daß die Bildung und die Bekanntschaft — zwischen ihnen geschlungen ein Band der Verwandtschaft, — daß sie leuchteten als ein Bild der Eintracht, — wie der Gürtel Orions bei der Nacht. — Als ich nun im Stillen den Stern gepriesen, — der mir zu ihnen den Weg gewiesen, — mischte ich meine Unterhaltung in ihre, — und mein Thier unter ihre Thiere. — Da ergingen wir uns in des Gespräches Windungen, — und durchliefen des Witzes Erfindungen, — bis wir anlangten bei den versteckten Wortverbindungen, — wie wenn Einer Heuschrecken im Sinn hat und dich fragt: — wie wird Gräser-Furcht mit Einem Wort gesagt? — Da ließen wir die Pfeile spielen, — und sorgten nicht, wohin sie fielen, — vor oder hinter den Zielen; — reihend auf gut Glück an einen Faden — Sonn' und Pleiaden, — erntend Datteln und

*) Nämlich der Vater.

Dörner, — sammelnd Spreu und Körner, — zum Besten gebend Spelzen und Spelt, — falsche Münzen und gutes Geld: — die Gabel langte in den Kessel um die Wette, — und spießte bald das Magere, bald das Fette. — Da hatte sich unvermerkt unserem Kreis — angeschlossen ein Greis, — dem ausgegangen schien die Behaarung, — und eingegangen dafür die Erfahrung; — er war wie ein Mann, der hört und sieht, — was um ihn geschieht. — Als er nun merkte, daß uns der Speichel versiegte im Mund, — und der Brunnengräber kam auf den Felsengrund, — wandt' er sich spöttisch. — Doch die Gesellschaft erhob sich und rief: Was du zerrissest, das flicke, — oder zur Buße dich schicke! — Du sollst nicht von dieser Stätte, — du bietest denn von deinem Geräte — bess'res als das unsere, von dir verschmähte. — Als er so sich sah den Weg verrannt, — und sich in den Beschwörungskreis gebannt, — sprach er: Lasset das Getöse, — und höret, wie ich mich löse! — Da wandte er sich zum Hauptmann der Gesellschaft und sprach:

Du, in der Rennbahn des Geistes tummelnd
Mit Sporn des Scharfsinns, des Witzes Gaul,
Nimm dich zusammen! in Einem Worte
Zusammenfasse mir Löwen-Maul.

Leumund (Leu-Mund).

Dann lachte er auf den Zweiten und sprach:

Du, dessen feiner Hand die Lösung
Macht nicht des feinsten Knotens bang,
Wie hilfst du dir, wenn du sollst sagen,
Mit einem Worte Gleich dem Klang?

Wiederhall (wie der Hall).

Dann blickte er den Dritten an und rief:

Du, auf dessen Gartenbeeten
Wuchert ew'gen Lenzes Grünheit,
Kannst du mit dem Wort mir dienen,
Das in sich hält Adlerkühnheit?

Armut (Aar-Mut).

Dann winkte er dem Vierten und sagte:

Du, dessen Glücksgebäude
Gott schirme vor'm Verfall!
Welch' Wort ist, das gebiet'risch
Stets ruft: Herbei, Metall?

Kommerz (komm', Erz).

Dann nickte er gegen den Fünften und begann:

Du, wenn eine müde Arbeiterin
Dich bedroht mit einem Grimmchen,
Weißt du wol mit Einem Worte
Ihr zu sagen: Halt ein, Immchen?

Rubinchen (ruh' Bienchen!).

Dann trat er an den Sechsten und sprach:

O du, auf dessen Wangen
Der Freude Wiederschein ist,
Kannst du ein Wort mir sagen,
Eines, das zweimal rein ist?

Purpur (pur pur).

Dann deutete er auf den Siebenten und rief:

Du, dem das Kleid der Bildung
Den Nacken schön umfloß,
Kannst du mit Einem Worte
Mir sagen: Nackt und bloß?

Barbar (baar baar).

Dann lächelte er den Achten an und sprach:

Du, deß Geist in Fülle
Blüh'nder Gärten wohnt,
Sag' mit Einem Worte:
Klinge, Frühlingsmond!

Schallmei (schall', Mai!).

Dann betrachtete er den Neunten und rief:

Du, dessen Mut nicht schaudert
Vor'm Dröhnen der Bedränger,
Wie kann mit Einem Worte
Man sagen: Klare Sänger?

Hellebarden (helle Barden).

Der Erzähler spricht: Als an mich nun die Reihe kam, klopfte er mir auf die Schulter und sprach:

O der du schätzest nach Würden, was
Man Schönes schreibet und Schönes spricht,
Wie kann man einfach mit Einem Worte
Feld-Narren sagen und anders nicht?

Autoren (Au-Thoren).

Dann rief er: Ich bin noch nicht auf des Fasses Grunde, — ich muß noch einmal tränken in die Runde. — Worauf er von vornen anfing — und fragend den Ersten anging:

Kluger! wenn du irgend Träger
Ohne Trage sähest, sage,
Welch' ein Wort du brauchen würdest
Statt der beiden: Ohne Trage?

Sonderbar (sonder Bahre).

Worauf er heranbrach — und den Zweiten anstach:

Edler! wenn dein Vatersbruder
Ging im schlechten Wetter aus,
Könntest du mit Einem Worte
Ihm nicht sagen: Ei nach Haus!
Schelm (o heim!).

Worauf er sich wandte — und auf den Dritten spannte:

Reicher! wer in deinem Hause
Ist's, der lange dir zuvor war?
Nenn' ihn mir mit einem Namen,
Welcher sagt: bejahrt und Vorfahr?
Mann (alt Ahn).

Worauf er seitwärts schielte — und auf den Vierten zielte:

Weidereicher! dessen Thäler
Steh'n von Bergen fest umhagt,
Sage, was in Bergesklüften
Nennt sich Muhme wolbetagt?
Basalt (Bas', alt).

Worauf er blinzte — und es auf den Fünften münzte:

Frommer! schmachtet das Land nach Regen,
Wie viel werth ist ein Tropfen dort!
Betend sage zum Himmel: Feuchte
Schicke! sag' es mit Einem Wort.
Tausende (Thau sende!).

Worauf er sich anließ — und den Sechsten anblies:

O Schöner! mögest du mit Glück
Bestehen alle Fehden!
Nenne eines Wählers Namen,
Der bedeutet: wählte jeden.
Koralle (Kor Alle).

Worauf er sich rührte — und den Siebenten in Versuchung führte:

Freigebiger! dem theuer
Nicht seine Herden sind,
O sag' mit Einem Worte:
Schafräuber, komm' geschwind!
Wolfeile (Wolf eile!).

Worauf er sich bückte — und den Achten mit dem Gruß beglückte:

Will denn der Lust des Lebens
Sich mischen Gram, ach! immer?
Komm', laß mit Einem Worte
Uns sagen: Gram, ach! nimmer.
Harmonie (Harm, o nie!).

Worauf er vor dem Neunten haltend — ausrief, die Hände faltend:

O ihr, vor oder hinter denen
Liegen Länder unbezirket;
Eh' ihr auseinander scheidet,
Sag' ein Wort Euch: Freunde, wirket!
Brüderschaft (Brüder, schafft!).

Worauf er mich begrüßte, — und den Abschied versüßte:

Hast du mit der Sonne
Blicken dich geletzt,
Sag' mit einem Seufzer:
Niederwärts zuletzt!
Abendblick (ab endblick).

Da brach die Gesellschaft aus — in Entzückungsbraus, — rufend: Sprich aus, sprich aus! — wer bist du? und wo bist du zu Haus? — Doch er stöhnte wie eine Söhneberaubte, — und sprach mit gesenktem Haupte:

Jeder Gebirgsweg ist mein Weg,
Jedes Geheg ist mein Revier;
Aber Serug ist, wo sich hin
Wendet mein Herz mit Schmerzbegier,
Meiner Erinnerung Jugendbraut,
Von ihr wehet die Luft zu mir,
Von den Abendfliegen durchtönt,
Jeder geschmückten Gärten Zier;
Was ich dort so oft geschaut,
Zeugt im Auge nun Thränen hier.
Nichts des Lieblichen war mir lieb,
Und nichts Süßes mir süß nach ihr.

Der Erzähler spricht: Da sprach ich zu den Genossen: — das ist Abu Seid, von Serug entsprossen, — des Geistes ewig wechselnder Farbendunst, — der Schönheit immer wallende Feuersbrunst; — Räthselspiele sind das Geringste seiner Kunst. — Worauf ich anhob mit Brunst, — ihnen seinen Werth zu rühmen, — und sein Verdienst in ihren Augen zu blümen. — Dann wandt' ich mich, siehe, da war er verschwunden — und seine Spur ward nicht gefunden.

Rückert.

1. Normännischer Brauch.

Fischerhütte auf einer Insel an der Küste der Normandie.

Balder, ein Seefahrer. Richard, ein Fischer. Thorilde.

Balder.

Dies auf dein Wohlsein, vielgeehrter Wirt!
Fürwahr ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Insel Bucht gejagt,
Denn solch' ein traulich Mahl am stillen Herd
Hat mich seit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fischerhütten besser nicht;
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Insonders wert ist mir so edler Gast,
Der aus dem nord'schen Heimatlande kommt,
Von wannen uns're Väter hergeschifft,
Davon man noch so Vieles sagt und singt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, sei er noch so arm,
Wird angesprochen um ein Gastgeschenk.

Balder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der selt'nen Waren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt,
Goldfrüchte, süße Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'scher Schmiede Werk,
Zweischneid'ge Schwerter, Harnisch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht Solches meint' ich, du verstehst mich falsch.
Es ist ein Brauch in uns'rer Normandie:
Wer einen Gast an seinem Herd empfing,
Verlangt von ihm ein Märchen oder Lied,
Und gibt sofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edlen Sagen und Gesänge wert,
Darum erlass' ich dir die Ford'rung nicht.

Balder.

Ein Märchen ist oft süß wie Cypernwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt' wie Schwertgeklirr und Schildesklang,
Drum war mein Irrthum wol nicht allzugroß.

Zwar weiß ich nicht so Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heit'rer Mondnacht jüngst
Ein Schiffsgenoß auf dem Verdeck erzählt'!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gast! beginne dann.

Balder.

Zween nord'sche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchsegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint bestanden manch' furchtbaren Sturm,
Manch heiße Schlacht zur See und am Gestad',
Auch manchesmal im Süden oder Osten
Auf blüh'ndem Strand zusammen ausgeruht;
Jetzt ruhten sie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief versenkt,
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängst begleitet nach der Ahnengruft.
Doch sproßt' auch Jedem aus dem düstern Gram
Ein süßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein munt'rer Sohn,
Der andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundschaftsbund zu krönen
Und dauerndes Gedächtniß ihm zu stiften,
Beschlossen sie, die theuren Sprößlinge
Dereinst durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween gold'ne Ringe ließen sie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht' ein rosenroter Stein,
Recht wie des Knaben frisches Wangenblut.

Richard.

Ein rosenroter Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verstand ich's wohl?

Balder.

Ja! wie du sagst; doch kommt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und schlank herauf,
In Waffenspielen ward er früh geübt,
Schon tummelt er ein schlankes, schmuckes Roß.
Nicht soll er, wie der Vater, einst das Meer
Auf abenteuerlicher Fahrt durchschweifen,
Beschirmen soll er einst mit starker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbtum beider Grafenstämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wol besorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land,
Da trugen sie das ungeduld'ge Kind
Zum sonnig heitern Meeresstrand hinab
Und brachten Blum' und Muschel ihm zum Spiel.
Die See von leisem Lufthauch sanft bewegt,
Sie spiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterschein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,
Den schmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen,

Und legen ihren holden Pflegling drein
Und schaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unterm fröhlichsten Gelächter
Entschlüpft das Band, daran sie spielend zieh'n,
Und als sie es bemerkten, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So scheinbar still die See, so wellenlos,
Doch spült sie weiter stets den Kahn hinaus.
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber seh'n verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angstgeschrei.
Der Knabe, der sein Bräutchen zu besuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwiese tummelte,
Er sprengt auf das Geschrei im Flug heran,
Er treibt sein Pferdchen muthig in die See
Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erschwimmen,
Kaum aber prüft das Thier die kalte Flut,
So schüttelt sich's und wendet störrig um,
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat schon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der stillen Bucht,
Und frisches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umschweben!

Balder.

Dem Vater kommt die Schreckensbotschaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen und das schnellste trägt ihn selbst.
Doch spurlos ist das Meer, der Abend sinkt,
Die Winde wechseln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen sie
Den leeren, morschen Nachen nur zurück,
Mit abgewelkten Kränzen. —

Richard.

Was stört dich in der Rede, werter Gast?
Du stockst, du athmest tief.

Balder.

Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute sich der Knabe
Nicht mehr des Rosselenkens, wie zuvor,
Viel lieber übt' er sich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne seinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erstarkt,
Da heischt er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feste Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere scheint er anverlobt,
Darein das Mägdlein und der Ring versank.
Auch rüstet er sein Hauptschiff seltsam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderschmuck,
Wie Einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Fast wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wack'rer Seemann?

Balder.

Wenn du willst.
Mit jenem reichgeschmückten Hochzeitschiff
Hat er in manchem grausen Sturm geschwankt.
Wenn so zu Donnerschlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, seiner Hochzeittanz!
Manch' blut'ge Seeschlacht hat er durchgekämpft,
Und ist davon im Norden wohl bekannt.
Mit sondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geschwung'nem Schwert,
Auf ein geentert Schiff, dann schreit das Volk:
„Weh' uns! vertilg' uns nicht, Meerbräutigam!"
Das ist mein Märchen.

Richard.

Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind versank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüber fuhr,
Das flugs an Bord den armen Findling nahm,
Den morschen Kahn der Meerflut überließ?
Vielleicht auf einer Insel, wie die uns're,
Ward dann das schwache Kindlein abgesetzt,
Von frommen Händen sorgsamlich gepflegt,
Und ist zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geschickt mein Märchen auszuspinnen!
So laß uns deines hören, wenn's beliebt.

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mär'
Von unsern alten Herzogen und Helden,
Und sonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts so hell als wie am Tage sah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Gespenstern manchen Strauß bestand;
Doch jetzt ist mein Gedächtniß alterschwach,
Verworren schwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum soll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort so still und abgewendet sitzt
Und Netze strickt beim trüben Lampenschein.
Sie hat sich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle wie die Nachtigall.
Thorilde! darfst den edlen Gast nicht scheu'n.
Sing' uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einst der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du singst es gern.

Thorilde (singt).

Wol sitzt am Meeresstrande
Ein zartes Jungfräulein,

Sie angelt manche Stunde,
Kein Fischlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rotem Edelstein,
Den bind't sie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.

Da hebt sich aus der Tiefe
'ne Hand wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.

Da hebt sich aus dem Grunde
Ein Ritter jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und spielt im Sonnenschein.

Das Mägdlein spricht erschrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nie begehrt' ich dein."

„„Man angelt nicht nach Fischen
Mit Gold und Edelstein,
Das Ringlein laß ich nimmer,
Mein eigen mußt du sein!""

Balder.

Was hör' ich? seltsam ahnungsvoller Sang!
Was seh' ich? welch' ein himmlisch Angesicht
Hebt süß errötend sich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der rechten blickt der goldne Ring,
Der rote Stein; du bist's, verlor'ne Braut!
Ich bin's, den sie Meerbräutigam genannt,
Hier ist der Saphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitschiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längst gedacht, verehrter Held!
Ja, nimm sie hin, mein theures Pflegekind!
Halt' sie nur fest in deinem starken Arm,
Du drückst ein treues Herz an deine Brust.
Doch sieh' einmal! du hast dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind gestrickt.

Uhland.

2. Maria Stuart.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Maria. Hanna Kennedy.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet;
So kann ich euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Ist nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschließt,
Weil sie der Bäume dicht Gesträuch versteckt.

Maria.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoß?
Die Blicke, frei und fessellos,
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Grenze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!

Kennedy.

Ach, theure Lady, ihr seid außer euch,
Die lang entbehrte Freiheit macht euch schwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fischer den Nachen an!
Dieses elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan;
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlor'ne Wünsche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finster grausames Verbot scheucht jedes
Mitleidige Geschöpf aus unserm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna! Glaub' mir, nicht umsonst
Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunst ist mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es ist
Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke.
Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drin.
Allmählich will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz dessen endlich schaue,
Der mir die Bande löst auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht räumen!
Noch gestern kündigt man den Tod euch an,
Und heute wird euch plötzlich solche Freiheit.
Auch denen, hört' ich sagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

Maria.

Hörst du das Hüfthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes durch Feld und Hain?
Ach, auf das mutige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reih'n!
Noch mehr! O die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll,
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

Fünfter Aufzug.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie ist weiß und festlich gekleidet, am Halse trägt sie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein Rosenkranz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Crucifix in der Hand und ein Diadem in den Haaren, ihr großer schwarzer Schleier ist zurückgeschlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anwesenden zu beiden Seiten zurück und drücken den heftigsten Schmerz aus, Melvil ist mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Kniee gesunken.

Maria
(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreise herumsehend).

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen solltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der stolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien, großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wolthätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!
(Indem sie einige Schritte weiter vortritt.)
Wie? Melvil hier? — Nicht also, edler Sir!
Steht auf! Ihr seid zu Eurer Königin
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen ist, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge dasteht in der Todesstunde.
— Sagt, edler Ritter, wie erging es Euch
In diesem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man Euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um Euch hat oft mein Herz bekümmert.

Melvil.

Mich drückte sonst kein Mangel, als der Schmerz
Um dich und meine Unmacht, dir zu dienen.

Maria.

Wie steht's um Didier, meinen alten Kämm'rer?
Doch der Getreue schläft wol lange schon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm diese Gnade nicht erzeigt:
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuren Blutsverwandten zu umfassen!
Doch ich soll sterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thränen soll ich fließen sehn!

— Melvil, die letzten Wünsche für die Meinen
Leg' ich in Eure treue Brust — Ich segne
Den allerchristlichsten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich segne meinen Ohm, den Cardinal,
Und Heinrich Guise, meinen edeln Vetter.
Ich segne auch den Papst, den heiligen
Statthalter Christi, der mich wieder segnet,
Und den kathol'schen König, der sich edelmütig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie Alle stehn in meinem Testament:
Sie werden die Geschenke meiner Liebe,
Wie arm sie sind, darum gering nicht achten.
(Sich zu ihren Dienern wendend.)
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen: er wird sorgen
Für euch, ein neues Vaterland euch geben.
Und, ist euch meine letzte Bitte wert,
Bleibt nicht in England, daß der Brite nicht
Sein stolzes Herz an eurem Unglück weide,
Nicht Die im Staube seh', die mir gedient.
Bei diesem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, dies unglücksel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlassen.

Melvil (berührt das Crucifix).

Ich schwöre dir's im Namen dieser aller.

Maria.

Was ich, die Arme, die Beraubte, noch besaß,
Worüber mir vergönnt ist frei zu schalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt: man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch, was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!
(Zu den Fräulein.)
Dir, meine Alix, Gertrud, Rosamund,
Bestimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freut sich noch des Putzes.
Du, Margareta, hast das nächste Recht
An meine Großmut, denn ich lasse dich
Zurück als die Unglücklichste von Allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Wert des Goldes, nicht der Steine Pracht:
Dir ist das höchste Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieses Tuch! Ich hab's mit eigner Hand
Für dich gestickt in meines Kummers Stunden
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit diesem Tuch wirst du die Augen mir verbinden,
Wenn es so weit ist — diesen letzten Dienst
Wünsch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt Alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebewol!
(Sie reicht ihre Hände hin, Eins nach dem Andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotene Hand unter heftigem Weinen.)

Leb' wol, Margareta — Alix, lebe wol —
Dank, Burgoyn, für Eure treuen Dienste —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud!
Denn Liebe fordert dieses glühende Herz —
Berta, du hast das beſſ're Theil erwählt:
Die keusche Braut des Himmels willst du werden.
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich sind die Güter dieser Erde,
Das lern' an deiner Königin! — Nichts weiter!
Lebt wol! Lebt wol! Lebt ewig wol!

(Sie wendet sich schnell von ihnen; Alle, bis auf Melvil, entfernen sich.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh. Leicester und Paulet. Leicester bleibt ganz in der Entfernung stehen, ohne die Augen aufzuschlagen. Burleigh, der seine Fassung beobachtet, tritt zwischen ihn und die Königin.

Burleigh.

Ich komme, Lady Stuart, Eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.

Dank, Mylord!

Burleigh.

Es ist der Wille meiner Königin,
Daß Euch nichts Billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Testament nennt meine letzten Wünsche.
Ich hab's in Ritter Paulets Hand gelegt
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlassen oder Frankreich,
Wohin sie selber wünschen und begehren.

Burleigh.

Es sei, wie Ihr es wünscht.

Maria.

Und, weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen soll,
So dulde man, daß dieser treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach, es war immer dort!

Burleigh.

Es soll geschehn.
Habt Ihr noch sonst —

Maria.

Der Königin von England
Bringt meinen schwesterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von gestern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte sie
Und schenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Sprecht! Habt Ihr noch nicht bessern Rat erwählt?
Verschmäht Ihr noch den Beistand des Dechanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott versöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' Euch schuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze Euch geraubt — O, laßt
Mich hoffen, daß Ihr meiner nicht mit Haß
Gedenkt —

Paulet (gibt ihr die Hand).

Gott sei mit Euch! Geht hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königin dringen herein mit Zeichen des Entsetzens; ihnen folgt der Sheriff, einen weißen Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offen bleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria.

Was ist dir, Hanna? Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Sheriff, uns zum Tod zu führen.
Es muß geschieden sein! Lebt wol! Lebt wol!
(Ihre Frauen hängen sich an sie mit heftigem Schmerz; zu Melvil.)
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna
Sollt mich auf diesem letzten Gang begleiten.
Mylord, versagt mir diese Wolthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte könntet Ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geschlecht! Wer soll
Den letzten Dienst mir leisten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schwester sein,
Daß mein Geschlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüstes
Mit Euch besteigen — Ihr Geschrei und Jammern —

Maria.

Sie soll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seid gütig, Lord. O, trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!

Sie trug auf ihren Armen mich in's Leben,
Sie leite mich mit sanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geschehn!

Burleigh.

Es sei.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieser Welt —
(Sie nimmt das Crucifix und küßt es.)
Mein Heiland! Mein Erlöser!
Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen.

Schiller.

3. Iphigenie auf Tauris.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg;
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.

Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg.
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoß'ne Tochter,
In deinen heil'gen sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurückgeleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wol erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, — denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist, — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Fleh'n, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschied'nen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergeh'n!

Orest (tritt zu ihr).

Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesellst, und theilest Fluch und Not.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines festgebunden.

Orest.

Mit Nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten geh'n. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen,
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht;
Sie dürfen mit den eh'rnen, frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf,
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast du Elektren, Eine Schwester nur?

Orest.

Die Eine kannt' ich! doch die ält'ste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß dein Fragen und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsres Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone*),
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rate dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergeh'n! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang erflehten, mich auch sicher werden;
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Lyäens**) Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wut die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,

---

*) Furchtbares, versteinernd wirkendes Schreckbild der Unterwelt auf dem Schilde des Zeus.
**) Bachus, Gott des Weines.

Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle, sprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligtum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wende meinem Freunde dein Gemüt,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irrt umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gesund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlor'ne Schwester! Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligtum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Orest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel uns'res Hauses seh'n!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick und Leiden friste.
Gut, Priesterin, ich folge zum Altar.
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester!
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg!
(Er sinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend,
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt sich suchend.)

Vierter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie.

Ich muß ihm*) folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schicksal macht mir bang und bänger.
O, soll ich nicht die stille Hoffnung retten,
Die in der Einsamkeit ich schön genährt?
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dies Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch Alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
Ermattet endlich! Warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und schnell
Geheilt; kaum naht ein lang erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten:
So legt die taube Not ein doppelt Laster
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergeh'n,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! der Titanen,
Der alten Götter, tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied, —
Vergessen hatt' ich's, und vergaß es gern, —
Das Lied der Parzen, das sie grausend sangen,
Als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edlen Freunde; grimmig
War ihre Brust und furchtbar ihr Gesang.
In uns'rer Jugend sang's die Amme mir
Und den Geschwistern vor; ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

*) Dem Pylades, der das heilige Bild der Diana zu rauben und zu fliehen geraten hatte.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehemals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu seh'n.

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte,
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel,
Und schüttelt das Haupt.

4. Aus „Tasso".

Erster Aufzug.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Tasso.

Tasso
(mit einem Buche in Pergament geheftet).

Ich komme langsam, dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch, es dir zu überreichen*).
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte.
Allein, war ich besorgt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreu'n;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!
(Er übergibt den Band.)

Alphons.

Du überraschest mich mit deiner Gabe,
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang wünscht' ich schon, du möchtest dich entschließen
Und endlich sagen: Hier! es ist genug.

Tasso.

Wenn ihr zufrieden seid, so ist's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah' ich die Züge meiner Feder an,
So konnt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Wert und ihre Würde gibt,
Erkenn' ich wol, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen:
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern unverdiente Not.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,

*) Er überreicht dem Fürsten sein vollendetes Gedicht: „Das befreite Jerusalem."

So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob,
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu mutigem Gesang entfalten konnte:
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn; denn euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweiten Mal verdienst du jedes Lob,
Und ehrst bescheiden dich und uns zugleich.

Tasso.

O, könnt' ich sagen, wie ich lebhaft fühle,
Daß ich von euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wol
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des rasches Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das Alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände,
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessin.

Genieße nun des Werks, das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich!

Tasso.

Mir ist an diesem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen!

Alphons.

Und stellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht, nur müßig zu empfangen.
Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das selbst der Held, der seiner stets bedarf,

Ihm ohne Neid ums Haupt gewunden sieht,
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.

(Auf die Herme Virgils deutend.)

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt sich hier
Uns nicht umsonst. Virgilen hör' ich sagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude, da sie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil!
Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug;
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

(Alphons winkt seiner Schwester; sie nimmt den Kranz von der Büste Virgils und nähert sich Tasso. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerst dich? Sieh, welche Hand den Kranz,
Den schönen, unverwelklichen, dir bietet!

Tasso.

O laßt mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieser Stunde leben soll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Besitzes,
Der dich im ersten Augenblick erschreckt.

Prinzessin (indem sie den Kranz in die Höhe hält).

Du gönnest mir die seltne Freude, Tasso,
Dir ohne Wort zu sagen, wie ich denke.

Tasso.

Die schöne Last aus deinen theuren Händen
Empfang' ich knieend auf mein schwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzessin setzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (applaudirend).

Es lebe der zum ersten Mal Bekränzte!
Wie zieret den bescheid'nen Mann der Kranz!

(Tasso steht auf.)

Alphons.

Es ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Kapitol dich zieren soll.

Prinzessin.

Dort werden laut're Stimmen dich begrüßen;
Mit leiser Lippe lohnt die Freundschaft hier.

Tasso.

O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Leonore.

Es schützet dieser Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Tasso.

Ich bin nicht wert die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenstirnen wehen soll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwischen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar schwebe! daß mein Leben
Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieses Lebens schätzen!
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß:
Und wer besitzt, der muß gerüstet sein.

Tasso.

Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.
Ach! sie versagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt sie mich, die angeborne Kraft,
Die standhaft mich dem Unglück, stolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieses Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelös't?
Es sinken meine Kniee! Noch einmal
Siehst du, o Fürstin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte, nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem schönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes, neues Leben fühle.

Prinzessin.

Wenn du bescheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannst,
So lern' auch diese Zweige tragen, die
Das Schönste sind, was wir dir geben können.
Wem einmal würdig sie das Haupt berührt,
Dem schweben sie auf ewig um die Stirne.

Tasso.

So laßt mich denn beschämt von hinnen geh'n!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einsam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederschein
Des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht, so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage:
Wer mag der Abgeschiedne sein? der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? so schön bekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen? sein Verdienst?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, sich zu ihm

In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O, säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt,
O, säh' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander in Elysium
Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die größten Seelen nun vereint zu sehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Tasso.

Es ist die Gegenwart, die mich erhöht;
Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzessin.

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,
Daß du so menschlich sprichst, und hör' es gern.
(Ein Page tritt zu dem Fürsten und richtet leise etwas aus.)

Alphons.

Er ist gekommen! recht zur guten Stunde
Antonio! — Bring' ihn her! — Da kommt er schon!

Göthe.

4. Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich.

Nach Heinrichs VII. Tode (1313) wählten einige Kurfürsten den kriegskundigen Herzog Ludwig den Bayer zum deutschen Könige, die andern koren den sanften und biedern Friedrich den Schönen, Herzog in Oesterreich. Ein achtjähriger Krieg, den besonders Friedrichs Bruder Leopold betrieb, war Folge dieses Zwiespalts. Das in den Städten aufstrebende Bürgerthum erklärte sich für Ludwig, der Adel hielt es mit Friedrich von Oesterreich. Ludwig behauptete sich mit Glück, und er erhielt ein Uebergewicht durch die entscheidende Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing, wo Friedrich, der ohne die Hülfe seines Bruders abzuwarten den Kampf gewagt hatte, durch den kriegserfahrnen Nürnberger Feldhauptmann Seifried Schweppermann besiegt und gefangen wurde. Leopold setzte aber den Krieg fort. Ludwig war mit seinem gefangenen Gegner von Jugend auf befreundet. Dieser saß im Schlosse Trausnitz, sein Gemüth dem Himmlischen zugewendet. Ludwig ging zu ihm und setzte ihn unter der Bedingung in Freiheit, daß er der Kaiserwürde entsage und seine Partei zum Frieden bewege. Allein Leopold, beseelt vom Streben nach seines Hauses Macht und Herrlichkeit, will nichts davon wissen. Friedrich, seinem gegebenen Worte getreu, kehrt in die Gefangenschaft zurück, und rührt dadurch seinen ritterlichen Gegner so sehr, daß dieser fortan in der innigsten Freundschaft mit ihm lebte, und sogar die Regierung mit ihm getheilt haben würde, wenn die Kurfürsten nicht widersprochen hätten.*

Erster Aufzug.

In einem Saale im Schlosse zu München erscheinen die Abgeordneten bayerischer Städte, deren Sprecher ein Schöffe von Landshut war; auf der andern Seite kriegsgefangener Adel aus Niederbayern, u. A. Graf Adelram. Herzog Ludwig tritt in ihre Mitte, lobt die ihm ergebenen Bürger, verleiht ihnen ehrende Geschenke und begnadigt die Ritter. Friedrich, Burggraf von Nürnberg, tritt ein:



Der Burggraf.

Verzeiht, erlauchter Herzog, wenn wir uns
Zu drängen wagen durch der Männer Kreis,
Die hier um euch in wichtigem Geding
Versammelt sind!

Ludwig.

Herr Burggraf, schön willkommen!
Willkommen, edle Herrn! Was bringt Ihr uns?

Burggraf.

Verkünder großer Zukunft nah'n wir Euch.
Dem Manne gleicht Ihr, der sein früh Geschäft
Beschickt, indeß in seinem Rücken
Die Sonne, groß und herrlich, steigt herauf.

Ludwig.

Werbt eure Botschaft! Die Versammlung hier
Kann Euch nicht stören; sind es doch die Meinen.
Was mir verhängt ist, das berührt auch sie.

Burggraf.

Seit vierzehn Monden ist das Reich verwaist;
Wollt' Einer sich des Thrones Stufen nah'n,
Der Andern Eifersucht riß ihn zurück.
Zu Trifels auf der alten Kaiserburg,
Dort liegen herrenlos die Reichskleinode
Im öden Saal, den Heldengeister hüten,
Derweil in deutschen Gauen überall
Gewalt und Zwietracht ungebändigt toben.
Da fanden endlich an dem Königsstuhl
Bei Rense, wo die alten Bäume schatten,
In großer Anzahl sich die Fürsten ein
Und hielten Rathschlag ob des Reiches Not.
Die Thronbewerber wurden dort erwogen,
Savoyen zog vorüber, Brandenburg,
Dann Böhmen, lange blieb auf Oesterreich
Der Blick geheftet — da erscholl die Kunde
Von Bayerns Heldenwerk bei Gammelsdorf *);
Und plötzlich war's, als stündest du,
Erlauchter Ludwig, auf dem hohen Tritt
Des Königsstuhls, im Glanze deines Siegs.
Von Mainz und Trier, von Brandenburg und Sachsen,
Von Böhmen selber ward auf dich gestimmt,
Und weichen mußten, die dir's neideten.

---

*) Dorf in Oberbayern; hier siegte Ludwig über Oesterreich.

Es ward der Tag der feierlichen Wahl
Gesetzet und der Auftrag mir ertheilt,
Dich einzuladen, daß du unverfehlt
Bei Frankfurt, das man Frankenerde nennt,
Erscheinest und der Wahl gewärtig seist.

Ludwig weigert sich, und weiset sie auf Friedrich von Oesterreich hin, denn „er ist bieder, tapfer, mächtig, reich, und Keiner huldigt freud'ger ihm, als ich."

Zweiter Aufzug.

Im Lager Friedrichs von Oesterreich, das sich vor Frankfurt befindet, ermuntert Leopold seinen Bruder Friedrich, Alles daran zu setzen, um die deutsche Krone zu erwerben. Friedrich, mit seinem Anhange von Kurfürsten und Reichsständen, begibt sich darauf zu dem Gegenkönige Ludwig zur Unterredung.

Ludwig.

Willkommen, Vetter!

Friedrich.

Dank für diesen Gruß!
Ihr habt gewollt, daß wir uns hier besprechen,
Was ist's, das Ihr mir zu eröffnen habt?

Ludwig.

Als wir zu Salzburg uns zum letzten Mal
Begrüßten, damals wich ein böser Streit
Der ruhigen Betrachtung, dem verständ'gen
Gespräch, dem offnen Blick des Auges und
Der alten Freundschaft siegendem Gefühl.
Nun, da ein neuer Hader uns entzweit,
Schien mir's das Beste, wenn wir abermals
Zusammenträten und der Sühne pflegten,
Mit treuem Herzen und mit klarem Geist.

Friedrich.

Als wir zu Salzburg uns zuletzt geseh'n,
Da schien es wol, die alte Freundschaft sei
Noch mächtig. Die Gewohnheit früher Zeit
Erneuernd, theilten wir, wie in der Burg
Des Vaters einst, den Becher und das Lager,
Und im Gespräche bis zur Mitternacht
Vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt ich dir den stolzen Wunsch,
Den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
Den Wunsch, daß ich gewürdigt möchte sein
Zu steigen auf den unbesetzten Thron,
Ein Mehrer und Verherrlicher des Reichs.

Ludwig.

Und damals sagt' ich dir, — die Sterne schienen
In das Gemach, — daß du vor Allen mir
Der Liebste seiest, der Ersehnteste.

Friedrich.

Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun,
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin!

Ludwig.

Daß ich berufen war, ich sucht' es nicht,
Ich hab' es nie geahnet, nie geträumt;
Doch ist's gescheh'n, es war ein ernster Ruf,
Ein solcher, dem der Mann gehorchen muß.
Bin ich der Würd'ge nicht, wirf mir's nicht vor!
Hier stehen sie, die mich nach ihrem Rechte
Gewählt —

Friedrich.

Die mich erkoren, stehen hier.

Ludwig.

Der Meinen zähl' ich fünf, der Deinen zween,
Die Mehrzahl ist uraltes Wahlgesetz.

Friedrich.

Dein Böhmen und dein Sachsen sind bestritten.
Bei mir erblickst du die Berechtigten.

Ludwig.

Was rüttelst du verjährten Anspruch auf!

Friedrich.

Dein Bruder selbst, der Pfalzgraf, steht zu mir.

Ludwig.

Daß er mich neidet, das ist, was mich schmerzt.

Friedrich.

Getreuer hielt er mir sein Wort, als du.

Ludwig.

Ich weiß, was ich versprochen, nicht was er. —
Doch laß dir sagen: wenn die Männer hier,
Die mich erwählten, wenn nur ihrer zween
Es widerrufen, der beschworenen
Verpflichtung mich entheben und zu dir
Sich wenden, gerne tret' ich dann zurück,
Vor dir, dem Kön'ge, beug' ich dann mein Knie,
Und nehme Bayern neu von dir zu Lehn.

Die Fürsten auf Ludwigs Seite.

Nein, nimmermehr! Es bleibt bei uns'rer Wahl.

Ludwig.

O Friedrich! nun du selber siehst und hörst,
Daß ich dir nicht gewähren kann noch darf,
Besinne dich, steh' ab, bezwing' dich selbst;
Du hast ja viel des Glückes, weit erschallt
Der Ruf von deiner Tapferkeit und Macht.
Den Schönen nennet preisend dich die Welt,
Ein herrlich Weib ist Liebe dir und Stolz;
Ist dir so reicher Segen nicht genug?
Ist denn die Krone nur das volle Glück?

O welches Heil bringt mir die Königswahl!
Seit diesen Morgen erst gewählt, seh' ich
Den eig'nen Bruder und den liebsten Freund
Mir, feindlich grollend, gegenüber steh'n.
O bei der alten Liebe, bei den Banden
Des Bluts, bei Allem, was dir heilig ist,
Beschwör' ich dich, Laß es dahin nicht kommen,
Daß wir, der Zwietracht Beispiel und Erwecker,
Das Reich zerspalten in heillosem Kampfe,
Daß ich die Würde, die man auf mich warf,
Die ich nicht meiden kann, verfluchen muß!

Ludwig und Friedrich trennen sich, um ihre Sache mit dem Schwerte auszufechten.

Dritter Aufzug.

In Ludwigs Lager bei Ampfing hält sich der Feldhauptmann Schweppermann zu einer Schlacht bereit. In Friedrichs Lager warnt der Marschall Dietrich, die Stellung des österreichischen Heeres sei nicht günstig, vergebens, Friedrich beginnt den Kampf.

Vierter Aufzug.

Isabella, Friedrichs unglückliche Gemahlin, beklagt in Leopolds Zelte die Gefangenschaft Friedrichs. Dieser verschmähet in Trausnitz einen Antrag zur Flucht, indem er sagt: „Im rechten Kampf hat Ludwig mich gefangen, und nicht will ich entweichen wie ein Dieb.“ Ludwig besucht den Friedrich im Gefängnisse:

Ludwig.

Mein Vetter! wie erging es Euch? Ich hoffe,
Daß meine Diener keinen Anlaß Euch
Zur Klage gaben. Meine Weisung war,
Euch jegliche Bequemlichkeit zu schaffen,
Die mit der Sicherheit verträglich sei.
Ihr schweigt?

Friedrich.

Ha! sprich nur, sprich es aus!
Verbirg nicht länger unter glatten Mienen
Das Todeswort, das du im Herzen trägst!
Ich weiß, du lechzest längst nach meinem Blut!
Warum noch erst des Lebens mich versichern
Und hier mich hegen, als ein Opferthier?
Hab' ich gezaudert, als ich in der Schlacht
Dich zu erreichen hoffte? war ich träg,
Das Schwert zu bohren in des Gegners Brust?
Wenn du noch athmest, ist es meine Schuld?
Drum säum' auch du nicht, rufe deine Henker!
Hier ist mein Haupt, sieglos, doch ungebeugt.

Ludwig.

Man rieth mir, Euch zu tödten, es ist wahr;
Und wahr ist's, dieser endlos blut'ge Streit
Verhärtet auch des mildern Mannes Sinn;
Doch so ist noch der meine nicht verwildert,
Daß dieses schöne Haupt mir dürfte fallen,
Dies edle Haupt, der höchsten Krone werth.

Friedrich.

Was ist es anders, das Euch hergeführt?

Ludwig.

Weil es dahin gekommen zwischen uns,
Daß Liebe nichts mehr gilt, daß Freundesrede
Für Trug und Heuchelei geachtet wird,
So laßt mich das nur Euch vor's Auge stellen,
Was Euer Vortheil und auch meiner heischt!
Es sei Euch unverhalten, schwer bedrängt
Bin ich von Feinden; mich gefährdet sehr
Des Papstes Fluch, die Rache Leopolds,
In solcher Not kann ich an Niemand besser
Mich wenden, als an Euch.

Friedrich.

Ihr spottet mein.

Ludwig.

Denn seht: je später sich mein Thron befestigt,
Je länger dauert Eure Kerkerhaft;
Je wilder mich der Gegner Wut bestürmt,
Je fester muß ich Eure Bande schmieden,
Und so verzehren wir uns beiderseits:
Ich, der ich Frieden will, in stetem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
Drum, wenn uns Beiden Hülfe werden soll,
So muß der Eine zu dem Andern steh'n,
Und deshalb komm' ich her und ruf' Euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei!

Friedrich.

Was nennt Ihr: Euch den Thron verbürgen?

Ludwig.

Dies
Sind die Bedingungen: Entsagen müßt Ihr
Dem Königsnamen, müßt die Krone mir
Ausfolgen, die man für die rechte hält,
Müßt Eure Brüder zum Gehorsam bringen,
Was Ihr dem Reich entrissen,
Müßt Ihr zurück ihm stellen —

Friedrich.

Meine Burgen
Zum Pfand Euch übergeben, meinen Schatz
Als Lösegeld.

Ludwig.

Verkennt mich nicht! Das Eure
Soll Euch verbleiben, und was Ihr verlor't,
Wird Euch zurückgegeben, Euer Lehn
Bestätigt, Lösegeld bezahlt Ihr nicht,
Und Alle, die mit Euch gefangen wurden,
Sind mit Euch freigelassen. Unterpfand
Begehr' ich keines, Eure Treue bürgt.
Nur Euer Wort' verlang' ich, daß, wenn Ihr
Nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
Ihr Euch bis auf die nächste Sonnenwende
Unfehlbar in die Fängniß wieder stellt.
Auf die Entscheidung durch das Schwert habt Ihr

Das Recht zur Krone selbst uns ausgesetzt,
Mir fiel der Sieg, mein Recht nur sprech' ich an.

Friedrich.

Ob Eurer Gründe siegendes Gewicht,
Ob der geheime Zauber dieser Nacht
Mein widerstrebendes Gemüth bezwang,
Ich muß mich unterwerfen, nehmt mein Wort:
Was Ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
Kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit.

Fünfter Aufzug.

Friedrich kann die gestellten Bedingungen bei seiner Partei nicht durchsetzen; dem gegebenen Worte getreu, wählt er daher, trotz der Gegenvorstellungen seiner Freunde, insbesondere Leopolds, den Kerker statt des Thrones.

Im Schlosse zu München sieht Ludwig seinen Söhnen (Albrecht, Stephan, Otto) zu, welche Ball spielen.

Ludwig.

Dort spielen meine Knaben, lustig fliegt
Der bunte Ball herüber und hinüber.
In meiner Knabenzeit, da schlug ich so
Mit Friedrich und mit Leopold den Ball;
Doch andres Spiel begann uns, ernsteres,
Gewaltig Schicksal warfen wir uns zu,
Und müde bin ich von so strengem Spiel.

(Mehrere Bürger von München nähern sich durch die Gallerie.)

Die Bürger kommen. — Seid mir schön gegrüßt,
Getreue Münchner! Laßt mich wissen, was
Euch Anlaß gab, mich um Gehör zu bitten!

Erster Bürger.

Wir sind schon fast beruhigt, hoher Herr,
Seit wir nur Euer theures Antlitz schau'n.
Es hatte durch die Stadt sich das Gerücht
Verbreitet, daß Ihr plötzlich in der Nacht
Hinausgeritten zu dem Heere, das
Nach Brandenburg bestimmt ist, Eurem
Erlauchten Sohn zu Hülfe. Billig ist's,
Daß dem bedrängten Sohn der Vater helfe;
Doch hier auch drohet neuer Ueberfall:
Der alte Dränger Bayerns, Leopold,
Ist, wie ihr wißt, mit großem Heereszug
In Schwaben eingerückt.

Zweiter Bürger.

Zugleich verlautet,
Daß Friedrich, Eurer Großmut ungedenk,
Von Neuem sich als König zeigen will.

Erster.

Nun ist Euch wohl bekannt, erhab'ner Herr,
Daß Euren Bürgern nichts zu kostbar ist
Für Euch und Euer Recht.

Zweiter.

Mit Gut und Blut
Sind wir zu jeder Stund' Euch dienstbereit.

Erster.

Dagegen ist uns nichts so unentbehrlich,
Als Eure Gegenwart.

Zweiter.

Ja, Herr! in Euch
Ist uns're Stärke.

Erster.

Darum waren wir
Bestürzt, zu hören, daß Ihr plötzlich uns
Verlassen, um nach Brandenburg zu zieh'n.
Wir sind getrost, Euch noch bei uns zu seh'n,
Und bitten aus getreuem Herzen: bleibt
Uns gegenwärtig! Und wenn Kampf beginnt,
So steht an uns'rer Spitze, wie vordem!

Die Anderen.

Das bitten wir. Das bitten alle Bayern.

Ludwig.

An jenem Tag, da mich der Fürsten Bote
Zur Königswahl beschied und ich erbangend
Abwehrte den erhabenen Beruf,
Da standet ihr mit andrer Städte Bürgern
In diesem Saal und rief't mir freudig zu,
Und drängtet euch ermuthigend um mich.
Ihr habt's gewollt, ich stieg auf Deutschlands Thron,
Und meine Sorge, die euch eigen war,
Hat fortan unter Viele sich getheilt.
Wo immer, sei's an Deutschlands fernster Mark,
Ein Feind sich rühret, dahin muß ich blicken,
Und wo am schwersten dräuet die Gefahr,
Da muß ich sein mit meiner Gegenwart.
Und jetzt, in diesem bangen Augenblick,
Wo dort und hier nach mir gerufen wird,
Steh' ich noch spähend, wo am dringendsten
Des Königes Erscheinen nötig sei.
Der Burggraf führt das Heer nach Brandenburg,
Es kann gescheh'n, daß ich ihm folgen muß.
Doch nicht, als ob mich's dorthin stärker ziehe,
Weil dort mein Sohn gefährdet ist; auch hier
Sind meine Kinder, Alle lieb' ich gleich.
Herein, ihr Knaben!

(Seine Söhne kommen herbei.)

Stellt euch her zu diesen!
Sie sind die Meinigen, wie ihr es seid;
Und ruft des Reiches Not mich anderwärts,
Ihr bleibt bei ihnen, als ein Unterpfand,
Daß euch und ihnen eine Sorge gilt.
Und mehr nicht, wahrlich, können sie verlangen,
Als daß ich so für ihre Sicherheit
Bedacht sei, wie ich's für die eure bin. —
Seid ihr zufrieden, Bürger?

Die Bürger.

Herr! wir sind's.

Ludwig.

Wolan, so sagt den Euren, was ich sprach!

(Die Bürger ab.)

Es ist ein Schweres, mit gebeugtem Geist
Der Andern Mut noch hilfreich aufzurichten!
In Zeiten allgemeiner Drangsal ist
Fürwahr der König der Bedrängteste,
Auf den sich Jeder wirft mit seiner Not.

Albrecht.

Du bist so traurig, Vater, komm' heraus,
Sieh unserm Spiele zu! Du liebt'st es sonst.

Stephan.

Sei ohne Sorgen, Vater, laß ihn kommen,
Den Leopold! Du hast ja um die Stadt
Die große, neue Mauer lassen bau'n.

Otto.

Bleib' du, schick' mich dem Bruder in die Mark!

Albrecht (am Fenster).

Ei! welch' ein schöner Ritter auf dem Hof!
Sein goldfarb Roß ist ganz mit Schweiß bedeckt.
Der muß ja vornehm sein, der Marschalk selbst
Hält ihm den Bügel.

Ludwig.

Führt ihn gleich mir her!

(Die Knaben gehen ab.)

Ich wart' auf Botschaft, gute kommt nicht leicht,
Doch wenn das Unheil ganz sich dargelegt,
Kann erst die volle Abwehr wirksam sein.

(Friedrich wird von Ludwigs Söhnen durch die Gallerie eingeführt.)

Die Knaben.

Hier ist er.

Friedrich.

Ja, hier bin ich.

Ludwig.

Täuschet mich
Mein Auge? Friedrich?

Friedrich.

Freu' dich nicht, erschrick
Ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,
Daß unversöhnlich deine Feinde sind.
Unmöglich war mir der Bedingungen
Erfüllung, meine Rückkehr selbst ist Flucht.

Ludwig.

Bewundern muß ich dich.

Friedrich.

Als ich den Bruder,
Der sich mir aufgeopfert, von mir stieß,
Als ich mich losriß von der blinden Gattin,
Damals, im ersten Schmerze, schien mir's wol,
Als hätt' ich Uebermenschliches gethan.
Doch nun ich's recht betrachte, that ich nichts,
Als das Geringste, was ein Mann kann thun:
Ich hielt, was ich versprochen. Größ're Thaten,
Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
Vereitelte mein feindliches Geschick.
Doch, daß ich mindestens mein Wort gelöst,
So gut ich konnte, davon zeuge dir
Die Krone hier.

(Er deckt die Krone auf, die er unter dem Mantel mitgebracht.)

Sie ist das Einzige,
Was deinen Feinden zu entreißen war.
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.

(Er legt sie von sich.)

Ich selbst bin dein Gefangener wie zuvor.
Laß mich zur Trausnitz führen! mich verlangt
Nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Ludwig.

Du ein Gefangener? Nein! Du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
Ist mir es klar geworden, wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten und durch Kerker,
Und mit uns lernten uns're Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind, gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir bess're Wege, damals hatten wir
Die Schüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist,
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's Beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider Jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel uns'rer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemut,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Siegs gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann dir Theureres nicht anvertrau'n,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in Allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Bayern zu verwüsten, tritt ihm du
Entgegen in der Königswürde Schmuck!
Und lächeln wird sein finst'res Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist,
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann —
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an deine Brust!

(Sie umarmen sich. Die Knaben drängen sich mit Zeichen der Freude an sie.)

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!

Uhland.

6. Thomas Morus.

Vierter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

Morus
legt beim Eintreten die Mütze auf den Tisch und setzt sich mit trauriger Miene nieder.

Morus (allein).

Es war ein schöner Gang durch's grüne Feld,
So recht um heit'rer Seele heimzukehren.
Doch hier (auf's Herz deutend) der Druck hat Alles mir verdorben,
Verkehrt mir völlig alles Seh'n und Hören. —
Wie so die Fluren frisch vom Thau gefunkelt,
Da war es mir, das seien lauter Thränen,
Von sel'gen Augen über Englands Leid
Herabgeweint; 's ist kindisch, — doch mir war so.
Und schwirrt die Lerche in das sonn'ge Blau,
Und wollt' ich mit ihr jubeln, hört' von Weitem
Ich schrillen Klageschrei: „Gebt mir mein Kind!" *)
Und all' der Lerchenjubel that mir weh.
Und wie der ferne Himmel rosig glühte,
Mir kam es vor, dies Rot sei lauter Blut. —
Daß ich auch ein so finsterer Prophet! —
Ach, 's ist vorbei! — Ich kann nur denken noch
An meinen armen königlichen Herrn,
Und sein noch ärm'res Reich . . . . Sonst war der Frohsinn
Mein treu' Geleit beim Pilgergang auf Erden;
Doch mit so heißer Lieb' und blut'ger Pein —
Ich müßte nicht der alte Morus sein —
In England kann ich nimmer fröhlich werden.
(Nach der offenen Thüre blickend.)
O sieh, da kommen sie — die herz'gen Enkel!
Weg, weg, du ernst Gesicht, es wär' ja Sünde,
Die jungen, frischen Herzen trüb zu machen.
Ach nein, froh will ich sein, so lang es geht.
Ja, guter Gott, mit deiner heil'gen Kraft!
Wie lange währt's, so ist's um mich geschehen,
Ach, du mein armes Haus, wie wird's dir gehen?

Sechster Auftritt.

Morus. Thomas, William, John, seine Enkel,
springen herein und drängen sich um ihn.

William (mit einem Blatt Papier).

Großvater, sieh', was ich gezeichnet hab'!

---

*) Morus denkt hier an die rechtmäßige Gemahlin Heinrichs VIII. (Katharina von Aragonien), welche der König kürzlich von ihrem Kinde getrennt hatte.

Thomas (ihm ein Heft reichend).

Nein, meinen Aufsatz lies, ich bin der Aelt're!

John.

Und ich hab' ein Gedicht gemacht, Großvater,
Auf's Meer, das mußt zu allererst du lesen.

Morus (sich heiter von ihnen losmachend).

Schon gut, ihr wilden Jungen, laßt mich Luft
Nur schöpfen! Ihr erdrückt mich ja! Nun also —
Du bist der Aelt're, Thomas, hast das Vorrecht,
Laß mich lesen!

Thomas (ihm das Heft gebend).

'S handelt von den Pfingsten,
Das letzte Mal hast du mir's aufgegeben.

Morus (lesend, für sich).

Wie das sich kräftig liest! Nichts Schön'res doch,
Als so ein kern'ger Junge, dem der Mann
Schon aus den klugen Augen schaut!

(Zu Thomas.)

Recht brav,
Mein fleiß'ger Sohn! Ich bin mit dir zufrieden.
Doch nicht wahr, lieber Thomas, immer besser!
Und hübsch bescheiden bleiben! — Merke dir:
Der Mensch lernt niemals aus, und wer nicht jung
Den Grund gelegt, der hilft als Mann sich schwer.
Und hörst du, immer fromm an Pfingsten denken!
'S kommt aller Geist von Gott, und vor ihm ist
Das größte Wissen Nichts; die höchste Weisheit
Ist, Gottes Willen thun! verstehst du, Knabe?

Thomas.

Großvater, ich versteh' dich schon. O wart' nur,
Ich werd' so fromm und so gelehrt, wie du;
Und nicht wahr, wenn ich groß bin, werd' ich auch
Einmal ein Kanzler, grad, wie du es warst?

Morus.

Das wird sich finden, Junge, lern' nur tüchtig,
Daß unser Herrgott recht dich brauchen kann;
Der wird schon wissen, was er aus dir macht.
Vor'm Kanzler aber mög' er dich behüten. —
Nun, William, jetzt kommst du daran — zeig' her!

William (ihm eine Zeichnung reichend).

Es stellt die Mutter Gottes vor, weißt du,
Die uns Freund Holbein einst so schön gemalt hat,
Ich hab' sie ganz im Kopf.

Morus.

Was du nicht meinst!
Die Mutter Gottes! Gut, daß du es sagst!
Die Striche sind nicht übel, doch noch saubrer
Mußt du sie machen! Nur nicht hudeln, Freundchen!

Brauch' lieber eine Stund' und mach' es gründlich,
Als in der halben Stund nur obenhin —
So hast du doch noch an der Zeit gespart!
Denn rechn' einmal, mußt du's dann neu beginnen,
So gibt es gleich dir anderthalbe Stunden.
Und merk' dir: jung gewohnt, ist alt gethan,
Und nichts betrübter, als ein alter Hudler.

William.

Großvater, sei nicht bös'! Ich mach's nun besser,
Und ich darf einmal auch ein Maler werden.

Morus.

William! Mein Jung', wann war ich dir noch böse?
Doch Freundchen, daß du nicht zu viel mir zeichnest,
Und halt' dich fleißig erst noch an's Latein;
Die Meister Holbein sind gar rar — und sieh:
Wenn du nur so ein halber Maler wirst,
Und hast nichts anderes nebenbei gelernt,
Daß du dir ehrlich kannst dein Brot verdienen,
Bist du der allerärmste Tropf der Welt.
Denn merk', schon mancher hat in jungen Jahren
Vor Drang zur Kunst das Lernen so vergessen,
Daß er als Mann dann auf dem Sand gesessen.
Doch sollst du darum nicht vom Zeichnen lassen,
Nur mußt auch mit Grammatik dich befassen!
Versprichst du das, mein Künstler?

William.

O gewiß!
Ich will bis Sonntag zehen Seiten lernen.

Morus.

Das ist zu viel, mein flücht'ger Zeitersparer.
Lern' lieber fünfe nur, doch lern' sie gründlich!
Und nun, Poetchen, zeig', wo ist dein Carmen?

John.

Da ist's, Großvater — gib nur Acht, wie schön!
's ist eigentlich so ein Matrosenlied —
Weißt du, ich werd' einmal ein Admiral.

Morus (das Blatt lesend).

Du bist doch stets mein wilder Springinsfeld —
Was du nicht für ein Seeheld bist! Nun gut,
Du hast am End' noch's beste Theil erwählt —
Ein freier Mann auf Gottes freiem Meer!
Doch, weißt du, loses Bürschchen, wenn du meinst,
Dann braucheſt du nichts weiter mehr mehr zu lernen
Und nur so auf dem Meer dich schaukeln lassen,
Da hast du dich gewaltig d'rin verrechnet.
Da heißt's Physik, Geometrie erlernen, —
Astronomie und gar die Länderkunde! —

John.

O je! Das ist ja gar zu viel!

Morus.

Gelt, Spitzbub',
Da kriegt dein Schiff gleich einen Leck. — Ja, Jungen,
Gelernt muß sein! Ich muß euch immer mahnen,
Und gar noch ihr mit euren hellen Köpfen
Müßt einen Stolz drein setzen, viel zu lernen;
Ein wahres Muster müßt ihr Andern werden,
Recht christlich kerngesund an Leib und Seel'!

(Bewegt.)

Wißt ihr, daß, wenn ich längst gestorben bin,
Ich noch im Grabe hör' die Leute sagen:
Seht nur, was doch des Thomas Morus Enkel
Gescheide, gottesfürcht'ge Männer worden!
Nicht wahr, du junges Volk? — So küßt mich auch!

(Sie drängen sich zum Küssen um ihn.)

Thomas.

Großvater — ach, ich hab' dich gar zu lieb!

William.

O ich gerade so.

John (ihm auf's Knie steigend und sein Taschentuch schwingend).

Und ich nicht minder!
Hurrah, es leb' das Meer und die Matrosen!

Morus (für sich).

Ihr armen Kinder, 's möcht' mir's Herz zerdrücken.

(Laut mit Wehmut.)

Ja herz'ge Jungen, habt mich nur recht lieb,
Doch noch viel lieber habt den lieben Gott!
Denn seht, ich werde doch schon alt — wer weiß,
Vielleicht darf ich nicht lang mehr bei euch bleiben.
Doch Gott — der bleibt bei euch, und bleibt ihr fromm,
Dann kommen all' wir wieder zu einander,
Und sind wir erst beim lieben Gott beisammen —
O dann ist's noch viel schöner, als in Chelsea.

(Er fährt mit der Hand über die Augen.)

Thomas.

Großvater, geh'! Du bist doch heut' recht böse,
Daß du nun zweimal schon vom Sterben redest.
O nein, du darfst nicht sterben — hundert Jahre
Mußt du alt werden — o ich will schon beten!

William.

Ich rupf' dir jedes graue Haar nun aus,
Da bleibst du jung, Großvater, darf ich's? —

John.

Nein,
Mußt heute mit uns auf der Themse fahren,
Da singen wir dir lust'ge Lieder vor,
Dann singst du mit und spassest recht mit uns.

Morus.

Ja, recht, mein Wildfang, recht, wir fahren Nachen,
Und singen was.

Thomas.

Jetzt bist du wieder brav!
Doch mußt auch niemals mehr vom Sterben reden.

Morus.

Nein, Kinder, nein! Kommt, küßt mich noch einmal —
Dann tummelt euch, und laßt mich was studiren!

John.

Ja, recht, wir tummeln uns. — He, Thomas, fang' mich!
(Er läuft hinaus.)

Thomas.

Mich freut's heut' nicht.
(Er geht ruhig hinaus.)

William.

Ich werd' ihn gleich bekommen.
(Springt John nach.)

Morus (ihnen ernst nachsehend).

O Gott, errette mich für diese Kinder!
Doch es gescheh' dein Wille! —
(Er setzt sich zum Schreibtische.)

O. v. Redwitz.

II.

Prosaischer Theil.

I. Erzählungen, Sagen und Märchen.

1. Tugend eines Christen.

Wolfgang und Raimund, zwei Brüder, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den jüngsten als Malteser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich hätte von ihm trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater und schuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem, häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wol auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu denn besonders auch das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Untergange aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber be-

merkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf sein Verkauftwerden warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley. Dieser besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugvieh vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. „Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensklav!" sprach er, „daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!"

Er hielt die schreckliche Drohung. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben und von diesen auf das Grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer vermag es, seine Lage zu schildern? Wer vermag es, zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edlen Gemüte vorging? Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt, nur er hatte keine Hoffnung dazu; denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Geschick zu ertragen und den grausamen Uebermut seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Mut und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod. „Den Tod nicht!" entgegnete Muley; „dafür habe ich dich zu theuer bezahlt: aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter allen Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!" — Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechungen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei Einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiele ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. „Ich bin ein christlicher Ritter," antwortete er, „und das werde ich auch als Sklav noch bleiben bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr es mir nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, die blutige Geisel eurer Sklavenvögte brachte jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens; an dem wahren Christen scheitern alle eure Versuche. Zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wolan, ich stelle

mich dir zur Probe!" — Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmütige einer solchen Denkart nicht und gestand sich, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung vor unserm Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich dieser sowol des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft mit Verachtung vergalt und auch im Sklavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven strichen die Geister der Rache und des Verrats umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christentum losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volkes aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör und ließ sich bald mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte aber voll Sehnsucht an seine Heimat zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wol noch schöner aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dicke Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschworenen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräter!" rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabscheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „Fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrat darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!" trieb er die erschrockenen noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus. Muley hatte sich indessen wieder erholt. Er sah Raimunds heldenmütige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf und mit den Worten: „O du großmütiger Retter meines Lebens!" sank er an die Brust seines Sklaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. „Im offenen Kampfe," sprach er ernst, „würde ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrat und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind." Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen. Er führte ihn in seinen Palast, und während er den Anführern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichtümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte, aber Raimund erwiederte ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte. Sieh', über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben, aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher auch das Heiligste verläugnen konnte, auch alles Andere nichts mehr gilt." Als aber

Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach: da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschworenen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster, aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmut seinem Sklaven nicht nachstehen und antwortete: „Wolan, so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklav bleiben. Was du zu stolz bist, von mir zu fordern, das will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit. Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland und denke an den dankbaren Eid Muley!" Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit, aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid als Andenken an jene traurigen Jahre mit, und schiffte sich, in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indessen ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmut erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todtgeglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat; als die altgewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen; die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! — Raimund mußte endlich sein Schicksal erzählen. — Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwert!" Und die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: „Amen!"

Raimunds Rückkehr erregte großes Aufsehen. Die acht Freigelassenen unterließen nicht, ihren Retter zu preisen, und der Orden ertheilte ihm die höchsten Ehrenstellen. Wieder hatten die Ungläubigen den Christen großen Schaden zugefügt, die Ritter segelten wolgerüstet hinaus, und kehrten mit vielen Gefangenen zurück. Der Großmeister stand in dem Vorhofe seines Palastes und ließ die Gefangenen an sich vorbei führen; neben ihm stand Raimund, jetzt Commentur. Gedankenvoll betrachtete er die Türken und gewahrte plötzlich unter ihnen Muley's bekannte Züge. Er ließ auf der Stelle seinen Bruder rufen und dieser kaufte den Gefangenen um einen hohen Preis vom Orden. Wolfgang führte den düstern Mann nach Hause, brachte ihn in ein bequemes Gemach, nahm ihm seine Fesseln ab, erquickte ihn mit Speisen, und ließ seine Wunden sorgfältig verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, und sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen gar mitleidig an.

Nach mehreren Tagen forderte ihn Wolfgang auf, ihm an die Arbeit zu folgen. Er führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder. „Willst du mir wol

jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hilfe nicht abschlagen und arbeitete emsig mit.

Durch so liebreiche Behandlung, die ihm von Wolfgang selbst und dessen guten Angehörigen ununterbrochen zu Theil ward, fühlte sich Muley innig gerührt; bald verschwand sein innerer Gram, und die Sehnsucht nach der Heimat machte der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Mehr und mehr lernte er den Werth der christlichen Religion schätzen, wiewol Wolfgang allen Schein vermied, den Muhamedaner bekehren zu wollen. Denn, wie Raimund sagte, sollte er erst mit ihnen das Christentum empfinden lernen, und dadurch zur Aufnahme in den christlichen Bund reifen. Wolfgangs Enkel erzählten ihm oft von unserm Erlöser, und jener belauschte ihn einst, wie sie ihm ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigten, welches eine der Enkelinnen von der Großmutter zum Geburtstag erhalten hatte. „Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wol noch nicht, der hier an's Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen!" — Und damit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und füllte sein Herz mit Trost. Auf's Tiefste erschüttert ergriff er das Crucifix, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimat zurückkehren, wann es dir gefällt." Muley schwieg betroffen und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch Niemand so lieb, als wir!" Da stürzte er in die Arme des Greises und rief: „Ja behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!"

Da trat Raimund hervor. „Muley!" rief er, die Arme ausbreitend. Der erkannte ihn wieder und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt. „Du bist mein Schutzgeist," sagte Muley endlich. „Du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet." Der fromme Commentur aber schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!"

E. v. Houwald.

2. Die Pfeife.

Ich war noch ein Kind, in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Taschen mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einem Laden, wo man Spielzeuge für Kinder verkaufte. Der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeigehen in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich dergestalt, daß ich ihm freiwillig für dieses einzige Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Da meine Schwestern, Brüder und Vettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen hatte, so versicherten sie mir, ich hätte

viermal mehr für das Ding gegeben, als es wert sei. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr über meine Einfalt aus, daß ich vor Verdruß anfing zu weinen; die Reue machte mir nun mehr Aerger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte. Da dies aber ewig bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mir's in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife! und so sparte ich mein Geld. Als ich groß ward, in die Welt trat und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für eine Pfeife gaben. Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Gunst strebte, und der für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und vielleicht seine Freude aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: Dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife. Sah ich einen andern um die Gunst des Volks buhlen, unablässig mit politischen Händeln sich beschäftigen und seine eigenen Geschäfte darüber vernachlässigen und zu Grunde richten, so sagte ich: Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife. Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durste Schätze zu häufen aufopferte: Armer Mann, sagte ich dann, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife! Traf ich auf einen Freudenjäger, der bloß um sinnlicher Lüste willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes und Vermögens versäumte, so dachte ich: Betrogener Mann! du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen; du gibst zu viel für deine Pfeife. Sehe ich einen Menschen, der an schöne Kleider, schöne Möbel, schöne Equipage Alles über sein Vermögen hängt, Schulden macht und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt, — ach! sage ich dann: Der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt! Kurz, ich glaube zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Uebel durch die falsche Schätzung des Wertes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeife geben.

Nach B. Franklin.

3. Das Paar Pantoffeln.

Zu Bagdad lebte ein alter Kaufmann, Namens Abu Kasem, der wegen seines Geizes sehr berüchtigt war. Seines Reichtumes ungeachtet waren seine Kleider nur Flicken und Lappen, sein Turban ein grobes Tuch, dessen Farbe man nicht mehr unterscheiden konnte. Unter allen seinen Kleidungsstücken aber erregten seine Pantoffeln die größte Aufmerksamkeit. Mit großen Nägeln waren ihre Sohlen beschlagen; das Oberleder bestand aus so vielen Stücken, als irgend ein Bettlermantel; denn in den zehn Jahren, seitdem sie Pantoffeln waren, hatten die geschicktesten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunst erschöpft, diese Stücke zusammen zu halten. Davon waren sie so schwer geworden, daß, wenn man etwas recht Plumpes beschreiben wollte, man die Pantoffeln des Kasem nannte.

Als dieser Kaufmann einst auf dem großen Markte der Stadt spazieren ging, that man ihm den Vorschlag, einen ansehnlichen Vorrath von Krystallgeräten zu kaufen. Er schloß den Kauf und sehr glücklich. Einige Tage nachher erfuhr er, daß ein verunglückter Salbenhändler nur noch Rosenwasser zu verkaufen habe und sehr in Verlegenheit sei. Er machte sich das Unglück dieses armen Mannes zu Nutze, kaufte ihm sein Rosenwasser für die Hälfte

des Wertes ab und war über diesen Kauf sehr erfreut. Es ist die Gewohnheit der morgenländischen Kaufleute, die einen glücklichen Handel gemacht haben, ein Freudenfest zu geben. Dies that aber unser Geiziger nicht. Er fand es zuträglicher, einmal auch etwas an seinen Körper zu wenden, und so ging er in's Bad, das er seit langer Zeit nicht besucht hatte, weil er sich vor der Ausgabe fürchtete, die dadurch nöthig wurde. Als er nun in das Badehaus kam, sagte einer seiner Bekannten, es wäre doch endlich einmal Zeit, seine Pantoffeln abzudanken und sich ein Paar neue zu kaufen. „Darauf denke ich schon lange," antwortete Kasem; wenn ich sie aber recht betrachte, so sind sie doch so schlecht nicht, daß sie nicht noch Dienste thun könnten." Damit begab er sich in's Bad.

Während er sich badete, kam auch der Kadi von Bagdad dahin, und weil Kasem eher fertig war, als der Richter, ging er zuerst in das Zimmer, wo man sich ankleidete. Er zog seine Kleider an und wollte nun wieder in seine Pantoffeln treten, aber ein anderes Paar stand da, wo die seinigen gestanden hatten, und unser Geizhals überredete sich gern, daß dies neue Paar wol ein Geschenk des Freundes sein könne, der ihn vorher erinnert hatte, sich ein Paar neue zu kaufen. Flugs zog er sie an und ging voll Freuden aus dem Bade.

Unglücklicher Weise aber waren es die Pantoffeln des Kadi. Als dieser sich nun gebadet hatte und seine Pantoffeln begehrte, so fanden seine Sklaven sie nicht, wol aber ein schlechtes Paar andere, die an eine andere Stelle verschoben waren, und die man sogleich für Kasems Pantoffeln erkannte. Eilig lief der Thürhüter hinter ihm her und führte ihn, als auf dem Diebstahl ertappt, zurück zum Kadi. Dieser, über die unverschämte Dreistigkeit des alten Geizhalses ergrimmt, hörte seine Vertheidigung gar nicht einmal an, sondern ließ ihn sogleich in's Gefängniß werfen. Um nun nicht wie ein Dieb mit öffentlicher Schande bestraft zu werden, mußte er nach orientalischer Art reichlich zahlen. Hundert Paar Pantoffeln hätte er für die Summe kaufen können, die er erlegen mußte.

Sobald er nach Hause gelangte, nahm er Rache an den Urhebern seines Verlustes. Zornig warf er die Pantoffeln in den Tigris, der unter seinem Fenster vorbeifloß, damit sie ihm nie mehr zu Gesichte kämen. Aber das Schicksal wollte es anders. Wenige Tage nachher zogen Fischer ihr Netz auf und fanden es ungewöhnlich schwer. Sie glaubten schon einen Schatz an den Tag zu bringen. Statt dessen aber fanden sie die Pantoffeln Kasems, die noch dazu mit ihren Nägeln das Netz so zerrissen hatten, daß sie lange daran flicken mußten. Voll Unwillen gegen Kasem und seine Pantoffeln warfen sie diese gerade in seine offenen Fenster; aber eben in diesem Zimmer standen unglücklicher Weise alle die Krystallflaschen voll von dem schönen Rosenwasser, das er gekauft hatte, und als nun die schweren mit Nägeln beschlagenen Pantoffeln auf dieselben geworfen wurden, so wurde der Krystall zertrümmert, und das herrliche Rosenwasser floß auf die Erde.

Man stelle sich Kasem vor, als er in's Zimmer trat und die Zerstörung erblickte. „Verwünschte Pantoffeln," rief er aus, „ihr sollt mir ferner keinen Schaden anrichten!" Sofort nahm er eine Schaufel und lief mit ihnen in den Garten. Hastig grub er ein Loch, um seine Pantoffeln darin zu vergraben. Als er aber damit beschäftigt war, sah einer seiner Nachbarn, mit dem er seit langer Zeit in Feindschaft lebte, zum Fenster hinaus und bemerkte das hastige Graben Kasems. Unverzüglich lief er zum Statthalter und meldete ihm insgeheim, daß Kasem in seinem Garten einen großen Schatz gefunden habe. Mehr bedurfte es nicht, um die Geldgierde des Statthalters

zu reizen, und es war umsonst, daß Kasem betheuerte, er habe nichts gefunden, sondern vielmehr etwas hineingelegt, nämlich seine Pantoffeln. Vergebens grub er sie wieder aus und ließ sie selbst vor Gericht zeugen; der Statthalter hatte sich auf Geld gefaßt gemacht, und Kasem mußte sich abermals mit einer großen Summe lösen.

Voll Verzweiflung ging er vom Statthalter weg, seine theuren Pantoffeln in der Hand, und verwünschte sie von ganzem Herzen. „Warum," sprach er, „soll ich sie noch, mir zum Schimpf, in den Händen tragen?" Mit diesen Worten warf er sie, nicht weit von des Statthalters Palast, in eine Wasserleitung. „Nun werde ich," sprach er, „doch weiter von euch nichts hören, nachdem ihr mir so viel gekostet habt." Aber die Pantoffeln wurden gerade in die verschlämmte Röhre der Wasserleitung hineingetrieben. Nur noch dieses Zusatzes bedurfte es, und nach einigen Stunden stand der Fluß still, die Wasser traten über, und sogar des Statthalters Gewölbe ward überschwemmt. Ueberall war Angst und Verwirrung, und die Brunnenmeister wurden zur Verantwortung gezogen. Diese untersuchten die Wasserleitungen, und zu ihrem Glücke fanden sie die Pantoffeln in dem von ihnen vernachlässigten Schlamm und hatten sich damit genugsam gerechtfertigt. Der Herr der Pantoffeln ward in Verhaft genommen, und weil dies eine boshafte Rache gegen den Statthalter schien, so mußte er mit einer noch größern Geldstrafe, als die beiden vorigen waren, büßen. Seine Pantoffeln aber wurden ihm sorgfältig wieder gegeben.

„Was soll ich nun mit euch thun," sprach Kasem, „ihr vermaledeiten Pantoffeln? Allen Elementen habe ich euch gegeben, und ihr kamet immer mit größerem Verluste für mich wieder; jetzt ist mir nur noch eines übrig, die Flamme soll euch verzehren. — Weil ihr aber," fuhr er fort und wog sie in seinen Händen, „so ganz mit Schlamm erfüllt und mit Wasser getränkt seid, so muß ich euch noch das Sonnenlicht gönnen und euch auf meinem Dache trocknen, denn euch in mein Haus zu bringen, werde ich mich wol hüten."

Mit diesen Worten stieg er auf das platte Dach seines Hauses und legte sie daselbst nieder. Aber das Unglück hatte noch nicht aufgehört ihn zu verfolgen; ja der letzte Streich, der ihm aufbehalten, war der grausamste von allen. Ein Hund seines Nachbars ward die Pantoffeln gewahr. Er sprang von dem Dache seines Herrn auf das Dach Kasems und spielte mit ihnen, indem er sie umherzerrte. So hatte er den einen bis an den Rand des Daches geschleppt, und es bedurfte nur noch einer kleinen Berührung, da fiel der schwere Pantoffel einer Frau, welche eben unterm Hause vorbeiging und ein Kind trug, gerade auf den Kopf. Sie selbst fiel nieder, und das Kind stürzte aus ihren Armen auf die Steine. Ihr Mann brachte seine Klage vor den Richter, und Kasem mußte härter büßen, als er je gebüßt hatte, denn sein unvorsichtiger Pantoffel hätte beinahe zwei Menschen erschlagen. Als ihm dies Urtheil verkündigt war, sprach Kasem mit einer Ernsthaftigkeit, die den Kadi selbst zum Lachen brachte: „Richter der Gerechtigkeit, Alles will ich geben und leiden, wozu ihr mich verdammt habet; nur erbitte ich mir auch den Schutz der Gerechtigkeit gegen die unversöhnlichen Feinde, welche die Ursache all' meines Kummers und Unglücks bis auf diese Stunde waren. Es sind diese armseligen Pantoffeln. Sie haben mich in Armut und Schimpf, ja gar in Lebensgefahr gebracht, und wer weiß, was sie noch im Schilde führen? Sei gerecht, o edler Kadi, und fasse einen Schluß ab, daß alles Unglück, was ohne Zweifel noch diese Werkzeuge der bösen Geister anrichten werden, nicht mir, sondern ihnen zugerechnet werde."

Der Richter konnte ihm seine Bitte nicht versagen. Er behielt die unglücklichen Störer der öffentlichen und häuslichen Ruhe bei sich. Dem Alten aber gab er die Lehre, daß die rechte Sparsamkeit nur in der richtigen Anwendung des Geldes, nicht aber in dem Zusammenscharren desselben bestehe.

Palmblätter.

4. Der Gefangene.

In meinen jungen Jahren, erzählt Schubert, als ich noch große Freude hatte an dem Wandern zu Fuß über Berg und Thal, traf ich einmal unweit Gera in einem Dorfgasthaus, wo ich mich am Mittag mit Brot und Milch erquickte, mit einem Manne zusammen, der sehr blaß und krank aussah. Der Wirt trat zu ihm und fragte ihn, ob ihm wol etwas fehle? „Ach nein," sagte der blasse Mann, „mir fehlt gar nichts Besonderes mehr, seitdem ich Gottes liebe Sonne sehe und frische Luft athme und gehen kann, wohin ich will." Der Wirt fragte ihn hierauf, ob er das nicht immer gekonnt hätte. „Freilich nicht immer," sagte der Mann, und erzählte darauf, daß er vor sechs Jahren gerade in der Schreckenszeit der französischen Revolution in einer kleinen Stadt in Frankreich bei einem alten, recht wackern Meister gearbeitet und gewohnt habe. Dieser wurde auf einmal, als er des Mittags bei Tische saß, vor die Behörde der damals in seiner Stadt regierenden Schreckensmänner gefordert, und da sich der Mann nichts Schlechtes bewußt war, ging er ganz ruhig. Kaum eine Viertelstunde nachher, als die Frau noch ihres Mannes bei dem Essen wartete, klopft eine neben anwohnende Bäckersfrau an's Fenster und fragt sie, ob sie schon wisse, daß ihr Mann eben guillotinirt worden sei? Die Frau bleibt einige Augenblicke wie erstarrt, dann, außer sich, läuft sie vor Gericht und mag da wol den Männern Dinge gesagt haben, die sie erzürnten; denn noch in derselben Stunde floß auch ihr Blut unter der Guillotine. Als der deutsche Geselle das Schicksal seines alten Meisters und seiner ebenfalls wohlbetagten Ehefrau erfuhr, die man beide, wie die Nachbarin sagte, bloß deswegen hingerichtet hatte, weil sie vor Kurzem einige Schweizer, ihre Verwandten, beherbergt hatten, ergriff ihn große Angst. Er wußte wohl, daß bei diesen Volksherrschern, welche das viele unschuldig vergossene Blut in eine wahnsinnige Trunkenheit versetzt hatte, jede Kleinigkeit, selbst schon eine fremde Sprache und Herkunft, Verdacht erregen und ihn zur Guillotine führen könne.

Er schnürte deshalb sein Bündel und wollte bei Nacht aus der blutigen Stadt entfliehen; da wurde er von zwei Männern, deren einer früherhin im Hause seines alten Meisters umsonst gespeist und gekleidet worden war, noch an der Thüre des Hauses ergriffen und sogleich vor Gericht geschleppt. Seine arme Vertheidigung in gebrochenem Französisch wurde kaum angehört; wäre es nicht so spät gewesen, er hätte noch heute sterben müssen; so führte man ihn zum Kerker. Aber der Kerker war schon so voll, daß ihn einer der Helfershelfer des Kerkermeisters in ein kleines, finsteres Nebenbehältniß hineinwirft, das ganz feucht und von üblem Geruche durchdrungen war. Da findet der Arme im Herumtappen zuletzt einen etwas erhöhten Stein an der Mauer aus; auf den setzte er sich und lehnt sich mit dem Rücken an. Die ganze Nacht bringt er schlaflos, in tiefer Betrübniß und Todesfurcht zu. Am Morgen hört er, wie die Gefangenen neben ihm zum großen Theile abgerufen werden zur Guillotine, wie mehrere von ihnen laut jammern und vor Gott und Menschen über das grausame, an ihnen begangene Unrecht sich beklagen, oder wie andere Abschied nehmen von den Zurückbleibenden. Jeden

Augenblick erwartet er jetzt, daß man auch die Thüre zu seinem niedrigen Winkel öffnen und ihn abführen werde zum Blutgerüste. Aber es geschieht nicht. Die Mörder, welche zu Gericht saßen, wenn sie vielleicht an den zum Tode verurtheilten Ausländer dachten, mochten meinen, sein Leichnam liege auch schon unter den Leichnamen der andern Hingemordeten. Kein Lichtstrahl konnte in das dumpfe Gewölbe fallen, in welchem der Gefangene saß; nur an dem Geräusch auf der Gasse und dem benachbarten Hofe wußte er, daß es Tag sei. Es meldete sich nun auch der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt; doch für seinen ersten Anlauf war gesorgt: denn der Gefangene hatte vor dem eiligen Antritt seiner vorgehabten Flucht etwas Fleisch und Brot, auch ein Fläschchen Wein zu sich gesteckt. Da ißt er denn seinen Bissen mit Seufzern und Thränen. Endlich da es draußen stiller wird, weil die Nacht einbricht, übermannt auch ihn der Schlaf. Wie lange er geschlafen, das konnte er nicht wissen; da er erwachte, bemerkte er an dem lauten Geräusche der oben am Lichte lebenden Menschen, daß es Tag sei. Er fühlt sich gestärkt. Der erste Gedanke, mit dem er aufwachte, war der an seine liebe, schon vor seiner Abreise aus Deutschland verstorbene Mutter. „Wenn deine Mutter das hätte wissen können, wie dir's hier geht, wie würde sie das erbarmt haben!" Indem er so denkt, laufen ihm die Thränen über die Wangen herunter. Da ist es ihm im Grunde seiner Seele, als ob ihn jemand an den Spruch erinnere, den er in seiner Kindheit gelernt hatte: „Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen? Und ob sie desselben auch vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen." Indem der arme Mensch so mit seinem betrübten Herzen redet, faßt er sich Mut zu beten um seine Errettung, und so heiß, so herzinnig hatte er noch niemals gebetet. Sein Leib und seine Seele wurden dadurch gekräftigt; er wurde ganz ruhig. Aber er mußte noch lange (bis an den fünften Tag, wie er nachher erfuhr) auf seine Befreiung harren in Hunger und Durst und in dem Schmachten nach dem Tageslicht und nach frischer Luft. Er hatte oft an seine Thüre gepocht und um Hülfe geschrieen; wenn es Gottes Wille wäre, schien es ihm leichter unter der Guillotine zu enden, als so langsam hinzusterben wie ein lebendig Begrabener. Doch schon am zweiten oder dritten Tage nach seiner Einkerkerung hatte Gottes Gericht die Mörder erreicht; eines ihrer mächtigsten Häupter in Paris war gestürzt, und sein Sturz zog den seiner ganzen blutigen Rotte in allen Gegenden von Frankreich und die Befreiung der unschuldig Gefangenen nach sich. Der größere Kerker neben dem Loch, in welchem unser Deutscher saß, war daher leer; denn die Wenigen, die noch nicht guillotinirt waren, hatte man herausgelassen. Das Alles aber wußte der arme und von aller Welt verlassene Fremdling in seiner Gruft unten nicht; ihm schauerte ein beständiger Fieberfrost durch die von Hunger und Kummer entkräfteten Glieder; nur die Hoffnung auf Gottes Hülfe hielt ihn noch am Leben. Am 5. Tage nach der Einkerkerung kam der Gefängnißwärter auf einmal bis zu diesem Theil der unterirdischen Kerker herunter, um die jetzt nicht mehr nöthigen Ketten und Vorlegschlösser herauf zu holen. Da hört er das Wimmern und das matte Rufen um Hilfe, öffnet das Gewölbe und sieht da den armen Fremden, der nicht mehr allein zu gehen im Stande war, sondern hinaufgeführt und getragen werden mußte. An der frischen Luft wird er ohnmächtig; man legt ihn auf ein Soldatenbette; mitleidige Menschen bringen ihm, da er wieder zu sich kommt, Erquickungen. Seine Jugend, und die Sehnsucht, aus dem mit so vielem unschuldigen Blute befleckten Lande wieder hinauszukommen, gaben ihm bald Kraft genug, das Lager zu verlassen. Er wankt zum Thor hinaus; nach etlichen Tagen ist er wieder auf deutschem Boden.

„Aber," so endigt der Mann seine Erzählung, „obgleich nun schon sechs Jahre vergangen sind, seitdem ich aus dem dumpfen Kerker heraufgeführt worden bin an das Licht, kann ich die Stunden der Angst doch noch nicht vergessen, wie sie denn auch, wie ihr sehet, immer noch meinen Gliedern anhängen. So oft ich am Morgen das liebe Tageslicht wieder sehe, danke ich Gott dafür; noch mehr danke ich ihm jeden Tag dafür, daß er mich seit jenen Stunden der Angst und Pein herausgeführt hat aus dem Dunkeln meines Herzens in das schöne selige Licht seines Glaubens und seiner Gnade."

G. H. Schubert.

6. Ein Besuch bei Gellert.*)

... „Wissen Sie," rief der alte Husar mit der größten Lebhaftigkeit aus, „wem ich zu verdanken habe, daß ich ein Mensch, und daß ich ein guter Mensch bin?" — „Nein," sagte der Oberst; „Sie machen mich begierig." — „Ihm," sprach jener mit Enthusiasmus weiter, „unserm Gellert, unserm frommen Weisen, von dem die jetzige, überkluge Welt nur noch selten sprechen mag. Unser Regiment war dreimal in Leipzig. Der große Friedrich hatte es auch nicht verschmäht, den damals berühmten Gottsched zu sprechen und sich von Gellert einige seiner Fabeln vorlesen zu lassen. Ich hatte mich wahrlich nicht viel um Bücher bekümmert, aber diese Fabeln wußte ich doch auswendig. Sie prägen sich auch ganz von selbst dem Gedächtnisse ein, so einfach und natürlich sind sie alle. Jedermann muß meinen, wenn er den Gedanken gefaßt hätte, würde er ihn auch in keinen andern Worten ausgesprochen haben. So ließ es mir keine Ruhe, ich mußte den Mann sehen, den mein ganzes Herz verehrte. Es war freilich schwer, bei ihm vorgelassen zu werden, wie konnte auch ich als gemeiner Husar eine solche Auszeichnung fordern oder erwarten? Indessen sammelte ich an einem Vormittage meinen Muth; ich hatte seine Freistunden ausgekundschaftet, und stand nun im Vorzimmer. Mir schlug das Herz gerade so, als damals, da ich das erste Mal in den Feind einhauen sollte, vielleicht noch mehr. Er mußte sich gewiß verwundern, was ein Soldat bei ihm wollte, denn es dauerte lange, ehe ich eine Antwort erhielt. Endlich kam denn die Erlaubniß, daß ich das Heiligtum betreten durfte. Ja, meine Herren, ich nenne dies Studierzimmer gewiß mit Recht so, denn mir war es, wie wenn ich zu einem Patriarchen eingehen sollte. Er saß in einem dunkeln Oberrocke an seinem Schreibtische, ein kleiner, feiner Mann, mit blassem Gesicht und magerem Körper. Die Perücke hing seitwärts an der Wand, und ein Käppchen von violettem Sammt bedeckte das ehrwürdige Haupt. Hinter ihm war ein großes Fenster in der Mauer, durch welches der kräftige Morgenstrahl fiel und die Mienen hell erleuchtete, so daß die Sonne in der Farbe des Baretes spielte und rot in den durchsichtigen, langen Fingern schien, wenn er sie im Sprechen aufhob. Ich kam mit meiner Entschuldigung, er möge verzeihen, daß ein junger Husar, dem seine Gedichte wolgefielen, ihm beschwerlich sei. — „Mein Sohn," sagte der edle Gelehrte, „weshalb gefallen dir denn meine Gedichte?" — Ich war um die Antwort verlegen. — „Liesest du gern?" — „Zuweilen." — „Zu welchem Zweck?" „Um mich aufzuheitern, mich auch wol zu unterrichten." — „Du scheinst mir ein Jüngling von Anlagen," fuhr er fort, „du bist vielleicht tapfer, ein tüchtiger Soldat; hast du es denn in deinem Stande auch wol gelernt, ein Mensch

---

*) Einige Fabeln Gellerts siehe unter den didactischen Dichtungen.

zu sein?" — Ich verstummte dem Redner gegenüber. — „Dazu," so sprach er weiter, und wie eine Glorie spielte der Schein der Morgensonne um sein Antlitz, „dazu solltest du meine und andere gute Bücher in die Hände nehmen, um nicht wild, grausam, unmenschlich zu werden, nicht Lust am Entsetzlichen zu empfinden, wozu dein Stand schwache oder rohe Naturen nur zu leicht verleitet. Aber auch fast Niemand hat so oft als der Soldat Gelegenheit, der leidenden Menschheit als ein Engel des Herrn zu erscheinen, indem er die Unschuld und das hilflose Alter beschützt, seine Hände vom Raube rein erhält, den schon Gedrückten und Geplünderten schont, und sich seiner Armut erbarmt. Wo die wilden Genossen Brand und Mord hintragen, da soll der christliche Krieger, im Bewußtsein, daß er für Vaterland, gerechte Sache und einen großen König ficht, auch im Getümmel, auch unter wilden Raubgesellen Gott und die Tugend vor Augen haben, damit er das Vorrecht seines Standes nicht mißbrauche, um ihn unter den Räuber und Mörder herabzuwürdigen. Die Thränen des Dankes, die ein geretteter Greis dir weint, diese, mein junger, lieber Sohn, werden dir noch im Alter wolthun, die machen dein Todesbett sanft, die vergüten wol manche Vergehung." — So wie der Alte auf mich einredete, stürzten mir die hellen Thränen in großen Tropfen aus den Augen, denn nun empfand ich erst, wie viel Böses, Unerlaubtes und Tadelnswürdiges ich schon als Soldat ausgeübt hatte. Ich schluchzte und konnte nicht zu mir kommen. Da stand der Edle auf, legte mir seine schöne Hand auf die Schulter und wollte mich trösten; ich aber faßte diese Hand und drückte den herzlichsten Kuß darauf, indem ich die Sprache wiederfand und sagte: „Großer Mann, diese Viertelstunde ist mir unbezahlbar, denn sie haben einen andern Menschen aus mir gemacht." — Von Stund an ging ich auch in mich, ließ das wilde Leben fahren, und seitdem konnte ich auch erst mit Vernunft tapfer sein, da mein Umtreiben im Felde nicht mehr ein toller Rausch und Taumel war, wie er die meisten meiner Kameraden begeisterte. Vater Ziethen zeichnete mich auch bald aus, ich war mit mir selbst zufrieden, und nun wurde ich es erst inne, daß dieses Gefühl die Krone des Lebens sei. Dies Alles, meine ganze Moralität, habe ich diesem Besuche bei unserm unsterblichen Gellert zu danken."

L. Tieck.

7. Die erbetene Schutzmauer.*)

In der Zeit des Glaubens frommet uns nicht, Vieles und Großes zu schauen, und Gott pflegt, wo er sich offenbaren will, seine Größe noch hinter der Kleinheit der Mittel, durch die er sich offenbaret, zu verbergen und zu verhüllen. Kann er für uns Arme doch nie anders groß als im Kleinen sein! Aber doch, wie oft ist diese seine gewöhnliche und nothwendige Weise zu handeln verkannt worden? Sagen sie nicht, dies und das ist zu gering für ihn, darum hat nicht er's, sondern der Zufall gethan?

Im Anfang des Jahres 1814 standen Schweden, Kosacken und die russisch-deutsche Legion nur eine Viertelstunde von Schleswig entfernt; jeden Tag kam vom Lande her den Stadtbewohnern eine neue Schreckensnachricht zu, denn wild und rauh war das Betragen einiger aus dieser feindlichen Schar, und was mußte man erst erwarten, wenn die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war! Angstvoll sah man der Mitternachtsstunde des 5. Ja-

*) Zur Vergleichung mit „die Gottesmauer", S. 68.

nuar entgegen, denn da war dieser Waffenstillstand zu Ende. Da wohnte nun am Eingange der Stadt nach der Seite hin, wo der Feind stand, eine alte fromme Frau, Großmutter von einem zwanzigjährigen Enkel, der nebst seiner schon ziemlich bejahrten Mutter mit der alten Frau in einem Hause wohnte. Betete sie in guten Tagen, was sollte sie nicht in bösen Tagen beten? Ja, ja, die Zeit der Noth ist just die Zeit, wo man nur ganz dreist zu Gott kommen darf, wenn man auch sonst nicht zu ihm gekommen ist, denn die Noth ist sein gewöhnliches Einladungsschreiben an harte Herzen, daß sie weich werden sollen und ihn suchen. Die gute Frau betete nun in diesen Tagen ganz einfältiglich mit Inbrunst den Vers eines alten Kirchenliedes:

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'!"

Das hörte der Enkel. „Ei, Großmutter", sagte er, „wie möget Ihr doch um ein so unmögliches Ding bitten, daß der liebe Gott gerade um Euer Haus eine Mauer bauen soll, daß der Feind nicht dazu kommt?" — „Das will ich damit auch nicht gesagt haben," versetzte sie, „sondern ich hab's anders gemeint, nämlich der Herr wolle gnädiglich uns und unsere Stadt vor dem Feinde beschützen und bewahren; das habe ich mit dem Gebete sagen wollen. Aber was denkst du denn? Wenn's nun Gott eben auch gefiele, so eine Mauer um uns her zu bauen, meinst du, daß er das nicht könnte?"

Nun kam denn jene gefürchtete Stunde. Die feindlichen Vorposten rückten von allen Seiten in Schleswig ein; die dänischen Truppen hatten sich schon Tags vorher zurückgezogen und immer mehr kleine Abtheilungen kamen nach. Das Haus der alten Frau lag ziemlich hervorstechend vor andern Häusern an der Heerstraße; desto eher und desto häufiger hätte sie also von den Soldaten besucht werden sollen; wol hörte sie, daß sie zu den Häusern ihrer Nachbarin ritten und da allerlei verlangten; aber zu ihr kam keiner, Alles ritt vor ihr vorbei.

Das ging nun so zu: Bisher hatte es fast gar nicht geschneiet, erst am 5. Januar war ein großes Schneegestöber, und am Abend dieses Tages kam Sturm dazu und das Gestöber wurde so heftig, als man es selten sieht. Vier Pulk Kosacken fanden den Weg um die Stadt, den sie ziehen sollten, verschneit und warfen sich nun in die Stadt hinein, blieben aber alle in dem Theile derselben, der ihnen am nächsten war und der ziemlich weit von dem größern entfernt liegt. Darum wurden dort die Häuser mit Soldaten überladen, so daß wohl 60 bis 70 Mann sich in mehrere der Wohnungen einquartirten, die um das Haus der alten frommen Frau lagen. Schrecklich ging's da zu, aber zu der alten Frau wollte keiner der wilden Fremdlinge kommen, nicht einmal an ihr Fenster klopfte einer.

Deß wunderten sich denn Großmutter, Tochter und Enkel gar sehr, und wie war's denn auch nur zugegangen? — Das fand sich gleich am andern Morgen. Der Glaube hatte der guten Frau geholfen. Wer glaubt, dem hält der Herr oft ganz wörtlich Wort, und das that er auch hier. Denn in der Nacht hatte er wirklich eine Mauer um das Haus gebaut: ein mannshoher Schneeberg zog sich vor dem Hause her, daß die Kosacken wol hatten von ihm wegbleiben müssen. „Siehst du nun," sagte die Großmutter zum Enkel, „daß Gott auch eine Mauer um uns bauen kann!" Der Enkel staunte den Schneeberg an und schämte sich seines Unglaubens.

Kanne.

7. Frucht des Gebetes.

Ein armer Holzhacker wohnte mit seiner Frau und drei Kindern am äußersten Ende eines einsamen Dörfchens in einer kleinen Hütte, und war bisher trotz seiner Armuth immer zufrieden und glücklich gewesen. Die beiden kleinsten Kinder, ein Knabe von 11 und ein Mädchen von 8 Jahren, gingen tagtäglich im Sommer in den Wald, bald um dürre Reiser zu holen, bald um allerlei Beeren zu pflücken, die nachher von der ältesten Schwester zum Verkauf in die ziemlich entfernte Stadt getragen wurden. Darum freuten sich die Kinder zur Winterszeit immer gar sehr auf den Sommer, wo sie wieder hinaus in den Wald gehen und die Vöglein singen hören konnten. Aber als Ostern in's Land kam, der Schnee schmolz, die Bächlein wieder frei vom Eise rieselten und der Wald einen lieblich grünen Anflug bekam, da erkrankte plötzlich die Mutter und mit der Zufriedenheit und dem Glücke der armen Holzhackerfamilie schien es nunmehr aus zu sein. Die älteste Tochter mußte nun die kranke Mutter warten und pflegen; zwei fleißige Hände waren durch die Krankheit gelähmt, und der Verdienst wurde mit jedem Tage kleiner, während die Schmerzen der armen Mutter zunahmen. An einen Arzt dachte Niemand, ein solcher war seit Menschengedenken nicht in das Dörfchen gekommen, und wovon hätte er sammt der theuern Arznei auch bezahlt werden sollen? Dafür beteten die Gesunden desto mehr zum himmlischen Vater, daß er mit ihrer Noth Erbarmen haben und die Mutter wieder gesund machen möchte.

Mittlerweile war der Wald immer grüner geworden, und die beiden Kleinen gingen gar oft wieder hinein, um Holz zu sammeln. Am Eingange des Waldes stand eine riesige Eiche, die mit ihren weitschattigen Aesten ein Muttergottesbild schützte, vor welchem die Kinder, ehe sie in's Dickicht gingen, gewohnt waren, ihr Morgengebet zu verrichten. Kamen sie dann Abends aus dem Walde zurück, so brachte das kleine Mädchen immer einen schönen Strauß duftiger Blumen mit, um das Bild und den kleinen Jesusknaben, welchen die Mutter in ihrem Arme trug, zu schmücken. Der Bruder stellte sich dann auf den Stein, welcher den Wanderern zur Kniebank diente, hob das zarte Schwesterchen etwas empor, so daß dessen Hände gerade hinaufreichen konnten, um die verwelkten Blumen hinwegzunehmen und mit den frischen zu vertauschen.

Ach, wie hoffnungsvoll blickten jetzt die Kinder an jedem Morgen hinauf zu der Heiligen und zu dem freundlichen Kinde in ihren Armen, wie innig beteten sie um Hülfe für ihre kranke Mutter, und wie oft rannen ihnen dabei die Thränen herab von den Wangen auf das harte Steinkissen, worauf sie knieten. Aber es verging Tag um Tag, die Mutter blieb krank und wurde eher noch kränker; es schien, als wenn das Gebet der armen Kinder nicht erhört werden sollte und als ob ihre Thränen umsonst geflossen wären.

So kam Pfingsten heran und der Wald stand in vollster Pracht. Aber der grüne Blätterdom und der blumendurchwirkte Moosteppich und der Gesang all' der munteren Vögel erfreute die Kinder nicht mehr wie sonst, denn wenn sie am Abend nach Hause kamen, hörten sie nur das Seufzen der kranken Mutter, sahen nur die trüben Augen der älteren Schwester und das blasse Kummergesicht des Vaters.

Eines Morgens, als die Sonne gar so freundlich schien und jedes Grashälmchen im Schmuck goldiger Thautropfen schier vor Freude zitterte, knieten die Kleinen wieder an der Waldecke im Schatten der mächtigen Eiche und

richteten ihr Gebet mit mehr Thränen als sonst zur Himmelskönigin, denn die Mutter war in der Nacht noch kränker geworden, als je zuvor.

Da kam plötzlich in raschem Trab ein stattlicher Reiter auf dem Fahrwege daher, hielt einen Augenblick beim lieblichen Anblick der betenden Kleinen still und ritt dann, als diese ihr Gebet beendigt hatten und aufstanden, näher zu ihnen heran.

„Höre du, Kleiner,“ sprach der Reiter, „weißt du mir zu sagen, wo der Weg durch den Wald zum Edelhofe geht? Er soll eine halbe Stunde näher sein als der Landweg, und ich habe Eile.“ Der Knabe hatte den Weg oft zurückgelegt, um Beeren in's Schloß zu tragen und wußte ihn ganz genau. Er fing daher alsbald an, ihn dem Reiter zu beschreiben und zu sagen, wie er bald rechts, bald links, an einer großen Buche vorbei, über einen Bach und eine Waldwiese reiten müsse. Der Reiter schüttelte den Kopf. „Rechts, links, Buche, Wiese!“ — sprach er bedenklich, „Kleiner, das ist mir zu gelehrt, und es dürfte leicht sein, daß mich deine gelehrte Beschreibung verkehrt machte. Aber setze dich zu mir vorn auf's Pferd und zeige mir den Weg, es soll mir auf einen blanken Groschen nicht ankommen.“ Damit hob er den dreisten Knaben zu sich hinauf, dieser rief der Schwester noch zu, wo sie sich im Walde wieder treffen wollten, und rasch ging's fort in's Dickicht hinein. Als sie eine Weile so dahin geritten waren und der Weg etwas leichter und bequemer wurde, ließ sich der Fremde in ein Gespräch mit seinem Wegweiser ein und fragte den Kleinen endlich, um was er denn da draußen am Walde den lieben Gott so inbrünstig gebeten hätte?

Da wurde die Stimme des Knaben weich, und hätte ihm der fremde Reiter in die Augen sehen können, so würde er wahrgenommen haben, daß sie voll Wasser standen. Der Kleine erzählte nun von der Krankheit und den Schmerzen seiner Mutter, und wie sie nicht genug verdienen könnten, und dazu alles Elend nun schon so lange dauere und immer noch kein Ende nehmen wolle. Dabei mußte sich der arme Junge mit der einen freien Hand oft die Augen wischen, denn die Thränen kamen so dick hervorgequollen, daß er schier geblendet wurde und kaum den Weg erkennen konnte. Der Fremde aber hörte mit sichtbarer Theilnahme zu, fragte den Erzähler nach allem, was der Mutter fehle, worüber sie klage und wo sie Schmerzen hätte, wie sie sich am Morgen, wie am Abend fühle, und ließ sich endlich auch den Namen des Dörfchens nennen und die Wohnung des armen Holzhackers ganz genau beschreiben. So kamen sie endlich durch den Wald und sahen das Herrenhaus vor sich liegen; der Knabe stieg ab, der Fremde gab ihm mit herzlichem Danke noch ein blankes Silberstück, setzte sodann dem Pferde die Sporen in die Seite und hielt schon nach wenigen Minuten vor der Pforte des Edelhofes still.

Der Knabe fand nach einem ziemlich beschwerlichen Wege das Schwesterchen wieder, welches sich mit ihm über das blanke Silberstück ergötzte, wodurch sie daheim die Mutter erfreuen wollten. Aber es war dem Kleinen heute nichts mehr im Walde bequem und erfreulich. Der doppelte Weg, das ungewohnte Reiten, Alles hatte ihn müde gemacht, und die Kinder brachen heute früher als gewöhnlich zum Rückwege auf, vergaßen aber doch nicht, den frischen Blumenstrauß für das Bild an der Waldecke mitzunehmen.

Bald hatten beide ihren lieben Ruheplatz erreicht, aber sie ruheten heute nicht, sondern der Knabe trat sofort auf den Stein, hob sein Schwesterchen in die Höhe und dieses räumte schnell die welken Blumen von gestern hinweg, um dem frischen Strauße Platz zu machen. Als Beide noch in vollem Geschäftseifer waren, hörten sie Pferdegetrappel, und erblickten im nächsten

Augenblick den Reiter von heute Morgen. Dieser wandte das Gesicht nach dem Baume, hielt einen Augenblick an, betrachtete die liebliche Gruppe und ritt dann rasch weiter, indem er die Kinder mit freundlichem Kopfnicken grüßte, noch einmal zurücksah und bald ihren Augen entschwunden war.

Eine halbe Stunde später kamen die Geschwister nach Hause, und als sie auf dem kleinen, dunkeln Hausflur ihre Bündelchen Holz abwarfen, kam ihnen die ältere Schwester mit hochgeröteten Wangen aus der Wohn- und Krankenstube entgegen und erzählte ihnen mit fliegender Hast, daß ein fremder Herr aus der Stadt, ein vornehmer und berühmter Doctor, unvermuthet die Mutter besucht, sie über Alles ausgefragt, ihr auch eine Medicin gleich mitgebracht und versprochen habe, daß die gute Mutter schon binnen vierzehn Tagen mit Gottes Hülfe das Bett wieder verlassen dürfe.

Die hocherfreuten Kinder traten mit ländlicher Befangenheit in die kleine Stube hinein, aber wie erstaunten sie, als sie den fremden Doctor erblickten: es war niemand anders, als der Reiter, welchen sie an der Waldecke gesehen und dem der Knabe den Weg zum Edelhofe gezeigt hatte.

Der Doctor erhob sich gerade vom Krankenbette, und als er die beiden Kleinen erblickte, gab er ihnen lächelnd die Hand und sagte: „Siehe da, ein Paar alte Bekannte!“ Zur Mutter aber sprach er: „Ich wünsche Euch Glück zu so guten und frommen Kindern und hoffe, daß Gott das Gebet dieser Kleinen erhören und Euch bald die Gesundheit wieder schenken wird. Ja, er hat schon das Flehen der Unmündigen erhört, denn traf ich sie nicht unter der Eiche, so hätte ich Euch wol niemals besuchen und meine Kunst bei Euch anwenden können. Außerdem hat Euer Kleiner dadurch, daß er mir heute einen Weg zeigte, der mich eine halbe Stunde früher in's Schloß brachte, noch ein Menschenleben gerettet. Den alten Amtsrat auf dem Edelhofe hatte diese Nacht der Schlag gerührt und ich wurde eilends durch einen expressen Boten zu ihm hinüber gerufen. Kam ich eine einzige Viertelstunde später, so war es um ihn geschehen und kein Doctor der Welt hätte ihm helfen können. Weil mir aber Euer Kleiner den Richteweg zeigte, langte ich gerade noch zur rechten Zeit an, um den alten Herrn zu retten und jede Gefahr zu beseitigen. Ich habe der Frau des Amtsrats von Euerm Unglück und Euern frommen Kindern, insbesondere von dem kleinen Wegweiser erzählt, und sie wird Euch von nun an mit Speise und Trank und allem Uebrigen unterstützen, bis Ihr wieder ganz gesund seid. Und da ich noch mehrere Wochen fast jeden Tag den Edelhof besuchen muß, so werde ich öfters vorsprechen, nach Euch sehen und Euch schon morgen eine andere wolthätige Arznei mitbringen.“

Also geschah es, und nach drei Wochen war die Mutter wieder gesund. Die Kinder aber blieben fromm und gut, beteten nun noch öfter unter der Eiche an der Waldecke, und vergaßen es nie, daß Gebet und Gottvertrauen nicht unbelohnt bleiben.

L. Kellner.

8. Das Margaretenblümchen.

Frau Berchthold, eine verständige und tugendhafte Bürgerfrau in der Stadt, ging an einem Sonntage vor das Thor, wo sie eine große Wiese hatte. Die kleine Marie, ihr Töchterlein, ging, weiß gekleidet und ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, ihr sittsam zur Seite. Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingstag und die Wiese war bereits mit dem schönsten Grün und mit den ersten Frühlingsblümchen geschmückt.

„Wie hell und blau ist doch heute der Himmel!" sagte die Mutter; „und wie schön grün ist unsere Wiese, und mit den kleinen weißen Blümchen da wie mit Sternlein besäet! Wie der blaue Himmel zu Nacht mit goldenen Sternlein prangt, so ist jedes grüne Plätzchen auf Erden mit lieblichen Blümchen gezieret. Das gefällt mir sehr; der liebe Gott hat doch Alles recht schön gemacht!"

Marie pflückte einige Blümchen und sprach: „Sie sind in der That recht artig. Das innere Scheibchen ist unvergleichlich schön gelb, und die zarten weißen Blättchen stehen wie Strahlen umher. Und sieh nur, liebe Mutter, wie die Spitzen der weißen Blättchen so schön rosenrot sind! Auch die kleinen Knösplein da sind schön weiß und grün, und rund wie Perlen. Wir nennen diese Blümchen nur Wiesenblümchen. Allein man kann ja alle Blumen, die auf den Wiesen wachsen, Wiesenblumen nennen. Haben diese Blümchen hier nicht noch einen besondern Namen?"

„O ja!" sagte die Mutter. „Man nennt sie auch Angerblümchen, weil man wol keinen grünen Anger oder irgend einen Rasenplatz findet, auf dem sie nicht zu sehen wären. Man nennt sie Monatsblümchen; denn es ist kaum ein Monat im Jahr, in dem sie nicht blühen; es sei denn, daß Eis und Schnee die Erde bedecke. Sie heißen auch Gänseblümchen, vermutlich, weil die zarten, grünen Blättchen der Stöcklein den jungen Gänsen zur ersten Nahrung sehr willkommen sind. Gewöhnlich aber werden diese Blümchen Maßlieben genannt."

„Maßlieben!" rief Marie; „das ist ein seltsamer Name. Sag' mir doch, liebe Mutter, wie sie zu diesem Namen gekommen sind, und was er bedeutet."

„Ich weiß nicht gewiß," sprach die Mutter, „ob ich dir dieses genau sagen kann. Ich denke aber, man gab diesen bescheidenen Blümchen den Namen, weil sie mit einem so einfachen, prunklosen Schmucke sich begnügen und doch ein ganz feines, artiges Aussehen haben. So sollen auch wir im Schmucke das Maß lieben. Diese Blümchen sind nur mit reinem Gelb und Weiß und etwas zartem Rot geschmückt, und dennoch gefallen sie. Wenn du, wie eben jetzt, in deinem Staate erscheinst, so hast du ein gelbes Strohhütchen auf und ein weißes Kleidchen an, das nur mit einer blaßroten Schleife geziert ist. Dieser einfache Schmuck steht dir sicher besser, als alle blendende Farbenpracht. Ich wünsche, du möchtest in deinem Putze, ja in allen Dingen, immer so das Maß lieben. Ja, sei auch du immer ein Maßliebchen."

Marie sagte: „In unserm Garten am Hause haben wir keine Blumen, sondern nur Gemüse. Dürfte ich nicht einige Stöckchen von diesen Blümchen auf das Gartenbeet verpflanzen, das du mir angewiesen und mir erlaubt hast, darauf zu pflanzen, was ich nur wolle?"

„O ja, warum nicht?" sprach die Mutter. „Thu' es immerhin. Diese Blümchen gehören auch zu den nützlichen Gewächsen. Man kann die grünen Blättchen als Salat genießen, oder sie doch unter den Salat oder auch unter den Spinat mischen. Auch dienen sie zur Arznei; ich selbst habe eine Freundin, die anfing an der Lunge zu leiden, und, wie sie behauptet, durch die grünen Blättchen dieser Blumenstöcklein geheilt wurde. So vereinen diese Blümchen mit dem Angenehmen das Nützliche. Möchten auch wir dieses immer thun."

Marie ging am folgenden Morgen auf die Wiese, stach mehrere Stöcklein, die noch keine Knospen hatten, aus und setzte sie in zierlichen Reihen, wie die Mutter mit den Kohl- und Salatpflänzchen zu thun pflegte, auf ihr Beetchen. Das Erdreich war hier das allerbeste. Marie wartete der kleinen Stöckchen auf das Sorgfältigste. Sie lockerte den Grund umher oft auf, sie

jätete jedes Unkräutchen oder Gräschen, das ihnen hätte die Nahrung entziehen können, fleißig aus, und sie vergaß nicht, die Stöcklein zu begießen, wenn es einige Zeit nicht regnete.

Als die Knöspchen hervorkamen, und endlich die Blümchen erschienen, war Marie nicht wenig erstaunt. Es waren ganz andere und viel schönere Blümchen, als die Stöcklein vorhin getragen hatten. Die Blümchen hatten die weißen Blättchen, die sonst das Gelbe umgaben, nicht mehr; allein die früherhin gelben Scheibchen waren nun viel größer, dunkelrot oder blaßrot und wie aus kleinen zarten Röhrchen zusammengesetzt.

Marie lief eilig zur Mutter und rief: „Mutter, o komm' doch und sieh', was für ein Wunder sich mit meinen Blümchen zugetragen hat. Du kennst sie sicher nicht mehr, so schön sind sie geworden!"

Die Mutter ging mit ihr. „Sieh' nur, wie schön!" rief Marie; „und sag' einmal, gleichen diese Blümchen nicht geschnittenem Sammet?"

„In der That," sagte die Mutter, „du hast recht. Sie sind dem Sammet ähnlich. Deshalb nennt man auch solche veredelte Wiesenblümchen in einigen Gegenden Sammetblümchen. Du siehst da, wie sehr diese gemeinen Blümchen sich durch sorgfältige Pflege verschönern und veredeln lassen."

Marie war über die wunderbare Verwandlung der Maßlieben in Sammetblümchen so entzückt, daß sie noch eine Menge Stöckchen von der Wiese holte, ihr Gartenbeetchen ganz damit besetzte und sie auf's Sorgfältigste pflegte. Und da gab es dann wieder ein neues Wunder! Sie fingen an zu blühen, und als sie nun in voller Blüte standen, sieh', da war das Gelbe in der Mitte ganz verschwunden, die äußern Strahlenblättchen hingegen hatten sich so vervielfältigt, daß die Blümchen aus lauter solchen zarten Blättchen bestanden, die zusammen die niedlichsten Blümchen bildeten. Einige waren weiß wie Schnee, andere blaßrot, noch andere rosenrot; und alle waren in einiger Entfernung wunderschönen kleinen Röschen ähnlich.

Marie, die eines Morgens die schönen Blümchen erblickte, sprang wieder eilig zur Mutter und rief: „O komm' doch, liebste Mutter! Nun kannst du an meinen Blümchen wieder etwas Neues sehen! Da sieh' einmal und staune. Ich denke, wenn ich so fortfahre, die gemeinen Maßlieben zu pflegen, so kommen noch tausenderlei schöne Blümchen zum Vorschein."

„Das ist wol möglich," sagte die Mutter; „man nennt diese Blümchen auch Tausendschönchen. Diese Erscheinung ist indessen nicht so neu, als du denkst. Schon viele Blumengärtner haben die gemeinen Maßlieben längst vor dir veredelt; die Tausendschönchen gehören nunmehr unter die gewöhnlichen Gartenblumen.

„Und so," fuhr die Mutter fort, „kann man auch durch sorgfältige Pflege und Wartung Alles in der Natur vervollkommnen und veredeln. Wie mit diesen veredelten Maßlieben, ging es mit den meisten Blumen und Früchten. Viele der schönsten Gartenblumen stammen von gemeinen Feldblumen ab; ja die köstlichsten Aepfel und Birnen nur von Bäumen, die ehemals ganz gemeine Holzäpfel und Holzbirnen getragen. So belohnt Gott die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Menschen; so macht er den Menschen zum Herrn der Natur."

„Aber selbst der Mensch," sprach die Mutter weiter, „gelangt erst durch eine weise und gute Erziehung zu seiner Vollkommenheit. Nur schade, daß manche Kinder sich nicht so leicht wollen veredeln lassen, als diese Blümchen hier; ja daß nicht wenige Kinder durch Eigensinn, Ungehorsam und Wiederspenstigkeit die vortrefflichste Erziehung vereiteln. Lerne du, liebes Kind, das Glück einer guten Erziehung, die ich dir zu geben bemüht bin, nicht

geringe achten; sondern mache, daß sie an dir auf das Vollkommenste gelingen möge.“

Mariens veredelte Blümchen vermehrten sich sehr; das ganze Gartenbeetchen, auf das sie sonst gar keine anderen Blumen oder Gewächse pflanzte, wurde von den grünen Blättchen überzogen und glich einem dichten grünen Rasen. Marie glaubte, die schönen Blümchen hätten nun keiner weitern Pflege mehr nöthig, und ließ sie wachsen, wie sie wollten. Allein bald erstaunte Marie auf's Neue, nur nicht auf eine so angenehme Art wie zuvor. Die schönen Sammetblümchen und die niedlichen Tausendschönchen wurden nach und nach wieder ganz gemeine Wiesenblümchen, wie sie zuvor gewesen.

„Ach, das ist doch recht ärgerlich!“ rief Marie. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich an diesen Blümchen, die mir so viele Freude gemacht, noch einen solchen Verdruß erleben sollte. Sag' mir doch einmal, liebe Mutter, woher es kommt, daß sie so ausarteten!“

Die Mutter sprach: Die Ursachen dieser unglücklichen Veränderung lassen sich leicht angeben.

„Die erste Ursache ist diese: Du hast diese Blümchen vernachlässigt; du sorgtest nicht mehr dafür, daß der Boden hinreichend gut war, du dachtest nicht daran, sie zu begießen, du ließest sie zu dicht auf einander stehen und reutetest das Unkraut nicht aus. Deshalb wuchsen sie wieder nach ihrer vorigen gemeinen Art und Weise. Nur fortgesetzte Pflege kann die veredelten Blümchen schön und edel erhalten; ohne Pflege verwildern sie.

„So ist es auch mit der Erziehung des Menschen. Die erste Erziehung mag noch so vortrefflich sein, und die heranwachsende Jugend mag noch so gut gebildet werden; wenn man sie zu frühe sich selbst überläßt, so artet sie auch bald wieder aus. Laß es dich also nicht verdrießen, wenn ich bei dir noch immer Vieles zu erinnern, dich zu ermahnen, dir manches zu wehren nötig finde. Du bist zwar, seit du diese ersten Blumenstöckchen in unseren Garten versetztest, größer und älter, und wol auch frömmer und besser geworden. Allein du hast doch noch eine beständige Aufsicht und Leitung nötig. Gehorche mir daher willig — damit du nicht gleich diesen Blümchen wieder ausarten mögest.

„Eine andere Ursache, warum diese veredelten Gartenblümchen wieder ganz gemeine Wiesenblümchen wurden, ist diese: Ich ließ zunächst an deinem Blumenbeetchen ein Stück Land zu einem grünen Rasenplätzchen liegen, um Garn darauf zu bleichen. Eine Menge gemeiner Maßlieben wuchsen auf dem grünen Rasen. Und da behaupten nun erfahrene Blumengärtner, daß die gemeinen Wiesenblümchen diese veredelten Gartenblümchen verderben und sie wieder verwildern und in ihren ersten Naturzustand zurückkehren machen. Es liegt darin eine feine Warnung, daß man die Gesellschaft unedler und ungesitteter Menschen fliehen müsse, wenn man ihnen nicht gleich werden wolle. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.

„Du siehst aber auch, liebe Marie,“ fügte die Mutter noch bei, „daß Gott in die Natur viele gute Lehren legte, die uns großen Nutzen bringen können, wenn wir anders die Natur aufmerksam betrachten, diese guten Lehren aufzufinden wissen — und sie dann auch befolgen.“

Marie pflegte nun ihre Blumen mit neuer Sorgfalt, entfernte die unveredelten Blumen aus der Nachbarschaft, und sieh' da — ihre Blumen, die sie ihre Pflegkinder nannte, veredelten sich wieder und wurden immer schöner und schöner. Aber auch Marie selbst gab den Ermahnungen der Mutter Gehör und vereitelte die Bemühungen dieser ihrer mütterlichen Erzieherin nicht durch Eigensinn und Unfolgsamkeit; sie mied die Gesellschaft ungesitteter

junger Leute. Sie wurde ein sehr edles und tugendhaftes Mädchen, und blühte schöner als alle ihre Blumen.

Marie erkannte mit Dank, daß ihre Mutter ihr eine so gute Erziehung gegeben. Als einst der Namenstag ihrer Mutter wieder kam, führte sie dieselbe an ein schönes grünes Rasenstück im Garten, auf dem der Name der Mutter in abwechselnden dunkelroten, weißen und rosenfarbenen Sammetblümchen und Tausendschönchen auf das Lieblichste blühte. „Du liebste Mutter," sprach sie, „hast mehr Sorge auf mich verwendet, als ich auf diese Blümchen. Diese Blümchen haben meine wenige Pflege dankbar vergolten; wie könnte ich weniger dankbar sein? Laß dir diesen meinen kleinen Dank für deine große Mühe gefallen!"

Die Mutter freute sich ihrer wolgesitteten, bescheidenen und dankbaren Tochter. „Liebe Tochter," sprach sie, „diese Blümchen sollen nun dir zu Ehren Marienblümchen heißen."

„O nein!" sagte die Tochter; „sie sollen deinen Namen tragen, den sie auch hier abbilden — den Namen Margareta."

Die Mutter nannte die Blümchen von nun an Marienblümchen, wie man sie hie und da noch nennt. Die Tochter aber, in der Folge auch andere Menschen, nannten die lieblichen Blümchen am liebsten Margaretablümchen.

Christoph Schmid.

9. Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Marie, eine arme Witwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendrot verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine freundliche Stübchen und malte die lichten Vierecke der geöffneten, und die hellen runden Scheiben der geschlossenen Fenster sammt dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke, an den Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren nebst einem Theile des weißen reinlichen Hemdärmels und des scharlachroten Westchens hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wol so da um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden und machte sie ihre Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worin Brot gebrockt war, hatte sie kaum ein paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand beinahe noch voll, wie es aufgetragen war, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da und warf einen hellen rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Marie war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Witwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wol der bravste junge Mann des ganzen Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammengebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die

bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marie, wiewol sie eine arme Waise war, und ihre lieben Eltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattin gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das fleißigste, frömmste und sittsamste Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die den Mann mit aller Liebe pflegte, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurückgekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Orts, dem sogenannten Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt und ihm 300 Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er erkrankte, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug noch fünfzig Gulden. Das Alles wußte Marie gar wohl.

Nun starb der Meierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber gesprochen hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Witwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles bis auf fünfzig Gunden abbezahlt habe. Allein Alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, Etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die arme Marie nichts hatte, als ihr Hüttlein, und den Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigentum verkauft werden. Sie hatte wol die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr — beide weinten — allein Alles war vergebens. Ja, schon der morgende Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dies Letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster — blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin — weinte heiße Thränen und starrte dann wieder so vor sich nieder. Es war eine traurige Stille.

Guter Gott, dachte sie, so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem Andern, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel. Sie fing heftig an zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich — — sieh' sonst kann ich gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb? Weinet nicht so! sagte er. Gott ist der Vater der armen Witwen und Waisen.

Ruft ihn an in der Noth; er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?"

„Ja, liebes Kind," sprach die Mutter, „so ist's!" „Nun," sagte der Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir Etwas fehlte, wenn mich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu unserem seligen Vater, als er noch lebte, und bat ihn — und er legte sogleich das Beil weg und gab mir Brot oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft aber der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten — und der uns beinahe mit den Füßen weggestoßen hätte und uns die Thüre wies. Oder meinst du, Gott sei nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Meierbauer. Da sieh nur einmal zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm', wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fang' nur an; ich will bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bei dem reichen Mann."

„Gutes Kind, du hast Recht!" sagte die Mutter und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmut. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach. „Lieber Vater im Himmel!" sagte sie, „ach sieh' da eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Witwe und ein armes Waislein — blicken zu dir auf. Wir sind in großer Not und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Not und ich will dein Erretter sein. O, zu dir flehen wir! Verstoß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Ratschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen weiten Erde ein anderes Plätzchen finden und gib uns Trost in's Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen, vom Hügel dort das letzte Mal nach unserer Hütte uns umsehen!"

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden — sie blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden hatte, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter, sieh' doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh', da schwebt es am Fenster! O, sieh' — jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! — Sieh' nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferchen, lieber Ferdinand," sagte die Mutter. „Bei Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen?" sagte der Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt dich nicht," sagte die Mutter und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. Fang' es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen und suchte das glänzende

Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle — schwebte, zu haschen.

Aber — „O weh!“ rief jetzt der Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter dem großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh' es wol deutlich,“ sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand, und der Boden und jenes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hin schiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz.“

„Habe nur Geduld,“ sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen.“

Der Knabe wartete ein wenig und kam dann zur Mutter herbei und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! o lange doch du es hervor, oder rücke den Kasten ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen.“

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war Etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that — indem sie es aufhob — einen lauten Schrei. „Gott!“ — rief sie — „nun ist uns ja auf einmal aus der Not geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sei während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirtschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt hat. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wol niemals von der Stelle kam!“

Sie zündete sogleich ein Licht an und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres noch an den dreihundert Gulden schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sanct Martins-Tag habe ich mit Johann Blum abgerechnet, und ist er mir weiter nichts mehr schuldig als 50 Gulden, sage fünfzig Gulden.“

Die Mutter schlug vor Freude die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben.“

„Nicht wahr,“ sagte der Kleine, „daran bin ich schuld? Wenn ich dich nicht so gebeten hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können.“

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh', als wir Beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein — und leuchtete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein

Haar von unserm Haupte. Merke dir dies dein Lebenlang und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Not. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden, er kann es durch ein beflügeltes Würmchen."

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sei. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Witwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Das ist Gottes Finger, er hat Euch sichtbar geholfen."

Der junge Meierbauer aber stand sehr gerührt da und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Witwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrtum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Not geratet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen; denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht — und ihm vertrauen ist ein sichereres Kapital, als der größte Reichtum. Und wenn ich in Not komme, oder mein Weib eine Witwe und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle er uns auch so helfen, wie er Euch geholfen hat."

„Vertrauet eben so auf ihn," sagte der Richter, „und seid so rechtschaffen, wie diese fromme Witwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Not Euch auch nicht ausbleiben."

Christoph Schmid.

10. Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände hingelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einige oder wenige Fuß unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Oerter trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem es oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Witwe in mittlerem Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Ortes hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal, in einem besonders harten Winter, wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie im Herbste

gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Oertern mitzunehmen pflegten. An der Sommerseite der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten hinweggeleckt hatte, fingen sie an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Da ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das einzige, was sie noch unter einander theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam; die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Witwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Witwe von Sarepta, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, und nur eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte des Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benedictinerkloster. An der Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen; denn seine Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte Anfangs diese Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter anderen Dingen nach dem Notwendigsten, was nach den Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzern Gebeten gut her und beantwortete munter einige Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Not ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedict trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die luftigen Berge. In die Kost ging er bei den

einzelnen Besitzern der Ziegen. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benedictinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höfen nicht. Da lag der damals noch unbenutzte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedict legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „Wenn ich fünfzig solcher viereckigen Tafeln hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. „Ist es da so gegangen“, dachte nun Benedict, „so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen.“ Und er hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommen viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu polieren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indeß trieb er dies Alles als eine bloße Spielerei und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bett findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen, und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedict.

„Er stand“, antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies, und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hierher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wol die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wolfeilsten sind.“

„So, so!“ versetzte Benedict, warf seinen hornenen Löffel in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden.

Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte, als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgulden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarten vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthür, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischofe stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren und legte sie dann auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten, und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Ware zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern in's Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berge hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedict, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen; sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eich-

städt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrack freilich, als sie ihn in der Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen, denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wol, mußte sie thun, als wäre ihr Benedict krank. Sie nahm Geisel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunterging, kamen einige Maulthiere herauf, ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedict hinter einem Knecht des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Witfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist, und ihn versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedict bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

K. Stöber.

11. Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus und nimmt in seinen Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da klare Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf und gönnen den Blicken, in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees aber liegt ein kleines Eiland und auf ihm eine Kapelle, dem hl. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehen. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrack heftig zusammen, drehte sich, die weitausgespannten Fittige stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserem Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wol bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wol geschehe, weil sie von ihrer

Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe wirklich das Nest erreicht und hinein gesehen; zwei junge Geier hätten darin gesessen und, Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

„Alles hier“, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, „ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall.“ — „Mit nichten“, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn der Donner der Lawinen oder der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euren Heiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! — der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt! Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden! Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zugehör, muß er den schroffen, schlüpf-

rigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und Alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das Alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist."

„Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit", sagte ein Anderer. „Es ist eine Gewohnheit. Wie sauer einem auch die Arbeit ankommt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach und nimmt wol ganz unnütze Dinge vor. Ein paar Schlachten, ein paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd, als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles."

„Allerdings", sagte ein eifriger Naturforscher: „wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte oft nicht hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen und, ebenso wie eure Gemsenjäger, um geringen Gewinnes willen ihr Leben auf's Spiel setzen. Ich kam einstmals auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das Erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor Kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein munterer elfjähriger Knabe hülfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehre umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid", fuhr er fort; „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin.

„In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee und der Knabe röstete einen Toast (Brotschnitte) am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche", sagte er, „ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären

von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wolgemut vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt nicht sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen, denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen; auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut, — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause, sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Die Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. „Er macht sein Testament“, sagte Billy. „Nun“, antwortete ich, „wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen.“ Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nahe, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals, und während wir uns in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führte einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Mut seines Knaben hinzu. Ich war übel zugerichtet, das ist wahr, und ich werde

wol noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war." —

„Das war freilich ein wunderlicher Kampf," sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Not macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wol Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches in seiner Art, aber noch Außerordentlicheres trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimat, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Witwe auf dem Dorfe: diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüberkamen, sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Mute. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthüre stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wolgemut, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf den Schlitten zusammenzulegen und festzubinden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Not? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühre dich nicht. Ich habe Mut!" — „Ach, mein Gott!" sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram." Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellt sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packte ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne jedoch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolf einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Mut Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an,

dann die Thiere, die mit offenem Rachen auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, bekreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben."

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos von Natur er ist, doch durch Klugheit, Mut und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und sagte: „Es ist mir bei den interessanten Erzählungen dieser Herren die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, und der vielleicht der außerordentlichste, gewiß aber wegen seines Ausgangs der schrecklichste ist, den man sich denken kann. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber noch ist der Eindruck davon so gewaltig in mir, daß, so oft ich daran denke, mein ganzes Gemüt davon bewegt und erschüttert wird."

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise: „Was dem Ereignisse, das Sie zu hören wünschen, ein eigentümliches Interesse gibt, ist die Jugend und die ganze Eigentümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesicht zugleich der Mut eines Mannes, eine kindliche Gutmütigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinem Geschäfte zusahen und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leichthin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wol zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Kindheit an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater" sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an, und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe

kommt etwas hinten nachgeschwommen, und da ich hinsehe, wer soll's sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau hinaufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrieen, er stände unter dem Schutze Sr. großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt."

„Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen, und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden; wir hörten ihm alle gerne zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinausrief und dem zitternden Kinde Mut einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte, so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns Alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles geriet in Bewegung, Einer lief gegen den Andern, die einen schrieen, um das Thier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand;

endlich hält er es fest und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man ihn wol nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen, er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wütend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wut drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam erblickt wurde. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: „Wo ist Volney?“ Dann, als besänne er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite, und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmütigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, reden Sie aber nicht von Belohnungen. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir.“ Nach diesen Worten fing er von Neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

„Während dies auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wut spottend, zwei- bis dreimal das Schiff, dann wendete es sich nach der offenen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.“

F. Jacobs.

12. Die Heide und das Heidehaus.

I.

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Heide, wohin ich den lieben Leser führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie Heide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Heideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hing, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgingen. Ferner

war noch in ziemlicher Verbreitung die Wachholderstaude da, im Weitern aber kein anderer Schmuck mehr! Man müßte nur die ferneren Berge hierher rechnen, die ein wunderschönes blaues Band um das mattfarbige Gelände zogen.

Wie es aber des Oeftern geht, daß tiefsinnige Menschen, oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hat, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: so geschah es auf diesem Heideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten — die Schafe, um das kurze würzige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein passendes Futter da war, mehr ihren Betrachtungen und der reinen Luft überlassen, nur so gelegentlich den einen oder andern weichen Sprossen pflückend — fing er inzwischen an, Bekanntschaft mit allerlei Wesen zu machen, welche die Heide hegte, und schloß mit ihnen Bündniß und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Heide, reichlicher vorfand, und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigiger Abstammung und Sippschaft, nebst manch schönblum'ger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an andern Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg, aus welchen Gründen ist unbekannt, da hier seit Menschenbesinnen nie ein Pferd ging, was überhaupt ein für die Heide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegbefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften gingen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Gesellschaft verließ, und er sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen mußte, ja, das Suchen war ihm selber abenteuerlich, vorzüglich, wenn er weit und breit wandern mußte. Auf dem Hügel des Roßberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevolles, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, Anfangs für Einen, dann füglich für Drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Heidesack legte, und sein Brot, und die unzähligen Heideschätze, die er oft hierher zusammentrug. Gesellschaft war im Uebermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten, die kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wolriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg — seine Aeste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie Jahr aus Jahr ein den reichlichen Heidegästen auftischten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wundersamen Heideblümchen, glutfärbig

oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wachholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren, mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträuche, und sogar, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselrute. Böse Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wol kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Heide, seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte — aber von Andern muß gesprochen werden.

Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender purpurflügeliger Springer, der dutzendweise vor ihm aufflog, und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreiste — da waren dessen unzählbare Vettern, die größeren und kleineren Heuschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heiducken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Gesänge längs der ganzen Heide war — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Heidegras, oder über seinen Filzhut, auf den er sich gerne setzte — dann die Fliegen, summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflügelige — dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Aeuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln wie eitel Abendröthe — dann endlich war die Ammer, und sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rotkehlchen, die Heidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hing; der Distelfinke, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie, und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rotes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt und ihn mit den glänzenden erschrockenen Aeuglein ansah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaufende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all' dieser Herrlichkeiten stand er, oder ging, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen, voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Heide-Einsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle, glutensprühige Phantasie. Um die Stirne war eine Wildniß dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand, und seinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts, als ein tüchtig Stück schwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicher Weise seinen blühenden Körper und den noch blühenderen Geist nährte, und ein kla-

res, kühles Wasser, das unweit des Roßberges hervorquoll, ein Brünnlein füllte, und dann flink längs der Heide forteilte, um mit den andern Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ocean der heilsamsten Luft um sich, und eine Farbe und Gesundheit reifende Lichtfülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen köstlichen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten aufthat, sondern meistens in seinem Schlosse an einen Holznagel hing, den er in die Felsenritze geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig, und wußte sich oft nicht zu halten vor Frohsinn. Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Heide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit ging die Phantasie mit, oder sie ging noch weiter, und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so, daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner innern Gestalten daher und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte, und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer, und Kinder und Kindeskinder, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, daß sie Heldenthaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder zu wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an, in die fernsten und entlegensten Theile der Heide, wohin er wol eine Viertelstunde zu gehen hatte; er zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit der Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme eingetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute sie aus den kleinen Steinen des Roßberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entstehe, das Niemand überwinden kann als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Balsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorher gesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn andere Wege, — oder er that das Alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche, und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben.

Die Sonne sah ihn an, und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röte, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Aepfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüsse, und wenn sie endlich gar die hellen, großen Tropfen auf seine Stirne gezogen hatte, dann erbarmte sie der Knabe, und sie weckte ihn mit einem heißen Kusse.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Heide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und stillere Gewalten, und es ward ihm wehe und sehnsüchtig — und er wußte

nicht, wie ihm geschah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Heide geben konnte, das hatte sie gegeben. Sein Auge ging über die fernen Duftstreifen des Meeres, und noch weiter hinaus, als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen und weit, weit von seiner Herde gehen.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Aehren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichen Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Dann wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ' ihm auf die Größe der Welt und des Menschen und Gottes.

Und somit laßt uns Abschied nehmen von dem Knaben auf der Heide.

II.

Eine gute Wegstunde von dem Roßberge stand ein Haus, oder vielmehr eine weitläufige Hütte; sie stand am Rande der Heide weit ab jeder Straße menschlichen Verkehrs; sie stand ganz allein, und das Land um sie war selber wieder eine Heide, nur anders, als die, auf der der Knabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, faßte zwei Stuben und ein Hinterstübchen, alles mit mächtigen braunschwarzen Tragebalken, daran manch' Festkrüglein hing, mit schönen Trinksprüchen bemalt. Die Fenster, licht und geräumig, sahen auf die Heide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schoppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demselben, worin Gemüse wuchs, ein Holunderstrauch und ein alter Apfelbaum stand — weiter ab waren noch drei Kirschbäume und unansehnliche Pflaumengesträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hause, kühl, aber sparsam; er floß vor dem hohen, starken Holzschaft in eine Kufe nieder, die aus einem einzigen Heidestein gehauen war.

In diesem Hause war es sehr einsam geworden; es wohnten nur ein alter Vater und eine alte Mutter darinnen, und eine noch ältere Großmutter — und Alle waren so traurig; denn er war fortgezogen, weit in die Fremde, der das Haus mit seiner jugendlichen Gestalt belebt hatte, und der die Freude Aller war. Freilich spielte noch ein kleines Schwesterlein an der Thürschwelle, aber es war noch gar zu klein, und war noch zu thöricht; denn es fragte ewig, wann der Bruder Felix wieder kommen werde. Weil der Vater Feld und Wiese besorgen mußte, so war ein anderer Ziegenknabe genommen worden; allein dieser legte auf der Heide Vogelschlingen, trieb immer sehr früh nach Hause und schlief gleich nach dem Abendessen ein. Alle Wesen auf der Heide trauerten um den schönen lockigen Knaben, der von ihnen fortgezogen.

Es war ein traurig schöner Tag gewesen, an dem er fortgegangen war. Sein Vater war ein verständig stiller Mann, der ihm nie ein Scheltwort gegeben hatte, und seine Mutter liebte ihn, wie ihren Augapfel, und aus ihrem Herzen, dem er oft und gerne lauschte, sog er jene Weichlichkeit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn. Den Vater ehrte sie als den Oberherrn, der sich Tag und Nacht so plagen müsse, um den Unterhalt herbeizuschaffen, da die Heide karg war, und nur gegen große Mühe sparsame Früchte trug, und oft die nicht, wenn Gott ein heißes Jahr über dieselbe herabsandte. Darum lebten sie in einer friedsamen Ehe, und liebten sich pflichtgetreu von Herzen, und standen einander in Not und Kummer bei. Der Knabe kannte daher nie den giftigen Mehlthau für Kinderherzen, Hader und Zank, außer, wenn ein stößiger Bock Irrsal stiftete, den er aber immer mit tüchtigen Püffen seiner Faust zu Paaren trieb, was das böseste Thier von ihm, und nur allein von

ihm gutwillig litt, weil es wol wußte, daß er sein Beschützer und zuversichtlicher Kamerade sei. Der Vater liebte seinen Sohn wol auch, und gewiß nicht minder als die Mutter, aber nach der Verschämtheit gemeiner Stände zeigte er diese Liebe nie, am wenigsten dem Sohne — dennoch konnte man sie recht gut erkennen an der Unruhe, mit der er aus und ein ging, und an den Blicken, die er häufig gegen den Roßberg that, wenn der Knabe einmal zufällig später von der Heide heimkam, als gewöhnlich — und der Bube wußte und kannte diese Liebe sehr wol, wenn sie sich auch nicht äußerte.

Von solchen Eltern hatte er keinen Widerstand zu erfahren, als er den Entschluß aussprach, in die Welt zu gehen, weil er durchaus nicht mehr zu Hause zu bleiben vermöge. Ja, der Vater hatte schon seit Langem wahrgenommen, wie der Knabe sich in Einbildungen und Dingen abquäle, die ihm selber von Kindheit an nie gekommen waren; er hielt sie deshalb für Geburten der Heide-Einsamkeit und sann auf deren Abhülfe. Die Mutter hatte zwar nichts Seltsames an ihrem Sohne bemerkt, weil eigentlich ohnehin ihr Herz in dem seinen schlug; allein sie willigte doch in seine Abreise aus einem dunklen Instinkte, daß er da ausführe, was ihm Not thue.

Noch eine Person mußte gefragt werden, nicht von den Eltern, sondern von ihm: die Großmutter. Er liebte sie zwar nicht so, wie die Mutter, sondern ehrte und scheute sie vielmehr; aber sie war es auch gewesen, aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Heidefreuden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal. Weit über die Grenze des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten, saß sie, wie ein Schemen, hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Todten, und zurückspinnend an ihrer innern, ewig langen Geschichte. Aber so, wie sie da saß, war sie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, sondern wenn sie oft plötzlich das eine oder das andere ihrer innern Geschöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes, oder wenn sie sanft lächelte oder betete, oder mit sich selbst redete, wundersam spielend in Blödsinn und Poesie, in Unverstand und Geistesfülle: so zeigte sie gleichsam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Dasein. Ja, der Menschenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Besitzerin, vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Heidebauerweibes. Ihre gemütreiche Tochter, die Mutter des Knaben, war nur ein schwaches Abbild derselben. Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch gelesen, die biblischen Geschichten; aber in diesem Buche las und dichtete sie siebenzig Jahre. Jetzt that sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war Styl und Typus jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und Romanhaft-Poetisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da saß er nun oft an Sonntagnachmittagen, gekauert an dem Holunderstrauch, — und wenn die Wunder und die Helden kamen, und die fürchterlichen Schlachten, und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeisterung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfing, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit welkem Munde zärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah, und in Worten, die er nicht verstand, aber tiefergriffen instinktmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Er-

zählung versammelte und ihre eigenen Verstorbenen einmischte, und nun Alles dramatisch skizzenhaft durcheinander reden ließ: da graute er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Thore seiner Seele weit auf, und ließ den phantastischen Zug eingehen, und nahm des andern Tags das ganze Getümmel mit auf die Heide, wo er Alles wieder nachspielte.

Dieser Großmutter nun wollte er sein Vorhaben deuten, damit sie ihn nicht eines Tages zufällig vermisse, und sich innerlich kränke, als sei er gestorben.

Und so — an einem frühen Morgen stand er neben den Eltern reisefertig vor der Thüre, sein dürftig Linnenkleid an, den breiten Hut auf dem Haupte, den Wachholderstab in der Hand, umgehängt den Heidesack, in welchem zwei Hemden waren und Käse und Brot. Eingenäht in die Brusttasche hatte er das wenige Geld, welches das Haus vermochte.

Die Großmutter, immer die Erste wach, kniete bereits nach ihrer Sitte inmitten der Wiese an ihrem Holzschemel, den sie dahin getragen, und betete. Der Knabe warf einen Blick auf den Heiderand, welcher schwarz den lichten Himmel schnitt — dann trat er zu der Großmutter und sagte: „Liebe Mutter, ich gehe jetzt, lebet wohl und betet für mich."

„Kind, du mußt der Schafe achten, der Thau ist zu früh und kühl."

„Nicht auf die Heide gehe ich, Großmutter, sondern weit fort in das Land, um zu lernen und tüchtig zu werden, wie ich es ja Euch gestern Alles gesagt habe."

„Ja, du sagtest es," erwiederte sie, „du sagtest es, mein Kind — ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott, aber komme wieder, Jacobus."

Jacobus hatte ihr Sohn geheißen, der auch einmal fortgegangen, vor mehr als sechzig Jahren, aber nie wieder zurückgekehrt war.

„Mutter", sagte er noch einmal, „gebt mir Eure Hand."

Sie gab sie ihm; er schüttelte sie und sagte: „Lebt wohl, lebt wohl."

„Amen, Amen", sagte sie, als hörte sie zu beten auf.

Dann wandte sich der Knabe gegen die Eltern, das Herz war ihm so sehr emporgeschwollen — er sagte nichts, sondern mit eins hing er am Halse der Mutter, und sie, heiß weinend, küßte ihn auf beide Wangen, und schob ihm noch ein Geldstück zu, das sie einst als Patengeschenk empfangen, und immer aufgehoben hatte, allein er nahm es nicht. Dem Vater reichte er bloß die Hand, weil er sich nicht getraute, ihn zu umarmen. Dieser machte ihm ein Kreuz auf die Stirne, auf den Mund und die Brust, und als hierbei seine rauhe Hand zitterte, und um den harten Mund ein heftiges Zucken ging, da hielt sich der Knabe nicht mehr; mit einem Thränengusse warf er sich an die Brust des Vaters, und dessen linker Arm umkrampfte ihn eine Secunde, dann ließ er ihn los und schob ihn wortlos gegen die Heide. Die Mutter aber rief ihn noch einmal und sagte, er möge doch auch das kleine Schwesterchen gesegnen, die man in ihrem Bettlein ganz vergessen habe. Drei Kreuze machte er über den schlafenden Engel, dann schritt er schnell hinaus und trotzig vorwärts gegen die Heide.

So ziehe mit Gott, du unschuldiger Mensch, und bringe nur das Kleinod wieder, das du so leichtsinnig fortträgst.

Als er an den Roßberg gekommen, ging die Sonne auf, und schaute in zwei treuherzige, zuversichtliche, aber rotgeweinte Augen. Am Heidehause spiegelte sie sich in den Fenstern, und an der Sense des Vaters, der mähen ging.

Adalbert Stifter.

13. Die Geschichte des alten Wolfes.

(Späte Bekehrung.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren. „Schäfer", sprach er, „du nennst mich einen blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wann mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wol zufrieden sein; denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Thier, wann ich satt bin." — „Wann du satt bist, das kann wol sein!" versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz, ihr werdet es nie. Geh' deinen Weg."

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer. „Du weißt, Schäfer", war seine Anrede, „daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir aber überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen." — „Sechs Schafe?" sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!" — „Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen", sagte der Wolf. — „Du scherzest! fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan." — „Auch nicht vier?" fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf. — „Drei? zwei?" — „Nicht ein einziges!" fiel endlich der Bescheid; „denn es wäre ja wol thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

„Aller guten Dinge sind Drei", dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer. „Es geht mir recht nahe", sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gib mir jährlich e i n Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den Niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. E i n Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?" — „O, über nichts. Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer. — „Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen." — „Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen bloß, um dich desto gemächlicher und mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich diesen Umstand zu Nutze. „Schäfer", sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast. Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in den Dienst nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen." — „Du willst sie also", versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen?" — „Was meine ich denn sonst? Freilich!" — „Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb in's Haus nehmen, um vor den Dieben außer

dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen . . ." — „Ich höre schon", sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!"

„Wäre ich nicht so alt!" knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich, leider! in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf. — „Deines Gleichen wenigstens kenne ich", versetzte der Schäfer. — Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wol wert bin." — „Und wie sonderbar bist du denn?" — „Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht . . ." — „Spare der Worte!" sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todte, und gesunde für kranke ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!"

„Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen", dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer. „Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?" fragte der Wolf. — „Dein Pelz?", sagte der Schäfer. „Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft untergehabt haben." — „Nun, so höre, Schäfer! Ich bin alt und werde es nicht lange mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz!" — „Ei, sieh doch", sagte der Schäfer. „Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mir am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk damit zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt." Hiermit griff der Schäfer nach der Keule und der Wolf entfloh.

„O, die Unbarmherzigen!" schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wut. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet: denn sie wollen es nicht besser!" Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und wurde nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen."

Lessing.

14. Aus der „Geschichte der Abderiten".

(Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermutete Entwicklung.)

Sobald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die Antwort: Sehr wol! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sich's vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bald mit seinem Sehr wol heraus: aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar seine unfreiwillige, wiewol ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für Achselzucken ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn

der junge Abderitische Herr nicht so wolfeil durchwischen. — „Es scheint,“ sagte er, „das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Pièces von Euripides!“

Das Stück mag nicht so übel sein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?“

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomophylax*) ist ein großer Mann in seiner Art.“

Ganz gewiß!

„So sind Sie vermutlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?“

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?“

O sehr scharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?“

Das werden Sie am besten wissen.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daß Perseus ein großer Schauspieler ist?“

In der That, ein hübscher, wolgewachsener Mensch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre machten! Finden Sie zum Beispiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?“

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten.“

Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders willen hören, was Sie gegen unsere Musik oder gegen unsere Schauspieler einwenden könnten.“

Könnten? sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — Verzeihen Sie mir, ich mag Niemand sein Vergnügen abdisputieren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!“

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr. Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde sein? Hi, hi, hi!“

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein Anderer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

„Ei, ei“, sagte ein anderer Abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, „Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein: Sie haben unsere Neugier, unsere Lernbegierde

---

*) Ein hoher Beamter, der über die Aufrechthaltung der Gesetze wacht.

(er sagte dies mit einem dumm-naseweisen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?"

Da müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke, Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören, was schön ist."

Ich gebe Ihnen zu, wenn Sie wollen, erwiederte jener, daß schöne Stellen in der Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene, schulgerechte, artikelmäßige Musik sein; ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?"

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt.

„Das Ganze, schrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wol hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsere beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatte bereits verschiedene andere Abderiten herbeigezogen; Jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nationaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu: und der Fremde, wiewol er ein langer stattlicher Mann war, fand für nötig, sich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

Endlich kam der Herr Gryllus, der von fern gehört hatte, daß die Rede von seiner Musik war, in eigener Person dazu. Er hatte eine ganz eigene Art, die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er Jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum Voraus zu empfinden geben wollte. — „So?" sagte er, „hat meine Komposition nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — versteht ohne Zweifel die Setzkunst? He?" —

Es ist der Nomophylax, — sagte Jemand dem Fremden in's Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessen Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomophylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Komposition vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposition! Hä, hä, hä! Nun lassen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?" grinste der Nomophylax naserümpfend.

Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden! Und das wissen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht

auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? hi, hi, hi?"

Ich weiß, was ich sage, versetzte der Fremde: und wenn's denn sein muß, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durch's ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Ratsherr.

„Es braucht's auch nicht", rief der Nomophylax. „Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter selbst! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wol nicht besser verstehen wollen, als der Dichter selbst? — Sie alle hier unterschreiben sich als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!"

Die Mühe können Sie sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um dem Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appelliren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomophylax pon Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abwesenden appellirte — in eigener Person dastand.

Der Nomophylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu sein. — „Euripides!" rief er — „Wie? der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz auf Weiß geben."

Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinen Namen streitig machen lassen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," fiel der Sykophant des Thrasyllus ein, „nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomophylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will Alles sein, was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomophylax soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

„Nä, nä, nä", rief der Nomophylax, „das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße —"

„Erhitzen Sie sich nicht, Herr Kollege", sagte der politische Ratsherr. „Ich bin zwar kein Physiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich raten, piano zu gehen."

„Mich wundert", fing einer von den Umstehenden an, „daß man hier so viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden sein könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht."

„Bravo, bravo!" schrie der kleine dicke Ratsherr; „das ist doch ein Wort von einem gescheiden Manne! Ha, ha, ha! Die Büste, das ist

gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewol sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen, so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen: denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thiere ähnlicher als ihm.

„Nun", schrie der Nomophylax triumphierend, — „was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

Ich kann etwas sagen (versetzte der Fremde, den die Komödie nachgerade zu belustigen anfing), woran von Ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewol es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen!" grinste der Nomophylax; „man kann freilich viel sagen, wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä? — Und was kann der Herr sagen?"

Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr", rief der dicke Ratsherr, „das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor, wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer. — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen goldenen Buchstaben drunter Euripides."

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborene Ernsthaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht auszuberſten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern", riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kuriose Frage", sagte der Abderiten einer, sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapriziose Frage, beim Jupiter!" rief ein anderer: „nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Ratsherr!"

Ist der dicke Herr ein Ratsherr dieser berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, von schönem Parischen Marmor! und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wol bloß daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. Es muß doch wol Euripides selber sein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Ratsherr selbst bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen

hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und eine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten versicherten nun einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomophylax, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mir nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte, lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Ratsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (sagte der dicke Ratsherr zu einem der Umstehenden). Der leibhaftige Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts Gleicheres sehen! Wo doch wol der, der Nomophylax seine Sinne hatte? Aber, ja, ja, er mochte wol, ein Bischen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores*). — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

Wieland.

15. Der sterbende Schwan *).

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst und badete sich im Glanz der Abendröte; „beinahe ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Scharen? Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Welle ziehe und mich, im Abglanze des Himmels trunken, verweile. Wie wollte ich dich singen, gold'ne Abendsonne, dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!" — Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn freundlich zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen", sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's, und aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit; dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See, und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Ge-

---

*) Dichter lieben den Wein.

*) Dieser Paramythie liegt eine alte Schiffersage der Griechen zum Grunde, nach welcher man früher glaubte, der Schwan singe nur kurz vor seinem Tode. Daher nennt man auch wol das letzte poetische Erzeugniß eines Dichters seinen Schwanengesang.

stalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wiederfand, am Fuße des Apollo, in seiner wahren, himmlischen Schönheit. — Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, das sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklagt. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an, das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet. — Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, gibt dir der Augenblick deines Todes.

Herder.

16. Der Unzufriedene.

In einem schattigen Thälchen, nicht weit von der Heerstraße, war eine Baumschule angelegt. Ein schöneres Plätzchen hätte auch Niemand dazu finden können. Die jungen Pflänzlinge erfreuten sich der Morgensonne, während ein naher, stark bewaldeter Berg Nachmittags erquickenden Schatten gab. Von der Landstraße war das Thal gerade weit genug entfernt, um vor lästigem Staube zu sichern, und seine Seitenwände schützten die jungen Bäumchen vor scharfen Winden.

Es war ein fröhliches Leben in der Baumschule. Junge Pappeln, Kirschen- und Apfelbäume, Kastanien-, Ahorn-, Pflaumen- und Nußbäume, alle wuchsen in geregelten Reihen munter empor und sahen so frisch und kräftig aus, daß jeder Wanderer überrascht stehen blieb und die liebliche Pflanzung mit Freuden betrachtete.

Nur ein Kirschbäumchen war mit seiner Stellung nicht zufrieden. Ach, seufzte es oft, wie eng und gedrückt stehe ich doch hier, nach keiner Seite hin habe ich Aussicht in's Freie! Und lebt man einmal ein Bischen auf, macht man sich nur ein klein wenig breit, so kommt flugs der Gärtner mit seinem scharfen Messer und schneidet einem die besten Zweige vom Stamme herunter, daß man laut aufschreien möchte. Und wenn er nicht an mir herumschneidet, so hackt er mir doch an den Wurzeln, daß ich über und über erzittere, oder er schnürt mich so fest an einen Pfahl, daß mir das Blut stocken möchte und ich mich nach keiner Seite hin frei bewegen kann.

So seufzte und klagte das Bäumchen oft und wünschte nichts sehnlicher, als endlich aus dem Thale erlöst zu sein und an die Heerstraße versetzt zu werden, wo mehr Freiheit herrschte, wo die großen Bäume standen und ihm öfters zuzuwinken schienen.

Dieser Wunsch sollte auch bald erfüllt werden, denn eines Tages kam der Gärtner, säuberte den Boden um das Bäumchen, hob es mit einigen kräftigen Spatenstichen aus der Erde und trug es vorsichtig hinauf an die Heerstraße. Hier wartete seiner schon eine Vertiefung, in welche es alsbald eingesetzt und mit Erde umschüttet wurde, die der Gärtner festtrat. Dann schlug er einen Pfahl ein, band es daran fest, gab ihm noch einmal zu trinken und ging seines Weges. Das Alles kam so schnell und plötzlich, daß das Bäumchen gar nicht recht wußte, wie ihm geschah und seinen Jugendgefährten nicht einmal Lebewol sagen konnte.

Ob's unser Kirschbäumchen nun wirklich besser hatte? Ob es nun recht zufrieden war? Anfangs und nachdem das bischen Heimweh vorüber, schien

es so, und das Bäumchen wuchs zusehends und machte sich recht breit und schaute mit stolzem Selbstgefühle in's Thal hinab auf seine Jugendgenossen. Aber nach einigen Wochen umwölkte sich der Himmel, ein heftiger Wind erhob sich, mit Regenschauer begleitet, und hätte unser Kirschbäumchen nicht den Stab zur Seite gehabt, so würde es ihm schlimm ergangen sein. Aber auch dieses Beistandes sollte es sich nicht lange mehr freuen, denn eines Abends spät kam ein diebischer Mensch, schnitt die Weiden, mit denen das Bäumchen festgebunden war, hastig durch, riß den Pfahl aus der Erde und lief damit rasch von dannen. Nun hatte das Bäumchen keinen Schutz mehr und war öfters in großer Gefahr, vom Sturme gebrochen zu werden. Endlich legte sich dieser, aber bald kamen neue Leiden. Wochenlang brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, unser Bäumchen verschmachtete fast vor Durst, aber noch mehr plagte es der Staub, den jeder Luftzug oder Wagen und jede Viehherde aufwirbelte, der sich ihm auf alle Blätter und Zweige setzte, ihm den Atem erschwerte und einen großen Theil seiner Blüten erstickte. Auch dieses Leid wurde überstanden, denn endlich kam ein erfrischender Regen, wusch den Staub hinweg und stärkte unser Bäumchen so, daß es wieder wachsen und Früchte ansetzen konnte. Aber nun kamen neue Trübsale. Böse Buben, welche vorbeigingen, rissen ihm Zweige ab oder schlugen und warfen nach den Früchten, und häufig genug kam das Vieh und rieb sich an dem Stamme, also, daß sich von den Bäumchen die schützende Rinde ablöste und es vor Schmerzen aufseufzte.

Da gedachte unser Kirschbaum des stillen Thales und seines Aufenthaltes in der schützenden Baumschule! Ach, wie habe ich mein Glück und die Sorgfalt des Gärtners verkannt, seufzte er oft, und wie sehe ich erst jetzt ein, daß jene Zeit, die ich so oft verwünschte, die glücklichste meines Lebens war!

Jünglinge und Jungfrauen, seht in diesem Baume euer Bild! Wol wird auch für Euch die Zeit kommen, wo ihr das Elternhaus, die Familienkreise und die Schule verlassen und in die Welt eintreten müßt; aber ersehnet diese Zeit nicht gar zu heftig und laßt euch durch den Hinblick auf die lockende Zukunft nicht um den frohen Genuß der Gegenwart bringen. Ihr werdet es alle erfahren, daß uns auf dem Markte und der Heerstraße des Lebens Stürme der Trübsal umbrausen, daß wir dort öfters allein stehen, daß unsere schönsten Hoffnungsblüten, daß die besten Entschließungen und die Früchte des edelsten Strebens vom Neide vergiftet oder von bösen Buben in den Staub gezogen werden, und daß die Elendesten Gelegenheit finden, euern Frieden zu stören. Auch für euch kommt die Zeit, wo ihr voll Sehnsucht auf eure Jugend zurückschaut und mit Dankbarkeit und Wehmut eurer Gefährten und Pfleger gedenkt. Aber weil diese Zeit nicht ausbleibt, so erkennet und genießet dankbar das Gute der Gegenwart.

L. Kellner.

17. Die alte Mühle.

An einem Sylvesterabende, als der Gevatter Müller schon alle Schützen vorgeschoben hatte, und das klare Wasser der Altmühl unbenutzt über die grünen Steine des moosigen Wehres hinabrauschte, als die ganze Mühle schwieg, wie der Mund eines redseligen Weibleins in festem Schlafe, erzählte der alte Schullehrer von Zimmern folgende Geschichte:

„Am Fuße des Nagelberges, nicht weit von der Mündung des Forellenbaches in die Altmühl und eine Viertelstunde von der weißen Straße, auf der die schweren Frachtwagen zwischen Augsburg und Nürnberg hin-

und herfahren, stand vor etwa 300 Jahren eine baufällige Mahlmühle. Das Schieferdach war ganz mit Moos überzogen, der Schornstein halb eingestürzt, die Mauer gegen den Bach zu voll arger Risse, und die Radstube in sich zusammengesunken. Jedermann, der das Wasserrad gehen sah, wunderte sich über die kühnen Leute, die zwischen solchen Mauern und unter einem solchen Dache schlafen mochten. Dies waren aber nur zwei Personen, die Besitzerin der Ruine, ein altes blindes Weib, und ihr einziger Sohn, ein gesunder rüstiger Bursche. Und diese würden gar gern gebaut haben, wenn sie nur Geld gehabt hätten, die Maurer und Zimmerleute zu bezahlen. Eine junge und reinlich gehaltene Kuh im kleinen Stalle focht aber der Greuel der Verwüstung nicht im Geringsten an, und sie that daran fast weislicher, als der vorüberziehende Krämer aus Schwaben, welcher meinte, in dieser Hütte müsse der Geiz oder die Liederlichkeit wohnen. Denn der selige Müller war weder von jenem noch von diesem Laster ein Freund gewesen, aber von den vorüberziehenden feindlichen Scharen zweimal rein ausgeplündert worden und vor Kummer über das Herabkommen seines Hauswesens gestorben. Der Pfarrer von Treuchtlingen hielt ihm umsonst eine Leichenpredigt über die Texteworte: „Er heißet Herr, und freuet euch vor ihm, der ein Vater ist der Waisen und ein Beschirmer der Witwen.“ — Er tröstete aus dieser Verheißung die Witwe mit ihrem Sohne und betete für sie. Sein Gebet wurde von dem Herrn auf eine ganz besondere Weise erhört.

„Ehe sich die alte Müllerin mit ihrem Sohne zu Tische setzte, pflegte sie immer mit lauter Stimme zu beten: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheret hast“ — und zwar so, daß man leicht merken konnte, sie wisse und denke daran, mit wem sie spreche, wenn sie den Mund zum Gebet aufgethan habe. Und da erging es ihr denn auch, wie weiland der Witwe von Zarpath oder Sarepta.

„Ritter Ulrich von Treuchtlingen, der in der ganzen Umgegend nur der goldene genannt wurde, weil er durch eine christliche Wirtschaft reicher geworden war, als alle seine freiherrlichen Nachbarn weit und breit, ging an einem Herbstabende an dem offenen Fenster vorüber, gerade als die Müllerin in ihrer Stube wieder wie gewöhnlich betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheret hast.“ — Der goldene Ritter war aber allein und hatte, um nicht in seinem Vergnügen, der Jagd, gestört zu werden, seine Leute mit den vielen und schönen Sachen vorausgehen lassen, die er zur Aussteuer seiner einzigen Tochter und Erbin in der Reichsstadt Weißenburg gekauft hatte. Darum hinderte ihn auch nichts, stehen zu bleiben und bei sich zu sprechen: „In manchem Hause, an dem ich vorüber ging, habe ich schon beten hören; aber gegen dieses Beten war es nur immer ein Plappern der Heiden, und es gelüstete mich nie, unter solche Beter zu treten. Mit den Leuten in diesem Hause muß ich näher bekannt werden. An meinem Wams werden sie mich nicht erkennen, denn es sieht aus wie eine Wiese im November.“

„Und er schob die hölzernen Riegel der Haus- und Stubenthür zurück, trat an den Tisch und sagte in der freien Weise eines Forstmannes: „Guten Abend! Der Herr Jesus kann heute nicht selber kommen und schickt mich statt seiner.“ — Dann setzte er sich ohne Umstände auf die Bank an der Wand. Auch die Witwe und ihr Sohn fragten nicht erst lange, wohin und woher? sondern der junge Müller reichte ihm einen saubern hölzernen Löffel aus der Tischlade zu dem Mehlbrei, und die Alte sagte: „Esset, so viel euch beliebt, und thut, wie zu Hause.“ Und während nun der Brei unter dem langsam schöpfenden Löffel immer tiefer fiel, wie das Wasser in einem abgelassenen

Fischteiche, meinte der goldene Ritter, den die guten Leute wirklich für einen wandernden Forstmann ansahen: „Mit Gunst, gute Mutter, verstehet Ihr denn auch, was Ihr betet, wenn Ihr so zum blauen Himmel hinaufruft: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast?"

„O freilich verstehe ich das," entgegnete die Alte, die schon lange zu essen aufgehört und den Rest der Speise den Männern überlassen hatte, — „wenn ich das nicht wüßte, und wenn dieses Wort nicht aus meinem Herzen käme, so oft es über meine Lippen kommt, dann säßest du nicht an meinem Tische, und noch wenige hungrige Wanderer wären daran gesessen. Ich weiß es wohl, der droben sitzt zur Rechten seines und unsers Vaters, wird sich nicht mehr an den Tisch der Sünderin setzen, wie er sich einst, da er noch im Fleische wandelte, an den Tisch von Sündern und Zöllnern gesetzt hat. Aber es steht geschrieben: Was ihr thut einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das thut ihr mir. Und ich möchte gern einmal zu seiner Rechten stehen, wenn er so von seinem Gnadenthrone herab sprechen wird: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset."

„Und während nun bei dem goldenen Ritter und der Müllerin ein Wort das andere gab, hängte der Sohn die Armbrust und die Pelzmütze des Gastes an die Stange über dem Ofen und begab sich dann in die Dachkammer des Hauses zur Ruhe. Auch die Alte tappte sich bald darauf hinaus in das Gemach neben der Stube, und der Ritter that, als wollte er dem Exempel der guten Leute folgen und die Ofenbank zu seinem Nachtlager erwählen. Aber er legte sich nicht, sondern nahm, indem ihm der Vollmond dazu leuchtete, aus seiner Jagdtasche die Thaler, die ihm von dem Einkaufe in Weißenburg übrig geblieben waren, steckte sie uneingewickelt in den Beutel des stillstehenden Mahlganges und verließ so stille, als ginge er birschen, die gastliche Mühle, um nach Treuchtlingen zu seiner Tochter zurückzukehren, die schon dreimal voll Sorgen gefragt hatte: „Wo bleibt denn heute der Vater?"

„Der Sohn der Witwe schlief aber nur zwei oder drei Stunden und kam dann aus seinem luftigen Schlafgemach wieder herab, um den Weizen des Wirts von Detterheim zur bevorstehenden Kirchweih vollends zu mahlen. Und nun geschah, was der goldene Ritter gewollt hatte. Kaum war der Mahlgang angelassen, kaum fing der Kasten an zu klappern, als Thaler um Thaler klingend aus dem Beutel in den Vorkasten fiel. Der junge Müller blieb lange wie eine Bildsäule davor stehen, bis er endlich zulangte und die großen, gewichtigen Münzen aus der Kleie in seine Mütze klaubte, um sie seiner Mutter in die Kammer zu bringen."

„Und diese Thaler" — setzte der alte Lehrer von Zimmern hinzu — „verwandelten sich nicht in Kohlen, wie es bei Teufelsmünzen der Fall sein soll, sondern ein neues Haus, das sich den nächsten Sommer darauf auf dem Platze des alten erhob, zeigte wozu sie verwendet worden waren. — Noch ehe sie starb, legte die Witwe ihre Hand segnend auf das Haupt einer wackern Schwiegertochter, und der Krämer aus Schwaben ging nie mehr des Weges, ohne einzukehren und seinen Löffel in die gastliche Schüssel zu tauchen, oder unter dem sichern Dache zu schlafen."

K. Stöber.

18. Der Findling.

Der Tag vor dem heiligen Weihnachtsfeste ging zur Neige; aber der Sturm, welcher Millionen von Schneeflocken vor sich herjagte und erst hin-

ter Zäunen und Hochstraßen oder in Hohlwegen fallen ließ, legte sich nicht, sondern wurde nur noch um viele Grade lauter und heftiger. Die Natur hatte nunmehr zwei Farben, wenn sie anders so genannt werden können, nämlich das Weiß des Schnees und das Grau der Dämmerung. Desto heimlicher und prächtiger wurde es in dem kleinen Saale des Fürsten von Ebendorf. Die reine Wärme, die sich in den Kanälen durch den ganzen Palast verbreitete, erfüllte auch diesen Raum desselben. Der Tapezierer bereitete darin mit Hilfe und Beirat einiger andern dienstbaren Geister eine der reichsten Weihnachts-Bescherungen vor. Die schweren seidenen Gardinen an den hohen Fenstern wurden zugezogen, um das Halbdunkel des sinkenden Tages auszuschließen, das, mit Kerzenschimmer vermischt, eine so ungünstige und den Augen lästige Beleuchtung gibt. Dann ließen unsichtbare Hände durch eine runde Oeffnung in dem Plafond den großen Kronleuchter mit fünfzig Lampen herab. Aber je mehr das Licht derselben durch matt geschliffene Deckgläser gemildert wurde, desto mehr hob sich eine hohe junge Fichte, die, von schweren moosbedeckten Felsbrocken gehalten, unter dem Orchester an dem einen Ende des Saales stand. Denn so viele Wedel sie nach allen Seiten ausstreckte, so viele Gaslichter brannten an den äußersten Spitzen derselben, genährt aus feinen, mit grünbrauner Farbe und mancherlei Flechten überzogenen Röhren, die an dem Stamme und an den Aesten des Baumes hinauf und hinausliefen und aus einem Hauptkanale des Palastes gespeist wurden. Zwischen den Lichtern hingen aber nun Düten von Gold- und Silberpapier mit Nummern aus dem feinsten Schaumkonfekt, und zwischen diesen mehrere Tannenzapfen, die aber nicht wirkliche, sondern nur sehr künstlich nachgemachte Früchte dieser Baumgattung waren, — maskirte Büchschen, von denen jedes hundert ganz kleine und fest zusammengerollte Lose, neunundneunzig Nieten und nur einen einzigen Treffer enthielt. Die Düten selbst umschlossen das kostbarste Geschmeide aller Art und sollten nach aufgehobener Tafel den geladenen Gästen durch das Los zufallen. Unter den Tannenzapfen konnten sie wählen; aber die Mühe durften sie sich nicht verdrießen lassen, von den darin liegenden Losen fünfzig oder noch mehr zu öffnen, ehe sie an den einen Treffer kamen, der mit seiner Nummer auf die eine oder die andere Düte hinwies. Das war ja das Pikante, daß ein Theil mit dem noch immer unbelohnten Oeffnen seiner Lose geplagt war, während Andere über den endlich gefundenen Treffer jubilierten, wieder Andere sich nach den ihnen zugefallenen Düten streckten, und noch Andere schon für das in Empfang genommene reiche Geschenk dem alten Fürsten zum Dank die Hand küßten, bis die Fichte ganz geleert war, und ihre hundert Flämmchen mit einander wie durch einen Akt der Zauberei ausgingen.

In dem Saale des dem fürstlichen gegenüberstehenden Palastes war es anders. Da lag der Leichnam eines neunjährigen Knaben, angethan mit dem langen weißen Sterbehemde; das Haupt mit der wachsbleichen Stirne ruhte auf dem himmelblauen, mit Silberspitzen besetzten Atlaskissen. Der Sarg stand auf einem großen, weit ausgebreiteten schwarzen Tuch, und neben ihm saß die Mutter des Kindes auf einem niedern Schemel, aber nicht, wie vor Jahren, neben seiner Wiege, wo sie oft selbst mit dem Schlummernden geschlummert und leichte süße Träume gehabt hatte, sondern von einem unaussprechlichen Schmerz betrübt. Hinter ihr auf einem großen silbernen Armleuchter waren die drei schweren Wachskerzen schon bis auf die Hälfte herabgebrannt, als vier schwarz gekleidete Männer in den Saal traten, deren gleichgültigen und nur handwerksmäßig in Falten gelegten Gesichter bewiesen, es wäre nicht das erste Mal, daß sie der Mutter das Kind

und den Kindern die Mutter davontrügen. Der älteste Diener des Hauses ging ihnen voran und suchte seiner Gebieterin diesen bittersten Tropfen in ihrem Leidenskelche zu versüßen. Sie wollten, sagte er, den jungen Herrn Baron ja erst in das Leichenhaus bringen, und da werde er bei ihm bleiben und nicht von seiner Seite weichen, bis er zu seiner Frau Großmutter in die neue helle Gruft gebracht wäre. Dort könne ihn die Frau Baronin besuchen, so oft sie wolle. Die vier Männer aber in den langen schwarzen Röcken und mit den Pilgerhüten auf dem Kopf legten sachte den Deckel auf den Sarg, griffen in die Handhaben desselben und gingen mit ihm so stumm davon als sie gekommen waren. Die Mutter ließen sie in den Händen ihrer Schwester zurück.

Indessen kämpfte draußen auf der Landstraße eine Stunde von der Stadt ein kleiner Wanderer aus Savoyen mit Schnee und Sturm. Die kleinen eisigen Flocken trafen ihn wie Nadelspitzen in das Gesicht und auf die Hände, und auf den Wangen schmolzen sie in den Thränen, die ihm von Kälte und Angst ausgepreßt wurden. Seine müden Füßen wollten ihn nicht mehr weiter tragen, und in dem Walde, der sich noch zu beiden Seiten der Straße hinzog, war Alles wie ausgestorben; weit und breit, vor und hinter ihm, so weit er zu sehen vermochte, wenn er einmal unter seinem tief in die Stirne gedrückten Strohhut hervorschaute, kein Mensch, der sich seiner annehmen konnte. — Er hatte schon den Herbst über viel ausgestanden. Die andern Knaben, die, um etliche Jahre älter als er, mit ihm aus dem engen Thale der Heimat ausgezogen waren, hatten ihn bald verlassen, weil er ihnen zu langsam ging, und weil sie, wieder heimgekommen, deshalb von Niemand einen Vorwurf zu fürchten hatten, da dem armen Kinde Vater und Mutter schon lange gestorben waren. Immer hungrig, von dem Stücklein Brot, oder von dem Löffel Suppe, die man ihm reichte, immer nur halb gesättigt, hatte er sich von einem Ort zum andern geschleppt. Heute aber ging es ihm am allerschlimmsten. Seine schlechten Schuhe waren voll Schneewasser, seine weiten zwillichenen Beinkleider gingen nur bis an die nackten Knöchel herab, und die alte Jacke, die er anhatte, war zum Glück einem größeren Burschen, als er war, angemessen worden, und reichte ihm fast bis auf die Kniee; aber in dem Sturme verlor sie auch den letzten Knopf, den sie noch hatte, und die nur mit einem sehr dünnen und zerrissenen Hemde bedeckte Brust des Armen stand nun fast jedem Windstoß offen. Immer matter und glanzloser wurden seine braunen Augen, immer größer die Schlaflust, welche dem Tod des Erfrierens voranzugehen pflegt. Da kam er an das Kreuz, welches dort neben der Straße steht, und wollte weiter gehen, nachdem er vor demselben ein kurzes Gebet verrichtet hatte; aber der Stein unter dem Bilde des Gekreuzigten, auf dem schon viele Müde geruht hatten, war zu einladend. Er ließ sich, ohne das Kästchen mit dem Murmelthier vom Rücken zu nehmen, nieder, neigte sein Haupt auf die Brust und schloß seine Augen.

Einige Secunden darauf ließen sich Schellen hören, und bald jagte an dem Kreuze ein vierspänniger Schlitten vorüber, in welchem ein Herr mit seinem Kammerdiener saß. Von dem Geräusche noch einmal erweckt, öffnete der Savoyarde seine Augen halb und machte eine rasche Bewegung, als wollte er aufspringen und dem Schlitten nachschreien oder nachlaufen. Aber die Betäubung des beginnenden Todesschlummers drückte ihn auf den Stein zurück und seine müden Augendeckel wieder zu. Der Herr im Schlitten jedoch hatte die Gestalt unter dem Kreuze bemerkt und fragte sogleich seinen Kammerdiener: „Hast du nicht unter dem Kreuze Etwas sitzen sehen?

Es wird doch kein Mensch sein? Laß halten!" Der Kammerdiener, der dies höchst unbequem fand, rief zwar dem Postillon ein „Halt!" zu, sagte aber: „Der Herr Baron werden vergessen haben, wie sehnlich man Sie zu Hause erwartet." — „Glaubst du," antwortete der Baron, „ein Vater vergißt sein eigenes todtkrankes Kind? Aber ein anderes Menschenleben, das ich retten kann, darf ich darüber nicht verloren gehen lassen. Bleibe du, ich will selbst aussteigen und nachsehen." Und ehe der beschämte Diener eine Antwort finden, oder sich aus seiner bequemen Lage neben seinem Herrn aufmachen konnte, war dieser schon aus dem Schlitten gesprungen und eine gute Strecke zurückgegangen. Bei dem Kreuze angekommen, fand er zu seiner großen Freude, daß er sich nicht getäuscht hatte, und trug, ohne sich lange zu besinnen, oder Hilfeleistung abzuwarten, den Knaben sammt seinem Murmelthier zu dem Schlitten zurück. Da nahm er ihn zwischen sich und seinen Diener, oder eigentlich in den warmen Winkel, der durch ihre beiden Wildschuren gebildet wurde, und bestrich seine Schläfe mit etlichen Tropfen von dem köstlichen Weine, den er bei sich hatte. Dadurch und durch die Wärme der auf ihm liegenden Pelze kam der Knabe wieder zu sich und machte große Augen, als das Fuhrwerk vor einem prächtigen Hause hielt, und er das erste Ding im Schlitten war, das auf Befehl des vornehmen Herrn herausgehoben und in eine warme Stube getragen wurde.

Der Baron aber, der schon in den Gesichtern seiner Diener lesen konnte, was geschehen war, eilte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die beleuchtete Haupttreppe hinauf, über welche erst vor einer Stunde die Leiche seines Sohnes herabgetragen worden war. In dem Saale, wohin sie führte, und auf dem schwarzen Tuch, wo der Sarg gestanden hatte, stand nun eine Tafel, und die Baronin war gerade damit beschäftigt, auf dieselbe mehrere Sachen, wie zu einer Bescherung, zu legen, und zwar nicht für Erwachsene, sondern für Kinder. „Wem willst du bescheren lassen," fragte der Baron verwundert, „da unser Karl bei Gott ist?" — „Ich bat Gott," antwortete seine Gemahlin, „er möchte mir ein anderes Kind schicken, einen andern Gegenstand meiner Liebe und Sorge, ohne welche ich nicht leben könnte, und die nun durch den jähen Tod unseres Sohnes auf einmal verwaist sind. Und wenn er nicht heute noch mein Gebet erhört, so will ich morgen ausgehen und suchen, bis ich finde. Nur an einem Knaben, wie Karl war, kann ich mich wieder trösten, das fühle ich."

Wie dankte der Baron Gott, als er dies hörte, in seinem Herzen! Ohne ein Wort darauf zu erwiedern, ging er wieder in das untere Stockwerk hinab, wo seine Dienerschaft war. Dort gab er dem Hausmeister die nötigen Befehle, und ehe eine Stunde verging, war sein Findling gebadet, in Kleider von dem verstorbenen Sohne gesteckt und seiner neuen Mutter vorgestellt.

Schon die ehrlichen Augen, womit der Knabe zu der Baronin emporschaute, und die unverkennbare Treuherzigkeit und Einfalt, womit er ihre Fragen beantwortete, hätten es allein gethan; als aber der Baron noch dazu erzählte, wie und wo er zu dem Kinde gekommen sei, da wurde es seiner Frau vollends klar, daß der Findling ein Geschenk des Gottes sei, der durch den Mund seines Propheten spricht: „Und es soll geschehen: ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich erhören." Doch vergaß sie die erste Bestimmung, die Gott dem Knaben durch Geburt und Heimat gegeben hatte, über das Alles nicht. Sie erzog ihn nicht auf einem adeligen, sondern auf bürgerlichem Fuß, und übergab ihn später einem wackern Tabuletkrämer aus Savoyen, der ihn auf seinen Wanderun-

gen durch alle südlichen Länder Deutschlands mitnahm und ihm sein Geschäft ganz übergab, als er wolhabend genug geworden war, es aufzugeben und sich in das enge Alpthal seiner Heimat zurückziehen zu können. Wie oft aber der Findling bei seinen Pflegeeltern einkehrte, wie willkommen er ihnen war, und welche gute Geschäfte der junge Tabuletkrämer bei ihnen von Jahr zu Jahr machte, braucht dem freundlichen Leser nicht erst gesagt zu werden.

K. Stöber.

19. Das Bild des Großvaters.

Zu den Zeiten unserer Väter saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterlein, Namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Warenlager von Nürnberger Spielsachen, bunten Bilderbogen und einigem altem Gerümpel feil bot.

Die Bude war, wie das alte Mütterlein, ganz morsch und gebrechlich; denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge blühende Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Witwe; sie saß hier mit bleichem Angesicht und rotgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trauervoller; denn nur selten noch blieb ein Käufer vor der kleinen Bude stehen, ja oft, sehr oft mußte sie Abends ihr kleines Warenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte zwar nie etwas von Wolleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von einem Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber war ihre Not überaus groß geworden; denn schon seit drei Tagen hatte sie auch gar nichts verkauft, und doch war die Miete für die kleine Kammer, worin sie des Nachts schlief, fällig. Zwar machte ihr diese Schuld gerade nicht so großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Not nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmern Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Spielsachen und die bunten Bilder bezog, war, obwol reich, doch harten Herzens. Er hatte gedroht, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen, sie selbst aber in den Schuldthurm sperren zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hagern Hände gefaltet in den Schoß gesenkt zu ihren stillen Herzensgesprächen. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühling war gekommen; aber ihr ward immer weher um's Herz, und sie wünschte sich sehnlich dorthin, wo ihr braver Mann und ihre Kinder längst ruheten.

Da kam ein Mann dahergeschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Wünschen. Er war auch kein Jüngling mehr; denn sein Haar ergraute bereits; sonst war er aber noch ziemlich rüstig und kräftig. Was er war, das verriet seine Theerjacke und der breite, schwankende Gang, nämlich, daß er ein Seefahrer war. Er hatte die Arme übereinander geschlagen und sah, wie es schien, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch Manches

in Danzig verändert. In dieser kleinen Bude saß einst eine muntere junge Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?"

Die Alte lächelte wehmütig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre."

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirne und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß ich auch gegen vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wol schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen. — Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wol schon lange todt?"

„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. Er starb im Spital," entgegnete Else.

„Im Spittel?!" wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt," fuhr die Alte fort; „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben sollte. — Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Geldeswert in seinem Nachlasse, wol aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein. Er begann noch Manches: aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die Armen konnten ihm nicht helfen, die Reichen wollten nicht. So geschah es denn, daß er krank und lebensmüde in's Spital gehen mußte."

Ueber das Gesicht des Unbekannten zuckte es jetzt finster, wie eine Wetterwolke. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen; aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn der Peter Braun begraben?"

„Auf dem Armenkirchhofe," antwortete Else.

Der Fremde schien diese Antwort erwartet zu haben, er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes erloschenes Oelgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt ihr für das alte Bild?" fragte der Mann.

„Ich habe es", entgegnete die Alte, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein Paar Groschen gekauft. Es mag wol nichts wert sein, denn Niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es euch, lieber Herr, so mögt ihr selbst bestimmen, was ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden."

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde.

„Ach lieber Herr," rief die Alte kläglich, „ich kann euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen."

„Laßt es nur gut sein, Mütterchen," versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich auch nur ein armer Teufel, der sich auch zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wol mit dem letzten Thaler das Bildniß meines Großvaters nicht zu theuer?"

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder auf eine Antwort zu hören.

Else war Anfangs mehr erschrocken, als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und seiner eigenen Rede selbst nur arm war, ihr für das alte erloschene Bild einen Thaler gegeben hatte. — Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das blanke Silberstück würde ihr aus den Händen entschwinden, oder mindestens in eine Kohle sich verwandeln. Aber wie sie den Spanier auch wandte, er verschwand und verwandelte sich nicht. Da schwoll ihr welkes Herz auf vor lauter Freude, die in inbrünstige Dankgebete überging zu ihrem treuesten Freunde, dem sie erst kurz zuvor ihre Not geklagt, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihre Not gewendet. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, daß er sich damit wol einstweilen begnügen werde. Vorhin in ihrer Angst und Sorge war ihr Auge trocken geblieben, jetzt weinte sie Thränen der Freude und des Dankes.

Es war wol noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Sein Gesicht war jetzt hochgerötet, als sei es vom Trunke oder vom Zorn erhitzt. Er stürzte in gewaltiger Hast auf die Bude der alten Else los und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waren ein, daß er mit diesem Schlage sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten vernichtete. „Liebe Alte," rief er mit ungezügelter Freude, „thu' mir den Gefallen und wirf deinen ganzen Plunder auf die Straße, daß sich die Jungen daran freuen; du sollst es fortan nicht mehr nötig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen. Heisa! das Glück ist bei mir eingekehrt, wundervoll und unverhofft! Vierzig Jahre hab' ich diesem Glück auf allen Meeren und in allen Zonen nachgejagt: es wandte mir überall den Rücken: siehe da find' ich es plötzlich in der Heimat an dem Grabe des Vaters! — Es war eine bittere, trübe Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater ausgezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber Alles anders gekommen; er ruhte in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen war. Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich dir meinen letzten Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmütigen Zügen zu erfreuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet hat, brach der morsche Rahmen zusammen und — aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Wert sich durch die Jahre und durch den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater darüber Nachricht geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden. Jene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigentum; denn bei diesem Schatze lag zugleich ein Testament, das mich im Falle des Ablebens meines Vaters zum Erben des Großvaters ernennt. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder, wie in früheren Zeiten, das Bildniß des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich meinen Reichtum nicht theilen, wol aber mit dir, du wackeres Mütterlein, die Gott erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten. Komm mit mir, du sollst bei Jürge Braun gute Tage haben."

So geschah es auch. Mutter Else zog zu Jürge Braun, den man nun,

wie einstmals seinen Großvater, nur den reichen Braun nannte — und sie führte ihm die Wirtschaft.

Jürge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten; denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie, wie eine Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

Beide ruhen nun längst in Frieden. Jürge Braun aber hat all' sein Hab und Gut, was er in dieser Welt zurücklassen mußte, dem Spital vermacht, in welchem einst sein Vater gestorben war. Wilh. Müller.

20. Ein Abenteuer in Polen.

Ich befand mich mit meiner Schwester Aninia zum Besuch auf dem Schlosse meines Oheims an der lithauischen Grenze, als ich die betrübende Nachricht erhielt, daß mein Vater plötzlich gefährlich erkrankt sei. Unter diesen Umständen durften wir nicht zögern, und da der Schneefall aufgehört hatte, der Mond hell schien, und wir an Rosko, dem alten, erfahrenen Jäger meines Vaters, einen zuverlässigen Kutscher hatten, so beschlossen wir, noch am Abend abzureisen und die Nacht durchzufahren.

In unsere Pelze gehüllt und mit Mundvorrat reichlich versehen, bestiegen wir unsern Schlitten und erreichten beim Anbruch der Nacht den großen Wald, der uns von der väterlichen Wohnung trennte, und der sich weit nach Lithauen hinein erstreckt. Unser Weg war breit, so daß die Aeste der Bäume die Strahlen des Mondes nicht abhielten, ihn zu beleuchten; dagegen hemmten große Eis- und Schneemassen, die sich auf der Straße angesammelt hatten, unser Fortkommen und ermüdeten zugleich unsere Pferde. Das Schweigen, welches unter uns herrschte, wurde nur durch den Hufschlag der Pferde und das Schnarchen der eingeschlafenen Kammerfrau unterbrochen. Meine und meiner Schwester Gedanken waren dem theuren Vater zugewendet; denn bei seinem hohen Alter konnten wir uns das Gefährliche seiner Krankheit nicht verhehlen.

Es war schon nahe an Mitternacht, und noch hatte sich nichts Ungewöhnliches ereignet, als unsere Pferde plötzlich eine große Unruhe zeigten; sie atmeten schwer und fingen von selbst an, viel schneller zu laufen. Wir hatten die Thiere schon seit mehreren Jahren und wußten daher, daß nur etwas Ungewöhnliches diese Veränderung hervorbringen konnte. Offenbar schienen sie sich zu fürchten; denn sie wendeten die Köpfe scheu zurück, und es war, als triebe eine unsichtbare Macht sie vorwärts.

Bald wurden ihre Sprünge so wild, daß Rosko sie mit Gewalt im Zügel halten mußte, was ihm jedoch nur mit Mühe gelang. Mich machte diese ungewohnte Wildheit unserer Thiere besorgt, und ich erblickte darin die Annäherung irgend einer drohenden Gefahr. Auch der alte Rosko wurde jetzt unruhig; er blickte sich mehrmals um und schien gespannt zu horchen; dann ließ er plötzlich den Pferden die Zügel schießen und sie flogen im Nu davon, so schnell sie nur laufen konnten.

Ich saß rückwärts in dem Schlitten. Indem ich mich ein wenig umwendete, war mein Mund dem Ohre unsers alten Führers nahe. „Was gibt's, Rosko?" fragte ich so leise, daß Aninia mich nicht hören konnte. Der Alte schien einen Augenblick nachzudenken; dann antwortete er mir eben so leise: Ich fürchte, daß die Wölfe auf unserer Spur sind; die Kälte treibt sie aus den Wäldern, der Hunger führt sie zu uns, und wir sind verloren, wenn die Schnelligkeit unserer Pferde uns nicht rettet."

Ich habe den Tod unter furchtbaren Gestalten gesehen; aber nie hatte der

Donner der Schlachten mich so erblassen gemacht, wie diese Worte. Mein erster Gedanke war Aninia, ich sah ihre schönen, zarten Formen schon von den blutdürstigen Bestien zerrissen. Oft hatte ich von der Hartnäckigkeit und Schnelligkeit gehört, mit welcher die Wölfe ihre Beute verfolgen. Wenn unsere Pferde nicht stürzten, waren wir zwar gerettet; aber ich mußte fürchten, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden.

Ich hatte ein Jagdmesser, eine Flinte und zwei Pistolen; aber mein Vorrat an Pulver und Blei war nur gering, und ich konnte daher nur wenige unserer Feinde erlegen, deren Gewohnheit es ist, zu hunderten auf ihre nächtlichen Unternehmungen auszuziehen.

Der alte Rosko trieb die Pferde an, aber er hatte dies kaum nötig; denn ihr Instinkt trieb sie mehr an, als seine Peitsche.

Ich sah beständig rückwärts; aber noch hatte ich nichts entdeckt, als Rosko, dessen Gehör und Gesicht unendlich schärfer waren, plötzlich ausrief: „Sie kommen! sie kommen! Hören Sie das Schnaufen? Der dunkle Punkt dort unten, das ist ein Haufe von mehr als hundert Stück!"

Jetzt sah auch ich, was das scharfe Auge Rosko's zuerst erkannt hatte. Eine dichte finstere Masse kam immer näher und näher. Wilde, furchtbare Töne drangen durch die Nacht zu uns herüber, als sichere Boten der nahenden Gefahr.

Noch ahnte Aninia nichts; noch hatte die nahende Gefahr sie nicht aus ihren Träumereien geweckt. Doch ich durfte sie nicht länger in ihrer Unwissenheit lassen. Schon unterschied ich die Gruppen der reißenden Ungeheuer; schon eilten Einzelne der Masse voraus und kamen unserm Schlitten bis auf Schußweite nahe. Ich erhob mein Gewehr und zielte auf die nächste Bestie.

„Bück' dich!" rief ich meiner Schwester zu, die bei diesen Worten wie aus einem tiefen Schlafe erwachte. Sie sah mich an, als wollte sie mich fragen; aber sie schien auf meinem Gesichte zu lesen, daß jetzt keine Zeit zu Erklärungen sei; unwillkürlich beugte sie sich nieder, und der vorderste und größte der Wölfe stürzte, von meinem Schusse getroffen.

Der Knall erweckte die Kammerfrau; sie glaubte, wir wären von Räubern überfallen, und stieß ein gellendes Hilfsgeschrei aus. „Es sind nur Wölfe," sagte der alte Rosko mit furchtbarer Kaltblütigkeit; „sie fressen den Geschossenen. Von einem Feinde sind wir befreit," fuhr er fort; „aber es bleiben noch hunderte, bis —"

Er endete nicht; denn er wollte die Frauen nicht mit dem Gräßlichen unserer Lage bekannt machen.

Die Pferde jagten unterdeß, durch den Schuß angefeuert, mit erneuerter Schnelligkeit vorwärts, während die Wölfe über den gefallenen Kameraden herfielen.

„Das wird sie nicht lange aufhalten," flüsterte Rosko mir zu; „bald sind sie wieder hinter uns her, und unsere Pferde werden erliegen."

Jetzt mußte ich die Seelenstärke Aninia's bewundern; sie beschäftigte sich nur damit, die Kammerfrau zu trösten und sie zur Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu ermahnen. Dann faltete sie die Hände und betete mit der Ruhe eines Engels.

Dieser Anblick gab auch mir neuen Muth und neue Hoffnung. Ich lud mein Gewehr wieder und hielt mich schußfertig; die Pferde strengten alle ihre Kräfte an; doch zugleich sah ich schon wieder einige der Ungetüme mit gierig aufgesperrten Rachen uns näher kommen.

Ein Schuß streckte abermals den vordersten nieder, und ich hoffte, daß

wir durch den wiederholten Aufenthalt der Thiere bei den Leichen so viel Zeit gewinnen würden, um das Ende dieses Waldes oder irgend eine menschliche Wohnung zu erreichen. Aber ach, wie unbegründet zeigte sich diese Hoffnung! Ich hatte kaum mein Gewehr geladen, als die Wölfe auch schon wieder dicht hinter uns waren.

„Das Alles nützt zu nichts," flüsterte mir Rosko zu; „bald werden die Pferde erschöpft sein, und dann sind wir verloren!"

Und in der That war auch schon eine Abnahme der Kräfte bei den armen Thieren bemerkbar. Ihr Atem wurde keuchend, ihr Lauf ungleich. Dennoch thaten sie, was sie vermochten; denn sie erkannten gleich uns die Gefahr.

Unsere Lage war entsetzlich, und ich zitterte, nicht für mein Leben, sondern für das Aninia's. Zwar schoß ich noch einige der Bestien nieder; aber sie ließen sich dadurch nicht aufhalten. Sie waren jetzt dicht hinter uns, und ich konnte die lechzende Zunge und die flammenden Augen jedes Einzelnen erkennen.

Und welch' eine Menge! Ich hatte kein Pulver mehr, und zur Vertheidigung gegen diese zahllose Masse der Feinde nur noch meine beiden Pistolen, die noch nicht abgefeuert waren, meinen Hirschfänger und den Kolben meines Gewehres. Das alles hatte Rosko bemerkt.

„Uns bleibt noch eine Hoffnung!" sagte er. „Ich erinnere mich, daß ich auf dem Herwege eine verlassene Jagdhütte bemerkt habe, die nicht mehr fern sein kann. Gelingt es uns, sie zu erreichen, so sind wir für den Augenblick gerettet, wo nicht, so werden wir von den Wölfen zerrissen. Kommt es dahin," flüsterte er mir zu, „so sein Sie so barmherzig, gnädiger Herr, und geben Sie dem Fräulein durch eine Ihrer Pistolen, die noch geladen sind, einen schnellen Tod, um sie vor dem qualvollen unter den Zähnen der Wölfe zu bewahren!"

Starr blickte ich den alten, treuen Diener an; eine Thräne rann über seine gefurchte Wange; er nickte mir noch zu, um mir den Sinn seiner fürchterlichen Worte zu bestätigen.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen; Eiseskälte durchzitterte meine Glieder, indem ich den Blick auf die lieblichen Züge meiner Schwester richtete und daran dachte, daß ich vielleicht in wenigen Secunden gezwungen sein würde, ihr den Tod zu geben, während sie fromm und ergebungsvoll die sanften Augen zum Himmel richtete, in dessen Willen sie sich ohne Murren ergab.

Plötzlich sahen wir unsere erbitterten Feinde zu beiden Seiten des Schlittens erscheinen; ich sah, wie sie die Nüstern aufrissen, als wollten sie dessen Inhalt erst witternd prüfen, ehe sie darüber herfielen.

In diesem fürchterlichen Augenblicke überließ ich mich der Verzweiflung. Meine linke Hand ergriff eine Pistole; mit unsicherem Blicke suchte ich nach dem Kopfe meiner Schwester. Ich kam mir vor, als sei ich kein Mensch mehr, sondern auch ein reißendes Thier der Wüste, das andern die Beute streitig machen wollte. Unwillkürlich zog ich mit der rechten Hand den Hirschfänger aus der Scheide. Es schwamm mir wie Blut vor den Augen; ich sah nichts mehr, als die gierigen Wölfe und die weite Schneefläche.

Da that eine der Bestien einen gewaltigen Satz, um in den Schlitten zu springen; aber von meinem Streiche getroffen, stürzte sie röchelnd zurück. Aninia wurde ohnmächtig an der Seite der Kammerfrau, die schon lange die Besinnung verloren hatte.

„Wolgethan!" rief der alte Rosko. „Sparen Sie Ihr Pulver und bedienen Sie sich der Klinge und des Kolbens. Ich sehe schon die Hütte. Setzen Sie den Kampf nur noch einige Augenblicke fort, und wir sind gerettet!"

Diese Worte gaben mir meine Geistesgegenwart zurück. Rosko peitschte erbarmungslos auf die Pferde ein, und die armen Thiere machten eine letzte gewaltige Anstrengung. Ich steckte die Pistolen vorn in meinen Pelz und stand aufrecht mit geschwungenem Kolben im Schlitten.

War es diese drohende Haltung, war es die erneute Schnelligkeit der Pferde, die unsere Feinde einen Augenblick stutzen machte, genug, wir gewannen einen Vorsprung, der zwar unbedeutend, in unserer Lage aber dennoch unschätzbar war. Ich sah mich um, und dicht neben uns die offene Thüre der Hütte. Rosko stieß ein lautes Freudengeschrei aus, indem er die Pferde anhielt und von seinem Sitze sprang. „Wir sind da! wir sind da!" rief er. „Jetzt keinen Augenblick verloren!"

Unterdessen hatte sich Aninia von ihrer Ohnmacht erholt und mit bewundernswerter Geistesgegenwart den Schlitten verlassen; Rosko folgte ihr, die noch immer ohnmächtige Kammerfrau auf den Armen; ich blieb zuletzt. Als wir in die Hütte eingetreten waren, entriß mir der alte Diener das Gewehr und eilte wieder hinaus. Voll Staunen blickte ich ihm nach, und indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich, daß die Wölfe im nächsten Moment in zahlloser Menge bei uns sein würden. Ich rief Rosko und beschwor ihn, sich nicht nutzlos einer Gefahr auszusetzen; aber seine Absicht war bereits erreicht. Mit zwei gewaltigen Peitschenhieben trieb er die Pferde im Galopp davon; dann kehrte er zur Hütte zurück, auf welche eben die beiden vordersten Ungeheuer zusprangen. Er tödtete beide mit dem Kolben des Gewehres, trat zu uns ein und schob die Riegel vor die feste Eichenthür der Hütte. Es war hohe Zeit!

Vergebens würde ich die Gefühle zu schildern versuchen, von denen ich in jenem Augenblicke ergriffen wurde. Viele Jahre sind seitdem verflossen, viele Ereignisse habe ich erlebt; aber noch immer sind jene Momente meinem Gedächtnisse mit unverminderter Frische gegenwärtig.

Als Rosko die Pferde angetrieben (die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten), hatte er die Geistesgegenwart gehabt, die brennende Laterne vom Schlitten zu reißen. Während nun die Wölfe draußen heulten, während sie gegen die Thüre sprangen und die mit starken Läden verschlossenen Fenster zu erklettern bemüht waren, untersuchten wir das Innere unseres Zufluchtsortes.

Wir fanden nichts als nackte Erdwände; eine Erdbank zog sich an der einen Seite hin; in einer Ecke lag etwas halbverfaultes Stroh; daneben aber fanden wir einen unbezahlbaren Schatz, einen hinlänglichen Vorrat von trockenem Holz, um uns vierundzwanzig Stunden gegen die Kälte zu schützen. Der alte Diener zündete damit sogleich ein Feuer an, und eine wolthuende Wärme verbreitete sich durch die Hütte. Der Rauch zog durch eine Oeffnung, welche man zu diesem Zwecke in den Jagdhütten zu lassen pflegt.

Mit Entzücken betrachtete ich jetzt meine geliebte Schwester, die neben der Kammerfrau kniete, welche sie mit Hilfe einiger Tropfen eines geistigen Getränks bald zum Bewußtsein zurückrief. Dann lagerten wir uns um das wolthuende Feuer, und während wir unsere Feinde draußen heulen hörten, wünschten wir uns Glück, ihnen entronnen zu sein.

Nur der alte Rosko schien gefühllos gegen die Gunst zu sein, welche der Himmel uns gewährt hatte. Er warf finstere Blicke in die Flammen; seine Stirne war gefurcht, und von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf. Doch ich fühlte mich so glücklich, daß ich darauf wenig achtete. Plötzlich hörten wir draußen einen durchdringenden Schrei und sahen uns erschrocken an; der Schrei war so stark, daß er aus keiner Menschenbrust kommen konnte; bald

verstummte er: doch die gewaltige Klage, die er ausgesprochen hatte, tönte uns noch immer in den Ohren.

Nach einer Pause sagte Rosko: „Dieser furchtbare Schrei verkündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes, gnädiger Herr. Ich habe diesen Schrei oft von Pferden auf dem Schlachtfelde im Todeskampfe gehört. Es ist gewiß, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden sind, welche sie jetzt verschlingen und uns deßhalb etwas Ruhe lassen; bald aber werden sie blutdürstiger als zuvor zu uns zurückkehren."

Der alte Rosko sprach die Wahrheit. Die Bestien begannen bald auf's Neue ihre Angriffe gegen die Hütte, und wir konnten sogar erkennen, daß ihre Wut sich vermehrt haben mußte; denn sie machten gewaltige Anstrengungen, um an den Wänden herauf auf das Dach zu klettern. Voll Erwartung blickten wir in die Höhe; da vertrieb ein Windstoß den Rauch und zeigte uns den klaren Himmel, zugleich aber auch vier bluttriefende Wolfsrachen.

Mit großer Ruhe, die wir Andere nicht theilten, sagte der alte Rosko: „Von denen haben wir nichts zu fürchten; sie scheuen das Feuer und sind darum jetzt so geblendet, daß sie uns nicht einmal unterscheiden."

Plötzlich entstand ein furchtbares Krachen; in demselben Augenblick verschwanden drei der Ungetüme, das vierte aber stürzte durch das zusammenbrechende Dach zu uns herunter, gerade in das Feuer.

„Schießen Sie, aber zielen Sie gut!" rief Rosko mir zu, während er zugleich das Gewehr ergriff. Ich schoß und traf, und Rosko versetzte dem Wolf mit dem Kolben vollends den Todesstreich.

Wir warfen das getödtete Thier, dessen mit den Flammen vermischtes Blut einen stinkenden Qualm hervorgebracht hatte, in eine Ecke, und der alte Rosko sagte dabei: „Das ist wahrscheinlich der einzige Besuch der Art, welchen wir während der Nacht zu fürchten haben; aber der Tag wird uns mehr von diesen Gästen zuführen, als wir zu tödten im Stande sind."

Diese Worte hatte ich allein gehört und fragte ihn flüsternd, was wir denn für den Tag zu fürchten hätten, da wir doch hoffen dürften, daß die Wölfe sich dann in das Innere des Waldes zurückziehen würden.

„Das ist nicht zu hoffen," antwortete er; „denn da, wo die Wölfe sich in großer Anzahl versammeln, scheuen sie auch das Licht des Tages nicht. So lange unser Holzvorrat vorhält, sind wir wol gegen einen Angriff von oben gesichert; aber dennoch bleibt uns keine andere Hoffnung, als die Frauen und unser Leben auf's Aeußerste zu vertheidigen. Was sollen wir aber anfangen, wenn die Nacht wiederkehrt, und unser Holz zu Ende geht?"

So war denn meine letzte Hoffnung vernichtet, und unser Verderben schien mir jetzt unvermeidlich; die Bitterkeit der Verzweiflung bemächtigte sich daher meiner Seele auf's Neue. Dennoch bot ich Alles auf, Aninia meine Unruhe zu verbergen, und ich war froh, als die Ermüdung sie in einen festen Schlaf versenkte; das freundliche Lächeln aber, welches im Schlafe ihre Lippen umspielte, zerschnitt mir das Herz.

Der alte Rosko fuhr schweigend fort, das Feuer zu unterhalten. Er hatte Recht gehabt; keines der Thiere ließ sich an der Oeffnung im Dache blicken, aber das Kratzen an der Thüre und das Geheul währte die ganze Nacht fort.

Ehe Rosko mir seine Besorgnisse mittheilte, riefen alle meine Wünsche den Tag herbei; nun aber wünschte ich, daß die Nacht ohne Ende sein möchte. Ach, was hätten wir dadurch gewonnen, als den langsamen Hungertod statt des schnelleren durch den Rachen der Wölfe!

Endlich begannen die Sterne zu erbleichen und der gefürchtete Tag brach

an. Der Augenblick, wo die Prophezeiung Rosko's in Erfüllung gehen sollte, nahte heran. Die Wölfe, ermutigt durch das Licht des Tages, kletterten bis zu zwanzig auf das Dach, welches unter ihrem Gewichte zusammenzubrechen drohte. Aninia schlief noch immer, und ich dankte Gott. In dieser äußersten Not, als schon jede Hoffnung verloren schien, fiel plötzlich ein Schuß, noch einer, wieder einer, bis gegen fünfzig; lautes Jagdgeschrei und Hundegebell traf unsere Ohren. Die Frauen fuhren aus dem Schlafe empor; die Wölfe aber sprangen von dem Dache herab und liefen heulend davon.

Rosko riß hastig die Thüre auf und rief voller Freuden: „Die Wölfe sind schon weit fort, und die Jäger treten aus dem Walde."

Wir eilten zur Thüre. Die Freiheit war uns zurückgegeben und mit ihr der Genuß des Lebens. Die Wonne des Daseins rann durch unsere Adern und wir atmeten mit Entzücken die frische Luft ein.

Wir sahen jetzt unsern Befreier an der Spitze einer Menge Jäger erscheinen; es war Leo v. M., der Bräutigam meiner Schwester.

Wer könnte diesen Augenblick beschreiben! Ich war außer mir; ich umschlang ihn mit meinen Armen, trunken vor Freude, denn ich sah meine geliebte Schwester gesund und wolbehalten an meiner Seite. Mit dankbarem Lächeln reichte sie Leo die Hand, die dieser an die Lippen preßte. Während seine Jagdgenossen die Wölfe verfolgten, theilten wir ihm mit, was wir gelitten hatten, und er erzählte uns dagegen, wie es kam, daß er zu rechter Zeit zu unserer Hilfe erschien.

In dem Schlosse meines Oheims, wo er sich zugleich mit uns zum Besuche befand, hatte sich gleich nach unserer Abreise die Nachricht verbreitet, daß eine große Herde Wölfe aus Lithauens endlosen Wäldern hervorgebrochen sei und die Gegend erreicht habe, durch die wir mußten; mehrere Unglücksfälle seien schon vorgekommen, und die Bewohner der Umgegend vereinigten sich zu einem großen Treibjagen. Die größte Unruhe bemächtigte sich seiner; er versammelte sogleich alle Leute, die ein Gewehr führen konnten, und brach in eben dem Augenblicke auf, als auch andere Gutsbesitzer mit ihren Jägern eintrafen. Diese wollten die Jagd erst am folgenden Tag beginnen; aber Leo ließ sich durch nichts abhalten, und seine Beredsamkeit bestimmte auch die Andern, das Treiben sofort zu beginnen. „So, meine theuren Freunde," schloß er seine Erzählung, „war ich so glücklich, zu eurer Rettung beitragen zu können."

Theod. Dielitz.

21. Tantalus.

Tantalus, ein Sohn des Zeus, herrschte zu Sipylus in Phrygien und war außerordentlich reich und berühmt. Wenn je einen sterblichen Mann die olympischen Götter geehrt haben, so war es dieser. Seiner hohen Abstammung wegen wurde er zu ihrer vertrauten Freundschaft erhoben, zuletzt durfte er an der Tafel Jupiters speisen und Alles mit anhören, was die Unsterblichen unter sich besprachen. Aber sein eitler Menschengeist vermochte das überirdische Glück nicht zu tragen, und er fing an, manigfaltig gegen die Götter zu freveln. Er verriet den Sterblichen die Geheimnisse der Götter; er entwendete von ihrer Tafel Nektar und Ambrosia und vertheilte den Raub unter seine Genossen; er barg den köstlichen goldenen Hund, den ein Anderer aus dem Tempel Jupiters zu Kreta gestohlen hatte, und als dieser ihn zurückforderte, läugnete er mit einem Eide ab, ihn erhalten zu haben. Endlich lud er im Uebermute die Götter wieder zu Gaste, und um ihre Allwissenheit auf

die Probe zu setzen, ließ er ihnen seinen eigenen Sohn Pelops schlachten und zurichten. Nur Ceres verzehrte von dem gräßlichen Gerichte ein Schulterblatt, die übrigen Götter aber merkten den Greuel, warfen die zerstückelten Glieder des Knaben in einen Kessel und die Parze Klotho zog ihn mit erneuter Schönheit hervor. Anstatt der verzehrten Schulter wurde eine elfenbeinerne eingesetzt.

Jetzt hatte Tantalus das Maß seiner Frevel erfüllt und wurde von den Göttern in den Tartarus gestoßen. Hier wurde er von quälenden Leiden gepeinigt. Er stand mitten in einem Teiche und die Wasser spielten ihm um das Kinn; dennoch litt er den brennendsten Durst und konnte den Trunk, der ihm so nahe war, niemals erreichen. So oft er sich bückte und den Mund gierig an's Wasser bringen wollte, entschwand vor ihm die versiegende Flut, der dunkle Boden erschien zu seinen Füßen; ein Dämon schien den See ausgetrocknet zu haben. So litt er zugleich den peinigendsten Hunger. Hinter ihm strebten am Ufer des Teiches herrliche Fruchtbäume empor und wölbten ihre Aeste über seinem Haupte. Wenn er sich emporrichtete, so lachten ihm saftige Birnen, rotwangige Aepfel, glühende Granaten, liebliche Feigen und grüne Olivenbeeren in's Auge; aber sobald er hinauflangte, sie mit seiner Hand zu fassen, so riß ein Sturmwind, der plötzlich angeflogen kam, die Zweige hoch hinauf zu den Wolken. Zu dieser Höllenpein gesellte sich beständige Todesangst, denn ein großes Felsenstück hing über seinem Haupte in der Luft und drohte unaufhörlich auf ihn herabzustürzen. So ward dem Verächter der Götter, dem ruchlosen Tantalus, dreifache Qual, niemals endend, in der Unterwelt beschieden.

G. Schwab.

22. Dädalus und Ikarus.

Dädalus aus Athen war der kunstreichste Mann seiner Zeit, Baumeister, Bildhauer und Arbeiter in Stein. In den verschiedensten Gegenden der Welt wurden Werke seiner Kunst bewundert, und von seinen Bildsäulen sagte man, sie leben, gehen und sehen, und seien für kein Bild, sondern für ein beseeltes Geschöpf zu halten. Denn während an den Bildsäulen der früheren Meister die Augen geschlossen waren, und die Hände, von den Seiten des Körpers nicht getrennt, schlaff herunterhingen, war er der Erste, der seinen Bildern offene Augen gab, sie die Hände ausstrecken und auf schreitenden Füßen stehen ließ. Aber so kunstreich Dädalus war, so eitel und eifersüchtig war er auch auf seine Kunst, und diese Untugend verführte ihn zum Verbrechen und trieb ihn in's Elend. Er hatte einen Schwestersohn, Namens Talos, den er in seinen eigenen Künsten unterrichtete, und der noch herrlichere Anlagen zeigte, als sein Oheim und Meister. Noch als Knabe hatte Talos die Töpferscheibe erfunden; den Kinnbacken einer Schlange, auf den er irgendwo gestoßen, gebrauchte er als Säge und durchschnitt mit den gezackten Zähnen ein kleines Brettchen, dann ahmte er dieses Werkzeug in Eisen nach, in dessen Schärfe er eine Reihe fortlaufender Zähne einschnitt, und wurde so der gepriesene Erfinder der Säge. Ebenso erfand er das Drechseleisen, indem er zuerst zwei eiserne Arme verband, von welchen der eine stille stand, während der andere sich drehte. Auch andere künstliche Werkzeuge ersann er, Alles ohne die Hilfe seines Lehrers, und erwarb sich damit hohen Ruhm. Dädalus fing an zu befürchten, der Name des Schülers möchte größer werden, als der des Meisters, der Neid übermannte ihn und er brachte den Knaben hinterlistig um, indem er ihn von Minerva's Burg herabstürzte. Während Dädalus mit seinem Begräbnisse beschäftigt war, wurde er überrascht; er gab vor, eine

Schlange zu verscharren. Dennoch wurde er von dem Gerichte des Areopagus wegen eines Mordes angeklagt und schuldig befunden. Er entwich nun und irrte Anfangs flüchtig in Attika umher, bis er weiter nach der Insel Kreta floh. Hier fand er bei dem Könige Minos eine Freistätte, ward dessen Freund und als berühmter Künstler hoch angesehen. Er wurde von ihm ausgewählt, um dem Minotaurus, einem Ungeheuer von abscheulicher Abkunft, der ein Doppelwesen war, das vom Kopfe bis an die Schultern die Gestalt eines Stieres hatte, im Uebrigen aber einem Menschen glich, einen Aufenthalt zu schaffen, wo das Ungetüm den Augen der Menschen ganz entrückt wäre. Der erfindsame Geist des Dädalus erbaute zu dem Ende das Labyrinth, ein Gebäude voll gewundener Krümmungen, welche Augen und Füße des Betretenden verwirrten. Die unzähligen Gänge schlangen sich in einander, wie der verworrene Lauf des geschlängelten phrygischen Flusses Mäander, der in zweifelndem Gange bald vorwärts, bald zurück fließt und oft seinen eigenen Wellen entgegen kommt. Als der Bau vollendet war und Dädalus ihn durchmusterte, fand sich der Erfinder selbst mit Mühe zur Schwelle zurück, ein so trügerisches Irrsal hatte er gegründet. Im Innersten dieses Labyrinthes wurde der Minotaurus gehegt, und seine Speise waren sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen, die, vermöge alter Zinsbarkeit, alle neun Jahre von Athen dem Könige Kreta's zugesandt werden mußten.

Indessen wurde dem Dädalus die lange Verbannung aus der geliebten Heimat doch allmählich zur Last, und es quälte ihn, bei einem tyrannischen und selbst gegen seinen Freund mißtrauischen Könige sein ganzes Leben auf einem vom Meere rings umschlossenen Eilande zubringen zu sollen. Sein erfindender Geist sann auf Rettung. Nachdem er lange gebrütet, rief er endlich freudig aus: „Die Rettung ist gefunden; mag mich Minos immerhin von Land und Wasser aussperren, die Luft bleibt mir doch offen; so viel Minos besitzt, über sie hat er keine Herrschergewalt. Durch die Luft will ich davongehen!“ Gesagt, gethan. Dädalus überwältigte mit seinem Erfindungsgeiste die Natur. Er fing an, Vogelfedern von verschiedener Größe so in Ordnung zu legen, daß er mit der kleinsten begann, und zu der kürzeren Feder stets eine längere fügte, so daß man glauben konnte, sie seien von selbst ansteigend gewachsen. Diese Federn verknüpfte er in der Mitte mit Leinfäden, unten mit Wachs. Die so vereinigten beugte er mit kaum merklicher Krümmung, so daß sie ganz das Ansehen von Flügeln bekamen. Dädalus hatte einen Knaben, Namens Ikarus. Dieser stand neben ihm und mischte seine kindischen Hände neugierig unter die künstliche Arbeit des Vaters: bald griff er nach dem Gefieder, dessen Flaum von dem Luftzuge bewegt wurde, bald knetete er das gelbe Wachs, dessen der Künstler sich bediente, mit Daumen und Zeigefinger. Der Vater ließ es sorglos geschehen und lächelte zu den unbeholfenen Bemühungen seines Kindes. Nachdem er die letzte Hand an seine Arbeit gelegt hatte, paßte sich Dädalus selbst die Flügel an den Leib, setzte sich mit ihnen in's Gleichgewicht und schwebte leicht wie ein Vogel empor in die Lüfte. Dann, nachdem er sich wieder zu Boden gesenkt, belehrte er auch seinen jungen Sohn Ikarus, für den ein kleineres Flügelpaar gefertigt und bereit lag. „Flieg' immer, lieber Sohn“, sprach er, „auf der Mittelstraße; damit nicht, wenn du den Flug zu sehr nach unten senktest, die Fittiche an's Meerwasser streifen und, von Feuchtigkeit beschwert, dich in die Tiefe der Wogen hinabziehen, oder, wenn du dich zu hoch in die Luftregionen verstiegest, dein Gefieder den Sonnenstrahlen zu nahe komme und plötzlich Feuer fange. Zwischen Wasser und Sonne fliege dahin, immer nur meinem Pfade durch die Luft folgend.“ Unter solchen Ermahnungen knüpfte Dädalus auch dem

Sohne das Flügelpaar an die Schultern, doch zitterte die Hand des Greisen, während er es that, und eine bange Thräne tropfte ihm auf die Hand. Dann umarmte er den Knaben und gab ihm einen Kuß, der auch der letzte sein sollte.

Jetzt erhoben sich Beide mit ihren Flügeln. Der Vater flog voraus, sorgenvoll wie ein Vogel, der seine zarte Brut zum ersten Male aus dem Neste in die Luft führt. Doch schwang er besonnen und kunstvoll das Gefieder, damit der Sohn es ihm nachthun lerne, und blickte von Zeit zu Zeit rückwärts, um zu sehen, wie es diesem gelänge. Anfangs ging es ganz gut. Bald war ihnen die Insel Samos zur Linken, bald Delos und Paros, die Eilande, vorübergeflogen. Noch mehrere Küsten sahen sie schwinden, als der Knabe Ikarus, durch den glücklichen Flug zuversichtlich gemacht, seinen väterlichen Führer verließ und in verwegenem Uebermute mit seinem Flügelpaar einer höheren Zone zusteuerte. Aber die gedrohte Strafe blieb nicht aus. Die Nachbarschaft der Sonne erweichte mit allzu kräftigen Strahlen das Wachs, das die Fittiche zusammenhielt, und ehe es Ikarus nur bemerkte, waren die Flügel aufgelöst und zu beiden Seiten den Schultern entsunken. Noch ruderte der unglückliche Jüngling und schwang seine nackten Arme; aber er bekam keine Luft zu fassen und plötzlich stürzte er in die Tiefe. Er hatte den Namen seines Vaters als Hilferuf auf den Lippen; doch ehe er ihn aussprechen konnte, hatte ihn die blaue Meeresflut verschlungen. Das Alles war so schnell geschehen, daß Dädalus, hinter sich nach seinem Sohne, wie er von Zeit zu Zeit zu thun gewohnt war, blickend, nichts mehr von ihm gewahr wurde. „Ikarus, Ikarus!“ rief er trostlos durch den leeren Luftraum. „Wo, in welchem Bezirke der Luft soll ich dich suchen?“ Endlich sandte er die ängstlich forschenden Blicke nach der Tiefe. Da sah er im Wasser die Federn schwimmen. Nun senkte er seinen Flug und ging, die Flügel abgelegt, ohne Trost, am Ufer hin und her, wo bald die Meereswellen den Leichnam seines unglückseligen Kindes an's Gestade spielten. Jetzt war der ermordete Talos gerächt. Der verzweifelnde Vater sorgte für das Begräbniß des Sohnes. Es war eine Insel, wo er sich niedergelassen, und wo der Leichnam an's Ufer geschwemmt worden war. Zum ewigen Gedächtniß an das jammervolle Ereigniß erhielt das Eiland den Namen Ikaria.

G. Schwab.

26. Iphigenie zu Tauris.

Die Treue gegen den Vater hatte den Orest zum Mörder an der Mutter gemacht. Nach der That erwachte die Kindesliebe in seiner Brust, und der Frevel gegen die Natur, den er im gräßlichen Zwiespalte der Pflichten begangen hatte, ließ ihn den Rächerinnen solcher Frevel, den Erinnyen (Rachegöttinnen, Furien), anheimfallen, welche die Griechen aus Furcht auch die Eumeniden (d. h. die Gnädigen, „die uns gnädig sein mögen“) benannten. Als Flüchtling verließ Orest das Vaterland, nur sein treuer Pylades blieb ihm tröstend zur Seite. Auf Antrieb seines Beschützers, des Apollo, kam er nach Athen, wo er endlich durch Pallas Athene von seiner Schuld freigesprochen ward.

Von Athen hatten sich die beiden Freunde, Orestes und Pylades, der erste nun wieder von seiner Schwermut genesen, nach Delphi zu dem Orakel Apollo's gewendet, und dort fragte Orestes den Gott, was er weiter über ihn beschlossen habe. Der Spruch der Priesterin lautete dahin, daß der Königssohn von Mykenä die Endschaft seiner Not erreichen sollte, wenn er nach den

Grenzen der taurischen Halbinsel, in die Nachbarschaft der Scythen, sich begeben hätte, wo Apollo's Schwester, Diana von Artemis, ein Heiligtum besitze. Dort sollte er das Bildniß der Göttin, das nach der Sage dieses Barbarenvolkes vom Himmel gefallen war und daselbst verehrt wurde, durch List oder andere Mittel rauben und nach bestandenem Wagestück dasselbe nach Athen verpflanzen, denn die Göttin sehne sich nach milderem Himmelsstriche und griechischen Anbetern, und ihr gefalle das Barbarenland nicht mehr. Wäre dieses glücklich vollführt, so sollte der landesflüchtige Jüngling am Ziele seiner Not stehen.

Pylades verließ seinen Freund auch auf dieser rauhen Wanderung nach einem gefahrvollen Ziele nicht. Denn das Volk der Taurier war ein wilder Menschenstamm, der die an seinem Ufer Gestrandeten und andere Fremde der Jungfrau Artemis zu opfern pflegte. Den gefangenen Feinden hieben sie den Kopf ab, steckten ihn an einer Stange über den Rauchfang ihrer Hütten, und bestellten ihn so zum Wächter ihrer Hauses, der Alles von der Höhe herab für sie beschauen sollte.

Die Ursache, warum das Orakel den Orestes in dieses wilde Land unter den grausamen Völkerstamm sandte, war aber diese: Als Agamemnons und Klytemnestra's Tochter auf Anraten des griechischen Sehers Kalchas, im Angesichte der Griechen, am Strande von Aulis geopfert werden sollte, und der Todesstreich gefallen war, der eine Hindin anstatt der Jungfrau getroffen hatte, da stahl die erbarmungsvolle Göttin Artemis die Arme aus den Blicken der Griechen weg, und trug sie durch das Lichtmeer des Himmels über Meer und Land nach diesem Taurien, und ließ sie hier in ihrem eigenen Tempel nieder. Dort fand sie der König des Barbarenvolkes, Thoas mit Namen, und bestellte sie zur Priesterin des Dianentempels, wo sie im Dienste der Göttin des fürchterlichen Brauches pflegen und, wie die alte Sitte des rohen Landes heischte, jeden Fremdling, dessen Fuß dies Ufer betrat, — und meistens waren es Landsleute von ihr, Griechen, die dieses jammervolle Los traf, — der Landesgöttin opfern mußte. Indessen hatte sie nur das Todesopfer einzuweihen. Niedrigere Diener der Göttin mußten dasselbe sodann in das Heiligtum hinein zur grausen Schlachtbank schleppen.

Jahre schon hatte die Jungfrau, ihres traurigen Amtes wartend, übrigens hochgehalten vom Könige und um ihrer milden, griechischen Sitte und ihrer eigentümlichen Liebenswürdigkeit willen verehrt vom Volke, fern von der Heimat, und gänzlich unbekannt mit den Geschicken ihres Hauses, vertrauert, als es ihr einstmals in der Nachtruhe träumte, sie wohne fern von diesem Barbarenstrande im heimatlichen Argos, und schlafe von den Sklavinnen des Elternhauses umringt. Da fing auf einmal der Rücken der Erde zu beben und zu zittern an, und ihr war, als flöhe sie aus dem Palaste, stünde draußen und müßte sehen und hören, wie das Dach des Hauses zu wanken beginne, und der ganze Säulenbau, bis auf den Grund erschüttert, zu Boden rasselte. Ein einziger Pfeiler — so däuchte ihr — vom väterlichen Hause blieb übrig. Mit einem Male bekam dieser Pfeiler Menschengestalt, aus dem Säulenknauf wurde ein Haupt, von blondem Haupthaare umwachsen, und dieses fing an, in vernehmlichen Lauten zu reden, deren Inhalt jedoch der Jungfrau entfallen war, als sie wieder erwachte. Im Traume aber geschah es noch, daß sie, ihrem Fremdenmord befehlenden Amte getreu, den Menschen, der ein Pfeiler ihres Vaterhauses gewesen war, als zum Tode bestimmt, mit dem Weihwasser besprengte und dazu bitterlich weinen mußte, bis sie der Traum verließ.

Am Morgen, der auf dieselbe Nacht folgte, war Orestes mit seinem

Freunde Pylades am taurischen Uferstrande an's Land gestiegen, und Beide schritten auf den Tempel der Artemis zu. Bald standen sie vor dem Barbarengebäude, das eher einem Zwinger, denn einem Götterhause glich, und blickten staunend an dem hohen Mauerringe empor. Endlich brach Orestes das Schweigen. „Du treuer Freund," sprach er, „der auch dieses Wegs Gefahr mit mir getheilt hat, was fangen wir an? Wollen wir den Treppenkranz, der sich um den Tempel schlingt, erklimmen? Aber wenn wir droben sind, werden wir nicht in dem unbekannten Gebäude wie in einem Labyrinthe umhertappen? Und werden nicht eherne Schlösser uns den Zugang zu den Gemächern verschließen? Würden wir aber, indem wir Einlaß suchen, indem wir öffnen, an dem Thore von den Wachen, die ohne Zweifel bei dem Heiligtume aufgestellt sind, erhascht, so sind wir des Todes. Denn das wissen wir ja, daß Griechenmord den Altar dieser unerbittlichen Göttin unaufhörlich bespritzt; darum, wäre es nicht geratener, zu dem Schiffe zurückzukehren, dessen Segel uns hieher gebracht hat?"

„Ei," erwiederte Pylades, „das wäre wahrlich das erste Mal, daß wir mit einander die Flucht ergriffen! Heilig soll uns der Ausspruch Apollo's sein! Doch, wahr ist's, fort müssen wir von diesem Tempel! Das Klügste ist, wir verbergen uns in den dunkeln Grotten, die das Meer bespült, ferne von unserem Fahrzeug, damit Keiner, der es erblickt, dem Herrscher dieses Landes von uns melden könne und wir nicht von Waffengewalt, die gegen uns ausgesendet wird, übermannt werden. Wenn aber dann die Nacht anbricht, dann laß uns frisch an's Werk schreiten. Die Lage des Tempels kennen wir nun schon, irgend eine List wird uns in's Innere des Tempelraumes führen, und haben wir das Götterbild einmal auf den Armen, so ist mir vor dem Rückwege nicht mehr bange. Tapfere stürzen sich mutig in die Gefahr! Haben wir rudernd nicht einen unermeßlichen Weg zurückgelegt? Nun wäre es doch schmählich, wenn wir am Ziele umkehrten, und ohne die Beute, die der Gott uns bezeichnet hat, heimkehrten!"

„Wolgesprochen," rief Orestes, „es geschehe, wie du rätst! Wir wollen uns verbergen, bis der Tag vorüber ist; die Nacht kröne unser Werk!"

Die Sonne stand schon höher am Himmel, als auf die Priesterin Diana's, die an der Schwelle ihres Tempels stand, ein Rinderhirte zuschritt, der mit schnellen Schritten vom Meergestade herbeigeeilt kam. Er brachte die Meldung, daß ein Paar Jünglinge, wolgefällige Schlachtopfer der Göttin Artemis, am Ufer gelandet seien. „Bereite nur, erhabene Priesterin," sprach er, „je eher, je lieber das heilige Wasserbad, und schicke dich zu dem Werke an!" — „Was für Landsleute sind die Fremdlinge?" fragte Iphigenie traurig. — „Griechen," erwiederte der Hirt; „weiter wissen wir nichts, als daß der eine von ihnen Pylades heißt, und daß sie unsere Gefangenen sind." — „Laßt hören," fragte die Priesterin weiter, „wo geschah's und wie finget ihr sie?" — „Wir badeten eben," erzählte der Hirt, „unsere Rinder im Meere, und warfen eins um's andere in das Wasser, das strömend durch die Felsen fällt, welche man die Symplejaden heißt. Es befindet sich dort ein hohler, durchbrochener, stets vom Wasser beschäumter Felssturz, eine Grotte für die Schneckenfischer. Hier gewahrte ein Hirt von unserer Schar zwei Jünglingsgestalten; sie kamen ihm so schön vor, daß er sie für Götter hielt und vor ihnen niederfallen wollte. Ein anderer aber, der neben ihm stand, ein frecher, ungläubiger Mensch, war nicht so thöricht; er lachte, als er seinen Kameraden die Kniee beugen sah, und sprach: „Siehest du denn nicht, daß es schiffbrüchige Seeleute sind, die sich in jene Felsenkluft gelagert haben, um

sich zu verbergen, weil sie voll Angst von dem Gebrauche gehört haben, daß wir hier zu Lande die Fremden, die an unsern Strand geraten, zu opfern pflegen?" Diese Rede gefiel der Mehrzahl, und wir schickten uns an, Jagd auf die Opfer zu machen. Da trat der eine der Fremdlinge aus der Felskluft heraus, schüttelte sein Haupt und warf es wild umher, Arme und Hände schlotterten ihm; laut aufstöhnend, vom Wahnsinne gepackt, rief er: „Pylades, Pylades, siehst du dort nicht die schwarze Jägerin, den Drachen aus dem Hades, wie sie mich zu morden begehrt, wie sie mit den wilden Schlangen züngelnd auf mich zufährt? Und dort die andere, die Feueratmende, die hat ja meine eigene Mutter im Arm, und drohet sie auf mich zu schleudern. Wehe mir! Sie erwürgt mich! Wie soll ich ihr entfliehen?" — „Von allen diesen Schreckbildern," fuhr der Hirte fort, „war weit und breit nichts zu sehen, sondern er hielt wol das Gebrüll der Rinder und das Hundegebell für Stimmen der Furien. Uns aber faßte ein Schrecken, zumal da der Fremdling sein Schwert von der Seite zog und sich wie rasend auf die Rinderschar warf, und ihnen das Eisen in die Bäuche stieß, daß sich bald die Meeresflut rot färbte. Endlich ermannten wir uns, bliesen mit unsern Muscheln das Landvolk zusammen und nahten uns den bewaffneten Fremdlingen in einem geschlossenen Haufen. Der Rasende, den die Zuckungen des Wahnsinnes allmählich verlassen hatten, stürzte nun, am Mund vom Schaume triefend, zu Boden. Wir alle wandten uns ihm zu mit Werfen und Schleudern, während sein Genosse ihm den Schaum abwischte und seinen eigenen Mantel ihm gewandt um den Leib schlug. Bald aber sprang der Darniedergeworfene mit vollem Bewußtsein wieder auf und wehrte sich seines Lebens. Zuletzt jedoch mußten sie der Ueberzahl weichen, wir umschlossen sie in einem Kreise; die wiederholten Steinwürfe machten, daß ihnen die Waffen aus den Händen fielen und ihre Kniee ermattet zu Boden sanken. Nun bemächtigten wir uns ihrer, und geleiteten sie zu Thoas, dem Beherrscher des Landes. Dieser hatte sie kaum zu Gesichte bekommen, als er auch schon befahl, die Gefangenen dir als Todesopfer zuzusenden. Flehe nur, o Jungfrau, daß du recht viel solcher Fremdlinge abzuschlachten bekommst, denn es scheinen recht herrliche Griechen zu sein. Tödtest du solcher viele, so büßt Griechenland deine Todesangst nach Gebühr und du bist gerächt dafür, daß sie dich in der Bucht von Aulis umbringen wollten!"

Der Hirte schwieg und erwartete die Befehle der Priesterin, die ihm auch wirklich auftrug, die Fremdlinge zu holen. Als sich Iphigenie allein sah, sprach sie zu sich selber: „O mein Herz, sonst warest du doch immer barmherzig gegen die Fremdlinge, schenktest gerne deinen Stammgenossen eine Thräne, so oft dir griechische Männer in die Hände fielen! Nun aber seit der Traum dieser Nacht mir die bittere Ahnung eingeflößt hat, daß mein geliebter Bruder Orestes das Licht der Sonne nicht mehr sieht — nun sollet ihr alle, die ihr nahet, mich grausam finden! Sind doch die Unglücklichen den Beglückten immer abhold! O ihr Griechen, die ihr mich wie ein Lamm zum Opferherde schlepptet, wo mein eigener Vater der Schlächter war! Ha, nie vergesse ich diese Schreckenszeit! Ja, wenn Zeus mir mit frischen Winden den Mörder Menelaos einmal herbeiführen wollte, und die trügerische Helena" —

Sie ward in ihrem Selbstgespräch unterbrochen durch das Herannahen der Gefangenen, die ihr in Fesseln vorgeführt wurden. Als sie dieselben kommen sah, rief sie ihren Führern entgegen: „Lasset den Fremden die Hände frei; die heilige Weihe, die sie empfangen sollen, spricht sie von allen Banden los! Dann gehet in den Tempel und bestellet alles, was dieser Fall erfordert!" Hierauf wandte sie sich zu den Gefangenen und redete sie an:

„Sprechet, wer ist euer Vater, eure Mutter, wer eure Schwester, wenn ihr eine habt, die jetzt, eines so schmucken, stattlichen Bruderpaares beraubt, allein in der Welt stehen soll? Woher kommt ihr, bejammernswürdige Fremdlinge? Ihr hattet wol eine weite Fahrt bis zu diesen Ufern. Doch bereitet euch zu einer weiteren; denn jetzt geht eure Fahrt hinunter in's Schattenreich!"

Ihr erwiederte Orestes: „Wer du auch immer seiest, o Weib, was beklagst du uns? Wer das Henkerbeil schwingt, dem steht es übel an, sein Opfer zu trösten, ehe er den Streich führt; und wem der Tod ohne Hoffnung drohet, dem will auch das Jammern nicht geziemen! Keine Thränen, weder von dir, noch von uns! Laß das Geschick ergehen!"

„Welcher von euch beiden ist Pylades? das lasset mich zuerst wissen!" fragte nun die Priesterin. „Dieser hier!" sprach Orestes, indem er auf seinen Freund hindeutete. — „Seid ihr Brüder?" — „Durch Liebe", antwortete Orestes, „nicht durch Geburt!" — „Wie heißest denn aber du?" — „Nenne mich einen Elenden", erwiederte er, „am besten ist's, ich sterbe namenlos; dann werd' ich doch nicht zum Gespötte!" — Die Priesterin verdroß sein Trotz und sie drang in ihn, ihr wenigstens seine Vaterstadt zu nennen. Als der Name Argos ihr im Ohre klang, zuckte es ihr durch die Glieder, und sie rief heftig: „Bei den Göttern, Freund, stammst du wirklich dorther?" — „Ja", sprach Orestes, „von Mykenä, wo mein Haus einst beglückt war." — „Wenn du von Argos kommst, Fremdling", fuhr Iphigenie mit gespannter Erwartung fort, „so bringst du wol auch Nachricht von Troja mit? Ist's wahr, daß es spurlos vertilgt ist? Kam Helena zurück?" — „Ja, beides ist so, wie du fragst!" — „Wie geht's dem Oberfeldherrn, Agamemnon, dünkt mich, hieß er, der Sohn des Atreus?" — Orestes schauderte bei dieser Frage: „Ich weiß nicht!" rief er mit abgewandtem Haupte; „sprich mir von diesem Gegenstande nicht, o Weib!" Aber Iphigenie bat ihn mit so weicher, flehender Stimme um Nachricht, daß er nicht zu widerstehen vermochte. „Er ist todt", sprach er, „durch die Gemahlin starb er grausenhaften Todes!" Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Priesterin Diana's. Doch faßte sie sich und fragte weiter: „Sprich nur das noch: Lebt des armen Mannes Weib?" — „Nicht mehr", war die Antwort, „ihr eigener Sohn hat ihr den Tod gegeben, er übernahm das Rächeramt für seinen ermordeten Vater; doch gehet es ihm schlimm dafür!" — „Lebt noch ein anderes Kind Agamemnons?" — „Zwei Töchter, Elektra und Chrysothemis." — „Und was weiß man von der ältesten, die geschlachtet ward?" — „Daß eine Hindin an ihrer Statt starb, sie selbst aber spurlos verschwunden ist. Auch sie ist wol schon lange todt!" — „Lebt der Sohn des Gemordeten noch?" fragte die Jungfrau ängstlich. — „Ja", sprach Orestes, „doch im Elend, vertrieben, überall und nirgends!" — „O trügerische Träume, weichet!" seufzte Iphigenie vor sich hin. Dann hieß sie die Diener sich entfernen, und als sie mit den Griechen allein war, sprach sie flüsternd zu ihnen: „Vernehmet etwas, Freunde, das zu eurem und meinem Vortheile dient, wenn wir einig sind. Ich will dich retten, Jüngling, wenn du mir ein Briefblatt in deine und meine Heimat Mykenä, an die Meinigen gerichtet, mitnehmen willst." — „Ich mag mich nicht retten, ohne den Freund", antwortete Orestes; „ich bin ein Unglücklicher, von dem er nicht gewichen ist. Wie sollte ich ihn in der Todesnot verlassen?" — „Edler, brüderlich gesinnter Freund!" rief die Jungfrau. „O wäre mein Bruder wie du! denn wisset, Fremdlinge, auch ich habe einen Bruder, nur daß er ferne aus meinen Augen ist. — Aber beide kann ich euch nicht entlassen, das duldet der König nimmermehr. Stirb denn du, und laß deinen Pylades ziehen; welcher von euch mir das Blatt besorgt — mir gilt es gleich!" — „Wer wird mich opfern?" fragte

Orestes. — „Ich selbst, auf Befehl der Göttin", antwortete Iphigenie. — Wie, du, das schwache Mädchen, schwingst auf Männer dein Schwert?" — „Nein, ich benetze nur mit dem Weihwasser deine Locken! Die Tempeldiener sind's, die das Schlachtbeil schwingen! Dein verbranntes Gebein empfängt sodann ein Felsenschild." — „O, daß mich meine Schwester bestattete!" seufzte Orestes. — „Das ist freilich nicht möglich", sagte die Jungfrau gerührt, „wenn deine Schwester im fernen Argos weilt. Doch, lieber Landsmann, sorge nicht, ich will deinen Scheiterhaufen mit Oel löschen und mit Honig beträufeln, und deine Gruft ausschmücken, als wäre ich deine leibliche Schwester. Jetzt aber laß mich gehen, die Zuschrift an die Meinen zu bestellen."

Wie die Jünglinge allein, nur in der Ferne von Dienern bewacht waren, hielt sich Pylades nicht länger: „Nein", rief er, „bei deinem Tode leben kann ich nicht! diese Schmach verlange nicht von mir. Ich muß dir in den Tod folgen, wie ich dir auf's weite Meer gefolgt bin. Phokis und Argos würden mich der Feigheit zeihen. Alle Welt — denn böse ist die Welt — würde sagen, ich, um die Heimat mir zu gewinnen, hätte dich verraten, dich getödtet, dir nach dem Reich, nach dem Erbe getrachtet, zumal da ich dein künftiger Schwager bin und um deine Schwester Elektra ohne Mitgift gefreiet habe. Jedenfalls also will ich, muß ich mit dir sterben!" Orestes wollte nichts von diesem Entschlusse hören, und noch stritten sie, als Iphigenie, das beschriebene Blatt in der Hand, zurückkehrte. Als sie den Empfänger Pylades hatte geloben lassen, daß er den Brief gewiß den Ihrigen abliefern wollte und sie dagegen geschworen, ihn zu retten, besann sich die Jungfrau; auf den Fall, daß das Schreiben durch irgend einen Unglücksfall von der See verschlungen würde, während der Ueberbringer mit dem Leben davonkäme, wollte sie ihm den Inhalt überdies auch noch mündlich mittheilen. „Melde", sprach sie, „dem Orestes, dem Sohn des Agamemnon: Iphigenie, die in Aulis vom Opferherde entrückt wurde, lebt, und bestellet an dich, was folgt." — „Was höre ich", fiel ihr Orestes in's Wort, „wo ist sie? steht sie von den Todten auf?" — „Hier steht sie", sagte die Priesterin, „doch störe mich nicht! — Lieber Bruder Orestes! ehe ich sterbe, hole mich aus der fernen Barbarei nach Argos; erlöse mich vom Opferherd, an dem ich im Dienste der Göttin die Fremdlinge morden muß. Thust du es nicht, Orestes, so seien du und dein Haus verflucht!"

Die beiden Freunde konnten lange vor Staunen keine Worte finden, bis zuletzt Pylades das Blatt aus ihren Händen nahm und, gegen den Freund gewendet, ihm den Brief überreichend, ausrief: „Ja, ich will den Eid auf der Stelle halten, den ich geleistet. Da nimm, Orestes, ich händige dir das Schreiben ein, welches die Schwester Iphigenie dir überschickt." Orestes warf es auf den Boden und umschlang die Wiedergefundene mit den Armen. Sie wollte ihm wehren, sie konnte es nicht glauben, bis Erzählungen aus der innersten Geschichte des Atridenhauses ihn ihr als denjenigen beglaubigten, der er von Pylades bezeichnet ward. „O Geliebtester!" rief die Jungfrau jetzt — „denn das bist du und nichts anderes — du der Meine, der Einzige, der Bruder! Aus dem geliebten Argos kommend! Wie jugendlich zart warest du, als ich dich verließ, im Arme des Pflegers ruhend, sorglos und glücklich! — Ja, glücklich, wie wir Beide in diesem Augenblicke es sind." — Doch Orestes war schon zur Besinnung gekommen und sein Antlitz hatte sich umwölkt. „Freilich sind wir jetzt glücklich", sprach er, „aber wie lange wird es währen? Ist nicht der Jammer, der Untergang uns gewiß?" Auch Iphigenie bedachte sich voll Unruhe: „Was ersinne ich nun", sagte sie bebend, „wie erlöse ich dich aus dem Reiche des Barbarenfürsten, wie sende ich dich frei

vom Tode nach Argos zurück, daß du nicht mitsammt deinem Freund am Opferherde dem Stahl erliegen mußt? Aber schnell, ehe der Herr dieses Reiches, ungeduldig über den verzögerten Tod der Gefangenen, erscheint, erzähle mir, Bruder, und verschweige mir nichts von den entsetzlichen Ereignissen in unserem unglücklichen Hause."

Orestes meldete ihr mit gedrängten Worten alles, wie es sich begeben, und schloß das Fürchterliche mit einer guten Kunde, mit der Verlobung Elektra's und seines Freundes. Während der Erzählung hatte sich die besorgte Jungfrau auch mit der Rettung ihres geliebten Bruders im Geiste beschäftigt, und zuletzt hatte sich ihr ein glücklicher Gedanke dargeboten. „Ich habe", rief sie, „endlich den, wie mir dünkt, rechten Weg erdacht. Dein Seelenleben, das sich bei eurer Gefangennehmung am Strande noch einmal regte, soll mir zum Vorwande bei dem Könige dienen. Du kommest, sage ich ihm, wie denn dies die Wahrheit ist, als Muttermörder von Argos, deswegen seiest du unrein und noch nicht entsündiget, um als angenehmes Opfer der Göttin dargebracht zu werden. Erst müsse ein Wasserbad im Meere die Blutspur abwaschen, welche deinem Leibe noch von dem entsetzlichen Mord anklebe. Und weil du, im Tempel der Göttin dargestellt, ihr Bild als Schutzflehender berührt habest, so sei auch dieses verunreinigt worden, und bedürfe einer Reinigung in der Meeresflut. Da nun mir, der Priesterin, allein vergönnt ist, das heilige Bildniß zu berühren, so trage ich selbst dasselbe auf meinen Armen und in eurer Begleitung (denn auch dich, Pylades, nenne ich als Theilhaber der Blutschuld, wie du es denn auch in der That warest) an den Meeresstrand, dort wo euer Schiff in der Bucht versteckt vor Anker liegt. Dies alles soll durch Ueberredung des Königs geschehen, denn hintergehen ließe sich der Wachsame nicht. Das weitere Gelingen des Planes, wenn wir einmal am Schiff angekommen sind, ist eure Sache, ihr Freunde!"

Dies alles war zwischen den Geschwistern und ihrem Freunde im Vorhofe des Tempels verhandelt worden, ferne von den Dienern und Wachen. Jetzt wurden die Gefangenen den Aufsehern wieder übergeben und Iphigenie führte sie in das Innere des Tempels. Nicht lange darauf erschien Thoas, der König des Landes, mit einem ansehnlichen Gefolge und fragte nach der Tempelwächterin; denn der Verzug gefiel ihm nicht, und er konnte nicht begreifen, warum die Leiber der Fremdlinge nicht schon lange auf dem Hochaltare der Göttin brannten. Wie er nun eben vor dem Tempel angekommen war, trat Iphigenie zu den Pforten desselben heraus und trug die Bildsäule der Göttin auf den Armen. „Was ist das, Agamemnons Tochter", rief der König erstaunt, „warum trägst du dieses Götterbild von dem heiligen Gestelle in deinen Armen fort?" — „Es ist Abscheuliches geschehen, o Fürst!" erwiederte die Priesterin mit bewegter Miene, „die Opfer, die am Strande erjagt worden, sind nicht rein; das Standbild der Göttin, als sie sich ihm näherten, es schutzflehend zu umfangen, drehte sich freiwillig auf seinem Sitze und schloß die Augenlider. Wisse, dieses Paar hat Grausenhaftes verübt." Und nun erzählte sie dem Könige, was im Wesentlichen Wahrheit war, und stellte das Verlangen an ihn, die Fremdlinge sammt dem Bilde entsündigen zu dürfen. Um ihn recht sicher zu machen, verlangte sie, daß die Fremden wieder gefesselt und ihre Häupter als Frevler vor dem Strahl der Sonne verhüllt würden; auch begehrte sie Sklaven zur Sicherheit, die im Gefolge des Königs erschienen waren. Nach der Stadt — auch dies hatte die Jungfrau schlau in ihrem Sinne ausgedacht — sollte der Fürst einen Boten senden, der den Bürgern befehle, sich, bis die Entsündigung vorüber sei, innerhalb der Mauern zu halten, um von der alles verpestenden Blutschuld nicht angesteckt

zu werden. Der König selbst sollte in ihrer Abwesenheit im Tempel bleiben, und für die Ausräucherung des gesammten Gewölbes besorgt sein, damit die Priesterin dasselbe nach ihrer Rückkehr gereinigt wiederfinde. Sobald die Fremden aus dem Thore des Tempels träten, sollte der König sein Antlitz in's Gewand hüllen, damit der Greuel sich ihm nicht mittheilen könnte. „Und wenn es dir", schloß die Priesterin ihren Antrag, „auch dünken sollte, als säumte ich lange am Meeresstrande: werde dann nicht ungeduldig, o Herrscher; bedenke, welchen großen und befleckenden Frevel es zu entsündigen gilt!"

Der König willigte in alles und verhüllte sich das Haupt, als bald darauf Orestes und Pylades aus dem Tempel geführt wurden, und es währte nicht lange, so war Iphigenie mit den Gefangenen und einigen Trabanten des Königs auf dem Wege zum Meeresufer aus dem Gesichtskreise des Tempels verschwunden. Thoas begab sich in das Innere desselben, und ließ dort die von der Priesterin gebotene Räucherung vornehmen, die bei der Größe des Gebäudes eine geraume Zeit erforderte.

Nach mehreren Stunden kam ein Bote vom Meeresufer daher geeilt. „Treulose Priesterin!" murrte er vor sich hin, als er erhitzt und keuchend vor der Tempelpforte stand und an das verschlossene Thor pochte. „Holla, ihr Leute drinnen", schrie er, „öffnet die Riegel; thut dem Herrn zu wissen, daß ich als Ueberbringer schlimmer Neuigkeit vor dem Thore stehe!" Die Thorflügel öffneten sich, und Thoas selbst trat aus dem Tempel. „Wer ist's", sprach er, „der mit seinem Lärm den Frieden dieses heiligen Hauses zu stören sich herausnimmt?" — „Vernimm, o König, welche Botschaft ich dir bringe", hob der Diener an. „Die Priesterin des Tempels, dieses Griechenweib, ist mitsammt den Fremden und dem Standbild unserer erhabenen Schutzgöttin aus dem Lande entronnen! das ganze Entsündigungsfest war eine Lüge!" — „Was sagst du?" rief der König, der Unmögliches zu hören glaubte. „Welcher böse Geist hat dieses Weib ergriffen? Wer ist es, mit dem sie flieht?" — „Ihr Bruder Orestes", erwiederte der Bote; „derselbe, den sie hier dem Opfertode geweiht zu haben schien. Hör' die ganze Geschichte und dann sinne auf Mittel, wie wir die Flüchtigen verfolgen und fahen, denn ihre Fahrt ist lang und dein Speer kann sie schon noch erreichen! Als wir an's Gestade des Meeres gelangt waren, wo das Schiff des Orestes vor Anker lag, winkte Iphigenie uns, die wir die Fremdlinge in Fesseln daherführten, Halt zu machen, damit wir dem heiligen Brandopfer und der beschlossenen Feier fern blieben. Sie selbst nahm den Fremden die Fesseln ab, hieß sie vorangehen, und trug sie, ihnen folgend. Zwar schien uns dieses schon etwas verdächtig, indessen glaubten deine Diener, o Herr, es sich doch gefallen lassen zu müssen. Hierauf, damit es schiene, als würde mit der Sühnungshandlung wirklich der Anfang gemacht, sang die Priesterin Zauberformeln ab, und sprach in fremden Weisen allerlei Gebete. Wir aber hatten uns gelagert und harrten. Endlich kam uns der Gedanke, das entfesselte Paar könnte die wehrlose Frau getödtet haben und entsprungen sein. Wir machten uns daher auf und eilten der Felsenbucht zu, die uns den Anblick der Priesterin und der Fremdlinge entzogen hatte. Als wir dicht an den Felsenstrand gelangt waren, sahen wir ein Griechenschiff auf dem Wasserspiegel schwebend, und an fünfzig Ruderer auf seinen Bänken; am Hintertheile des Schiffes, noch auf dem Ufer, standen die beiden Fremden, der Fesseln entledigt; die einen lichteten Anker und hängten sie ein, andere schlugen Zugbrücken, wanden an den Tauen, ließen Leitern für die Fremdlinge nieder. Da besannen wir uns dann freilich nicht länger; wir hatten das ganze Truggewebe vor uns, und ergriffen das Weib, das auch noch am Strande verweilte. Orestes aber, sein Geschlecht und Vorhaben

laut verkündeud, wehrte sich mit Pylades für seine Schwester, die wir zwingen wollten, uns zu folgen. Da weder wir noch die Fremdlinge Schwerter hatten, so setzte es einen hartnäckigen Faustkampf. Indessen zwangen uns die Griechenjünglinge zum Rückzuge, da auch die Schützen vom Hintertheile des Schiffes uns mit Pfeilen aus der Ferne scharf zusetzten. Zu gleicher Zeit warf eine mächtige Meereswoge das Schiff an's Land, und es fehlte wenig, so wäre es gescheitert. Da nahm Orestes Iphigenien auf den Arm, die selbst das Bild in den Händen trug, sprang in's Wasser und schnell die Leiter des Schiffes hinan. Dort legte er die Schwester mitsammt dem Himmelsbilde Diana's auf dem Verdecke nieder. Ihm nach war Pylades gesprungen, nnd als alle glücklich im Schiffe sich befanden, brach das Schiffsvolk in dumpfen Jubel aus, und ruderte frisch durch die salzige Flut. So lange das Schiff durch die Hafenbucht fuhr, glitt es in sanftem Laufe dahin; als es aber in die offene See gelangt war, sauste ein mächtiger Windstoß auf dasselbe herein und trieb es, trotz aller Anstrengungen der Ruderer, an das Gestade zurück. Da sprang Agamemnons Tochter flehend empor und rief laut: „Tochter Latona's, jungfräuliche Artemis, du selbst verlangtest ja durch das Orakel deines Bruders Apollo nach Griechenland; rette mich mit dir, mich, deine Priesterin, dorthin, und vergib mir den kühnen Betrug, dem ich gezwungen so lange dienen mußte. Du selbst hast ja auch einen Bruder und liebst ihn, du Himmlische! drum sieh auch unsere Geschwisterliebe gnädig an!" Zu diesem Gebete der Jungfrau stimmten, die entblößten Arme um's Ruder geschlungen, die Schiffer alle den flehenden Gesang, Päan genannt, an, wie ihnen befohlen ward. Dennoch trieb das Schiff immer mehr an den Strand, und ich bin geraden Wegs hierher geeilt, um dir zu melden, was sich am Ufer dort begeben. Darum sende du nur auf der Stelle Fangstricke und Fesseln an's Gestade; denn wenn das brausende Meer nicht bald ruhig wird, so ist den Fremdlingen jeder Weg zur Flucht versperrt. Der Meeresgott Poseidon (Neptun) denkt mit Zorn an die Zerstörung seiner Lieblingsstadt Troja zurück; er ist ein Feind aller Griechen und des Atridengeschlechts insbesondere. So wird er denn, wenn mich nicht alles trügt, die Kinder Agamemnons heute in deine Gewalt geben!"

Mit Ungeduld hatte der König Thoas das Ende des langen Berichtes abgewartet, und ließ nun auf der Stelle an alle Bewohner seines rauhen Küstenlandes den Befehl ergehen, die Rosse aufzuzäumen, dem Meeresstrande zuzusprengen, das Griechenschiff, wenn es durch die Wellen an's Land geschleudert wäre, zu fassen und unter dem Beistande der Göttin Artemis die flüchtigen Verbrecher einzufangen. Das Fahrzeug sollte mit allen Ruderern versenkt werden, die beiden Fremdlinge aber mit der treulosen Priesterin wollte er vom schroffsten Felsen in's Meer hinabstürzen oder bei lebendigem Leib mit einem Pfahle spießen lassen.

Und schon jagte er an der Spitze seines reisigen Volkes dem Meeresufer zu, als plötzlich eine himmlische Erscheinung den Zug hemmte und den König wider Willen stille zu stehen zwang. Pallas Athene, die erhabene Göttin, war es, deren Riesengestalt, von einer lichten Wolke umgeben, über der Erde schwebend, dem Heereszuge den Weg vertrat und deren Götterstimme wie Donner über die Häupter der Taurier hinrollte: „Wohin, wohin jagest du, König Thoas, erhitzt und atemlos mit deinem Volke? Schenke den Worten einer Göttin Gehör! Laß die Haufen deines Heeres ruhen, laß meine Schützlinge frei abziehen! Das Verhängniß selbst hat, durch den Ausspruch Apollo's, den Orestes hierher gerufen, daß er, von den Furien befreit, seine Schwester in's Vaterland zurückgeleite, und das heilige Bildniß der Artemis

in meine geliebte Stadt Athen bringe, wohin sie selbst begehrt hat! Die Flüchtlinge trägt deswegen Poseidon, der Meeresgott, mir zulieb auf unbewegter Meeresfläche in ihrem Ruderschiffe dahin, und Orestes wird in Athen der Taurischen Artemis Bild in einem heiligen Hain und einem neuen, herrlichen Tempel aufstellen, und Iphigenie wird auch dort ihre Priesterin sein, dort sterben, dort ihre fürstliche Gruft finden. Du, o Thoas, und du, Volk der Taurier, gönnt ihnen allen ihr Geschick und zürnet nicht!"

Der König Thoas war ein frommer Verehrer der Götter. Er warf sich vor der Erscheinung nieder, und sprach anbetend: „O Pallas Athene! Wer Götterwort vernimmt und sein Ohr nicht ihm zuneiget, der denkt verkehrt. Kampf mit allmächtigen Göttern bringt keine Ehre. Mögen deine Schützlinge mit dem Bildniß der Göttin ziehen, wohin sie sollen, mögen sie das Bild glücklich in deinem Reiche aufstellen. Ich senke meine Lanze vor den Göttern. Laßt uns umwenden, und in die Mauern unserer Stadt zurückkehren!"

Es geschah, wie Athene verkündet hatte. Die Taurische Artemis erhielt ihren Tempel und behielt ihre Priesterin Iphigenie in Athen. Orestes setzte sich zu Mykenä als beglückter König auf den Thron seiner Väter, und gewann mit der einzigen Tochter des Menelaos, der Hermione, auch das Königreich Sparta, und zuvor noch hatte er Argos erobert. So besaß er ein mächtigeres Reich, als je sein Vater besessen. Seine Schwester Elektra setzte ihr Gemahl Pylades auf den Thron von Phokis. Chrysothemis starb unvermählt. Orestes selbst erreichte ein Alter von neunzig Jahren. Da regte sich der alte erlöschende Fluch der Tantaliden noch einmal: eine Schlange stach ihn in die Ferse, daß er starb.

G. Schwab.

24. Das hölzerne Pferd und Laokoon.

(Belagerung von Troja.)

Die Griechen hatten auf den Rat des schlauen Odysseus eine Anzahl Bewaffneter in einem großen hölzernen Rosse verborgen. Die andern Griechen aber, nachdem sie die Zelte und alles Lagergerät in Brand gesteckt hatten, brachen, von Agamemnon, dem Völkerfürsten, und dem Könige Nestor befehligt, mit den Schiffen auf, und segelten der Insel Tenedos zu. So war es von den Danaern bestimmt worden, welche den beiden Helden nicht erlaubt hatten, sich dem Pferde anzuvertrauen, dem ersten um seiner Würde, dem andern um seines Alters willen. Vor Tenedos warfen sie die Anker aus, stiegen an's Land und sahen mit sehnendem Herzen dem Feuerzeichen entgegen.

Die Trojaner bemerkten es bald, wie am Hellespont der Rauch in die Lüfte emporwirbelte, und als sie von den Mauern aufmerksamer nach dem Gestade hinabspähten, waren auch die Schiffe der Griechen verschwunden. Voll Freude strömten sie in Scharen dem Ufer zu; doch vergaßen sie nicht, sich in ihre Rüstungen zu hüllen, denn sie waren der Furcht noch nicht ganz los. Als sie nun auf der Stelle des alten feindlichen Lagers das glatte hölzerne Pferd gewahr wurden, stellten sie sich staunend rings um dasselbe her, denn es war ein gar gewaltiges Werk. Während sie noch darüber stritten, was mit dem seltsamen Wunderdinge anzufangen sei, und die einen der Meinung waren, es in die Stadt zu schaffen und als Siegesdenkmal für alle Zukunft auf der Burg aufzustellen, die andern das unheimliche Gastgeschenk der Griechen in die See zu werfen oder zu verbrennen rieten, eine Beratung, welche die im Bauche des Pferdes eingeschlossenen griechischen Helden zu ihrer Qual

anhören mußten: da trat mit eiligen Schritten Laokoon, der trojanische Priester des Apollo, in die Mitte des gaffenden Volkes und rief schon von Weitem: „Unselige Mitbürger! welcher Wahnsinn treibt euch? Meint ihr, die Griechen seien wirklich davongeschifft, oder eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Kennet ihr den Odysseus so? Entweder ist irgend eine Gefahr in dem Rosse verborgen, oder es ist eine Kriegsmaschine, die von den in der Nähe lauernden Feinden gegen unsere Stadt angetrieben werden wird! Was es aber auch sein mag, trauet dem Thiere nicht!" Mit diesen Worten stieß er eine mächtige Lanze, die er einem neben ihm stehenden Krieger entriß, in den Bauch der Maschine. Der Speer zitterte im Holz, und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall, wie aus einer Kellerhöhle. Aber der Geist der Trojaner blieb verblendet.

Während dies vorging, zogen einige Hirten, welche die Neugierde dicht an das hölzerne Pferd herangelockt hatte, unter dem Bauche desselben den schlauen Sinon hervor, und schleppten ihn, als einen gefangenen Griechen, vor den König Priamos, und bald sammelte sich das trojanische Kriegsvolk, das bisher um das Pferd herumgestanden hatte, um dieses neue Schauspiel. Er aber, waffenlos und zagend, spielte die Rolle, die ihm von Odysseus aufgegeben war. Flehend streckte er die Arme gen Himmel und dann wieder nach den Umstehenden aus, und rief unter Schluchzen: „Wehe mir, welchem Lande, welchem Meere soll ich mich anvertrauen, mich, den die Griechen ausgestoßen haben und die Trojaner niedermetzeln werden!" Diese Seufzer rührten die Jünglinge selbst, die ihn Anfangs als einen Feind gepackt und roh behandelt hatten. Alle Krieger traten theilnehmend herzu und fragten ihn, wer und woher er sei, hießen ihn gutes Mutes sein, wenn er nichts Feindliches im Schilde führe. Jener ließ die erheuchelte Furcht endlich fahren und sprach: Ich bin ein Argiver, das will ich ja nicht läugnen; wenn Sinon auch unglücklich ist, so soll er doch kein Lügner werden. Vielleicht habt ihr von dem euböischen Fürsten Palamedes gehört, der von den Griechen auf Odysseus' Anstiften abscheulicher Weise gesteinigt wurde, weil er den Feldzug gegen eure Stadt mißriet; als sein Verwandter zog ich in den Krieg, arm und nach seinem Tode ohne Stütze. Und weil ich es wagte, mit Rache für die Ermordung meines Vetters zu drohen, zog ich den Haß des falschen Laertiaden auf mich, und wurde diesen ganzen Krieg über von ihm geplagt. Auch ruhte er nicht, bis er mit dem lügnerischen Seher Kalchas meinen Untergang verabredet hatte. Als nämlich meine Landsleute die oft beschlossene und wieder aufgeschobene Flucht endlich in's Werk setzten, und dieses hölzerne Pferd hier schon aufgezimmert stand, schickten sie den Eurypylos zu einem Orakel des Apollo, weil sie am Himmel bedenkliche Wunderzeichen beobachtet hatten. Dieser brachte aus dem Heiligthume des Gottes den traurigen Spruch mit: „Ihr habt bei eurem Auszuge die empörten Winde mit dem Blute einer Jungfrau versöhnt: mit Blut müßt ihr auch den Rückweg erkaufen und eine Griechenseele opfern." Dem Kriegsvolke lief ein kalter Schauer durch die Gebeine, als es dieses hörte. Da zog Odysseus den Propheten Kalchas mit großem Lärm in die Volksversammlung und bat ihn, den Willen der Götter zu offenbaren. Fünf Tage lang schwieg der Betrüger und weigerte sich heuchlerisch, einen Griechen für den Tod zu bezeichnen. Endlich, wie gezwungen durch das Geschrei des Odysseus, nennt er meinen Namen. Alle stimmten bei, denn Jeder war froh, das Verderben von seinem eigenen Haupte abgewandt zu sehen. Und schon war der Schreckenstag erschienen, ich wurde zum Opfer ausgeschmückt, mein Haupt mit den heiligen Binden umwunden, der Altar und das geschrotene Korn in Bereitschaft gehalten. Da zerriß ich

meine Bande, entfloh und versteckte mich, bis sie abgesegelt waren, im Schilfrohr eines nahen Sumpfes. Dann kroch ich hervor und suchte ein Obdach unter dem Bauch ihres heiligen Rosses. In mein Vaterland und zu meinen Landsleuten kann ich nicht zurückkehren. Ich bin in eurer Hand und von euch hängt es ab, ob ihr mir großmütig das Leben schenken oder mir den Tod geben wollt, der mich von der Hand meiner eigenen Volksgenossen bedroht hat.

Die Trojaner waren gerührt, Priamos sprach gütige Worte zu dem Heuchler, hieß ihn die argen Griechen vergessen und versprach ihm eine Zufluchtsstätte in seiner Stadt, wenn er ihnen nur offenbaren wolle, was für eine Beschaffenheit es mit dem hölzernen Rosse habe, dem er so eben den Beinamen eines heiligen gegeben. Sinon hob seine der Fesseln entledigten Hände gen Himmel und betete mit betrügerischer Andacht: „Ihr Götter, denen ich schon geweiht war, du Altar und verfluchtes Schwert, das mich bedrohte, ihr seid mir Zeugen, daß die Bande, die mich an mein Volk bisher knüpften, zerrissen sind, und daß ich nicht frevle, wenn ich ihre Geheimnisse aufdecke! Von jeher war alle Hoffnung der Danaer in diesem Kriege auf die Hülfe der Göttin Pallas Athene gebaut. Seitdem aber aus dem Tempel, den sie bei euch zu Troja hat, ihr Bild, das Palladium, entwendet worden — und zwar, was ihr Trojaner zum ersten Male erfahret, durch die Hände schlauer Griechen, — ging alles rückwärts; die Göttin war erzürnt, und das Glück hatte die Waffen der Danaer verlassen. Da erklärte Kalchas, der Seher, auf der Stelle müßte man mit den Schiffen umkehren, um im Vaterlande selbst neue Befehle der Götter einzuholen. Ehe das Palladium an seine Stelle zurückgebracht sei, dürften sie auf keinen glücklichen Ausgang des Feldzuges hoffen. Dieß bewog die Danaer, die Flucht zu beschließen, welche sie nun auch wirklich ausgeführt haben. Zuvor aber erbauten sie noch, auf den Rat ihres Propheten, dieses hölzerne Riesenpferd, das sie als Weihgeschenk für die beleidigte Göttin zurückließen, um ihren Zorn zu versöhnen. Diese Maschine ließ Kalchas so unermeßlich in die Höhe bauen, wie ihr sehet, damit ihr Trojaner sie nicht durch eure Thore führen und in eure Stadt bringen könntet, weil auf diese Weise der Schutz der Minerva euch zu Theil werden würde. Wenn hingegen eure Hand sich an dem geheiligten Pferde, als einem Ueberbleibsel eurer Feinde, vergriffe — dieß war es, was sie zu hoffen wagten, dann wäre euer und eurer Stadt Verderben gewiß. Und in dieser Zuversicht gedenken sie in kurzer Frist, sobald sie zu Argos die Götterbefehle vernommen, zurückzukehren, und hoffen, das Palladium der Göttin eurer eroberten Stadt zurückgeben zu können."

Das Lügengewebe war so wahrscheinlich ersonnen, daß Priamos und alle Trojaner dem Betrüger Glauben schenkten; Minerva aber wachte über das Geschick ihrer Freunde, die in dem Rosse noch immer in banger Erwartung eingeschlossen saßen und seit der Warnung des Laokoon in beständiger Todesangst schwebten. Die Helden wurden aus dieser Gefahr durch ein entsetzliches Wunder befreit. Eben jener Laokoon, der Priester des Apollo, hatte nach dem Tode des Neptunpriesters auch diese Würde durch's Los erhalten und opferte jetzt gerade am Meeresgestade dem Gotte einen stattlichen Stier am Altare. Siehe, da kamen von der Insel Tenedos durch die spiegelglatte Meerflut zwei ungeheure Schlangen gerudert und nahmen ihren Weg nach dem Ufer: ihre Brust und die blutrote Mähne ragten aus dem Wasser hervor, der übrige Theil ihrer Leiber ringelte sich unter den Fluten fort. Die See plätscherte unter ihrer Spur, und jetzt waren sie am Lande, züngelten und zischten und sahen sich mit feurigen Augen um. Die Trojaner, die

immer noch in Menge um das Roß herumstanden, wurden todtenblaß und ergriffen die Flucht; die Thiere aber nahmen ihre Richtung nach dem Uferaltar des Meergottes, wo Laokoon mit seinen zwei jungen Söhnen beim Opfer beschäftigt war. Zuerst wanden sie sich um die Leiber der beiden Knaben und bohrten ihren giftigen Zahn in ihr zartes Fleisch. Als die Verwundeten laut aufschrieen und der Vater selbst ihnen mit gezogenem Schwerte zu Hilfe kommen wollte, schlangen sie sich mit mächtigen Windungen auch diesem zwiefach um den Leib, und überragten ihn bald mit ihren aufgerichteten Hälsen und zischenden Häuptern. Seine Priesterbinde troff von Eiter und Gift. Vergebens bestrebte er sich, die Schlingen mit seinen Händen loszumachen, und inzwischen entfloh der schon getroffene Stier blutig und brüllend vom Altar und schüttelte das Beil aus dem Nacken. Laokoon erlag mit seinen beiden Kindern den Schlangenbissen, und nun schlüpften die Thiere in langen Krümmungen dem hochragenden Tempel der Minerva zu, und bargen sich dort unter den Füßen und dem Schilde der Göttin.

Das Trojanervolk sah in diesem gräßlichen Ereigniß eine Bestrafung der frevelhaften Zweifel seines Priesters. Ein Theil eilte der Stadt zu und riß die Mauern nieder, um dem unheilvollen Gaste den Weg zu bahnen, ein anderer fügte Räder an die Füße des Rosses, wieder andere drehten gewaltige Seile aus Werg und warfen sie dem hölzernen Riesenthiere um den Hals. Dann zogen sie es im Triumphe nach der Stadt; Knaben und Mädchen, die Hand an die Seile gelegt, sangen in Chören feierliche Hymnen dazu. Als die Maschine über die erhöhten Thorschwellen rollte, stockte viermal ihr Lauf, und viermal dröhnte ihr Bauch wie vom Erze. Aber die Trojaner waren mit Blindheit geschlagen, und führten das Ungeheuer jubelnd auf ihre heilige Burg. Mitten unter der Raserei der öffentlichen Freude blieb nur das Gemüt und der Geistesblick der Seherin Kassandra, der gottbegabten Königstochter des trojanischen Hauses, ungetrübt. Nie sprach sie ein Wort aus, das nicht erfüllt worden wäre. Aber sie hatte das Unglück, niemals Glauben zu finden. So hatte sie auch jetzt unheilvolle Zeichen am Himmel und in der Natur beobachtet und stürzte mit flatternden Haaren, vom Geiste der Weissagung getrieben, aus dem Königspalaste hervor; ihre Augen starrten in fieberischer Glut, ihr Nacken wiegte sich hin und her, wie ein Zweig im Windhauche, sie holte einen tiefen Seufzer aus der Brust herauf und rief durch die Gassen der Stadt: „Ihr Elenden, sehet ihr nicht, daß wir die Straße zum Hades hinunterwandeln? daß wir am Rande des Verderbens stehen? Ich schaue die Stadt mit Feuer und Blut erfüllt, ich sehe es aus dem Bauche des Rosses hervorwallen, das ihr mit Jauchzen auf unsere Burg hinaufgeführt habt. Doch ihr glaubet mir nicht, und wenn ich unzählige Worte spräche. Ihr seid den Erinnyen geweiht, die Rache an euch nehmen wegen Helena's frevelhafter Ehe."

Wirklich wurde die weissagende Jungfrau nur verlacht oder verschmäht, und hier und da sprach einer der Begegnenden zu ihr: „Hat dich denn die jungfräuliche Scham ganz verlassen, Kassandra, bist du ganz irre geworden in deinem Geiste, daß du dich öffentlich auf den Straßen herumtreiben magst, und du nicht siehest, wie die Menschen dich verachten, thörichte Schwätzerin? Kehre zurück in dein Haus, daß dich nichts Schlimmes treffe."

In der Nacht öffnete Sinon die Höhlung des Rosses; die Griechen stürmten heraus und gaben den Ihrigen ein Feuerzeichen. Sie fielen nun über die sorglosen Trojaner her, tödteten die meisten und die Stadt ging in Flammen auf.

G. Schwab.

25. Das Nibelungenlied.

1. Im Burgundenlande, dessen Hauptstadt Worms am Rheine war, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tod zur blühenden Jungfrau heran. Ahnungsreiche Träume umschwebten das sinnige Haupt der lieblichen Kriemhild in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher sie, der edlen Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Es träumte ihr, sie zöge einen Falken auf und pflege ihn als ihren Schützling manchen Tag; da stürzen sich zwei Adler herab und erdrücken mit ihren grimmen Klauen das zarte Thier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt, erzählt die erwachende Kriemhild den Traum ihrer lieben Mutter. Diese deutet: „Der Falke ist ein edler Mann, für welchen du bestimmt bist; Gott wolle ihn behüten, daß du ihn nicht früh verlierst!"

Dieser Traum war eine leise Ahnung ihres künftigen Geschickes, das den heitern Himmel ihres Lebens und ihrer Minne trüben sollte.

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft ist inzwischen Siegfried im Niederlande zu Santen am Rheine, Siegmunds und der Siegelinde Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen, und schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen; da hörte er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Rhein, und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Ein Ton der warnenden Ahnung läßt sich auch hier vernehmen von den Lippen des weisen Vaters, König Siegmunds; eine Thräne des Schmerzes um das liebe Kind, das sie zu verlieren fürchtet, fällt aus Siegelindens Auge auf die treue, starke Hand des Sohnes; — aber der Sohn zieht dahin, mit reicher Gabe von Vater und Mutter entsendet. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in niegesehenem herrlichen Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königssaale am Rheinufer haltenden Mannen, Niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach Hagen von Tronei gesandt, dem alle fremden Lande kund sind; aber auch er hat diese Helden noch nie gesehen: Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein, sagte er; von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden. Bald aber fügt er hinzu: ich habe zwar noch niemals Siegfrieden gesehen, aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht; es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold dem finstern Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß, — derselbe Siegfried, der auch einen Linddrachen schlug und in dem Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden mögen.

Siegfried wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; Kriemhild schauet verstohlen durch das Fenster und fühlt Wolgefallen an der Stärke und Gewandtheit des Jünglings.

2. Aber ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgundenkönige, ehe er die, um welche er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er

zieht aus als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königs, mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rhein durch Hessenland tief hinein in die Sachsengaue, deren König Luitger mit König Luitgast von Dänemark den Burgunden Krieg angekündigt hatte. Im mörderischen Kampfe ist Siegfried der gewaltigste und siegreichste der Helden: er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig Luitgast, und vor des Helden Uebermacht ergibt sich Luitger mit seinen Sachsen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rhein, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt man auch vor Kriemhild erscheinen, wissend oder ahnend, daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. „Nun sage mir liebe Botschaft," sagte Kriemhild; „ich gebe dir all' mein Gold, und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein." — „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, den hat die Siegfriedshand bestanden. Die Geiseln, die ihr werdet kommen sehen aus Sachsen an den Rhein, die hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt." — Zehn Mark Goldes und reiche Kleider heißt die Königsjungfrau dem willkommenen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, Niemanden aber lieber war als ihr. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger heimkehren sollten an den Rhein. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sieht das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg auf dem weiten Plan am Rheine, und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen; aber noch immer kann er die Jungfrau nicht erblicken, um deren Hand er werben will; denn züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrer engen Kemnate*). Da wird endlich ein großes heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleit von hundert schwerttragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhild zum ersten Mal öffentlich erscheinen, und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend und der Schönheit, wie der Mond in mildem Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Siegfried: „Wie könnte das ergehen, daß ich dich gewinnen sollte? das ist ein thörichter Wahn. Soll ich dich aber verlassen, so wäre ich lieber todt." Da heißt nach höfischer Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Siegfrieden herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran und neigt sich sittiglich vor der Jungfrau. Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen tapfern Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist euch zu Dienste geschehen, Frau Kriemheld," antwortete Siegfried, und nun, nachdem der Mund sich zu reden getrauet, bleibt Siegfried zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe der Königstochter. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Siegfried rüstet sich zur Heimfahrt, denn er getrauete sich noch nicht, um ihre Hand zu werben. Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war und wo er täglich seine künftige Gattin sah.

*) Das Frauengemach.

3. Nun aber war eine Königin gesessen jenseits der See: herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die um sie warben, warf sie die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein und sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge; nur den, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie wählen. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der starken Kampfjungfrau Brunhild, um niemals wiederzukehren: da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Siegfrieden auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried sagte es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle. Gunther gelobt dies zu thun, sobald Brunhild in sein Land werde gekommen sein. Mit einem Eid wird dieser Bund bekräftigt und das Schiff zur Abfahrt gerüstet: goldfarbene Schilde und reiche Gewande werden an das Gestade getragen, und aus den Fenstern schauen die Zurückbleibenden den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen; denn Siegfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder, und Gunther ergreift gleichfalls die Ruderstange. Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem Isenstein, wo Brunhilde herrscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechsundachtzig Thürme an dem Seegestade empor, drei weite Paläste (Wohnhäuser) und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorstein erbaut. Nur Siegfrieden allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist diese stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr nahet. „Seid willkommen," sagte sie, ohne erst zu fragen, wer er sei; „seid willkommen, Herr Siegfried, hier in meinem Lande; was bedeutet eure Reise? das möcht' ich gerne wissen." — „Da steht," entgegnete Siegfried der Fragenden, „Gunther, ein König bei dem Rhein, der deine Hand zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich bin sein Mann, um deinetwillen kommen wir." Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau sich zu behaupten, wird von Siegfrieden vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Ueberwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhild trägt man ihren ungefügen Ger*) herbei, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, mit schwerer Stange und breitem Eisen, das an seinen drei Ecken grimmig schneidet; herbei auch in den Kampfkreis einen ungeheuren runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Aermel auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. Gunther, dem Siegfried gleich wie den Andern unsichtbar ist, bebt vor der schrecklichen Gegnerin; da nahet ihm Siegfried, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die Geberde des Kampfes machen. Und wie freut sich Gunther, als er Siegfrieds helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre**) den Speer, und die Funken fliegen wie vom Wind gewehte Flammen vom Schilde des Gegners, in welches der Speer einschlägt. Siegfried wankt; aber bald steht er wieder fest und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß," ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend, „habe Dank, edler Ritter Gunther!" Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie

*) Wurfspieß. **) Walküren oder Valkyrien nannte man Schlachtjungfrauen.

nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin und springt dem Geworfenen mit fliegendem Kriegssprunge nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne, kräftige Siegfried, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg, und im Wurfe springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuren Sprung, weiter noch als die Walküre gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Mage (Verwandte) und Mannen, kommt heran, ihr sollt dem König Gunther alle werden unterthan." Es wird zur Heimfahrt gerüstet, und nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht: Wie Brunhild mit Gunthern, so wird nun Kriemhild mit Siegfrieden verlobt.

4. Fröhlich zieht Siegfried mit der jungen Gemahlin in die Heimat, wo ihm Siegmund die Krone und Land und Leute abtritt. Glücklich herrscht Siegfried zehn Jahre lang über Niederland und das nordische Reich der Nibelungen. Da wünscht Brunhild Gunthers Schwester wieder einmal zu sehen und verlangt, daß Siegfried dem Könige Gunther, dessen Gefolgsmann er nur sei, wieder Dienste leiste. Gunther willigt nur ungern ein, doch sendet er Boten, die Siegfrieden auf der Nibelungenburg im Lande der Norwegen treffen. Sie laden ihn zu einem fröhlichen großen Feste, das am Sonnwendtage, in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms soll gefeiert werden. Siegfried geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese, so wie der alte Vater, König Siegmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heergefolge von eintausend Edlen ziehen Siegfried und Kriemhild, in Begleitung des alten Siegmund (denn die Mutter Siegelinde ist inzwischen gestorben), arglos und unbefangen, in der sichern Heiterkeit der Unschuld, nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und strahlende Kleinode werden mitgeführt, um die Milde, um die Freigebigkeit eines reichen Königs an dem Hofe der Burgunden zu bethätigen; nur das Kind wird zurückgelassen, Siegfrieds und Kriemhildens Sohn, — es sollte seinen Vater und seine Mutter nimmer wiedersehen.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms; mit ihnen strömen zum Ritterspiel tausende von Rittern von allen weiten Wegen ein in die Thore der Königsstadt; in prächtigen Reitgewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gassen, und herrlich geschmückt sitzen edle Frauen und Mägdlein in den Fenstern; Posaunen, Trommel- und Flötenhall erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erschallet; aber in die lauten süßen Töne der Festfreude fällt mit schneidendem Gegensatze der gellende Ton des eifersüchtigen Hasses; die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gassen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen und noch nach tausend Jahren in den Herzen der späten Geschlechter erschütternd wiederhallen sollte.

5. Die beiden Königinnen Kriemhild und Brunhild sitzen einst zusammen, gedenken früherer Tage und geraten in Wortwechsel über den Vorrang ihrer Männer. Und als sie zur Kirche gehen, will Brunhild den Vortritt haben. Darüber erhebt sich neuer Streit. Erzürnt entdeckt endlich Kriemhild ihrer Gegnerin, daß sie nicht von Gunther, sondern von Siegfried

überwunden sei. Dies erweckt in Brunhilden grimmige Rachsucht, und Siegfrieds Tod ist beschlossen.

Während die gekränkte Brunhild jammernd im Gemache sitzt, kommt der grimmige Hagen zu ihr und erfährt die Ursache ihres Kummers. Er stimmt mit einigen andern Mannen für Siegfrieds Tod. Es soll ein falsches Kriegsgerücht verbreitet und auf diesem Kriegszuge soll Siegfried erschlagen werden. Alle und auch Siegfried rüsten sich zur Heerfahrt. Indem Hagen der Sitte gemäß von Kriemhild Abschied nimmt, vertraut sie arglos ihren Mann in seinen Schutz. „Er ist zwar unverwundbar," sagt sie, „aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Schulterblätter ein Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute unberührt, mithin verwundbar blieb. Schütze diese Stelle, wenn ein Speer auf ihn angeflogen kommt." „Wol," sagte der Tückische; „um das besser zu können, nähet mir, königliche Frau, ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wisse, wo ich ihn zu schützen habe." Und die Arglose, in zärtlicher Liebe für den Gatten Verlorene, nähet mit eigener Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten — sie nähet selbst ein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug, und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich, und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nötig; Hagen hat aus den Händen der Gattin das was er will, mehr als er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird statt in den Krieg zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht hier Siegfried seine treue Gattin, sie ihn — zum letzten Mal; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigten ihre Seele wie damals, als sie zuerst in ihrer Jugend von dem Falken und den Adlern träumte; jetzt hat sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Siegfried tröstet sie: Niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen — Allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet, weiß sie nicht. Den Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den Einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt — sie aber scheidet mit dem Worte: „Daß du von mir scheiden willst, das thut mir inniglich weh."

6. Die Jagd ist beendet, die Helden und vorab Siegfried, der das meiste Wild erlegt, sind von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig; doch weder Wein ist mehr vorhanden noch der Rheinstrom in der Nähe, um aus ihm die ersehnte kühle Labung zu schöpfen. Aber Hagen weiß nahe im Walde einen Brunnen, dahin, räth er, könne man ziehen. Man bricht auf, und schon hat man die breite Linde im Gesichte, unter deren Wurzel der kühle Quell entspringt, da beginnt Hagen: „Man hat viel davon gesagt, daß dem schnellen Siegfried, der Kriemhilde Mann, Niemand folgen könne im eiligen Laufe; wollte er uns das doch sehen lassen!" — „Laßt uns," entgegnet Siegfried, „zur Wette laufen nach dem Brunnen, ich werde mein Jagdgewand, auch Schwert, Ger und Schild behalten; legt ihr die Kleider ab." — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; wie wilde Panther springen Hagen und Gunther durch den Waldklee, aber Siegfried ist weit zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast und setzt den Schild neben den Brunnen, wartend bis der König herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Diese ehrerbietige Sitte entgalt er mit dem Tode. Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Siegfried zum Brunnen nieder; da springt Hagen herzu, trägt in raschem Sprunge die Waffen, die er erreichen kann, Schwert, Bogen und Köcher, abseits, den Ger behält er selbst in der mörderischen

Faust, und indem Siegfried noch die letzten Züge an dem Brunnen einschlürft, schleudert Hagen den Ger, Siegfrieds eigene Waffe, durch das Kreuz, das Siegfried im Rücken trägt, daß von dem Herzblut des herrlichen Helden des Mörders Gewand überströmt wird. Wütend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Gerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach dem Bogen und Schwert — er findet keine Waffe; da faßt er den Schild, der dicht neben ihm liegt und den Hagen nicht hat bei Seite schaffen können, und stürzt auf Hagen los. Grimmig schlägt er mit dem Schilde auf den Mörder, daß die Edelsteine, mit denen der Schild besetzt war, herausgesprengt werden; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht; der Wald hallet wieder von der Wucht der Schläge, welche die Hand des sterbenden Helden auf das Haupt seines Mörders fallen läßt. Da erbleicht seine lichte Farbe, die Füße wanken, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt: der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhilds Gatte fällt dahin in die Blumen, und in breiten Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde. — Mit der letzten Kraft wendet er sich zornig zu seinen Mördern: „Ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt? So also habt ihr meine Treue gelohnt, und schlimmes Leid an euerm Blutsverwandten gethan.“ Alle Ritter des Burgundengefolges eilen jetzt herbei zu der Mordstätte und umstehen im Kreise den sterbenden Helden; manche Klage wird laut, der Sterbende schweigt. Da läßt auch der Burgundenkönig einen Ton der Klage um den Gefallenen vernehmen, und jetzt regt sich noch einmal das bittere Leid des Lebens in der schon in den Todesschlummer versinkenden Seele. „Das ist nicht Not,“ spricht der Todwunde, „daß der nach dem Schaden weinet, der den Schaden gethan hat; es wäre besser unterblieben.“ Der grimme Hagen aber höhnt die Klagenden und zugleich noch den schmählich Ermordeten: „Ich weiß nicht, was ihr klagt, nun hat ja alles ein Ende, was wir an Leid und Sorgen getragen haben, nun leben nur noch Wenige, die gegen uns aufzutreten wagen dürfen; wol mir, daß ich gegen diesen da Rat geschafft.“ Und noch einmal redet der Held mit sterbender Stimme zu dem Mörder: „Ihr habt es leicht euch zu rühmen; hätte ich euern Mordsinn erkannt, vor euch hätte ich mich wol schützen wollen. Mich jammert nichts so sehr als Frau Kriemhild, mein Weib; und o weh, daß seine nächsten Verwandten Jemanden durch Mord erschlagen haben.“ Der Name der treuen Gattin ist über die Lippen des Sterbenden gegangen, und um ihretwillen wendet er sich abermals und zum letzten Male an seine Mörder, ihr die letzte Sorge, den letzten Gedanken, den letzten Atemzug widmend: „Wollt ihr,“ redet er Gunthern an, „edler König, noch einmal in eurem Leben gegen Jemand Treue beweisen, so laßt euch meine liebe Traute befohlen sein, laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester ist, sorgt für sie treulich, wie es Fürstensitte gebietet. Auf mich warten lange mein Vater und meine Mannen.“ Weit umher sind die Waldblumen von dem Blute des Erschlagenen rot genetzt; jetzt beginnt der Todeskampf, doch nicht lange ringt er, die Todeswunde ist zu schwer. — Siegfried ist todt. — Da heben die Herren den Leichnam des Helden, alter Sitte und Ehre gemäß, auf einen goldroten Schild und tragen ihn gen Worms an den Rhein. Manche reden davon, daß man sagen solle, Räuber hätten ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmordes zu verhehlen. „Ich will,“ ruft Hagen, „ihn selbst nach Worms bringen: was kümmert es mich, wenn Kriemhild erfährt, daß ich ihn erschlagen habe; sie hat Brunhilden so schwer gekränkt, nun acht' ich es geringe, sie mag weinen, so viel sie will.“

Und der entsetzliche Hagen läßt den Todten, so wie man in der Nacht

zu Worms angekommen ist, vor die Thüre des Hauses legen, in dem Kriemhild wohnte, wol wissend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Mette geht, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Frevelthat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran und sieht den Leichnam; „Frau," sagte er, „stehet stille, da liegt vor dem Gadem*) ein erschlagener Ritter." Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhilds Antwort; sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat, und als sie den Erschlagenen sieht, — so tief er auch vom Blut übergossen ist, sie kennt wohl im bleichen Fackelschein die Heldengestalt und die edlen, im Tode erstarrten Züge. „Du bist ermordet," ruft sie, „dein Schild ist nicht zerhauen! Dem gilt es den Tod, der das gethan." Siegfrieds Mannen und Siegfrieds Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe, und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum, daß Kriemhild warnen und abwehren kann: es sei jetzt noch nicht Zeit zur Rache — dereinst werde sie kommen. Als der Todte auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder und die Verwandten, auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhild aber wartet an der Bahre des Bahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden und das Blut fließe von Neuem; und als Gunther ihr eben einzureden sucht, Mörder hätten ihn erschlagen, da tritt Hagen heran und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wol," ruft die Arme, „und Gott wird die That an ihnen rächen." Der Leichnam wird eingesargt und zu Grabe getragen; Kriemhild folgt mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal aber begehrt sie das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei, und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

7. An die Stätte, wo sie Siegfrieden gefunden, aber auch wieder verloren hatte, war Kriemhild gefesselt. Siegmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat, um für den Enkel des Reiches zu pflegen. Kriemhild bleibt in Worms; die Herrschaft im Niederland, das Königreich der Nibelungen mit seinen Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Siegfried; auch das Kind sieht sie nie wieder — ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, der der Ihrige war; nach seinem Tode hat sie in der vollen Glut der Leidenschaft nur zwei Gedanken, zwei Gefühle: Leid und Rache. Erst überwältigt das Leid den Gedanken der Rache; nach dem Leid tritt diese in ihr Recht — darum erscheint sie, getreu dem Charakter, der ihr aufgeprägt ist, auch gleichgiltig gegen das eigene Kind.

Es beginnt die Zeit des Leides; in tiefem Trauern weilt Kriemhild dreizehn Jahre zu Worms; über drei Jahre nach Siegfrieds blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, der im Nibelungenland unter Alberichs Hut liegt und von Siegfried an Kriemhild zur Morgengabe gegeben worden war, den Nibelungen Hort, von dort herbeiführen; zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus

---

*) D. h. Gemach, Zimmer.

dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie langen an, werden Kriemhilden übergeben, und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen zu Stande. Nun spendet nach alter Königssitte Kriemhild reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das Geben ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wiederum tritt der grimmige Hagen von Tronei ihr feindselig in den Weg; er fürchtet, sie möchte durch ihre milde Freigebigkeit so Viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herrschaft der Landeskönige selbst Schaden thun werde. Im Widerspruch mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüssel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot rät, das Gold in den Rhein zu senken, damit es Niemand angehöre. Zugleich schwören sich sämmtliche Betheiligte zu, so lange einer von ihnen lebe, Niemand zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein, und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag.

Seitdem auf diese Weise der Hort der Nibelungen in die Gewalt der Burgunden gekommen ist, führen sie selbst, wie früher Siegfried wegen des Besitzes desselben Schatzes der Nibelung oder der Nibelungen Herr genannt wird, den Namen Nibelungen, und davon hat der zweite Theil des Epos zur Zeit seiner Abfassung den Namen Nibelungen Not, das Ganze in unserer Zeit die Bezeichnung Nibelungenlied erhalten.

Nach Vilmar.

26. Gudrun.

1. Eine andere deutsche Heldensage, deren Schauplatz die Nordsee und ihre Küstenländer sind, ist die von der jungfräulichen Gudrun, das heitere Seitenstück der Nibelungen.

In diesem Gedichte ist die Sage von drei Geschlechtern enthalten: von Hagen, dem Könige von Irland, von der Werbung des Hegelingen- oder Friesenkönigs Hettel um dessen Tochter Hilde, und endlich von Gudrun, der Tochter von Hettel und Hilde.

Von Hagen wird erzählt, er sei als ein Kind von einem Greifen entführt, in der Wildniß aufgewachsen, und auf einem Schiffe sei er wieder nach Irland zurückgebracht worden.

Seine Tochter Hilde zieht er sorgsam auf und hütet sie ängstlich. Vergeblich haben schon Viele um sie geworben, da sendet auch der Friesenkönig Hettel den berühmten Sänger, den Stormarnkönig Horant nebst seinen Mannen, Frute und Wate, zu Hagen, und sie gewinnen dessen Gunst durch ansehnliche Geschenke.

Wate, der breitbärtige riesige Held, bequemt sich, bei den Frauen sich niederzulassen, und diese fragen ihn scherzend, wie er ernst da sitzt, bunte Borten um das dichtbehaarte Haupt gewunden, was ihm wol lieber sei, bei den Frauen zu sitzen, oder in hartem Streit zu fechten? Und der mächtige Kämpe, der in der Schlacht wie ein wilder Eber wütete, antwortete ohne Besinnen: wol dünke ich es gut bei sittigen Frauen zu weilen, aber doch noch viel sanfter, in harten Stürmen mit dem Heergefolge zu fechten. Da lachen laut die Königinnen und fragen: ob dieser Mann denn auch wol Weib und Kinder daheim habe? Schon ist auf diesem Wege einiges Wolwollen für die Werbung gewonnen, da erhebt Horant seinen wunderbar süßen Gesang an einem stillen Abende in der Burg des Königs am Seeufer, und die Vöglein lassen den Schall ihres Abendliedes schweigen vor dem lieblichen Tone des

königlichen Sängers; und wieder am frühen Morgen bei Sonnenaufgang klingen die wundervollen Gesangstöne durch die Burg, daß die Vöglein auch ihr Morgenlied vergessen, daß alle Schläfer im Königshause erwachen und der König mit seiner Gemahlin auf die Zinne heraustritt, und die königliche Jungfrau ihren Vater bittet: Liebes Väterchen, heiß' ihn singen mehr! Und zum dritten Mal am Abend erhebt der König seine Stimme, daß die Glocken nie so rein geklungen haben, wie sein Gesang ertönte, daß die Arbeitenden nicht zu arbeiten, die Siechen nicht krank zu sein sich däuchten, die Thiere in dem Walde ihre Weide stehen ließen, und die Würmlein, die im Grase gehen, und die Fische, die in der Woge schwimmen, innehielten auf ihrer rastlosen Fahrt. Und der Sänger gewinnt die Jungfrau für den, der ihn zu der Werbung gesandt hat; sie geht mit dem Sänger zu Schiffe und wird Hettels Gattin.

2. Ihre Kinder sind Ortwin und Gudrun. Um letztere wirbt Hartmut, ein Normannenkönigssohn; aber alte Feindschaft zwischen den Geschlechtern verhindert einen glücklichen Erfolg seines Werbens; dagegen tritt der König von Seeland, Herwig, auf, und erkämpft sich die Liebe der schönen Gudrun. Sie wird ihm verlobt, aber kurz nach dem Verlöbniß machen Vater und Verlobter einen Kriegszug in ein fernes Land, und während der Abwesenheit der Beschützer kommt der abgewiesene Werber, der Normanne Hartmut, mit seinem Vater, König Ludwig, vor die Burg gezogen, erobert diese und führt Gudrun von dannen. Hettel und Herwig mit ihren Helden, unter ihnen vor allen Wate, setzen den Räubern nach und ereilen sie auf dem Wulpensande oder Wulpenwerde, einer Nordseeinsel. Hier wird nun eine, den vorhandenen Zeugnissen zufolge schon in sehr alten Liedern durch ganz Deutschland gefeierte, blutige Schlacht geschlagen: wie Schneesturz auf Schneesturz nach den Stürmen von den Bergen rollt, so fliegen die Speere von den Händen; bis unter die Arme im Meere stehend fechten die Helden grimmiglich, so daß des Meeres Flut blutgefärbt wurde und in rotem Scheine am Strande fern dahin wogte, so weit wie man mit einem Speere werfen mochte. Der Abend bricht herein und in der sinkenden Sonne wird der geraubten Gudrun Vater, Hettel, von des Räubers Vater, dem Normannenkönig, erschlagen. Wate, grimmig über des Königs Tod, zündet, nachdem das Abendrot am Himmel verloschen ist, ein neues Abendrot auf den Helmen der Feinde an mit seinen geschwinden Schwertschlägen; indeß das Dunkel der Nacht läßt sogar Freund an Freund feindlich geraten, und der Kampf wird geschieden. Während der Nacht aber entfliehen die Normannen mit ihrer Beute; der Königstochter mit ihren Jungfrauen wird augenblicklicher Tod in den Wellen gedroht, wenn sie einen Laut der Klage oder des Hilfrufes hören lassen. Zum Nachsetzen in Feindesland sind keine Heereskräfte mehr vorhanden, und Wate muß still und schweigend in die verlassene Burg einziehen, in die er so oft mit lautem Siegesschall und Jubel eingezogen ist. „Wo ist mein lieber Herr, wo sind seine Freunde?“ fragt entsetzt die Königin Hilde, als sie Waten so still und mit zerhauenem Schilde einziehen sieht. „Ich will Euch nicht betrügen — sie sind Alle erschlagen“, ist des festen Helden kurze Antwort; „wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen ist, dann kommt die Zeit der Ahndung für Ludwig und Hartmut.“

3. In Trauer und Thränen erblickt Gudrun das Gestade des Normannenlandes und die Burgen am Seegestade; der alte König redet ihr freundlich zu: „Wollt Ihr, edle Jungfrau, Hartmut minnen, so ist alles dies, was Ihr sehet, euch zu Dienste angeboten, Freude und Königsehre warten Euer an Hartmuts Seite.“ Gudrun aber antwortete: „Ehe ich Hartmut nähme,

eher wählte ich den Tod; hätte es sich bei meines Vaters Leben ehedem also gefüget, so möchte es sein; aber jetzt gebe ich eher mein Leben dahin, ehe ich meine Treue breche." Das Wort war schwerer Ernst, denn der wilde Normannenhäuptling ergreift im Zorn über diese Antwort die Jungfrau bei dem Haare und schleudert sie über Bord in die See. Hartmut springt ihr nach und kann nur eben noch ihre blonden Zöpfe ergreifen, an denen er sie in das Schiff zurückzieht. — Die Mutter Hartmuts, Gerlinde, empfängt die Gudrun Anfangs freundlich; bald aber, als auch sie umsonst ihre Ueberredungskunst an der Getreuen versucht hat, schreitet sie in ihrem wölfischen Sinne zu Gewalt und Mißhandlung. Die eine Krone tragen sollte, muß die Dienste der niedrigsten Mägde verrichten, den Ofen heizen und die Leinwand am Meergestade waschen. Aber ihr Herz bleibt geduldig und ihr Sinn treu; geduldig und treu durch eine Reihe von Jahren, voll sich stets wiederholender, stets gesteigerter Demütigungen und Mißhandlungen.

Da endlich ist die Zeit gekommen, daß in Gudruns Vaterland eine Heerfahrt kann gerüstet werden zu ihrer Befreiung. Nach langer, gefahrvoller Seereise gelangen die Friesenhelden auf eine Insel, von deren hohen Bäumen aus sie fernher die Normannenburgen aus der See heraufglänzen sehen. Gudrun geht, wie sie seit Jahren gewohnt ist, täglich zum Gestade, die Leinwand zu waschen; da wird ihr in Vogelgestalt ein Engel gesandt sie zu trösten, und welchen Trost begehrt sie? ihre Rettung aus schmachvoller Dienstbarkeit, aus den schimpflichen Mißhandlungen und Schlägen der Knechtschaft? „Lebt noch Hilde, der armen Gudrun Mutter? lebt Ortwin noch, mein Bruder? und Herwig, mein Verlobter? und Horant und Wate, die Treuen meines Vaters?" Und kein Wort von ihrer Rettung; den ganzen Tag unterredet sie sich mit ihren Gefährtinnen von den Lieben in der Heimat. Aber zorniges Schelten erwartet die Getröstete bei ihrer Heimkehr von Seite der argen Gerlinde, weil sie den ganzen Tag mit dem Waschen zugebracht; und des nächsten Morgens muß sie, wiewol es früh im Jahre, vor Ostern, und Nachts ein tiefer Schnee gefallen ist, barfuß mit Tagesanbruch durch den Schnee hinaus nach dem wilden Meergestade waten, ihre Wäsche zu vollenden. An eben diesem Morgen aber kommen Ortwin und Herwig, Kunde einzuziehen, in einer Barke in die Nähe der Stelle, wo die Königstochter, bebend vor Frost im nassen Gewande, an der mit Eis strömenden Meeresflut und im stürmenden Märzwinde, der ihr schönes Haar ihr wild um Nacken und Schultern schleudert, die Leinwand wäscht. Die beiden Kriegsmänner nahen sich den Jungfrauen, die sich schon auf die Flucht begeben wollen, und bieten ihnen den Morgengruß, den sie lange nicht gehört haben, denn bei Frau Gerlinde ist guten Morgen, guten Abend theuer. Sie erkennen Gudrun in der schmachvollen Niedrigkeit ihrer Kleidung und ihrer Magdarbeit nicht, fragen sie aus um Land und Leute, vernehmen, daß das Land wol gerüstet und stark bewehrt sei und man hier nur vor einem Feinde, den Friesen (Hegelingen), Besorgniß hege. Während der langen Unterredung stehen die Jungfrauen, in der herben Kälte zitternd, vor den fragenden Helden; diese bieten mitleidig ihnen ihre Mäntel, sich darin zu hüllen; aber Gudrun entgegnet: „Da soll mich Gott bewahren, daß an meinem Leib jemals Einer Manneskleider sähe!" Da fragt auch ihr Bruder Ortwin, ob nicht eine Jungfrau Gudrun einst als Geraubte hierher gebracht worden sei, und Herwig vergleicht wiederholt die Züge der armen Dienstmagd mit den Zügen der edlen Königstochter, die einst seine Braut war; auch nennt er Ortwin bei Namen. „Ach", sagt Gudrun, „wenn Ortwin und Herwig noch lebten, sie wären längst gekommen uns zu retten; ich bin auch eine von den

damals Geraubten, die arme Gudrun aber ist schon lange todt.“ Da streckt der Seelandskönig seine Hand aus: „Seid ihr von den Geraubten, so müßt ihr das Gold kennen, das ich an meinem Finger trage, ich bin Herwig genannt, und mit diesem Ringe ist Gudrun mir verlobt worden.“ Da leuchten die Augen der Jungfrau in heller Freude auf, und wie gern sie auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit verborgen hätte, sie ist überwältigt: „Das Gold ich wol erkenne, denn ehedem war es mein; so trage auch ich noch dieses Gold, das einst mir Herwig sandte.“ Allein Bruder und Verlobter können nicht anders glauben, als daß sie, wie das damals sich von selbst verstand, Hartmuts Gemahlin geworden sei, und sprechen ihr Erschrecken darüber aus, daß sie trotzdem so niedrige Dienste leisten müsse. Als sie jedoch erfahren, warum sie diese Demütigung und so lange Jahre hindurch erdulde, will Herwig sie auf der Stelle mitnehmen — und es geschieht doch? werden wir fragen. Nein, es geschieht nicht: dazu waren die alten Sitten zu fest, zu streng und edel — die Sitten einer alten Zeit, die wir uns nur zu gern als eine Barbarenzeit denken. „Was mir im Sturme des Krieges ist abgenommen worden“, entgegnete Ortwin, „das will ich heimlich nicht entwenden, und ehe ich heimlich stehle, was ich durch Waffenkampf erringen muß, eher mögen, hätte ich hundert Schwestern, sie hier alle sterben.“ Die beiden Fürsten fahren zurück nach ihrer Kriegsflotte und der Sturm auf die Normannenburg wird vorbereitet; Gudrun aber, im erwachten stolzen Selbstgefühle und der freudigen Erwartung einer ehrenvollen Errettung durch Heldenhand, wirft nun die Leinwand, statt sie zu waschen, in die See. Grimmiger Empfang mit schimpflichen Schlägen erwartet sie von Seiten der erbosten Gerlinde. Um der Mißhandlung zu entgehen, stellt sich Gudrun, als wolle sie nunmehr Hartmut heirathen — in der gewissen Zuversicht, daß es beim Anbruch des Morgens hier auf der Burg viel anders sein werde, als jetzt am Abend. — Als Herwig und Ortwin zu dem Heere zurückkehren und die Schmach verkündigen, welche der Gudrun so lange Jahre hindurch ist angethan worden, erheben die Helden laute Klage; aber der alte Wate heißt sie auf andere Weise der Königstochter dienen: „die Kleider rot färben, die sie weiß gewaschen.“ Noch in der Nacht soll der Sturm auf die Normannenburg begonnen werden. Noch steht der Morgenstern hoch am Himmel, da schauet eine der Gefährtinnen der Gudrun durch das Fenster, und nach der See hin leuchtet das ganze Gefilde von hellem Waffenglanz, von Stahlhelmen und lichten Schilden, und alsbald ruft auch der Wächter hoch von der Zinne: „Wolauf, ihr stolzen Recken, ihr Normannenhelden auf, ihr habt zu lange geschlafen!“ Der Kampf beginnt; tapfer fechtend fällt der Normannenkönig Ludwig unter Herwigs Streichen; die schlimme Gerlinde will dafür Gudrunen erschlagen haben, und schon ist das Schwert über ihrem Haupte gezückt, als Hartmut, welcher von unten der grimmen Mutter mörderische Absicht gewahrt, edelmütig dem Verbrechen wehrt. Hartmut wird gefangen und der zornige Wate dringt in das Frauengemach, die verdiente Rache an Gerlinde zu nehmen. Gudrun verläugnet sie, gleich edelmütig, wie Hartmut sie selbst vom Tode errettet hat; aber Wate weiß doch die rechte zu finden und schlägt ihr das Haupt ab. Darauf folgt dann die Heimfahrt, Sühne und dreifache Vermälung: zwischen Herwig und Gudrun, zwischen dem Normannenkönig Hartmut und der Hildburg, einer der Gefährtinnen der Gudrun, und zwischen Ortwin, Gudruns Bruder, und Ortrun, der normannischen Königstochter, der einzigen, die im fremden Lande Mitleid mit Gudrun gehabt und ihr tröstlich beigestanden hatte in ihrer tiefen Schmach.

Nach Vilmar.

27. Sage von der heiligen Lanze zu Antiochien.

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg: die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr, hilf! Herr, hilf!“ Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der ältere hatte einen langen braunen Bart und schwarze durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener aber hob an: „Ich bin Andreas, der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach!“ Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig!“ und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltar führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischof von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen.“ Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Mal kräht, am ersten Tag der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?“ Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht.“ — „Hast du gethan, was ich dir befohlen?“ fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet“, erwiederte der Pilger, „denn ich bin arm und gering, Keiner wird meinen Worten glauben.“ Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligtumes? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, wie ich dir geheißen!“ Petrus zögerte noch immer, er wollte nach Cypern segeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hilfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Not entstand, als je zuvor. Da erschienen jene Zwei zum dritten Male dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!“ Dieser

aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig solcher Gnade.“ — „Der“, antwortete der Heilige, „ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche!“ — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie von himmlischem Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Mut und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe?“ Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.“ Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben von Morgens bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüt sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

F. v. Raumer.

28. Der gute Gerhard aus Köln.

Die Geschichte von dem guten Gerhard aus Köln gehört unstreitig zu den schönsten Dichtungen des deutschen Mittelalters. Sie besteht aus zwei Theilen, einer einrahmenden Erzählung von Kaiser Otto, der sich im Gebete zu Gott wendet, damit ihm offenbar werde, wie große Verdienste er errungen habe, und der von der himmlischen Stimme an einen schlichten Kaufmann zu Köln gewiesen wird, welcher unvergleichlich mehr Gottgefälliges gethan habe. Der Kaiser sucht ihn sogleich auf, aber der bescheidene Mann ist nicht zu bewegen, Auskunft zu geben, er fürchtet, Gott zu beleidigen, wenn er sich seiner That rühme, und bittet den Kaiser fußfällig, ja mit Anbietung von tausend Mark, es ihm zu erlassen. Da aber der Kaiser in ganzer Strenge darauf besteht, so gibt er gezwungen nach. Und nun beginnt der eigentliche, für sich selbst bestehende Hauptheil.

Gerhard war weit in Kaufmannschaft umhergefahren und hatte die kostbarsten, doppelten Gewinn versprechenden Stoffe eingehandelt, schon will er mit seinen Schiffen nach Hause wenden, da verschlägt ihn ein Sturm an heidnisches Land, wo eben in der Hauptstadt ein großer Jahrmarkt abgehalten werden soll. Stranmur, der Herr des Landes, nimmt ihn als den ersten christlichen Kaufmann, der hierher kam, freundlich auf, und verspricht ihm Schutz und Geleit; er bittet ihn auch, den Kaufschatz zu zeigen, und bietet ihm, erstaunt über den Reichtum, einen Tausch an; auch er besitze einen Schatz, an welchem in der Christenheit viel zu gewinnen sei. Er führt ihn darauf in eine Kammer, wo Gerhard, der einen Schatz von Gold und Silber erwartet hatte, zwölf junge Ritter sieht, je zwei in starke Bande verschmiedet; in einer zweiten zeigt er ihm ebensoviel edle Greise in gleich übler Gefangenschaft; in einer dritten endlich fünfzehn junge schöne Frauen, unter welchen eine die anderen alle an Schönheit überstrahlte. Das war der Kaufschatz, den der Heide zum Tausche gegen die Schiffsladung bietet, denn, sagte er, von diesen Gefangenen möge er in der Heimat leicht ein Lösegeld erlangen, das den doppelten Wert seines Gutes übersteige. Die Ritter hatten Wilhelm, den jungen König von England, nach Norwegen begleitet, wo ihm König Reimund seine Tochter, die junge Königin, welche Gerhard soeben gesehen, als

seine Verlobte im Geleite jener vierzehn Frauen übergeben hatte. Diese und die vierundzwanzig englischen Ritter habe der Sturm in den Hafen geworfen, wo Stanmur das Strandrecht von dem Könige zu Lehen trug. Wenn Wilhelm von England, den der Sturm von ihnen geschieden hatte, noch am Leben sei, so werde er seine Verlobte zum höchsten Preise loskaufen; sei er aber todt, so zahle ihm König Reimund gerne Lösegeld für seine Tochter; auch seien unter den gefangenen Rittern reiche Fürsten, die für ihre Freiheit all' ihr Gut hergeben würden. Uebrigens stände ihm der Wille frei. Gerhard verlangte einen Tag Bedenkzeit, er hat als Kaufmann kein Vertrauen zu diesem Geschäfte; gleichwol ist er bereit, es einzugehen, wenn ihm Gott, den er darum anruft, ein Zeichen gebe. Dem Schlafenden erscheint nun im Traume ein Engel, der seinen Zweifel schilt, da er doch wisse, was an den Armen und Bedrängten Gott zu Liebe geschehe, geschehe Gott selber. Gerhard will mit den Gefangenen Rücksprache nehmen; auf seine Bitte werden die Ritter entfesselt und zusammengebracht, weinend vor Liebe und Freude umarmen sie sich; wie nun Gerhard sie in ihrer Sprache anspricht, sich als Christ zu erkennen gibt und sie fragt, ob er auf ihre Erkenntlichkeit zählen könne, wenn er sie loskaufe, da geloben sie ihm mit tausend Freuden Dank und doppelten Schatz, und beschwören ihn fußfällig um ihre Befreiung: der jungen Königin versagt vor Weinen die Stimme. Da ist Gerhard zum Tausche bereit, bedingt jedoch, daß ihm alles Gut der Gefangenen mit dem Schiffe, auf welchem sie in den Hafen eingelaufen waren, ausgeliefert werde. Die Losgekauften werden gebadet und neu gekleidet; mit allem Nötigen versehen, schiffen sie sich ein. Als sie so weit gesegelt, daß die Wege nach England und Utrecht sich scheiden, fragt Gerhard, welche von den Losgekauften aus England und welche aus Norwegen seien; jene wolle er auf dem von den Heiden herausgegebenen Schiffe heimkehren lassen, die anderen auf dem seinen mit sich nach Köln nehmen, bis der jungen Königin von ihrem Verlobten oder König Reimund Botschaft komme. Da erfährt er, von Norwegen seien außer der Königstochter nur zwei ihrer Frauen; zwar habe ihr Vater ihr noch ein großes Heer zum Geleite gegeben, das habe aber mit dem jungen Könige Schiffbruch gelitten. Da nimmt der gute Gerhard die Königstochter und ihre beiden Jungfrauen auf seinem Schiffe mit sich heim; die Uebrigen läßt er auf dem andern nach England fahren, obgleich sie ihn selber bitten, sie als Pfand zu behalten, bis ihm seine Auslagen ersetzt seien; „wenn er sein Geld brauche," sagte er, „werde er ihnen Boten senden, eher sollten sie nicht daran gedenken; fänden sie aber den jungen König von England, so möchten sie ihm sagen, wie seine Braut zu Köln wohl verwahrt sei." Erstaunt empfangen die Seinigen zu Köln das leere Schiff, doch findet die Königstochter freundlichen Willkomm; er schafft ihr Gemach in seinem Hause, gibt ihr schöne Jungfrauen zur Bedienung; sie fertigt aus Gold und Seide köstliche Borten und Schmuck, die Gerhard oft zu hohen Preisen verkauft. Darüber vergeht ein Jahr, ohne daß von dem jungen Könige von England, noch von ihrem Vater Reimund Botschaft kommt, den die nach England entlassenen Ritter doch beschieden haben mußten. Darnach ist er nun überzeugt, daß Beide nicht mehr am Leben seien, und geht, da er sie trauern sieht, mit sich zu Rate, wie er sie wieder froh mache und zugleich die nun auf ihn allein angewiesene Jungfrau auf immer vor Armut bewahre. Da entschließt er sich endlich, ihr die Hand seines Sohnes Gerhard anzubieten. Sie nimmt es wol auf, erbittet sich aber noch ein Jahr Aufschub, immerdar noch auf ihren Bräutigam hoffend, aber auch dieses Jahr verstreicht ohne Nachrichten von England und Norwegen, und Gerhard trifft nun, mit ihrer Einwilligung,

Anstalt zu der Hochzeit, zu welcher er auch den Bischof einladet, der dabei dem jungen Gerhard das ritterliche Schwert verleihen will. Prachtvoll, mehrere Tage lang, wird die Hochzeit begangen. Als der junge Gerhard der Braut beim Mahle zur Seite saß und ihr zur anderen Seite der Bischof, sah der Vater unter dem zuschauenden Volke einen fremden jungen Mann an einer Säule lehnen, dessen Gebaren und ganzes Wesen ihm auffiel. Sein Kleid war zerrissen und seine Farbe bleich; gleichwol zeugte sein edler, hoher Wuchs und die Weiße seiner Haut von nicht gemeiner Abkunft. Seinen Blick hielt er stets auf die Königstochter geheftet, obgleich ihm die Augen von Thränen überwallten, was er vergebens zu verhehlen bemüht war. Der Anblick erbarmt den guten Gerhard; er fragt nach seinem Leide, das er ihm endlich offenbart. „Er sei Wilhelm, der junge König von England, der seine Braut verloren; was aus ihr geworden, wisse er nicht; seit vierthalb Jahren habe er sie in allen Theilen der Welt gesucht und hier endlich an der Seite eines Andern, dem sie vermählt werden sollte, gefunden." Seines Reiches hatte er sich in all' der Zeit nicht angenommen, da der Gedanke an die Geliebte ihn allein erfüllt. Als der gute Gerhard das vernimmt, läßt er den Fremdling sogleich baden und kleiden, zieht dann den Bischof in's Geheimniß und bittet ihn, ihm behilflich zu sein, daß sein Sohn die Braut ihrem rechten Gemahl überlasse. Zwar kostet es Beiden nicht geringe Mühe, den jungen Mann, der seine Braut von Herzen liebt, zu einem so schweren Entschluß zu bestimmen; doch fügt er sich endlich in das Unvermeidliche und entsagt seinen Ansprüchen. Nun empfängt der junge König Schwert und Braut, es folgt nach mittelalterlichem Gebrauche am Morgen der Kirchgang. Als die Hochzeit vergangen war und die Gäste sich zerstreut hatten, tritt der junge König zu Gerhard, seinen Rat zu erbitten, wie er wieder in Besitz seines Königreiches gelangen möge, wo man ihn für todt halte und die Großen einen Theil seiner Reichsgüter schon an sich gerissen. Da rüstete der gute Gerhard ein Schiff und fuhr mit dem jungen Königspaare und glänzendem Gefolge den Rhein hinab über Meer und dann die Themse hinauf, wo er sich bei London vor Anker legte. Der junge König hält sich noch verborgen; nur Gerhard reitet, von seinen Knappen begleitet, in die Stadt, den Stand der Dinge zu erkunden. Unterwegs sieht er überall Zelte aufgeschlagen, die Hauptstadt ist so von Gästen ausgefüllt, daß er kaum Herberge finden mag; er erfährt, daß ein Reichstag ausgeschrieben ist, des Landes Not zu beraten, da König Wilhelm gestorben sei; vierundzwanzig der edelsten Herren und drei Bischöfe säßen darüber im Reichsrate, seien aber noch nicht vereinigt. Gerhard läßt sich sogleich nach dem Reichssaale führen, seine ehrwürdige Gestalt und die reichen Kleider, die er trägt, verschaffen ihm Eingang. Da erkennt er alsbald in den vierundzwanzig versammelten Herren, in deren Hand die Entscheidung liegt, eben jene Ritter, die er aus der Gefangenschaft losgekauft hat; sie aber erkennen ihn nicht wieder, obgleich ihr Blick oft prüfend auf ihm ruht. Er nimmt das Wort und bittet, ihm zu sagen, um was es sich handle, vielleicht wisse er guten Rat. Da erzählen sie, König Wilhelm sei der Braut wegen nach Norwegen gefahren, auf dem Heimwege aber durch Schiffbruch zu Grunde gegangen; sie selber, die mit der jungen Königin in Gefangenschaft geraten wären, habe ein edler Mann losgekauft. Gegenwärtig handle es sich darum, einen neuen König zu wählen. Als Gerhard ihnen entgegnet, eben hierbei könne ihnen sein Rat frommen, indem er dem Lande einen König wisse, der ihm wol gezieme, fragte ihn einer der Fürsten um seinen Namen. Kaum haben sie ihn erkannt, so fahren sie alle von ihren Sitzen auf, fallen ihm um den Hals und rufen: „Lieber Vater, dich hat uns Gott gesandt, du sollst

unser König sein!" Und ehe er ihnen sagen kann, warum er gekommen, reißen sie die Pforte auf, heben ihn empor und tragen ihn draußen auf den Stuhl, wo sie ihn zum König von England ausrufen und die Krone des Reiches ihm auf's Haupt setzen. Lange bemüht er sich vergebens, zu Worte zu kommen; als endlich doch eine Stille wird, sagt er ihnen erst Dank für die ihm ertheilte Würde, bekennt sich aber dann zu schwach, des Landes König zu bleiben, dem er indessen einen Herrn wisse, der der Krone würdiger sei und die nächsten Ansprüche darauf habe. Zwar riefen sie ihm zurück: da das Königreich seines lieben Herrn beraubt sei, behage ihnen Niemand besser als er, der sie errettet habe; er aber entgegnet, er verzichte darauf zu Gunsten des rechten Herrn, König Wilhelm des Jungen, der gesund mit seiner Königin im Hafen vor Anker liege. Als sie das vernahmen, sprangen sie alle jubelnd zu den Rossen und eilten nach dem Hafen, den König und die Königin einzuholen. Am Tage darauf wurden die Fahnenlehen ausgetheilt und ein Landfriede beschworen; ein großes Freudenfest wird zugerichtet, zu dem auch die benachbarten Könige geladen werden: die Großen, welche die Krongüter an sich ziehen wollten, werden des Landes verwiesen. Dem guten Gerhard aber bot der König das Herzogtum Kent und zwölffachen Ersatz seines ausgelegten Geldes. Beides weist Gerhard von der Hand und bittet nur, daß ihm eine Gnade gewähret werde. Als ihm diese im Voraus zugestanden wird, bedingt er, daß jenen verurtheilten Großen die Strafe erlassen und ihrer Schuld ferner nicht mehr gedacht werde. Der König gewährt das, dringt aber nun von Neuem in Gerhard, das Herzogtum Kent zum Lehen zu nehmen, und seinem Sohne zu gestatten, daß er es statt seiner empfange. Beides verweigert er, und schlägt Alles aus, was ihm sonst noch angeboten wird, eine Grafschaft und die Stadt London. Jedoch verspricht er der Königin, er wolle aus ihrer Hand, bevor er die Heimreise antrete, ein silbernes und goldenes Kleinod empfangen. Da trug man Gestein, Silber und Gold in solcher Fülle vor ihn, daß ihm vielfacher Ersatz geworden wäre, wenn er es angenommen hätte; er zieht aber Gottes Lohn vor. Von der Königin nahm er nur eine Spange und ein Ringlein, die er seiner Frau zum Andenken heimbrachte. So schließt er seine Erzählung vor dem Kaiser, warum ihm das Volk den Beinamen des „guten" gegeben hatte. Mehr habe er nicht gethan, wünsche aber von Herzen, noch eine Gott wolgefälligere Handlung vollbringen zu können, um damit die Sünde zu tilgen, daß er sich seiner Gutthat vor ihm gerühmt habe.

Gerhard schwieg; aber der Kaiser, der ihm aufmerksam zugehört hatte, war zu Thränen bewegt, denn er begriff nun wol, daß die Werkheiligkeit, mit welcher er sich gebrüstet hatte, vor Gottes Augen hinter den menschenfreundlichen Handlungen des schlichten Kaufmanns zurückstehe, den nur Herzensgüte und Lauterkeit des Gemütes bewogen habe. So schämte er sich vor Gerhard seines Selbstruhmes, legte ihm aber gleichwol ein reumütiges Bekenntniß darüber ab, bat ihn um seine Fürbitte und schied mit dem Vorsatze, seine Schuld zu büßen, was er auch gehalten hat.

29. Alaeddin.

Isseddin, ein reicher Kaufmann zu Kairo, verlor durch Unglück in weniger als zwei Jahren sein ganzes Vermögen; er selbst starb einige Wochen nach seinem letzten Verluste vor Gram und hinterließ seine zahlreiche Familie in der äußersten Dürftigkeit. Sein ältester Sohn, der Alaeddin hieß und noch

nicht achtzehn Jahre alt war, trauerte mehr über das Elend seiner Mutter und Geschwister, als über sein eigenes. „Ich kann dir hier nichts helfen, liebe Mutter," sprach er, „wenn ich nicht als Taglöhner arbeiten und meinen dürftigen Unterhalt durch Sklavendienste erwerben will. Ich will in die Fremde, wo vielleicht ein besseres Schicksal auf mich wartet. Geht es mir wohl, so sei gewiß, daß Alaeddin an seine Mutter und Geschwister denkt." Er nahm von den Seinigen Abschied, schlug sich zu einer Karawane, die nach Suez zog, und kam nach zwei Tagen in dieser Seestadt an. Die Reisenden zerstreuten sich und gingen ihren Geschäften nach; er aber, der keines hatte, schlich traurig an dem Ufer des Meeres auf und nieder. Eine große Menge Kaufleute von Medina, von Mekka, aus Indien und Sina schifften ihre Waren hier ein. Der ganze Hafen war mit segelfertigen Schiffen gefüllt; das Ufer mit Schiffsleuten, Lastträgern und reichen Ballen bedeckt. Alles war in Bewegung und Arbeit; nur Alaeddin ging müßig, unbekannt und hungrig herum, ohne zu wissen, an wen er sich wenden sollte.

„Vor wenigen Jahren landeten hier die Schiffe meines Vaters mit reichen indischen Gütern," dachte er und sah wehmütig vor sich hin, als ein fremder Kaufmann zu ihm trat. Er trug ein langes weißes Kleid, das nebst dem weißen Barte, der bis an den Gürtel reichte, seiner übrigen guten Gestalt ein ehrwürdiges Ansehen gab. „Mein Sohn," sprach der Fremde, „darf ich nach deinem Namen und nach deinen Geschäften fragen?" „Herr", antwortete der Jüngling, „ich heiße Alaeddin. Ich habe hier kein Geschäft; Unglück und Dürftigkeit haben mich in diese Stadt geführt. Ich kann hier auch nichts weiter erwarten, als daß Gott das Herz irgend eines wolthätigen Mannes rühre, mich in seinen Schutz zu nehmen und in ein fremdes Land zu bringen, wo eine von den tausend Pforten der Vorsehung, die sich den Redlichen öffnen, auch mich Verlassenen aufnehmen möge." „Ich reise nach Dschidda," sprach der Fremde; „und da ich wegen meines Alters einen Bedienten suche, der mich bis dorthin begleitet, so steht es bei dir, ob du diese Stelle annehmen willst. Ich gebe dir jeden Tag einen Piaster und dein ganzer Lohn soll dir bei unserer Landung sogleich ausgezahlt werden." Alaeddin küßte ihm die Hände und nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Des Fremden Güter waren schon eingeschifft. Sie begaben sich beide an Bord. Die Anker wurden gelichtet; das Schiff segelte in die hohe See, und nach einer Ueberfahrt von vierundzwanzig Tagen kamen sie in dem bestimmten Hafen an.

Alaeddin hatte sich während der Reise sehr wol gehalten. Sein Herr zahlte ihm der Bedingung gemäß, sobald sie an's Land traten, vierundzwanzig Piaster. „Mein Sohn," sagte er, „da ist, was ich dir für deine Dienste schuldig bin. Allein ich darf es dabei nicht bewenden lassen; hier hast du noch zehn Piaster. Die bewiesene Genauigkeit in deinen Pflichten und dein Eifer, allen meinen Wünschen zuvorzukommen, fordern nicht weniger von meiner Erkenntlichkeit." Er schenkte ihm auch ein neues Kleid; und als Alaeddin um weitere Befehle bat, so reichte er ihm großmütig die Hand und sprach: „Gehe hin in Frieden, mein Sohn." „Herr," sagte Alaeddin, „laßt euer Gebet mich begleiten." Die Augen standen ihm voll Thränen und sein Herz war so beklemmt, daß er nicht mehr sagen konnte. Er wandte sich nach der Stadt, ohne zu wissen, was er nun anfangen sollte.

Er ging in den Gassen hin und her, bis ihn die einbrechende Nacht in ein Gasthaus nötigte. Es war in dieser Stadt, die in einer wüsten Gegend liegt, alles sehr theuer. Er mußte für ein geringes Mahl und für eine schlechte Lagerstätte zwei Piaster bezahlen. Sein Geld nahm unvermerkt ab

und nach fünf kurzen Tagen sah er mit Betrübniß, daß kaum noch der dritte Theil davon übrig war. Er ging täglich zwei- bis dreimal an den Hafen, ohne einen Menschen zu finden, der seine Dienste begehrte. Er trat jedem Fremden, dessen Ansehen etwas versprach, vor die Augen; keiner aber fragte ihn, ob er etwas bedürfe.

So hatte er auch am sechsten Tage zwei vergebliche Wege gethan und kehrte eben in stiller Traurigkeit wieder zurück, als er nicht weit von der Stadt einen Beutel an der Erde fand. Er bückte sich, hob ihn auf, und da er sah, daß derselbe voll Zechinen sei, so verbarg er ihn in seinem Busen. Die Gegend war einsam und Niemand hatte ihn bemerkt. „Nun ist mir auf einmal aus meiner Not geholfen!“ sprach er und eilte, seinen Reichtum näher zu betrachten, als er einem Herolde begegnete, der diese Worte ausrief: „Ihr redlichen und gottesfürchtigen Leute! Wer von euch einen Beutel mit tausend Zechinen gefunden hat und denselben an den Eigentümer zurückgeben will, der soll hundert Zechinen zur Belohnung empfangen.“ „Hundert Zechinen,“ dachte Alaeddin, „die ich regelmäßig besitze, sind besser als tausend gestohlene. Unrecht gedeiht nie und sein Lohn ist Reue. Was würde ich gewinnen, wenn ich mein Glück auf das Verderben eines Andern baute? Wer kann den Fluch eines Armen ertragen? Nein, ich will keinen Fluch über mich bringen.“ Er ging auf den Herold zu und fragte, wer der Mann sei, der diesen Beutel verloren habe. „Warum fragst du das?“ antwortete der Herold. „Der Beutel ist gefunden,“ fuhr Alaeddin fort. „Wenn der Andere sein Recht dazu erweisen kann, ist man bereit, das Gefundene zurückzugeben.“ „In Wahrheit,“ sagten die Umstehenden, als Alaeddin mit dem Herold fortging, „das ist ein Mensch, wie es wenige gibt; dergleichen Redlichkeit ist jetzt eine seltene Erscheinung.“

Der Herold führte ihn in ein großes Haus. Sie traten in einen kleinen Vorsal, wo ein langer, hagerer Mann zwischen einer Menge Rechnungsbüchern saß, in denen er blätterte. „Herr,“ sagte der Herold, „hier ist derjenige, welcher den Beutel gefunden hat.“ Der Alte drehte sich bei diesen Worten langsam um, sah den Alaeddin mit großen Augen an und fragte, ob er der sei, welcher den Beutel gefunden habe. „Ja Herr, ich bin's,“ sagte Alaeddin. „Du verlangst vielleicht,“ fuhr der Alte fort, „daß ich dir das Siegel des Beutels angeben soll?“ „Nein Herr,“ antwortete Alaeddin lebhaft, „das verlange ich nicht. Ein so ehrwürdiger Mann, wie du bist, kann nicht betrügen. Hier ist der Beutel.“ „Gott wird dein Vergelter sein, mein Sohn,“ sprach der Alte, legte den Beutel neben sich und blätterte in seinen Büchern fort. Alaeddin blieb schweigend stehen, bis der Alte von ungefähr wieder aufsah und fragte, auf was er noch warte. „Herr,“ sagte Alaeddin, „der Herold hat demjenigen, welcher dir den Beutel wiederbringen würde, hundert Zechinen versprochen; ich hoffe, daß du dein Versprechen erfüllen werdest.“ „Das ist billig, mein Sohn“, antwortete der Alte. „Der Beutel mit den tausend Zechinen gehört einer verarmten Familie, die ihre väterlichen Güter verkauft hat. Wolltest du nicht mit der Hälfte des Versprochenen zufrieden sein?“ „Auch das,“ sagte Alaeddin; „ich nehme sie an.“ Anstatt sie auszuzahlen, las der Alte in seinen Büchern weiter. „Ich sehe,“ fing er nach einiger Zeit wieder an, „daß die Eigentümer dieses Geldes Unmündige sind, und daß sie nach Abzug der väterlichen Schulden kaum die Hälfte davon erhalten werden. Wolltest du nicht mit zehn Zechinen zufrieden sein, mein Sohn?“ „Nun gut,“ sagte Alaeddin; „ich bin zufrieden.“ Der Alte that wie vorher und las in seinen Büchern weiter. „Ich rechne eben aus,“ fing er hernach wieder an, „daß, wenn von den fünf Unmündigen jedes hundert

Zechinen bekommen soll, welches für ein verlassenes Kind sehr wenig ist, für dich nicht mehr, als eine einzige Zechine übrig bleibt. Wolltest du damit zufrieden sein, mein Sohn." „Nun gut", sagte Alaeddin, „ich bin's zufrieden." Der Alte strich sich den Bart, sah an die Decke des Saales und sagte: „Daß ich so vergeßlich bin! da besinne ich mich erst, daß auch der Herold eine Zechine bekommt. Wolltest du ihm die deinige nicht abtreten, mein Sohn, und dich bloß mit dem Bewußtsein einer guten That begnügen?" „Nun, es sei so," sagte Alaeddin; „wie müßte ich thun, wenn ich den verlorenen Beutel nicht gefunden hätte?" „Gehe hin in Frieden," sagte der Alte, der aufstand und seine rechte Hand auf Alaeddin's Haupt legte; behalte diese edle Gesinnung, so wird es dir allenthalben wol gehen.

Alaeddin ging so vergnügt fort, als ob er tausend Zechinen gewonnen hätte. Er kam in das Gasthaus zurück und aß für einen von den fünf letzten Piastern ein wenig geringe Speise, ohne daran zu denken, wie viel Geld er auf einmal verschenkt hatte. „Ich bin gesund und in einem fremden Lande," sprach er, „warum sollte ich mich weigern, um Tagelohn zu arbeiten, wenn mir nichts Besseres übrig bleibt?" Allein es war ihm schon ein besseres Schicksal bereitet. Der Fremde, der ihn von Suez mitgenommen hatte und der sich Kraen Olnas nannte, war ein reicher indischer Kaufmann. Er hatte den Jüngling sogleich lieb gewonnen, wollte ihn aber vorher prüfen, ob er seiner Wolthaten wert sei. Er hatte in dieser Stadt ein reiches Magazin, über welches Halil, der getreueste seiner Diener, den aber Jedermann für den Eigentümer hielt, zum Verwalter gesetzt war. Kraen Olnas ließ den Alaeddin genau beobachten, und da er hörte, daß er täglich in den Hafen käme, so mußte ihm einer seiner Sklaven den Beutel in den Weg legen. Sein getreuer Halil war der lange, hagere Mann, der Alaeddins Geduld und Großmut so empfindlich prüfte. Kraen Olnas war selbst unsichtbar zugegen und beschloß, sich des guten Jünglings von nun an ernstlich anzunehmen.

Alaeddin saß noch in seine vorigen Gedanken vertieft, als der getreue Halil zu ihm trat. „Mein Sohn," sprach er, „ich habe dich lieb gewonnen. Darf ich fragen, wer du seist und was du hier suchest?" „Ich bin ein Aegypter," antwortete Alaeddin, „und suche in einer Handlung oder sonst wo Dienste zu finden." „Bist du in den Handlungsgeschäften erfahren?" fragte Halil weiter. „So, wie es ein Jüngling, der von Kindheit auf dabei war, sein kann," antwortete Alaeddin; „was ich noch nicht weiß, das getraue ich mir durch Eifer bald zu lernen." „Willst du in meine Dienste treten," fuhr Halil fort, „so komm' mit mir. Ich will dir keinen Lohn bedingen; du sollst mein Freund sein. Ich will dich in meinen Geschäften unterrichten und für dein Glück sorgen." Alaeddin sah diesen Mann wie einen Engel an, den die Vorsehung gesandt habe, ihm aus seiner Not zu helfen und folgte demselben ungesäumt in sein Haus. Halil behandelte seinen Freund, wie ein Vater seinen Sohn. Den Tag über arbeiteten sie zusammen in dem Warengewölbe, und des Abends erzählte Halil von seinen Reisen. Die Leichtigkeit, mit welcher Alaeddin, der zu diesen Geschäften geboren schien, Alles begriff, am meisten aber seine Ergebenheit und Liebe, erfreuten den Alten so sehr, daß er ihn täglich lieber gewann.

So waren ungefähr zwei Jahre vergangen, als Halil eines Tages sagte: „Lieber Alaeddin, ich muß dich verlassen. Ein Geschäft, das ich aus Liebe zu dir schon einige Zeit aufgeschoben habe, nötigt mich, eine Reise nach Indien zu thun. Ich weiß nicht, was mir auf dieser weiten Fahrt begegnen kann und ob ich dich wiedersehen werde; der Mensch ist schwach und allerlei Zufällen unterworfen. Ich habe sonst keinen Freund als dich, ich will deine

bisherige Treue belohnen und dich zu meinem Erben einsetzen. Ich werde mit mehr Beruhigung reisen, wenn ich wegen deiner künftigen Versorgung gewiß bin.“ Alaeddin fiel ihm zu Füßen und bat ihn mit Thränen, sein Vorhaben aufzugeben. „Laß mich diese Reise thun,“ sprach er: „ich bin jung, ich kann die Gefahren der See leichter ertragen; ich will deine Befehle so gut ausrichten, als ob du selbst dort wärest.“ Allein Halil blieb bei seinem Entschluß. Sie gingen beide zum Kadi, wo Halil ein Testament niederlegte, in welchem er den Alaeddin zum Erben aller seiner Magazine einsetzte, wenn er auf dieser Reise sterben sollte. Den andern Tag ging er zu Schiffe. Alaeddin begleitete ihn bis an Bord. Sie umarmten sich zum letzten Male. „Noch etwas habe ich vergessen,“ sagte Halil heimlich. „In den vier Winkeln unseres großen Gewölbes wirst du vier Urnen vergraben finden. Jede enthält vierhunderttausend Zechinen. Dieser Schatz gehört einem indischen Kaufmanne, mit Namen Kraen Olnas, der ihn vor einigen Jahren bei mir niederlegte. Sollte dieser Mann während meiner Abwesenheit sein Geld wieder fordern, so gib es ihm ohne die geringste Bedenklichkeit zurück und begegne ihm wie meinem besten Freunde.“ Das Schiff fuhr ab; Alaeddin rief seinem Wolthäter ein Lebewol nach dem andern zu und sah ihm so lange nach, bis das Schiff aus seinen Augen verschwand.

Er wartete viele Monate vergeblich auf Nachricht von seinem Herrn. Er fragte bei allen Schiffsleuten, die aus Indien kamen, keiner aber hatte ihn weder gesehen, noch von ihm gehört. Endlich kam das Schiff, mit welchem Halil gegangen war, wieder zurück, und brachte die Botschaft, daß er kurz nach seiner Ueberfahrt zu Surate gestorben sei. Alaeddin glaubte es nicht eher, bis ihm die Güter, die sein Herr mitgenommen hatte, von dem Schiffshauptmann wieder eingehändigt wurden. Er trauerte über seinen Tod, wie über den Verlust eines Vaters. Das Gewölbe, wo die Urnen stehen sollten, ließ er jeden Tag sorgfältig verschließen, sah aber niemals nach, ob diese Urnen wirklich da wären. Ueberhaupt that er, als ob er noch immer der Verwalter von den Gütern seines Freundes sei, denn er sorgte so eifrig für ihre Erhaltung und Vermehrung, als ob er heute oder morgen Rechnung ablegen müßte. Halil war auch nicht gestorben. Seine Reise war mit Kraen Olnas verabredet, um den Alaeddin zu prüfen, ob er im Glücke ebenso redlich und dankbar sein werde, als er in seiner Armut gewesen war.

Alaeddin sandte zwar einen Beutel mit fünfhundert Zechinen für seine Mutter und Geschwister nach Kairo, allein das Geld kam mit der Nachricht wieder, daß sich die Familie des Isseddin schon seit einem Jahre aus dieser Stadt wegbegeben habe, ohne daß man sagen könne, wohin. Er glaubte, die Armut habe sie gezwungen, die Stadt zu verlassen, und nahm sich vor, selbst in sein Vaterland zu reisen, um die Seinigen aufzusuchen, als eines Tages, da er in seinem Gewölbe stand, ein ehrwürdiger Greis zu ihm hereintrat. Er schien ein Fremder zu sein, trug ein langes, weißes Kleid und einen langen silbergrauen Bart. Er sah sich neugierig in dem Gewölbe um und ging wieder weg. Er entfernte sich einige Schritte, kam aber bald wieder und that wie das erste Mal.

„Ehrwürdiger Greis,“ redete ihn Alaeddin an, als er zum dritten Male wieder kam, „du betrachtest mein Gewölbe so aufmerksam, als ob du etwas darin suchtest.“ Der Fremde gab ihm keine gerade Antwort, sondern sagte bloß, daß er diesen Abend bei ihm zu speisen gedenke, wenn er ihn als einen Gastfreund aufnehmen wolle. „Du bist willkommen,“ erwiederte Alaeddin. „Mein Haus steht jedem Fremden offen, wie vielmehr solchen, deren Besuch mir zur Ehre gereicht.“ Der Fremde grüßte ihn freundlich und ging fort.

„Ist mir doch," sprach Alaeddin bei sich selbst, „als ob ich diesen Mann kennen sollte. Täusche ich mich oder habe ich Recht? Gang, Gestalt und Betragen, Alles ist dasselbe. Es ist der Indier, mit dem ich hieher kam. Wie war es doch möglich, daß ich ihn verkennen konnte?" Er wollte ihm nacheilen, allein der Fremde war ihm schon aus den Augen.

Die Zeit war ihm so lang, daß er schon vor Untergang der Sonne sein Gewölbe schloß, um selbst die nötigen Anstalten wegen der Bewirtung des Fremden zu machen. Als der Fremde kam, lief er ihm entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand, nannte ihn seinen Wolthäter, den Stifter seines Glückes, und benetzte seine Hand mit Thränen. Der Greis ward gerührt: er umarmte den dankbaren Alaeddin, nannte ihn seinen lieben Sohn und fragte, wie er ihn sogleich erkannt habe, da er seit diesen drei Jahren viel älter geworden sei. „Wie hätte ich meinen Wolthäter vergessen können," rief Alaeddin aus; „ihn, der den ersten Grund zu meinem jetzigen Wolstand gelegt hat?" Nun fing er an, zu erzählen, was ihm seit ihrer Trennung begegnet sei, und weinte laut, als er der Güte und des Todes seines verstorbenen Freundes gedachte. „Wenn er nur in meinen Armen verschieden wäre," sprach er, „so hätte ich ihm wenigstens die letzten kindlichen Pflichten erzeigen können; so aber starb er in einem fremden Lande, vielleicht verlassen und ohne eines Freundes Trost." Die Thränen träufelten dem ehrwürdigen Alten über die Wangen, indem Alaeddin so sprach; er drückte ihm die Hand und bat ihn, sich nicht so heftig zu betrüben. „Ich habe ihn sehr wol gekannt, deinen redlichen Freund," sprach er; „er war auch der meinige, und unsere Freundschaft ist eigentlich die Ursache, daß ich dich wiedersehe. Ich pflege jährlich hieher zu kommen, um meine indischen Waren an ägyptische Kaufleute umzusetzen. Ich bin hier sehr bekannt und heiße Kraen Olnas." „Wie?" rief Alaeddin, „du bist Kraen Olnas, der beste Freund meines Herrn, wie er dich nannte? Sei mir auch in seinem Namen willkommen. Er hat mir dein Geheimniß vertraut; du wirst Alles finden, wie er es verlassen hat. Ich habe das Gewölbe immer sorgfältig verschlossen; das Verborgene aber habe ich durch meine Neugierde nie entweihen wollen." „Alaeddin kann sich nicht verläugnen," sprach der ehrwürdige Alte mit niedergeschlagenen Augen, aus welchen heimliche Thränen flossen. „Du bist der edle Jüngling geblieben, für den ich dich im ersten Augenblick erkannte."

„Wolltest du mir wol eine Bitte gewähren, lieber Sohn?" fuhr er nach einigem Stillschweigen fort und hielt wieder ein. „Mein Herr befehle seinem Diener," sprach Alaeddin, „was ich vermag, das steht in seiner Hand." „Ich fange an, die Last des Alters zu fühlen," sagte der Greis; „ich sehne mich nach Ruhe und wünsche die wenigen Tage, die mir noch übrig sind, in Frieden zu verleben. Ich habe keinen Sohn, der an meine Stelle träte, und wenn ich nicht einen Mann finde, der meine weitläufige Handlung übernimmt, so kann ich mich dieser Bürde nicht wol entledigen. Komme mit mir nach Surate in mein Vaterland, lieber Alaeddin. Wenn Ehre und Reichtum dich belohnen können, so gebe ich dir meine Hand, du sollst mit dem alten Kraen Olnas zufrieden sein." „Was thät' ich nicht," sprach Alaeddin, „um dir meine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen! Die bloße Erfüllung deines Wunsches ist reichliche Belohnung für mich."

Alaeddin schiffte seine besten Waren ein. Er sandte auch reiche Geschenke an den Kadi von Kairo und bat ihn, die Witwe und die Kinder des Isseddin aufsuchen zu lassen und ihnen den Beutel von tausend Zechinen, den er zu den Geschenken legte, einzuhändigen. Kraen Olnas hatte seine vier Urnen unversehrt gefunden, sie gingen beide zu Schiffe und kamen nach einer

kurzen Reise zu Surate an. Alaeddin glaubte in den Palast eines Königs zu kommen, als ihn der Indier in sein Haus führte. Alles, was er sah, war Reichtum und Ueberfluß. Die Würde des Schahbenders oder des obersten Richters der Kaufmannschaft, die er bekleidete, gab ihm unter den Kaufleuten seiner Stadt den höchsten Rang. Die allgemeine Hochachtung, womit er bei seiner Ankunft empfangen ward, und die ausgebreitete Handlung, die er nach allen Theilen von Indien trieb, überzeugten den Alaeddin, daß derselbe nicht zu viel gesagt hatte, als er ihm Reichtum und Ehre versprach.

Es waren ungefähr zwei Monate vergangen, als der Indier eines Tages zu ihm sagte: „Komm', mein Sohn, ich will dir nun auch meinen größten Reichtum zeigen, der mir lieber ist, als alles Uebrige, was du bisher bei mir gesehen hast." Er führte ihn in einen schön geschmückten Saal, ließ ihn hier allein und ging in ein anstoßendes Gemach. Nach einiger Zeit that sich die Thüre wieder auf und Kraen Olnas kam mit einer Jungfrau zurück. „Das ist meine einzige Tochter Hossun," sprach er, „sie verlangte den edlen Freund ihres Vaters kennen zu lernen, und ich habe ihr diesen Wunsch nicht abschlagen wollen." Die schöne Hossun hieß ihn willkommen, sie nannte ihn den edelsten Mann, von dem sie gehört habe, und bat ihn, ihre Neugierde nicht übel zu deuten. Alaeddin wollte ihr antworten, allein seine Zunge war so gebunden, daß er nur wenig sagen konnte. Sie setzten sich auf ein Sofa und die schöne Hossun bewirtete sie mit Früchten. Sie trug einen blauen Kaftan, mit einem silbernen Gürtel sittsam gebunden; ihre Haare flossen in langen Ringeln hinab und wallten, wenn sie sich bewegte, wie leichte Wölkchen um sie her. Nach Endigung des Mahles brachte eine Sklavin ihr die Harfe. Sie spielte und sang das Lob zweier Freunde, die sich nach der ersten Bekanntschaft nicht wieder trennen wollten. Darnach stand sie auf, neigte sich und ging in ihre Gemächer zurück.

„Diese Tochter, lieber Alaeddin," fing Kraen Olnas an, „ist die einzige Freude meines Alters. Was bliebe mir zu wünschen übrig, wenn ich einen so edlen jungen Mann, wie du bist, für sie finden könnte?" Alaeddin fiel auf seine Kniee, drückte seinen Mund auf des Greises Hand und stammelte gebrochene Worte, daß er so vieler Güte nicht wert sei. Der Greis umarmte ihn mit zärtlicher Liebe. „Nun bin ich zufrieden," sprach er, „denn nun hab' ich das Ziel meiner Wünsche erreicht."

Als sich am folgenden Tage die Kaufleute von Surate in dem Gerichtssaale des Kraen Olnas der Gewohnheit gemäß versammelten, erschien auch Alaeddin unter ihnen. Er hatte seine schönsten Kleider angethan, trat bescheiden hervor und küßte jedem Anwesenden die Hand. Kraen Olnas fragte ihn, in welcher Angelegenheit er in ihre Versammlung komme, worauf Alaeddin der Abrede gemäß antwortete: „Ehrwürdiger Schahbender, ich komme, die Mitglieder dieser edlen Versammlung demütig zu bitten, meine gütigen Vorsprecher zu werden, da ich so kühn bin, um die Tochter meines Herrn, des ehrwürdigen Schahbenders, öffentlich anzuhalten. Mein Herr wolle die vielen Wolthaten, womit er mich bisher beschenkt hat, durch dieses höchste Zeichen seiner Gewogenheit besiegeln und seinen dankbaren Freund Alaeddin zu seinem glücklichen Eidam aufnehmen."

Da Kraen Olnas schwieg und zu überlegen schien, fing die ganze Versammlung an, für Alaeddin zu sprechen. „Warum", sagten sie, „trägt der ehrwürdige Schahbender Bedenken, Alaeddins Bitte zu gewähren? Wir bitten dich an seiner Statt, seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn zu seinem Eidam anzunehmen." Kraen Olnas hatte bloß auf diese

Vorsprache gewartet und antwortete sogleich: „Ich freue mich, daß meine Wahl bei dieser edlen Versammlung Beifall findet; denn ich muß sagen, daß ich den tugendhaften Alaeddin, um seiner Bescheidenheit, Sanftmut und edlen Gesinnung willen, schon lange wie meinen Sohn geliebt habe. Die Vorsprache so vieler Freunde ist mir ein Zeichen, daß ich mich in meinem Urtheile nicht geirrt habe. Ich nehme ihn daher mit Freude zu meinem Eidam an und sage dieser edlen Versammlung für ihre gütige Vorsprache den freundlichsten Dank." Die Versammlung wünschte dem Vater und dem Sohne Glück. Man rief den Kadi und die Vermählung ward durch öffentliches Zeugniß bestätigt.

Kraen Olnas gab ein großes Mahl. Als das Mahl beendigt war, trat ein alter Mann in den Saal, den fünf Jünglinge, die Hochzeitsgeschenke trugen, begleiteten. Alaeddin erkannte in dem Alten seinen Freund Halil und in den Jünglingen seine fünf Brüder. Kraen Olnas hatte einige Zeit nach der Geschichte mit dem Beutel ein Schiff nach Aegypten gesandt und die Familie des Isseddin nach Indien geholt, wo er als ein zweiter Vater für sie sorgte. Die Mutter wohnte bei seiner Tochter, und die Brüder wurden in den Handlungsgeschäften unterwiesen. Alaeddin sprang dem alten Halil in die Arme und weinte an seinem Busen. Er küßte seine Brüder und fragte, ob seine Mutter noch lebe. Als er endlich merkte, wem er sein ganzes Glück zu verdanken habe, so sah er den Kraen Olnas einige Augenblicke mit Erstaunen an, dann umfaßte er seine Kniee und weinte; doch konnte er kein lautes Wort sagen, denn sein Herz war zu voll. Die ganze Versammlung schien von einer himmlischen Kraft bewegt und Jeder fühlte, daß es keine höhere Glückseligkeit gebe, als die Freude des Wolthuns und der Dankbarkeit.

W. Hauff.

30. Das Märchen vom falschen Prinzen.

Es war einmal ein ehrsamer Schneidergeselle, Namens Labakan, der bei einem geschickten Meister in Alexandria sein Handwerk lernte; man konnte nicht sagen, daß Labakan ungeschickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen; auch that man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul schalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Gesellen; denn er konnte stundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem andern; ein ander Mal aber, und dieß geschah leider öfters, saß er in tiefen Gedanken, sah mit starren Augen vor sich hin, und hatte dabei in Gesicht und Wesen etwas so Eigenes, daß sein Meister und die übrigen Gesellen von diesem Zustande nie anders sprachen, als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht."

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebete ruhig nach Hause an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleide, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kameraden ein „Friede sei mit dir", oder „wie geht es, Freund Labakan?" bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopfe. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „An dir ist ein Prinz verloren gegangen, Labakan," so freute er sich darüber und antwortete: „Habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „Ich habe es schon lange gedacht!"

So trieb es der ehrsame Schneidergeselle Labakan schon eine geraume

Zeit; sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alexandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um Einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als Abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht Labakan wieder in die Werkstätte zurück, wo das Kleid des kaiserlichen Bruders hing. Er stand lange sinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die schillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und siehe da, es paßte ihm so trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden. „Bin ich nicht so gut ein Prinz, als Einer?" fragte er sich, indem er im Zimmer auf- und abschritt. „Hat nicht der Meister selbst schon gesagt, daß ich zum Prinzen geboren sei?" Mit den Kleidern schien der Geselle eine ganz königliche Gesinnung angezogen zu haben; er konnte sich nicht anders denken, als er sei ein bekannter Königssohn, und als solcher beschloß er, in die Welt zu reisen, und einen Ort zu verlassen, wo die Leute bisher so thöricht waren, unter der Hülle seines niederen Standes nicht seine angeborene Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid schien ihm von einer gütigen Fee geschickt, er hütete sich daher wol, ein so theures Geschenk zu verschmähen, steckte seine geringe Baarschaft zu sich und wanderte, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, aus Alexandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf seiner Wanderschaft Verwunderung; denn das prachtvolle Kleid und sein ernstes, majestätisches Wesen wollte gar nicht passen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß es seine eigenen Ursachen habe. Als er aber merkte, daß er sich durch seine Fußwanderung lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches sehr für ihn paßte, da es ihn mit seiner gesetzten Ruhe und Sanftmut nie in Verlegenheit brachte, sich als geschickten Reiter zeigen zu müssen, was gar nicht seine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf seinem Murva, so hatte er das Roß genannt, seine Straße zog, schloß sich ein Reiter an ihn und bat ihn, in seiner Gesellschaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde in Gespräch mit einem Andern. Der Reiter war ein fröhlicher junger Mann, schön und angenehm im Umgange. Er hatte mit Labakan bald ein Gespräch angeknüpft, über woher und wohin, und es traf sich, daß auch er, wie der Schneidergeselle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er sagte, er heiße Omar, sei der Neffe Elfi Bey's, des unglücklichen Bassa's von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sei und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen Folgendes: Elfi Bey, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen worden war, und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zögling, daß er nicht sein Neffe sei, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeiungen seiner Stern-

deuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwure, ihn erst an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wieder sehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern auf's Bestimmteste aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, sich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagreisen östlich von Alexandria, einzufinden; dort solle er den Männern, die an der Säule stehen würden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen mit den Worten: „Hier bin ich, den ihr suchet;" wenn sie antworteten: „Gelobt sei der Prophet, der dich erhielt," so solle er ihnen folgen, sie würden ihn zu seinem Vater führen.

Der Schneidergeselle Labakan war sehr erstaunt über diese Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidischen Augen, erzürnt darüber, daß das Schicksal jenem, obgleich er schon für den Neffen eines mächtigen Bassa galt, noch die Würde eines Fürstensohnes verliehen, ihm aber, den es mit Allem, was einem Prinzen Not thut, ausgerüstet, gleichsam zum Hohne eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er stellte Vergleichungen zwischen sich und dem Prinzen an. Er mußte sich gestehen, es sei jener ein Mann von sehr vortheilhafter Gesichtsbildung; schöne, lebhafte Augen, eine kühngebogene Nase, ein sanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußern, die Jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber so viele Vorzüge er auch an seinem Begleiter fand, so gestand er sich doch, daß ein Labakan dem fürstlichen Vater wol noch willkommener sein dürfte, als der wirkliche Prinz.

Diese Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen schlief er im nächsten Nachtlager ein; aber als er Morgens aufwachte und sein Blick auf den neben ihm schlafenden Omar fiel, der so ruhig schlafen und von seinem gewissen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, sich durch List oder Gewalt zu erstreben, was ihm das ungünstige Schicksal versagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, stack in dem Gürtel des Schlafenden, leise zog er ihn hervor, um ihn in die Brust des Eigentümers zu stoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des Gesellen, er begnügte sich, den Dolch zu sich zu stecken, das schnellere Pferd des Prinzen für sich aufzuzäunen, und ehe Omar erwachte, um sich aller seiner Hoffnungen beraubt zu sehen, hatte sein treuloser Gefährte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte also noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin sich diese Säule befand, höchstens noch zwei Tagreisen entfernt sein konnte, so beeilte er sich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie stand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene, und konnte auf zwei bis drei Stunden gesehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei diesem Anblicke; obgleich er die letzten zwei Tage Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu spielen hatte, nachzudenken, so machte ihn doch das böse Gewissen etwas ängstlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren sei, stärkte ihn wieder, so daß er getrösteter seinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhaltes etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte

sich also neben seinem Pferde unter einigen Palmen, und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des andern Tages sah er einen großen Zug von Pferden und Kamelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule stand; man schlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze sah aus, wie der Reisezug eines reichen Bassa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er sah, sich seinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne schon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte seine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächste Morgen seine kühnsten Wünsche befriedigen mußte.

Die Morgensonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens, welcher ihn aus dem niedrigen Lose an die Seite eines fürstlichen Vaters erheben sollte; zwar fiel ihm, als er sein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wol auch das Unrechtmäßige seines Schrittes ein, zwar führten ihm seine Gedanken den Schmerz des in seinen schönen Hoffnungen betrogenen Fürstensohnes vor, aber — der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vorzustellen; ermutigt durch diesen Gedanken, schwang er sich auf sein Roß, nahm alle seine Tapferkeit zusammen, um es in einen ordentlichen Galop zu bringen, und in weniger als einer Viertelstunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er stieg ab von seinem Pferde und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchsen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuße der Säule standen sechs Männer um einen Greis von hohem, königlichem Ansehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldstoff, mit einem weißen Cachemirshawl umgürtet, und der weiße, mit blitzenden Edelsteinen geschmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichtum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „Hier bin ich, den Ihr suchet.“

„Gelobt sei der Prophet, der dich erhielt!“ antwortete der Greis mit Freudenthränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war sehr gerührt durch diese feierlichen Worte, und sank mit einem Gemisch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürsten.

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines neuen Standes genießen; als er sich aus den Armen des fürstlichen Greises aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen. Der Reiter und sein Roß gewährten einen sonderbaren Anblick; das Roß schien aus Eigensinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen; in einem stolpernden Gang, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher, der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu schnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan sein Roß Murva und den echten Prinzen Omar; aber der böse Geist der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beschloß, wie es auch kommen möge, mit eiserner Stirne seine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken gesehen, jetzt war er trotz dem schlechten Trab des Rosses Murva am Fuße des Hügels angekommen, warf sich vom Pferde und stürzte den Hügel hinan. „Haltet ein!“ rief er, „wer ihr auch sein möget, haltet ein, und lasset euch nicht von dem schändlichsten Betrüger täuschen! Ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich tiefes Erstaunen über diese Wendung der Dinge; besonders schien der Greis sehr betroffen, indem er bald den Einen, bald den Andern fragend ansah; Labakan aber sprach mit mühsam errungener Ruhe: „Gnädigster Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch diesen Menschen da; er ist, so viel ich weiß, ein wahnsinniger Schneidergeselle aus Alexandria, Labakan geheißen, der mehr unser Mitleid als unsern Zorn verdient.“ Bis zur Raserei aber brachten diese Worte den Prinzen; schäumend vor Wut wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umstehenden warfen sich dazwischen und hielten ihn fest, und der Fürst sprach: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Mensch ist verrückt; man binde ihn und setze ihn auf eines unserer Dromedare; vielleicht daß wir dem Unglücklichen Hilfe schaffen können.“

Die Wut des Prinzen hatte sich gelegt, weinend rief er dem Fürsten zu: „Mein Herz sagt mir, daß Ihr mein Vater seid, bei dem Andenken meiner Mutter beschwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieser, „er fängt schon wieder an, irre zu reden; wie doch der Mensch auf so tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm, und ließ sich von ihm den Hügel hinunter geleiten; sie setzten sich Beide auf schöne, mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber fesselte man die Hände und band ihn auf ein Dromedar fest, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachsames Auge auf jede seiner Bewegungen hatten.

Der fürstliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er sich immer gesehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um das Schicksal des Knaben befragte, thaten den Ausspruch, daß er bis in's zweiundzwanzigste Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;“ deswegen, um recht sicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen seinem alten erprobten Freunde Elfi Bey zum Erziehen gegeben, und zweiundzwanzig schmerzliche Jahre auf seinen Anblick geharrt.

Dieses hatte der Sultan seinem vermeintlichen Sohne erzählt, und sich außerordentlich zufrieden mit seiner Gestalt und seinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als sie in das Land des Sultans kamen, wurden sie überall von den Einwohnern mit Freudengeschrei empfangen; denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte sich, wie ein Lauffeuer, durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche sie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben schmückten die Häuser und das Volk pries laut Gott und seinen Propheten, der ihnen einen so schönen Prinzen gesandt habe. Alles dieses erfüllte das stolze Herz des Schneiders mit Wonne; desto unglücklicher mußte sich aber der echte Omar fühlen, der, noch immer gefesselt, in stiller Verzweiflung dem Zuge folgte. Niemand kümmerte sich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tausend und wieder tausend Stimmen, aber ihn, der diesen Namen mit Recht trug, ihn beachtete Keiner! Höchstens fragte der Eine oder der Andere, wen man denn so festgebunden fortführe, und schrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort seiner Begleiter, es sei ein wahnsinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptstadt des Sultans gekommen, wo Alles noch glänzender zu ihrem Empfange bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche, ehrwürdige Frau, erwartete sie mit

ihrem ganzen Hofstaat in dem prachtvollsten Saale des Schlosses. Der Boden dieses Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem Tuch geschmückt, das in goldenen Quasten und Schnüren an großen silbernen Haken hing.

Es war schon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarsten und vielfarbigsten strahlten sie aber im Hintergrunde des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne saß. Der Thron stand auf vier Stufen, und war von lauterem Golde und mit großen Amethysten ausgelegt. Die vier vornehmsten Emire hielten einen Baldachin von roter Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einem Fächer von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutsame Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus Tausenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräusch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln mischten sich in das Zujauchzen der Menge, der Hufschlag der Rosse tönte im Hof des Palastes, näher und näher rauschten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf, und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand seinen vermeintlichen Sohn, vor den Thron der Mutter.

„Hier,“ sprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich so lange gesehnt.“

Die Sultanin fiel ihm in die Rede: „Das ist mein Sohn nicht!“ rief sie aus, „das sind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat.“

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweisen wollte, sprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar stürzte herein, verfolgt von seinen Wächtern, denen er sich mit Anstrengung aller seiner Kraft entrissen hatte; er warf sich atemlos vor dem Throne nieder: „Hier will ich sterben! laß mich tödten, grausamer Vater, denn diese Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war bestürzt über diese Reden, man drängte sich um den Unglücklichen her, und schon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen, und ihm wieder seine Bande anlegen, als die Sultanin, die in sprachlosem Erstaunen dieses Alles mit angesehen hatte, von dem Throne aufsprang: „Haltet ein!“ rief sie, „dieser und kein anderer ist der Rechte, dieser ist's, den meine Augen nie gesehen, und den mein Herz doch gekannt hat!“

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelassen, aber der Sultan, entflammt von wütendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnsinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entscheiden,“ sprach er mit gebietender Stimme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, sondern nach gewissen, untrüglichen Zeichen; dieser hier (indem er auf Labakan zeigte) ist mein Sohn; denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elfi, den Dolch, gebracht.“

„Gestohlen hat er ihn!“ schrie Omar, „mein argloses Vertrauen hat er zum Verrat mißbraucht!“ Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme seines Sohnes; denn er war in allen Dingen gewohnt, eigensinnig nur seinem Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale schleppen, er selbst aber begab sich mit Labakan in sein Gemach, voll Wut über die Sultanin, seine Gemahlin, mit der er doch seit fünfundzwanzig Jahren in Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über diese Begebenheiten; sie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger sich des Herzens des Sultans be-

mächtigt hatte; denn jenen Unglücklichen hatten ihr so viele bedeutsame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als sich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, sann sie auf Mittel, um ihren Gemahl von seinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings schwierig; denn jener, der sich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht, und hatte sich auch, wie sie erfuhr, so viel von Omars früherem Leben von diesem selbst erzählen lassen, daß er seine Rolle, ohne sich zu verraten, spielen konnte.

Sie berief die Männer zu sich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um sich Alles genau erzählen zu lassen, und hielt dann mit ihren vertrautesten Sklavinnen Rat. Sie wählten und verwarfen dieses und jenes Mittel; endlich sprach Melechsalah, eine alte, kluge Tscherkassin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, so nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hältst, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ — „Ja, so ist es,“ antwortete die Sultanin, „aber was willst du damit?“

„Was meint Ihr,“ fuhr jene fort, „wenn dieser Betrüger Eurem Sohn seinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies ist, so gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich euch ganz im Geheim sagen will.“ Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und diese flüsterte ihr einen Rat zu, der ihr zu behagen schien; denn sie schickte sich an, sogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche die schwachen Seiten des Sultans kannte, und sie zu benützen verstand. Sie schien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat sich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem sein Aufbrausen gegen seine Gemahlin leid that, gestand die Bedingung zu, und sie sprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geschicklichkeit auferlegen; eine Andere würde sie vielleicht reiten, fechten und Speere werfen lassen, aber das sind Sachen, die ein Jeder kann; nein, ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfsinn gehört. Es soll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein Paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal sehen, wer die schönsten macht.“

Der Sultan lachte und sprach: „Ei, da hast du ja etwas recht Kluges ausgesonnen. Mein Sohn sollte mit deinem wahnsinnigen Schneider wetteifern, wer den besten Kaftan macht? Nein, das ist nichts.“

Die Sultanin aber berief sich darauf, daß er ihr die Bedingung zum Voraus zugesagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er schwur, wenn der wahnsinnige Schneider seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging selbst zu seinem Sohn, und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; „wenn es nur an dem fehlt,“ dachte er bei sich, „da soll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.“

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort sollten sie ihre Kunst erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Schere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war begierig, was für ein Ding von Kaftan wol sein Sohn zu Tage fördern werde, aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre List gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geschäfte ausgesetzt; am dritten Tage ließ der Sultan seine Gemahlin

rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphierend trat Labakan ein, und breitete seinen Kaftan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater," sprach er, „sieh' her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? da laß ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt."

Die Sultanin lächelte und wandte sich zu Omar: „Und was hast du herausgebracht, mein Sohn?" Unwillig warf dieser den Seidenstoff und die Schere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu schwingen, und meine Lanze trifft auf sechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künste der Nadel sind mir fremd, sie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Bey's, des Beherrschers von Kairo."

„O du echter Sohn meines Herrn!" rief die Sultanin, „ach! daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," sprach sie dann, indem sie sich zu dem Sultan wandte, „daß ich diese List gegen Euch gebraucht habe; sehet ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider ist? Fürwahr, der Kaftan ist köstlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meister er gelernt habe."

Der Sultan saß in tiefen Gedanken, mißtrauisch bald seine Gemahlin, bald Labakan anschauend, der umsonst sein Erröten und seine Bestürzung, daß er sich so dumm verraten habe, zu bekämpfen suchte. „Auch dieser Beweis genügt nicht," sprach er, „aber ich weiß, Allah sei es gedankt, ein Mittel zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht."

Er befahl, sein schnellstes Pferd vorzuführen, schwang sich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft schon den Königen seines Stammes in der Stunde der Not mit ihrem Rate beigestanden; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Cedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und selten betrat ein Sterblicher diesen Platz; denn eine gewisse Scheu davor hatte sich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, stellte sich in die Mitte des Platzes und sprach mit lauter Stimme: „Wenn es wahr ist, daß du meinen Vätern gütigen Rat ertheiltest in der Stunde der Not, so verschmähe nicht die Bitte ihres Enkels, und rate mir, wo menschlicher Verstand zu kurz ist."

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als sich eine der Cedern öffnete, und eine verschleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommst, Sultan Saaud! dein Wille ist redlich, darum soll dir auch meine Hilfe werden. Nimm diese zwei Kästchen. Laß jene Beiden, welche deine Söhne sein wollen, wählen; ich weiß, daß der, welcher der echte ist, das echte nicht verfehlen wird." So sprach die Verschleierte, und reichte ihm zwei kleine Kästchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, standen Inschriften von eingesetzten Diamanten.

Der Sultan besann sich, als er nach Hause ritt, hin und her, was wol in den Kästchen sein könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu öffnen vermochte; auch die Aufschrift gab ihm kein Licht in der Sache; denn auf dem einen stand: „Ehre und Ruhm", auf dem andern: „Glück und Reichtum."

Der Sultan dachte bei sich, da würde auch ihm die Wahl schwer werden unter diesen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend seien.

Als er in seinen Palast zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und sagte ihr den Ausspruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte sie, daß jener, zu dem ihr Herz sie hinzog, das Kästchen wählen würde, welches seine königliche Abkunft beweisen sollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tische aufgestellt; auf sie setzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kästchen, bestieg dann den Thron, und winkte einem seiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Versammlung von Bassa's und Emiren des Reichs, die der Sultan berufen hatte, strömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen sich auf prachtvolle Polster nieder, welche die Wände entlang aufgestellt waren.

Als sie sich Alle niedergelassen hatten, winkte der König zum zweiten Male, und Labakan wurde hereingeführt; mit stolzem Schritte ging er durch den Saal, warf sich vor dem Throne nieder, und sprach: „Was befiehlt mein Herr und Vater?"

Der Sultan erhob sich auf seinem Throne und sprach: „Mein Sohn, es sind Zweifel an der Echtheit deiner Ansprüche auf diesen Namen erhoben worden; eines jener Kästchen enthält die Bestätigung deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, du wirst das rechte erwählen!"

Labakan erhob sich und trat vor die Kästchen; er erwog lange, was er wählen sollte, endlich sprach er: „Verehrter Vater, was kann es Höheres geben, als das Glück, dein Sohn zu sein, was Edleres, als den Reichtum deiner Gnade? Ich wähle das Kästchen, das die Aufschrift Glück und Reichtum zeigt."

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt hast; einstweilen setze dich dort auf das Polster zum Bassa von Medina," sagte der Sultan und winkte seinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig und sein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anwesenden. Er warf sich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kästchen zu wählen habe; er stand auf und trat vor den Tisch.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „Die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichtum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerstörbares Gut in der Brust des Tapferen wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer Krone entsagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!"

Er legte seine Hand auf das Kästchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm, einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor seinen Tisch zu treten, und auch dieser legte seine Hand auf sein Kästchen.

Der Sultan aber ließ sich ein Becken mit Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mekka bringen, wusch seine Hände zum Gebet, wandte sein Gesicht nach Osten, warf sich nieder und betete: „Gott meiner Väter, der du seit Jahrhunderten unsern Stamm rein und unverfälscht bewahrtest, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abassiden schände, sei mit deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieser Stunde der Prüfung."

Der Sultan erhob sich und bestieg den Thron wieder; allgemeine Erwartung fesselte die Anwesenden, man wagte kaum zu atmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören können, so still und gespannt waren Alle; die Hintersten machten lange Hälse, um über die Vorderen nach

den Kästchen sehen zu können. Jetzt sprach der Sultan: „Oeffnet die Kästchen!" und diese, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, sprangen von selbst auf.

In dem Kästchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem sammetnen Kissen eine kleine goldene Krone und ein Scepter; in Labakans Kästchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den Beiden, ihre Kästchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kissen in seine Hand, und, wunderbar war es anzusehen, wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er setzte die Krone seinem Sohne Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu seiner Rechten sich niedersetzen. Zu Labakan aber wandte er sich und sprach: „Es ist ein altes Sprüchwort: der Schuster bleibe bei seinem Leisten; es scheint, als solltest du bei der Nadel bleiben. Zwar hast du meine Gnade nicht verdient, aber es hat Jemand für dich gebeten, dem ich heute nichts abschlagen kann; darum schenke ich dir dein armseliges Leben, aber wenn ich dir guten Rates bin, so beeile dich, daß du aus meinem Lande kommst."

Beschämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeselle nichts zu erwiedern; er warf sich vor dem Prinzen nieder, und Thränen drangen ihm aus den Augen; „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?" sagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind ist des Abassiden Stolz," antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, „gehe hin im Frieden!" „O, du mein echter Sohn!" rief gerührt der alte Sultan, und sank an die Brust des Sohnes; die Emire und Bassa und alle Großen des Reiches standen auf von ihren Sitzen, und riefen Heil dem neuen Königssohn, und unter dem allgemeinen Jubel schlich sich Labakan, sein Kästchen unter dem Arm, aus dem Saale.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte sein Roß Murva auf und ritt zum Thore hinaus, Alexandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kästchen, reich mit Perlen und Diamanten geschmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Alexandria kam, ritt er vor das Haus seines alten Meisters, stieg ab, band sein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkstatt. Der Meister, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Wesen und fragte, was ihm zu Dienst stehe; als er aber den Gast näher ansah und seinen alten Labakan erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wütend auf den armen Labakan, der keines solchen Empfanges gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Bügeleisen und Ellenmaß, stachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit scharfen Scheren, bis er erschöpft auf einen Haufen alter Kleider niedersank.

Als er nun so da lag, hielt ihm der Meister eine Strafrede über das gestohlene Kleid; vergebens versicherte Labakan, daß er nur deßwegen wiedergekommen sei, um ihm Alles zu ersetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenersatz, der Meister und seine Gesellen fielen wieder über ihn her, schlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerschlagen und zerfetzt stieg er auf das Roß Murva, und ritt in eine Karawanserei. Dort legte er sein müdes, zerschlagenes Haupt nieder, und stellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das so oft verkannte Verdienst und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er schlief mit dem Entschluß ein, aller Größe zu entsagen und ein ehrsamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn sein Entschluß nicht; denn die schweren

Hände des Meisters und der Gesellen schienen alle Hoheit aus ihm herausgeprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis sein Kästchen an einen Juwelenhändler, kaufte sich ein Haus und richtete eine Werkstatt zu seinem Gewerbe ein. Als er Alles gut eingerichtet und auch ein Schild mit der Aufschrift: „Labakan, Kleidermacher" vor sein Fenster gehängt hatte, setzte er sich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kästchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm sein Meister so grausam zerfetzt hatte. Er wurde von seinem Geschäft abberufen, und als er sich wieder an die Arbeit setzen wollte, welch' sonderbarer Anblick bot sich ihm dar! die Nadel nähte emsig fort, ohne von Jemand geführt zu werden, sie machte feine, zierliche Stiche, wie sie selbst Labakan ist seinen kunstreichsten Augenblicken nicht gemacht hatte.

Wahrlich, auch das geringste Geschenk einer gütigen Fee ist nützlich und von großem Wert! Noch einen andern Wert hatte aber dies Geschenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte so fleißig sein, als sie wollte.

Labakan bekam viele Kunden, und war bald der berühmteste Schneider weit und breit; er schnitt die Gewänder zu und machte den ersten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete diese weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meister Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete schön und außerordentlich billig, und nur über Eines schüttelten die Leute von Alexandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Gesellen und bei verschlossenen Thüren arbeitete.

So war der Spruch des Kästchens, Glück und Reichtum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichtum begleiteten, wenn auch in bescheidenem Maße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn er von dem Ruhme des jungen Sultans Omar, der in Aller Mund lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieser Tapfere der Stolz und die Liebe seines Volkes und der Schrecken seiner Feinde sei, da dachte der ehemalige Prinz bei sich: „Es ist doch besser, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm ist es eine gar gefährliche Sache." So lebte Labakan, zufrieden mit sich, geachtet von seinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, so näht sie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

W. Hauff.

31. Schneeweißchen und Rosenrot.

Eine arme Witwe lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind; Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu thun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen, und wenn Schneeweißchen sagte: „wir wollen uns nicht verlassen," so antwortete Rosenrot: „so lange wir leben nicht," und die Mutter setzte

hinzu: „was das Eine hat, soll's mit dem Andern theilen!" Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren; aber kein Thierchen that ihnen was zu Leid, sondern sie kamen vertraulich herbei; das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen; das Reh graste an ihrer Seite; der Hirsch sprang lustig vorbei; die Vögel blieben auf den Aesten sitzen und sangen, was sie wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten, und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich neben einander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten, und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen, glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte zu ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hinein zu schauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vor's Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „geh', Schneeweißchen, und schieb' den Riegel vor," und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter die Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte Jemand an die Thür, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach' auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht." Rosenrot ging und schob den Riegel weg, aber statt daß ein Mensch gekommen wäre, steckte ein Bär seinen dicken schwarzen Kopf zur Thür herein. Rosenrot schrie laut und sprang zurück; das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich thue euch nichts zu leid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen." „Ei, du armer Bär," sprach die Mutter, „leg' dich an's Feuer und gib nur Acht, daß dir dein Pelz nicht brennt." Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär thut euch nichts, er meint's ehrlich." Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht mehr. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk," und sie holten den Besen und kehrten dem Bären das Fell rein; er aber streckte sich an's Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast, zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich's aber gern gefallen, und wenn sie's gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, ihr Kinder!"

„Schneeweißchen, Rosenrot,
Schlägst dir den Freier todt.“

Als Schlafenszeit war und die Andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bären: „Du kannst immerhin da am Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt.“ Als der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd, und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Thür nicht eher zugeriegelt wurde, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen, und draußen Alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen.“ „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?“ fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten; im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wol unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten; aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgethaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; und was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und riegelte ihm die Thür auf, und als der Bär sich hinausdrängte, blieb er an dem Thürhaken hängen und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen; aber es war seiner Sache nicht gewiß, weil der Bär eilig fortlief und bald hinter den Bäumen verschwunden war.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisich zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras Etwas auf und ab; aber sie konnten nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her, wie ein Hündchen an einem Seil, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er klotzte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie: „Was steht ihr da! könnet ihr nicht herbeigehen und mir Beistand leisten?“ „Was hast du angefangen, kleines Männchen?“ fragte Rosenrot. „Dumme, neugierige Gans“, antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das Bischen Speise, das unser einer braucht, der nicht so viel hinunter schlingt, als ihr, grobes Volk. Ich hatte einen Keil hineingetrieben, und es wäre Alles nach Wunsch gegangen; aber das verwünschte Holz war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen glatten Milchgesichter! pfui, was seid ihr garstig!“ Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen“, sagte Rosenrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe“, schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen? ihr seid mir schon um zwei zu viel; fällt euch nichts Besseres ein?“ „Sei nur nicht ungeduldig“, sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen“, und holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sacke, der zwischen

den Wurzeln des Baumes stack und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin: „Ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! lohn's euch der Kukuk!" Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit darnach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie auf den Bach zugingen, sahen sie, daß Etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?" sagte Rosenrot, „du willst doch nicht in's Wasser?" „Solch ein Narr bin ich nicht", schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen?" Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicher Weise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem Zwerg die Kräfte, ihn herauszuziehen; der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg vor sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen; aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen und war in beständiger Gefahr, in's Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten, den Bart von der Schnur loszumachen; aber vergebens, Bart und Schnur waren fest in einander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen herbeizuholen und den Bart abzuschneiden; dabei ging ein kleiner Theil desselben verloren. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das Manier, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden! Nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Theil davon ab; ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!" Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen; da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit von einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, sprach er: „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist; unbeholfenes und täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch Jemand daher kommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, und sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht war zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes

Brummen hören ließ, und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will euch alle meine Schätze geben, seht, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt ihr an mir kleinen schmächtigen Kerl? ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen; da die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt mit allem Behagen.“ Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen, Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen!“ Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. Er sagte: „Ich bin eines Königs Sohn und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wolverdiente Strafe empfangen.“

Schneeweißchen wurde mit ihm und Rosenrot mit seinem Bruder vermählt, und sie theilten die großen Schätze mit einander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ganz glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen weiß und rot.

Brüder Grimm.

32. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand einsam in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er; denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte von dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrtümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendjahre wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf die Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land, voll Licht und Ernten und voll Engel, bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. — Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war. — Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir meine Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“ — Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen; und er sagte: „Es sind dies meine thörichten Tage!“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich“, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne

der Reue gruben darin in den Wunden weiter. — Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve*) nahm allmählich seine Züge an. — Mitten in dem Krampfe floß plötzlich die Musik für das neue Jahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte! — Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf: endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht; und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt. — Er konnte es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm' nur wieder, Jugend, komm' wieder!" —

— Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters, umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reine Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm um, junger Leser, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm' wieder, schöne Jugend!" — so würde sie nicht wieder kommen.

J. Paul.

---

*) Todtenschädel.

II. Geschichte, Menschenleben, Legenden.

---

1. Untergang von Herkulanum und Pompeji.

Der Tod Vespasians berief seinen trefflichen Sohn Titus zur Regierung. Das war einmal ein wackerer Mann! Er that gleich zu Anfang das Gelübde, Keinen zum Tode zu verurtheilen, und hat es auch gehalten, und wo er nur Jemand Gutes erweisen konnte, da that er es mit Vergnügen. Einmal wollten ihn zwei Patricier um's Leben bringen, es wurde aber entdeckt. Er ließ sie zu sich kommen, machte ihnen freundliche Vorstellungen, schenkte ihnen mehr als sie hätten erwarten können, und behielt sie gar zum Essen bei sich. Wer hätte einen solchen Mann nicht lieben sollen? und wirklich nannten ihn auch die Römer: die Freude und die Lust des menschlichen Geschlechts. Daß die abscheulichen geheimen Anklagen alsbald verboten wurden, versteht sich von selbst. Sein Grundsatz war, daß Niemand von einem Kaiser mißvergnügt weggehen dürfe; und wenn er einmal an einem Tage keine Gelegenheit hatte, Jemand eine Wolthat zu erweisen, so rief er am Abend schmerzlich aus: „Heute habe ich einen Tag verloren!"

Unter diesem guten Kaiser wurde Italien von drei großen Unglücksfällen heimgesucht: in Rom brach eine Feuersbrunst aus, die drei Tage lang wütete; eine Seuche tödtete Tausende von Menschen, und ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuvs, von einem Erdbeben begleitet, verheerte die Gegend des heutigen Neapel. Von dem letzteren Unglücke muß umständlicher geredet werden. Der Vesuv hatte seit undenklichen Zeiten nicht gespieen, und hätte er nicht noch immer geraucht, so hätte man ihn für ganz ausgebrannt gehalten. Um so unerwarteter kam der entsetzliche Ausbruch am 24. August 79. Um 1 Uhr Mittags bemerkte man in den mehrere Meilen vom Berge entfernten Städten, daß sich eine Wolke von nie gesehener Gestalt über dem Vesuv erhöbe. Bei näherer Untersuchung fand man, daß es eine ungeheure Rauchwolke sei, welche aus dem Krater des Vulkans in gerader Richtung in die Höhe getrieben wurde und oben erst sich ausbreitete. Bald war sie weiß, bald dunkel und fleckig. Ein in der Naturkunde wol unterrichteter Mann,

Plinius der Aeltere, der sich gerade in der Gegend aufhielt, weil er Befehlshaber der in dem Meerbusen liegenden Flotte war, wollte das merkwürdige Phänomen in der Nähe schauen. Er befahl den Schiffern, ihn nach der andern Seite des Meerbusens, wo eben der Vesuv lag, zu fahren, so sehr auch die erschrockenen Menschen ihn hievon abzustehen baten. Eine Menge Fahrzeuge mit Flüchtlingen begegneten ihm, die über den kühnen Mann staunten, der so munter der Gefahr entgegen ging. Schon fiel die Asche häufig aus der Luft herab und wurde, je näher das Schiff kam, desto dichter und glühender; auch heiße Steine flogen schon umher, und schlugen rechts und links in das Wasser. Einen Augenblick schwankte er, ob er doch nicht lieber umkehren sollte; dann rief er aber: „Mit dem Mutigen ist das Glück!" — und befahl, gerade nach dem nahen Ufer zu steuern. Hier lag eine Stadt, wo Plinius einen lieben Freund hatte; bei dem wollte er die Nacht zubringen. Aber er fand schon das ganze Haus in Verwirrung, die Fahrzeuge waren schon bepackt, um, sobald der Wind sich drehte und die Rauch- und Aschensäule herüberwehte, eilig an Bord zu gehen und Haus und Habe zu verlassen. Plinius sprach den guten Leuten Mut ein und ließ sich, um sie recht sicher zu machen, ein Bad geben, aß mit Appetit und machte allerhand Scherz. Indessen schlugen aus mehreren Stellen des Berges Feuerströme heraus; Flammen durchzuckten die Finsterniß, denn es war nun Nacht geworden. Plinius legte sich, obgleich die Gefahr immer größer wurde und die Flammen immer gräßlicher aufschlugen, ruhig zu Bette, während alle Uebrigen wachend blieben und von Zeit zu Zeit ängstlich hinaussahen. Nach einigen Stunden aber mußte man ihn wecken; denn die Asche und die Steine fielen so dicht, daß man fürchtete, die Thüre seines Zimmers möchte zuletzt dadurch versperrt werden. Nun wurde überlegt, was zu machen sei. Die Erde fing an immer heftiger zu schwanken; jeden Augenblick besorgte man den Einsturz des Hauses; und doch auch wagte man sich nicht hinaus, weil die glühenden Bimssteine immer dichter herabfielen. Endlich wurde der Aufbruch beschlossen; Jeder band sich ein Kissen auf den Kopf, um die Steine abzuwehren, und nun ging die Reise durch die stockfinstere Nacht, die Sklaven mit Fackeln voraus. Als der sehr starkbeleibte Mann, auf die Schultern zweier Sklaven gestützt, so forteilte, erhitzte er sich durch die Anstrengung und stürzte plötzlich, vom Schlage getroffen, todt zu Boden. Alle Uebrigen eilten indessen weiter, sich der dringenden Gefahr zu entziehen, und erst einige Tage später konnte man den Leichnam aufsuchen, um ihn zu bestatten. — Der Neffe des Alten, der jüngere Plinius, war indessen in der Stadt, wo der Alte wohnte, mit seiner Mutter zurückgeblieben. Hier war er Zeuge der schrecklichen Naturerscheinung, und wir haben noch zwei Briefe übrig, worin er die Begebenheiten jener Tage beschreibt. Auch an diesem vom Vulkan durch den Meerbusen getrennten Orte wurde stündlich das Erdbeben ärger, und erreichte in der Nacht eine solche Stärke, daß alles Hausgeräte sich bewegte und die Häuser zusammenzustürzen drohten. Da stürzte die alte Mutter voll Angst in's Zimmer, den Sohn zu wecken, der indessen schon aufgestanden war. Sie begaben sich an's Meeresgestade, um hier, wo sie sich sicherer glaubten, den Tag abzuwarten. So wurde es Morgens 6 Uhr; aber die Sonne konnte durch den Aschenregen nicht durchdringen; es wurde kaum dämmerig, und die ganze Natur war in fürchterlichem Aufruhr. Hier und da stürzten Häuser ein, das Meer schlug schäumende Wellen und warf Seethiere bis weit auf's Land; die unglückbringende Wolke lag noch immer pechschwarz über dem Vulkan, und häufige Flammen, den Blitzen ähnlich, zuckten dann und wann aus ihr hervor. Plötzlich senkte sich diese Dampfsäule und überzog das Meer so dicht, daß man von der Insel

Capri und dem jenseitigen Ufer keine Spur mehr sehen konnte. Nun bat die Mutter den Sohn dringend, doch ja eiligst wegzugehen und sie zurückzulassen; sie sei zu alt, und könne so schnell nicht folgen. Natürlich wollte der Sohn nicht anders fort, als mit ihr. Halb mit Gewalt führte er sie mit sich fort, während die gute Alte sich unaufhörlich selbst Vorwürfe machte, daß sie ihn durch ihre Langsamkeit aufhalte. Als sie so auf der Landstraße wanderten, blickte Plinius einmal zurück; aber wie erschrak er! was sah er da! Eine dichte Finsterniß bedeckte das Land hinter ihnen und verfolgte sie wie ein reißender Strom. Plötzlich überzog Nacht die ganze Gegend und hüllte Alles in solches Stockdunkel, wie wenn man in einem Zimmer das Licht auslöscht, obgleich es Vormittag war und demnach die Sonne am Himmel stand. Nicht zu beschreiben war nun die schreckliche Verwirrung, die plötzlich entstand. Die Weiber heulten vor Angst, die Kinder schrieen, die Männer riefen einander zu. Manche Eltern suchten ihre Kinder, diese wieder nach den Eltern; Einer suchte den Andern an der Stimme zu erkennen. Hier beklagte Einer sein eigenes Geschick, dort ein Anderer das Unglück der Seinigen, und Manche wünschten sich aus Todesfurcht den Tod. Viele erhoben die flehenden Hände gen Himmel; mehrere glaubten, die Götter hätten die Menschen verlassen und der jüngste Tag breche ein. Dazu kam, daß Menschen und Thiere in der Finsterniß aneinander liefen, die Wagen sich verfuhren und in wilder Verwirrung vom Wege ab in die Graben stürzten. Welch' ein Tag! Zu dem wirklichen Unglücke kam auch noch vermeintliches. Denn es fehlte nicht an Leuten, die erschreckende Nachrichten über die umliegenden Ortschaften verbreiteten: dieser Ort wäre eingestürzt, jener in Flammen aufgegangen, und Alles dabei umgekommen; bereitwillig wurden solche Nachrichten geglaubt, und so der Jammer vergrößert. Endlich wurde es ein wenig dämmerig, es schien den armen Leuten, als wenn der Schein von einem großen entfernten Feuer herrühre. Dann wurde es wieder stockfinster und der Aschenregen fiel so dicht, daß sich die Menschen von Zeit zu Zeit die Asche abschütteln mußten, wie man wol beim Schneegestöber thut, um nicht von der Last niedergebückt zu werden. Die Finsterniß nahm nach einiger Zeit ab und ging nach und nach in Nebel und Rauch über, bis endlich zu aller Freude der Tag wieder anbrach und die Sonne wieder schien, aber wie die matte Mondscheibe, und so trübe, wie beim starken Nebel. Man blickte umher, und kannte die Gegend nicht mehr, so verändert war Alles. Die schönen Saatfelder und prangenden Weingärten waren mit dicker Aschenschicht bedeckt; alles Leben schien erstorben zu sein; Alles lag wie unter einem schwarzgrauen Leichentuch begraben. So war es mehrere Meilen vom Vulkan; wie viel entsetzlicher mußten nicht die Verheerungen in seiner Nähe gewesen sein! So fand es sich denn auch wirklich, als sich nach mehreren Tagen der Ungestüm des Ausbruches und des Erdbebens legte, und man sich dem Vesuv wieder zu nähern wagte. Hier war die Gegend völlig verändert; keine Spur mehr von Pflanzenwuchs, und, was das Sonderbarste und Entsetzlichste war, die zunächst gelegenen Städte Herkulanum und Pompeji waren verschwunden; man mußte zuletzt annehmen, daß sie bei dem Erdbeben von der Erde verschlungen worden seien.

2. Coriolan und Veturia.

Marcius, der in der Folge unter dem Namen Coriolanus so berühmt ward, stammte von Ancus Marcius, Numa's Enkel und Roms viertem Könige, ab. Schon in seiner Jugend der stärkste und unerschrockenste Mann

seiner Zeit, mußte er nothwendig einer von den Helden dieses kriegerischen Roms werden, in dessen Sprache das Wort Tapferkeit (virtus) zugleich Tugend bedeutet.

Schon als er das erste Mal auf dem Kriegsschauplatze wider die Lateiner aufgetreten, erwarb er sich eine Bürgerkrone; und nachher wurde kein Treffen mehr geliefert, in welchem er nicht irgend einen Ehrenpreis davon getragen hätte. Unterdessen aber seine Kriegsgefährten einen mit Blut erkauften Ruhm zum Ziele ihrer Tapferkeit wählten, machte er die Freude seiner Mutter Veturia zum Ziele seines Ruhmes. Sie zur Zeugin der Siegespalmen zu machen, die er einerntete; die Kränze, die er sich erworben hatte, in ihren Händen, und sich von ihren Armen umschlungen, und von den Freudenthränen, die seine Thaten ihr auspreßten, benetzt zu sehen, das war seine höchste Glückseligkeit. Veturia aber hatte ihren Sohn in den Grundsätzen der Aristokratie nur zu streng erzogen, welches dann auch die Grundlage seines Unglücks geworden.

Nach der Eroberung der Hauptstadt der Volsker, Corioli, erhielt er den Namen Coriolan, und da er in einem weiteren Treffen die Volsker geschlagen, wurde seine Tapferkeit bis in den Himmel erhoben, und nachdem er sich endlich in ferneren Schlachten Ehre und Ruhm erworben hatte, hielt er sich für mächtig genug, die Macht der Tribunen und des Volkes zu Rom zu schwächen und den Stand der Patricier emporzuschwingen. Die gewaltsamen Maßregeln aber, deren er sich bediente, brachten bald die Tribunen und das Volk auf den höchsten Grad der Erbitterung. Man war schon im Begriffe, ihn von dem Tarpejischen Felsen herabzustürzen, als ihn noch zwei Patricier retteten. Endlich kam es doch so weit, daß man ihn zur ewigen Landesverweisung verurtheilte.

Coriolan verließ Rom, von vielen Patriciern bis an die Thore der Stadt begleitet; und nachdem er seiner untröstlichen Mutter und Gattin ein ewiges Lebewol gesagt hatte, begab er sich nach Antium, einer Hauptstadt der Volsker. Nur Wut und Rache kochten jetzt in seiner empörten Seele; und dieses bewog ihn zu dem verzweifelten Entschluß, sich seinem und Roms Feinde in die Arme zu werfen. Es war Tullus Amfidius, der dazumal zu Antium lebte und bei den Volskern in fast königlichem Ansehen stand: ein Mann, der mit der Muttermilch den Haß des römischen Namens eingesogen hatte. Da aber Coriolan eben diesem Tullus, welchen er in Schlachten mehr als einmal zum Zweikampfe aufgefordert hatte, persönlich verhaßt war, so bediente er sich einer besonderen Maßregel, sich ihm zu nähern, um sein Leben nicht sogleich in Gefahr zu setzen.

In einer Verkleidung, die ihn völlig unkenntlich machte, schlich er sich mit Einbruch der Nacht nach Antium, ging geradewegs in das Haus des Tullus und setzte sich da stillschweigend und mit verhülltem Gesicht an den Herd, welchen man, wie schon im hohen Altertum, als einen heiligen Ort betrachtete.

Man benachrichtigte davon den Tullus, der sogleich vom Tische aufstand, hinging und ihn fragte, wer er sei und was er verlange? Der Unbekannte enthüllte jetzt sein Gesicht und sagte zu dem Volsker:

„Erkenne in mir den Marcius, der dir und deinen Landsleuten bisher so furchtbar war. Schon der Zuname Coriolanus, den ich mir durch die Eroberung einer eurer Hauptstädte erwarb, zeugt von dem Haß, welchen ich deiner Nation geschworen hatte. Allein eben dieser Zuname ist der einzige Lohn meiner Thaten, welchen Rom mir nicht hat nehmen können. Alles Uebrige hat der Neid und die Frechheit des Pöbels und die Zaghaftigkeit der

Patricier mir entrissen. Ja, Tullus! man hat mich aus der Stadt verwiesen, für die ich so oft mein Blut vergoß; und ich komme jetzt als ein verbannter Flüchtling, und nehme zu diesem heiligen Herde meine Zuflucht, nicht um mein Leben zu sichern — denn wie könnte ich mich dir in die Arme werfen, wenn ich zu sterben fürchtete? — sondern um mich an meinen Verfolgern zu rächen; und daß ich mich in deine Gewalt übergebe, ist schon Anfang meiner Rache. Vereinige also, wenn du Mut hast, deinen Haß mit dem meinigen, um gemeinschaftlich mit mir Rom zu Grunde zu richten; wo nicht, so ist meine Tapferkeit zu nichts nütze, und ich werde zu sterben wissen!"

Tullus reichte dem Coriolan sogleich die Hand, führte ihn an seine Tafel und verabredete mit ihm die Mittel, einen Staat zu vertilgen, der nur da war, seine Nachbarn zu unterdrücken und seine großen Männer zu verfolgen.

Die Römer und Volsker waren zwar dazumal in Frieden; allein wenn man einmal brechen will, so lassen sich gar bald Anlässe erkünsteln, den Verträgen ihre Heiligkeit zu nehmen. Und so kam es wirklich zu einer Kriegserklärung wider die Römer. Tullus und Coriolan wurden die Befehlshaber der Armee.

Coriolan eröffnete den Feldzug auf die glänzendste Art, bemächtigte sich einer Menge kleiner, den Römern unterworfener Städte, und verheerte racheschnaubend das römische Gebiet weit und breit. Endlich erschien er vor Rom, um es zu belagern. Rom, welches ohnehin durch seine inneren Zwiste getheilt war, geriet in Verwirrung und schickte sogleich bei Eröffnung der Belagerung eine Gesandtschaft der angesehensten Männer des Senats, fast alle Verwandte und Freunde Coriolans, in das Lager der Volsker, die dem Helden seine Zurückberufung und den Volskern einen ehrenvollen Frieden anbot. Die Römer wurden mitten durch's feindliche Lager in sein Zelt geführt, wo die vornehmsten Volsker bei ihm versammelt waren; und nachdem sie die Absicht ihrer Sendung vorgetragen hatten, gab ihnen Coriolan mit seinem gewöhnlichen Stolz zur Antwort: Die Römer sollten erst, ehe sie von Frieden sprächen, den Volskern das ganze Land und alle die Städte, die sie ihnen abgenommen, zurückgeben; denn man würde sie nicht mehr länger die Früchte ihrer Raubsucht genießen lassen. Was ihn besonders beträfe, so wäre er für die Güte, mit welcher ihn die Volsker aufgenommen, nicht weniger empfindlich, als für die Beschimpfung, die er von seinen Mitbürgern habe erleiden müssen; er habe sich daher ein anderes Vaterland gewählt, und hange durch kein Band mehr an einer Stadt, die, nachdem sie durch seine Thaten vergrößert worden, undankbar und gefühllos genug gewesen wäre, ihn von sich auszustoßen.

Da die nämlichen Gesandten abermal zu ihm geschickt wurden, erklärte er ihnen, daß, wenn Rom die ihm vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehen wollte, sie es nur nicht wagen sollten, die Stadt nochmals zu verlassen, weil man sie dann nicht länger als Gesandte, sondern als Feinde behandeln würde.

Als der Senat von den zurückkommenden Gesandten diese Nachricht erhielt, versuchte er in solch' fürchterlichem Sturme die Kraft religiöser Beweggründe. Der Oberpontifex, das ganze Augurkollegium und alle Diener der Religion erhielten Befehl, in ihren priesterlichen Kleidungen sich in das feindliche Lager zum Coriolan zu verfügen und Alles anzuwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er seiner Vaterstadt einen weniger demütigenden Frieden bewillige. Coriolan, der jetzt keine anderen Götter, als die der Rache, erkannte, schickte auch diese Gesandtschaft unverrichteter Sache zurück.

In solcher äußersten Verlegenheit begaben sich die römischen Damen in

großer Menge zu der Veturia, Coriolans Mutter, und zu der Volumnia, seiner Gattin, und beschworen sie, bei dem hartherzigen, unversöhnlichen Krieger einen letzten Versuch zu machen. Die Natur, hofften sie, würde zu Coriolans Herzen reden, und die Thränen zweier Weiber, deren Andenken seine Wut nicht hatte austilgen können, würden ein Vaterland retten, welches die Waffen der Bürger nicht zu schützen vermochten.

Veturia und Volumnia konnten diesen Bitten nicht widerstehen; sie verfügten sich in's feindliche Lager und ließen den Coriolan benachrichtigen, daß einige römische Frauenzimmer ihn zu sprechen wünschten. Der Held, dessen unbiegsame Seele gegen die Majestät einer Gesandtschaft der ehrwürdigsten Männer des Senats und gegen die Würde der Diener der Religion gefühllos geblieben war, schmeichelte sich um so mehr, daß er gegen die Thränen einiger Weiber Stand halten würde. Als er aber seine Mutter, seine Gattin und seine Kinder sah, lehrte ihn ein unwillkürliches Gefühl, welches er nicht zu unterdrücken vermochte, daß er der Natur noch nicht ganz abgeschworen habe. Er stand sogleich auf, und ging auf Veturia zu, um sie zu umarmen; aber die ehrwürdige Frau hielt ihn zurück.

„Halt!" sagte sie, „ehe ich mich von dir berühren lasse, muß ich erst wissen, ob ich Roms Feind oder meinen Sohn vor mir sehe, ob Veturia in diesem Lager deine Mutter oder deine Sklavin ist. Ich Unglückselige! darum also muß ich ein so hohes Alter erreichen, damit ich sehe, wie das Vaterland den Coriolan verbannte, und Coriolan das Vaterland mit Krieg überzog. Barbar! konntest du es über das Herz bringen, dies Land zu verwüsten, welches dich geboren werden sah, dich nährte und auferzog? So großen Unwillen du auch im Herzen hegtest, konntest du diesen Boden betreten, ohne daß augenblicklich dein Zorn erlosch? Beim Anblicke dieser Stadt, die du belagerst, kam dir der Gedanke nicht in den Sinn: Dort ist mein Haus, dort meine Mutter, mein Weib, meine Kinder, meine Götter? Und wie! hätte ich dir nicht das Leben gegeben, so wäre Rom noch heute der Schrecken der Völker, die sich zu seinem Untergange verschworen haben; nur die Geburt meines Sohnes ist Schuld, daß ich nicht als eine freie Römerin in dem Schoß einer freien Stadt sterben soll! Aber wisse, daß unser Unglück nie so groß sein wird, als deine Schande. Ohne Zweifel bin ich die elendeste aller Frauen; aber ich werde es nicht lange mehr sein. Wenn Veturia und Volumnia nichts mehr für dich sind, Grausamer! so denke doch wenigstens an diese deine Kinder, die dich noch Vater nennen! Bedenke, daß du Rom nicht zerstören kannst, ohne ihre Tage abzukürzen, oder sie auf Lebenslang zu Sklaven zu machen!"

Bei diesen Worten warfen sich Coriolans Kinder ihrem Vater in die Arme, und überhäuften ihn mit zärtlichen Liebkosungen. Die Scene erweichte den Helden vollends.

„Meine Mutter hat überwunden," rief er, „und ihr Sieg, so glücklich er für Rom ist, so unglücklich wird er für mich sein." Darauf schickte er Veturia und Volumnia zurück. Er selbst aber brach gleich am folgenden Tag sein Lager ab, und entfernte sich mit den Legionen der Volsker von der Grenze. Die Römer vernahmen den glücklichen Erfolg mit dem größten Enthusiasmus der Dankbarkeit, und verewigten das Andenken dieses Tages durch einen Tempel, welchen sie der Glücksgöttin der Weiber widmeten.

Kornemann.

3. Abigail und David.

Ungeachtet der zwischen dem König Saul und David vorgegangenen Aussöhnung traute doch David den Versicherungen des Königs nicht, und begab

sich mit allen seinen Leuten in die Wüste Pharan. Da lebte ein sehr reicher Mann in der Nachbarschaft zu Maon, der seine Habschaft auf dem Karmel hatte. Er besaß dreitausend Schafe und tausend Ziegen. Er hieß Nabal, seine Frau Abigail. Die Frau war sehr klug und schön; ihr Mann aber war ein harter, böser und schalkhafter Mann. Es war im Orient ein altes, zum Recht gewordenes Herkommen, daß man den Notleidenden ein Geschenk gab, wenn man entweder ein Gastgebot hielt, oder eine ansehnliche Einnahme hatte. Da nun David hörte, daß Nabal seine Herde schor, schickte er zehn Jünglinge ab und sagte zu ihnen: „Gehet auf den Karmel zu Nabal, grüßt ihn freundlich in meinem Namen und saget ihm: Es gehe wol meinen Brüdern und dir! wol deinem Hause, wol Allem, was du hast. Ich hörte, daß deine Hirten ihre Herden scheren. Wir waren ihnen nie überlästig, nun aber bedürfen wir einer Unterstützung und sind an einem guten Tage angekommen. Davids Abgeordnete sagten dies dem Nabal bei ihrer Ankunft und schwiegen; worauf Nabal mit seinem gewöhnlichen Ungestüm zur Antwort gab: „Wer ist denn dieser David? Wer der Sohn Isai's? Heutiges Tages gibt es eine Menge Flüchtlinge und hergelaufene Leute. Was soll ich mein Brot, mein Wasser und mein Fleisch Leuten geben, von denen ich nicht weiß, wo sie her sind!" Die Jünglinge kehrten sogleich zurück und erzählten Alles, was Nabal gesagt hatte, und wie sie empfangen worden. David, welcher dazumal schon als künftiger Thronfolger bekannt war, geriet über die Beschimpfung, wie ein Landstreicher und entflohener Sklave behandelt zu werden, so sehr in Feuer, daß er sogleich nach seinem Schwerte griff, und zu seinen Leuten sprach: „Jeder umgürte sich mit seinem Schwerte! Wie? umsonst sollen wir Nabals Herden geschützt, umsonst ihm Gutes gethan haben, damit er es mit Bösem vergelte! Alles Uebel falle auf die Feinde Davids, wenn bis morgen noch eine einzige Seele seines Hauses übrig ist. Kein Hund soll lebendig bleiben!" Es zogen dann beiläufig vierhundert Mann mit David ab, und zweihundert blieben bei dem Gepäcke.

Einer von Nabals Knechten hinterbrachte es dessen Frau Abigail und sagte zu ihr: „David schickte Boten an uns, unserm Herrn Glück zu wünschen; er aber begegnete ihnen grob. Diese Leute waren sehr gut gegen uns, und waren uns nie überlästig. Sie waren Tag und Nacht gleichsam unsere Mauer, die ganze Zeit hindurch, da wir unsere Herden bei ihnen weideten. Ueberlege also, was du thun willst. Gewiß steht deinem Manne und deinem Hause ein nahes Unglück bevor. Er ist zu boshaft, als daß man ihm etwas sagen könnte."

Abigail nahm eilends zweihundert Brote, zwei Schläuche Wein, fünf gebratene Widder, fünf Maße geröstetes Korn, hundert Bündelchen Weinbeeren, zweihundert Stück Feigen und lud sie auf die Esel. Sie sagte ihrem Manne nichts davon, hieß ihre Leute vorausgehen, setzte sich auf ein Maulthier und kam gerade an dem Fuße eines Berges an, als David und seine Bewaffneten ihr entgegen zogen. Als Abigail den David sah, eilte sie von ihrem Maulthiere herab, fiel vor David auf ihr Angesicht, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Mein Herr! das Verbrechen falle auf mich zurück! Erlaube nur deiner Magd ein Wort zu reden, und höre deine Dienerin! Mein Herr und König! laß dein Herz nicht empfindlich sein über Nabals Ungerechtigkeit. Er heißt schon seinem Namen nach ein Thor, und ist es in der That. (Nabal bezeichnete im Hebräischen einen Unsinnigen.) Ich habe deine Abgeordneten nicht zu Gesicht bekommen. Aber jetzt, mein König! so wahr der Herr lebt, und du lebest! Gott hindert dich, Blut zu vergießen, und hält deine Hand zurück. Möchten doch alle deine Feinde so verächtlich wie Nabal werden, und alle die-

jenigen, die dich beleidigen! Nimm das kleine Geschenk deiner Magd an, und verzeih! der Herr wird dein Haus befestigen, und deine Krone erblich machen; denn du führest die Kriege des Herrn. In den Tagen der Verfolgung wird der Herr über dein Leben wachen; dagegen wird das Leben deiner Feinde mit Gewalt, wie aus einer Schleuder weggeworfen werden. Dann, wenn zu deinem Glücke Alles, was dir verheißen ist, erfüllt wird; wenn du das Haupt des ganzen Volks von Israel sein wirst; dann, o Herr! wirst du nicht Ursache haben zu seufzen, daß du dir selbst Rache genommen hast; dann erst wirst du dich meiner, deiner Dienerin, erinnern, die dich hier auf diesem Platze zurückgehalten hat, das Blut der Unschuldigen zu vergießen."

„Gepriesen sei der Herr!" rief hier David, „der dich mir heute entgegengeschickt hat! Wahrhaftig! wärst du mir nicht so eilfertig entgegengekommen, so wäre bis morgen von Nabals Hause keine Seele lebendig geblieben." David nahm Alles an, was sie mitgebracht hatte, willigte in ihre Bitte, und hieß sie mit Frieden nach Hause gehen.

Abigail kehrte nun mit Freuden zurück. Nabal aber befand sich eben bei einem Gastmahle, das er gab. Es war ein königliches Gastmahl. Da nun Abigail sah, daß er nicht nur fröhlich und lustig, sondern auch betrunken war, sagte sie ihm bis auf den folgenden Morgen von Allem nicht das Geringste. Des Morgens aber, da Nabal seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erzählte sie ihm Alles. Da erstarrte ihm vor Schrecken das Herz im Leibe; er wurde wie ein Stein, und verfiel in eine gefährliche Krankheit, an welcher er nach zehn Tagen starb. Als David diesen Todesfall vernahm, sagte er: „Der Herr sei gepriesen, der Nabals Bosheit auf ihn selbst zurückfallen ließ!" Er schickte Boten zu Abigail mit der Erklärung, daß er sie zu ehelichen verlange. Abigail beugte sich tief, willigte in das Verlangen, ließ sich von fünf Mädchen begleiten, folgte den Abgeordneten Davids, und ward seine Frau.

Kornemann.

4. Sokrates.

Je seltener in Athen die Spuren der alten Sittenreinheit wurden, um so mehr that es not, daß ein Mann auftrat, der Mut und Kraft besaß, sich dem immer größer werdenden Sittenverfall unerschrocken entgegenzustellen. Dieser Mann war der weise Sokrates, der edelste aller Charaktere, welche die griechische Geschichte aufzuweisen hat.

Sokrates, geboren 469 zu Athen, widmete sich anfangs der Kunst seines Vaters, des Bildhauers Sophroniskos; aber die Unterstützung eines reichen Mannes, sowie seine große Genügsamkeit machten es ihm möglich, die Beschäftigung mit der Kunst ganz aufzugeben und sich nur dem Studium der Weisheit zu weihen. Er machte sich mit den Schriften älterer berühmter Denker vertraut; er genoß selbst den persönlichen Umgang des Philosophen Anaxagoras, welcher der Lehrer des Perikles und des Euripides gewesen war; ebenso erfreute er sich des Umgangs des großen Perikles selbst und der geistreichen Aspasia. Ueberall suchte er im Verkehr mit Andern Nahrung für seinen Geist; noch mehr aber vertiefte er sich in eigenes Nachdenken, und oft soll er Stunden lang immer auf einer und derselben Stelle gestanden haben. Von Anfang an geriet er in heftigen Kampf mit der Scheinweisheit der Sophisten. Diese traten zu jener Zeit in Athen als Lehrer der Staatskunst, Naturwissenschaften, Mathematik, Dichtkunst, Grammatik und Beredsamkeit auf. Der alte Glaube an die Götter war in den Gemütern des Volkes erschüttert, die alten Staatsformen waren wankend geworden; im Besitz vielseitiger Kenntnisse und großer

Gewandtheit im Denken und Sprechen hoffte man Ersatz für das Verlorene zu finden, und bei der großen Beredtsamkeit, mit welcher die Sophisten ihr Wissen vortrugen, konnte ihnen die größte Bewunderung und der allgemeinste Beifall nicht entgehen. In großen Scharen strömte ihnen die athenische Jugend zu und bezahlte ihnen für ihren Unterricht große Geldsummen. Aber die wahre Weisheit lehrten die Sophisten nicht. Sie blendeten durch ihre Gewandtheit im Reden; prahlerisch behaupteten sie, im alleinigen Besitz aller Weisheit zu sein, und dabei gingen Einzelne so weit, das Dasein der Götter ganz zu leugnen und Alles von einem blinden Zufall abzuleiten. Sie erklärten Güte und Gerechtigkeit für Thorheit und behaupteten, die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe darin, daß er seine Begierden befriedige. Sie rühmten sich, auch aus der schlechtesten Sache eine gute machen zu können, und ihre größte Kunst bestand darin, durch trügerische Vermischung des Wahren mit dem Falschen zu täuschen und durch Trugschlüsse und verfängliche Fragen den Gegner zu verwirren.

Was noch von Sittlichkeit im Volke vorhanden war, das mußte durch solches Blendwerk der Sophisten vollends untergraben werden; aber sie fanden an Sokrates einen Gegner, der ihnen in der Redekunst vollkommen gewachsen, an Tiefe des Wissens und Adel des Charakters aber bei weitem überlegen war. Auf den Straßen, an den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker wanderte er umher; überall knüpfte er an das, was gerade vorkam, seine Gespräche an, um aus seinen Zuhörern durch ihr eigenes Denken seine Lehren herauszulocken. Dabei verschmähte er den glänzenden Redeprunk der Sophisten; wol aber brauchte er oft Bilder und Gleichnisse, um seine Lehre klar zu machen; auch verstand er es, eitle Menschen durch verfängliche Fragen zum Selbstgeständniß ihrer Unwissenheit zu bringen. Die höchsten Gegenstände des menschlichen Denkens waren es, um die seine Unterhaltung sich drehte. Der Ausspruch des weisen Chilon: „Erkenne dich selbst" war ihm vor allem wichtig. Inmitten seiner verderbten Zeit wagte er es, zu behaupten, daß die Menschen erst weise und gut werden müßten, ehe sie glücklich werden könnten; die Grundlage aller menschlichen Tugend aber sei Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Natürlich hatte er auch von der Gottheit reinere Begriffe, als seine Zeitgenossen. Er erkannte in derselben ein unendlich weises, mächtiges, gütiges, allwissendes und gerechtes Wesen an, von dessen Weisheit und Güte die menschliche Vernunft nur ein Ausfluß sei, und daher sei die Seele des Menschen selbst göttlichen Wesens theilhaftig und unsterblich, wie die Gottheit selbst. Ueber das Wesen der Gottheit aber ein klares Wissen zu haben, maßte er sich nicht an, weil es über die menschliche Fassungskraft hinausliege, und als das Orakel zu Delphi einst gesagt hatte: „Weise ist Sophokles, weiser ist Euripides, aber der weiseste der Menschen ist Sokrates," meinte er daher: ja, das sei wahr; aber seine Weisheit bestehe nur darin, daß er wisse, er wisse nichts.

Seinen Tugendlehren entsprach die Reinheit seines Lebens. Bestechlichkeit und Eigennutz kannte der edle Mann nicht; er ertheilte seinen Unterricht unentgeltlich, und trotz der glänzendsten Anerbietungen blieb er arm. Ebenso verschmähte er jeden Putz, obgleich er an feierlichen Tagen sich festlicher kleidete. Auch sinnlichen Genüssen, an denen seine Zeit so reich war, blieb er gänzlich fremd; aber Tanz und gymnastische Uebungen verschmähte er nicht, weil sie zur Stärkung und Abhärtung des Körpers dienten. Wenn er auch kein Staatsamt bekleidete, so entzog er sich doch nirgends seiner Bürgerpflicht. Drei Feldzüge machte er mit, selbst im Winter unbeschuht; in einem dersel-

ben rettete er dem Alcibiades, in einem andern dem Xenophon das Leben. Gleichmut, Heiterkeit und Milde waren Grundzüge im Charakter des Sokrates. Wie er der Heftigkeit seiner Gattin Xanthippe stets die größte Sanftmut entgegensetzte, so bewies er diese Tugend auch im Verkehr mit seinen Schülern, was zur Folge hatte, daß sich bald Jünglinge und Männer jedes Standes und Charakters um ihn sammelten, die ihm mit der ungetheiltesten Liebe anhingen. Zu den bekanntesten derselben gehören Plato, Xenophon, Alcibiades, Antisthenes und Euklides, welcher letztere selbst der Todesgefahr trotzte, um den Meister zu hören.

Es konnte nicht fehlen, daß Sokrates durch seine Wirksamkeit sowol den Sophisten, als den Leitern des Volkes verhaßt wurde. Auch der Dichter Aristophanes war sein Gegner, weil er von des Sokrates Lehren Gefahr für die Religion befürchtete, und er verspottete ihn deshalb in seiner Komödie „die Wolken". Der ärmlich gekleidete Philosoph, mit eingebogener aufgestülpter Nase, hervortretenden Augen, kahler Platte, in auffallender Körperhaltung öfter stehen bleibend und die Augen umherwerfend, war eine Persönlichkeit wie geschaffen für die attische Komödie. Bei der Aufführung der „Wolken" befand er sich unter den Zuschauern, und Niemand lachte herzlicher über die beißenden Witze, als er. — Als Sokrates im neunundsechzigsten Jahre stand, erhoben drei Athener eine öffentliche Anklage gegen ihn, dahin lautend, daß er die Götter des Volkes verachte und die Jugend verderbe. Einfach und würdevoll vertheidigte sich der Greis vor Gericht gegen die unbegründete Beschuldigung; nicht durch Bitten oder Wehklagen suchte er seine Richter zu bewegen, sondern er wies einfach auf sein Leben, auf den Zweck seiner Thätigkeit hin. Mit der geringen Mehrheit von drei Stimmen wurde er für schuldig erklärt. Nach dem Gesetze durfte er zwischen Geldbuße, Verbannung und Tod wählen; er erklärte aber, wenn er sich eine Strafe zuerkennen müsse, so sei es die, auf Kosten des Staates im Prytaneum erhalten zu werden. Da dies ein Lohn war, der nur den ausgezeichnetsten Männern zu Theil wurde, so fühlten sich seine Richter durch diesen vermeintlichen Spott so beleidigt, daß bei einer zweiten Abstimmung achtzig Stimmen mehr als vorher sein Todesurtheil aussprachen.

Seine letzten Lebenstage im Gefängnisse benutzte Sokrates zu Unterhaltungen mit seinen Schülern, um sie in den Lehren der Weisheit und Tugend noch mehr zu befestigen. Den Plan zur Flucht, welchen ihm sein Schüler Kriton noch am vorletzten Morgen vorlegte, wies Sokrates mit der Bemerkung zurück, daß es doch kein Land gebe, wo er dem Tode entrinnen könne, und die ungerechte Verurtheilung berechtige ihn noch nicht zum Ungehorsam gegen die Gesetze. Am letzten Tage hatten sich die Schüler früher als gewöhnlich bei dem geliebten Lehrer versammelt. Auch Xanthippe war da, um Abschied von ihm zu nehmen; sie trug ihr jüngstes Kind auf dem Arme und weinte und klagte laut; Sokrates konnte den Anblick ihres Jammers nicht ertragen und ließ sie hinwegführen. Die wenigen noch übrigen Stunden benutzte er, um sich mit seinen Schülern über die Unsterblichkeit der Seele zu unterreden. Den Inhalt dieses herrlichen Gespräches hat uns sein großer Schüler Platon in seinem „Phädon" aufbewahrt.

Gegen Sonnenuntergang kündigte ihm der Gefangenwärter mit schwerem Herzen an, daß es nun Zeit sei. Mit heiterer Miene nahm Sokrates den Becher und leerte ihn in einem Zuge. Als seine Schüler nun in laute Klagen ausbrachen, sagte er, sie sollten sich ermannen, denn darum habe er ja die Weiber fortgeschickt. Und als nun der Tod nahte, legte sich Sokrates auf das Lager und verhüllte sein Gesicht. Aber noch einmal schlug er das

Gewand zurück und sagte zu Kriton: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig. Versäumt es ja nicht, ihn zu opfern!“ Dann verhüllte er sich wieder, sprach nicht mehr, war bald erstarrt. Weinend drückte ihm Kriton die Augen zu.

Wernicke.

5. Sieg des Kreuzes.

Zehn große Verfolgungen hatten versucht, die christliche Kirche zu vernichten, und die alte Welt hatte all' ihre Kraft angestrengt, um das neue Leben zu ertödten. Aber die Kirche hatte ihre Martyrer und in ihnen die Helden, die sterbend siegten, unterliegend triumphierten, und getödtet fortwirkten. In ihnen zeigte sich die Kraft des Christentums.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

In derselben Zeit bestanden die christlichen Apologeten den geistigen Kampf des Christentums gegen die Befehdungen von Seite der Weisheit der alten Welt. Und während so die Martyrer und die Apologeten für das Christentum zeugten und dieses tagtäglich im Wandel der Gläubigen selbst von sich Zeugniß gab, hatte sich der christliche Lebenskeim weitum verbreitet und der Sauerteig des Christentums viele Nationen durchdrungen.

Wie das Gold neben der schwarzen Farbe um so herrlicher glänzt — so die Tugenden der Christen den Lastern der Heiden gegenüber.

Die allgemeine geschichtliche Entwicklung leitete offenbar zu Christus hin; Licht kämpfte gegen Finsterniß, froher Glaube gegen Aber- und Unglaube, die Wahrheit gegen die Lüge und den Irrtum, und wem der Sieg werden sollte, konnte nicht mehr lange zweifelhaft sein. Wäre auch kein Konstantin gekommen, dennoch wäre der Sieg des Kreuzes erfolgt; der junge, lebenskräftige Baum mußte den erstorbenen verdrängen; aber Konstantin war im Weltplan als das Werkzeug zur Kreuzeserhöhung ausersehen.

Konstantin der Große, der erste christliche Kaiser, Sohn des Cäsars Konstantius Chlorus und der Helena, war zu Naissus in Dacien am 27. Februar 274 geboren. Von seiner frommen Mutter, die als Christin ihren Gemahl schon für ihre Glaubensgenossen günstig gestimmt hatte, erhielt er ohne Zweifel frühzeitig solche Eindrücke, welche ihn für das Christentum geneigt machten. Konstantius selbst, der Vater Konstantins, war ein Fürst, in dessen gerechtem Lobe christliche und heidnische Schriftsteller übereinstimmen. Er hatte sich nicht allein der Christenverfolgung enthalten, sondern die Christen geehrt und geliebt, und sich vorzugsweise mit Christen umgeben. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius sagt von ihm, er habe den Götzendienst gemißbilliget, nur Einen Gott angebetet, es gerne gesehen, daß in seinem Palaste von den Christen für ihn und die Seinigen gebetet worden; ja die Bewohner des Palastes haben gleichsam eine Kirche Gottes ausgemacht.

Solche Gesinnungen und solches Verhalten eines Fürsten, der, wie ein heidnischer Schriftsteller bezeugt, durch große Gaben, durch Edelmut und jede Tugend die Liebe und Ehrerbietung der Gallier erworben, waren geeignet, in seinem mit großen Anlagen geborenen Sohn günstige Gesinnungen für die Christen zu bewirken. Und in diesen ward er wahrscheinlich bestärkt, sowol durch Vergleichung der Sitten und der Schicksale gleichzeitiger Kaiser mit den Sitten und Schicksalen seines Vaters, als auch, indem er die gemeinsame Wut und die Laster der verfolgenden Heiden mit den Tugenden

und der Standhaftigkeit der Christen verglich, welche die besten Bürger des Staates waren. Es war ihm desto leichter, diese Vergleichungen anzustellen, da er verschiedene Jahre, wiewol unter ehrenvollem Schein, doch als Geisel am Hoflager des Diocletian lebte und zugegen war, als auf Anstiften des Galerius die Christen der Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste beschuldiget und unmenschlich im ganzen Reiche verfolgt wurden. Nachdem sein Vater als Augustus gestorben war, wurde er (306) Mitkaiser des grausamen Christenverfolgers Galerius.

Konstantin begann seinen Regierungsantritt mit einer für die unter seiner Herrschaft im Abendlande befindlichen Christen günstigen Verordnung und gewann dadurch die zahlreiche christliche Bevölkerung in Gallien, Spanien und Britannien.

Es war im J. 311, als Konstantin gegen die Legionen des Maxentius zog, welcher sich in Italien zum Mitkaiser aufgeworfen hatte und ein Tyrann und fanatischer Heide war, der ungescheut alle Greuel der Unzucht und Grausamkeit ausübte. Die Stärke der Kriegsmacht von Beiden wird verschieden angegeben. Nach dem Einen hatte Maxentius ein Heer von hundertundsiebenzigtausend Mann Fußvolks und achtzehntausend Reitern; Konstantin aber rückte aus an der Spitze von neunzigtausend Mann Fußvolks und achttausend Reitern. Dazu bestand dieses Heer großentheils aus Deutschen und Briten, Völkern, welche lieber für ihre Freiheit, als für einen römischen Kaiser gegen den andern gekämpft hätten. Ein Anderer, ein Lobredner Konstantins, behauptet, dieser habe nicht mehr Krieger wider Maxentius geführt, als ehemals Alexander wider Darius, d. h. vierzigtausend Mann. Mag diese Angabe zu gering sein, gewiß ist, daß Maxentius an Heeresmacht, an Hilfsmitteln der Zurüstung und an Schätzen weit überlegen war.

Die römische Welt, vorzüglich das Abendland, von Britannien bis Numidien und vom Tajo bis zur Donau, waren gespannt auf den Ausgang eines Krieges, der da entscheiden sollte zwischen einem weisen, edelmütigen Fürsten und einem Tyrannen. Christen vereinigten ihre wirksamen, in frommem Gebet sich aushauchenden Wünsche mit den Wünschen der Heiden. Der feige Tyrann hegte eitle Hoffnungen, geschmeichelt von Wahrsagern und Zauberern. Konstantin dagegen täuschte sich nicht über die Gefahren des Krieges; aber entschlossen, wie er war, ging er über die Alpen, um den weit überlegenen Feind in dessen eigenem Lande, im Herzen des Reichs, in Italien anzugreifen und als Sieger in Rom einzuziehen.

Groß war nach menschlicher Ansicht der Kampfpreis, für welchen Konstantin die Gefahr nicht scheute; aber während zwei Mächtige in zwistendem Ehrgeize ihre endlichen Kräfte wogen, legte der Allmächtige selbst die Sache der Ewigkeit in die Wagschale. Nichts ahneten von dieser Wägung weder die Nationen, die der Gegenstand, noch die Heere, die das Werkzeug des Ehrgeizes waren; weder die Götzendiener, noch die Anbeter Jesu Christi; weder der heranziehende Held, noch der im Palaste schwelgende Tyrann. Nichts ahneten sie von dem Reiche, welches der Höchste nun auf Erden aufrichten wollte, Er, dessen Diener zu sein Konstantin gewürdigt ward. Römische Heere zogen gegen Heere Roms, Legionadler gegen Adler der Legionen: aber die hohe Fahne des Kreuzes sollte sich erheben; ihr sollten diese Adler huldigen und von ihr verscheucht werden. Das Kreuz, dieses Werkzeug der Schmach und der Pein, sollte offenbar werden als Fahne des Sieges, als Zeichen der Ehre, als Stab des Trostes hienieden, als Pfand ewiger Herrlichkeit.

So sehr auch Konstantin die Anbeter Jesu Christi ehrte, war er selbst

doch noch kein Christ. Und wer hätte hoffen dürfen, daß ein Kaiser, umgeben vom Zauber der Welt, schimmernd im Glanze der höchsten irdischen Macht und Herrlichkeit, getheilt zwischen Sorgen der Herrschaft und ehrgeizigen Entwürfen, umrasselt vom Waffengetümmel und geschmeichelt von Lobrednern, diesen Täuschungen und diesem Taumel sich entreißen und zu der stillen, klaren Besonnenheit gelangen würde, mit welcher er Betrachtungen über seine Lage mit Beziehung auf die Gottheit anstellte! Aeußerer Drang der Umstände, wie er es Tausenden schon ward, wurde auch ihm ein von Gott gesandter Anlaß zum Gefühle inneren, höheren Bedürfnisses. Er war inne geworden, sagt der Geschichtschreiber, daß er eines über Heeresmacht erhabenen Beistandes bedürfe. Der Tand der Götzen, der Orakel, der Zauberkünste, dem die Kaiser seiner Zeit umsonst vertrauet hatten, leuchtete ihm ein; er wandte sich mit Gebet an den Einen Gott, den sein Vater, zwar nicht im Lichte der Offenbarung, aber in der Schöpfung und in der Waltung über menschliche Angelegenheiten erkannt hatte.

Und nicht umsonst war sein Flehen zu dem wahren, lebendigen Gott! Eines Nachmittags, als er mit dem Heere noch durch Gallien zog, sah er am Himmel über der Sonne ein leuchtendes Kreuz mit der Umschrift: In hoc signo vinces! (In diesem Zeichen wirst du siegen!) Staunen ergriff ihn und das ganze Heer, welches, sowie er, die Erscheinung sah, ohne jedoch den Sinn derselben völlig deuten zu können. So hat Konstantin selbst dem Eusebius dieses Ereigniß erzählt, dessen Ableugnung so ungereimt als vermessen sein würde, da ein ganzes Heer Augenzeuge dieses offenbaren Wunders gewesen.

Konstantin hat dem Geschichtschreiber gestanden, daß er hin- und hergesonnen über des Gesichtes Deutung; aber sie wurde dem Kaiser in einer Erscheinung erschlossen. Christus erschien ihm mit dem Kreuzeszeichen und forderte ihn auf, ein Abbild desselben, sowie er am Himmel es gesehen, auf eine Fahne zu setzen, zum Schutz wider die Feinde.

In erster Frühe stand Konstantin auf von seinem Lager, ließ Künstler in Gold und Edelsteinen herbeirufen, setzte sich mitten unter sie hin, beschrieb ihnen, was er gesehen und hieß sie ein Nachbild davon machen, welches Eusebius, der es selbst gesehen, also beschreibt:

„Es war ein langer vergoldeter Lanzenschaft, durch dessen oberen Theil eine Querstange ging und ihm die Gestalt eines Kreuzes gab. Am obersten Ende dieses Kreuzes war ein aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzter Kranz, welcher den aus den zwei griechischen Anfangsbuchstaben *X* (Ch) und *P* (R) bestehenden Namenszug von Christus umschlang. Von der Querstange, welche die Arme des Kreuzes bildete, hing eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte purpurne Fahne herab, deren Länge der Breite gleich war. Unter dem Namenszuge Christi ließ Konstantin sein und seiner Söhne Bildnisse anbringen. Diese Fahne führte von nun an Konstantin mit sich auf allen seinen Feldzügen; auch ließ er Nachbildungen davon machen, auf daß jedes seiner Heere einer solchen Fahne folge. Den Namenszug Christi trug er auch auf seinem Helme."

Diese Fahne nannte man das Labarum, nach dem Namen der Hauptfahne des kaiserlichen Heeres, welche vordem mit Bildern der Götter geschmückt gewesen. Oben hatte der silberne oder goldene Adler Jupiters gestanden, welcher jetzt dem vom Kranze umringten heiligen Namenszuge den Platz räumen mußte. Fünfzig aus der Leibwache Erkornen ward von Konstantin das Labarum anvertraut. Die Ehre, es zu tragen, wechselte der Reihe nach von einem auf den andern. Dieses heilige Siegeszeichen bewährte sich durch be-

gleitenden Sieg; daher auch Konstantin, wo er eine seiner Scharen im Gedränge gefährdet sah, nie unterließ, das Labarum dorthin tragen zu lassen und es nie ohne den erwünschten Erfolg that.

Nachdem Konstantin Segusium (jetzt Susa in Piemont), den westlichen Schlüssel Italiens, genommen, vor Augusta Taurinorum (Turin) ein gepanzertes Reiterheer aufgerieben, vor Verona den Feldherrn der Leibwache des Maxentius, Ruricius Pompejanus, mit großer Heeresmacht auf's Haupt geschlagen hatte, nachdem er alle die Städte eingenommen, die ihm das Land von den Alpen bis gen Rom sicherten, rückte er unaufhaltsam gegen diese Weltstadt vor.

Maxentius hatte bisher den Antheil, den er an diesem Kriege nahm, nur durch frevelnden Vorwitz gezeigt, mit dem er Zeichendeuter befragte; auch hatte er seinen Dämonen grauenvolle Opfer dargebracht. Die Zeichendeuter hatten ihm die willkommene, seiner Trägheit und Feigheit schmeichelnde Antwort gegeben, daß er umkommen müsse, wofern er dem Feind entgegengehe und Rom verlassen würde. Es genügte ihm, nahe bei Rom, ein Weniges oberhalb der Brücke, welche ehemals Pons Mulvius, jetzt Ponte-Molle genannt wird, eine Schiffbrücke über die Tiber legen zu lassen, welche so gebaut war, daß sie mit leichter Mühe durch einen Kunstgriff konnte gelöst werden, in der Hoffnung, seinen Nebenbuhler, wenn er darauf sein würde, in die Wellen zu stürzen. Konstantin aber lagerte sich der Brücke Pons Mulvius gegenüber, um den Feind zu reizen, das Glück einer Feldschlacht zu wagen. Offenbar hätte Maxentius diese vermeiden und seine Legionen in die Stadt ziehen sollen, deren Eroberung dem Konstantin, menschlichem Ansehen nach, sehr schwer, vielleicht unmöglich hätte werden mögen. Aber den unseligen Tyrannen täuschte jener Geist der Verblendung, welcher so oft dem Falle der Gewaltigen auf Erden vorhergehet, oder vielmehr ihn bewirkt, wenn sie ihr Maß erfüllt haben.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 312 ward in einem Traumgesicht Konstantin aufgefordert, die Schilde der Soldaten mit dem Namenszuge Christi zu bezeichnen, den die Fahne trug; es geschah sogleich am folgenden Tage.

An diesem Tage gab Maxentius zur Jahrtagsfeier seiner sechsjährigen Regierung, gleich als genösse Rom der tiefsten Ruhe, Spiele auf der Rennbahn. Vielleicht glaubte er, dadurch sich die Götter günstig und dem Volke sich gefällig zu machen. Aber das Volk, welches immer Gefühl für verletzten Anstand hat, murrte wider ihn und auf einmal erhob sich, wie aus einem Munde, der laute Ruf: Konstantin sei unüberwindlich. Maxentius erschrack, berief sogleich einige Senatoren und hieß sie die sibyllinischen Bücher aufrollen, in denen geschrieben stand, daß an diesem Tag der Feind der Römer umkommen würde. Den Ausdruck: „Feind der Römer" deutete er auf seinen Gegner, dessen Heer gegen Rom gewendet stand, den aber mit Recht die Römer als ihren Befreier ansahen. Ermutigt durch zweideutigen Spruch und eigene Auslegung stellte er sich an die Spitze seines großen Heeres und ordnete es zur Feldschlacht jenseits der Tiber, mit dem Rücken hart an dem Strom, neun römische Meilen (d. h. etwa drei Stunden) von der Stadt.

Mutig rückte Konstantin gegen ihn an und ließ seine Reiterei gegen die feindliche ansprengen. Bald ward die Schlacht allgemein. Die Römer und Italiener im Heere des Maxentius fochten schlecht, weil für einen Tyrannen, dessen Joch sie verabscheuten; besser kämpften die andern Scharen, wol vorzüglich die prätorianischen Cohorten, diese Werkzeuge und Genossen

des Tyrannen, mit dessen Schicksal das ihrige verwebt schien. Doch riß die fliehende Reiterei das ganze Heer nach langem Kampfe mit sich in die Flucht. Unter der Last der Flüchtigen zersprangen die Bande der Schiffbrücke, im Getümmel ward Maxentius mit seinem Rosse sammt Vielen seiner Umgebung von der Brücke hinabgedrängt und ertrank im Strome.

So groß und allgemein auch in Rom die Freude des Senats und des Volkes war, wagte doch Niemand seine Empfindung laut werden zu lassen, aus Furcht, die Botschaft von dem Untergange des Tyrannen möchte vielleicht voreilig und täuschend gewesen sein. Als aber dessen Leiche im Schlamme der Tiber gefunden worden, als Konstantin am Tage nach der Schlacht siegprangend in Rom einzog, als des Maxentius Kopf vor dem Sieger her auf einer Lanze getragen ward, da ergoß ganz Rom sich in Freudengeschrei und in Glückwunsch, den Ueberwinder begrüßend, als Befreier der Bürger und als Wiederhersteller des öffentlichen Wols.

Unverkennbar zeigte sich Konstantin nach diesem ihm durch Schutz von Oben verliehenen Erfolg vom Geiste der Religion durchdrungen, deren Wahrheit vor so kurzer Zeit erst und so wunderbar ihm eingeleuchtet hatte. Denn obgleich von Natur ehrgeizig und durch Ehrgeiz geleitet, in gewissen Fällen streng bis zur Härte, war er in diesem Augenblicke, da er den höchsten Gipfel menschlicher Größe erstieg, so milde gegen die Ueberwundenen und schrieb so demütig seine Siege dem unerkannten, lebendigen Gott zu, daß er nicht errötete, dem „gekreuzigten Christus" im Angesichte der abgöttischen, vom Blute der Christen triefenden Roma zu huldigen, Ihm, der den Weltlingen von Anbeginn an Aergerniß und Thorheit ist.

Gleich nach seinem Siege über Maxentius hatte der Senat ihm die Ehre eines Triumphbogens in Rom zuerkannt, welcher vier Jahre nachher vollendet ward und jetzt noch steht. Man liest darauf folgende Inschrift, in welcher ihm der Beiname Maximus (der Größte) beigelegt wird: „Dem Imperator Cäsar Flavius Konstantinus, dem Größten, dem Frommen, dem Glücklichen, dem Augustus, hat der Senat und das römische Volk, weil er auf Eingebung der Gottheit, durch Größe des Geistes mit seinem Heer die Republik sowol am Tyrannen, als auch zugleich an dessen ganzem Anhange mit gerechten Waffen rächte, diesen mit Siegeszeichen geschmückten Bogen gewidmet." Innerhalb des Bogens liest man auf der einen Seite: „Dem Befreier der Stadt"; auf der andern Seite: „Dem Ruhestifter."

Konstantin selbst aber hatte vor Errichtung dieses Ehrenbogens, ja, gleich nach seinem Siege, seine Bildsäule in Rom aufrichten lassen, mit dem Kreuze in der Hand und mit der Inschrift: „Durch dieses heilsame Zeichen, das echte Wahrzeichen der Tapferkeit, habe ich euere Stadt vom tyrannischen Joche befreit, dem Senat und dem römischen Volke die alte Würde und den vorigen Glanz wieder hergestellt."

Hiermit hatte Konstantin vor den Augen Roms, ja im Antlitze der ganzen auf ihn die Augen richtenden Welt dem heilsamen Zeichen des Kreuzes gehuldigt, gleichsam die Krone der Weltbeherrschung und Roms welteroberndes Schwert in den Staub, zu den Füßen des Kreuzes gelegt. Sofort erließ er eine Anzahl Edikte, durch welche die Christen von allem bisherigen Drucke befreit und der höchsten Staatswürden für fähig erklärt wurden. Besonders war es das berühmte Edikt von Mailand vom Jahre 313, worin volle und unbedingte Religionsfreiheit ausgesprochen wurde. Andere Begünstigungen ließ Konstantin mit rascher Thätigkeit folgen. Ueberall erhoben sich christliche Kirchen, nicht selten auf Kosten des Kaisers. Ungestört blühten fortan die christlichen Gemeinden unter dem Schutze der

Gesetze. Der große Kampf war jetzt ausgekämpft; das Christentum hatte ihn siegreich bestanden, hatte sein göttliches Recht vor den Menschen und in der Welt kräftig bewahrt. Mit schnellen Schritten eilte von nun an das Heidentum seinem Ende entgegen, verscheucht von dem Lichte, welches unaufhaltsam sich Bahn brach, um alle Welt zu erleuchten. Das Kreuz hatte gesiegt! —

Aus: Wanderungen durch das kathol. Heiligtum.

6. Die Bekehrung Chlodwigs zum Christentum.

Als dem Frankenkönige Chlodwig der erste Sohn geboren wurde, wollte seine Gemahlin Chlotilde diesen taufen lassen. Sie drang deshalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: „Ohnmächtig sind die Götter, denen ihr dienet, denn sie können sich und andern nichts nützen, weil sie ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz sind. Wie viel mehr muß nicht Der verehrt werden, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darinnen ist, durch sein Wort aus dem Nichts geschaffen, der die Sonne leuchten ließ und den Himmel mit Sternen schmückte, der das Wasser mit Gewürm, das Land mit Thieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf dessen Wink die Erde sich schmückt mit Früchten, der Baum mit Obst und der Weinstock mit Trauben, durch dessen Hand das Menschengeschlecht erschaffen, durch dessen Güte alle Creatur dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, dienet und willig ist!" Aber wie oft auch die Königin so sprach, sie konnte doch des Königs Gemüt nicht zum Glauben bekehren. „Auf unserer Götter Geheiß", sagte er, „wird Alles geschaffen und erzeugt, euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen, und was noch mehr ist, nicht einmal vom Stamme der Götter." Indessen aber brachte die gläubige Königin ihren Sohn zur Taufe und ließ die Kirchen mit Teppichen und Decken schmücken, auf daß er, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch diese festliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, den man Ingomer nannte, starb, als er getauft und noch in den weißen Kleidern war, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem Könige die Galle und er schalt heftig die Königin und sprach: „Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Götter, gewiß, er lebte noch: aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist." Die Königin erwiederte: „Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, sage ich Dank, daß er mich nicht für unwert erachtet, mein Kind in sein Reich aufzunehmen. Denn mein Gemüt ist unbekümmert, da ich weiß, daß die, welche in weißen Gewanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden."

Darnach gebar sie einen andern Sohn, den sie in der Taufe Chlodomir nannte, und als er anfing zu erkranken, sprach der König: „Es kann mit ihm nicht anders gehen, als mit seinem Bruder, daß er getauft im Namen eures Christus alsbald sterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin aber ließ nicht ab, in ihn zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen. Aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Alemannen in einen Krieg geriet; da zwang ihn die Not zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodwig war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen, und er

sprach: „Jesus Christus! Chlothilde sagt, Du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe sollst Du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf Dich hoffen — ich flehe Dich demütig an um Deinen mächtigen Beistand. Gewährst Du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das Deinem Namen sich weiht, an Dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an Dich glauben und mich taufen lassen auf Deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, haben sie mich verlassen mit ihrer Hilfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und ich verlange, an Dich zu glauben. Nur entreiße mich erst der Hand meiner Widersacher.“ Und da er solches sprach, wandten sich die Alemannen und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich Chlodwig und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen; wir sind ja dein.“ Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte im Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, den heiligen Remigius, rufen, und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich, und fing an ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, glauben, und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch Andern helfen könnten. Jener aber sprach: „Gerne höre ich dich, heiligster Vater, aber Eins macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort.“ Als er darauf mit den Seinigen zusammentrat, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.“ Solches wurde dem Bischof gemeldet, und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behangen, mit weißen Vorhängen die Kirche geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wolgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wolgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, da sie meinten, sie seien versetzt in die Wolgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König von dem Bischof getauft zu werden. Er ging, ein neuer Konstantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz, und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken, Sicamber, verehre, was du verfolgtest; verfolge, was du verehrtest.“

Es war nämlich der heilige Bischof Remigius, ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredtsamkeit erfahren; aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich so aus, daß er an Wunderthaten dem heiligen Sylvester gleichkam. Wir haben noch jetzt eine Lebensbeschreibung, die berichtet, daß er einen Todten auferweckt habe.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den dreieinigen, und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und wurde gesalbt mit dem heiligen Oel, unter dem Zeichen des Kreuzes

Christi. Von seinem Gefolge aber wurden getauft mehr als dreitausend. Es wurde auch seine Schwester Albofléde getauft, die nicht lange darnach zum Herrn einging. Und da sich der König um sie tief bekümmerte, schrieb ihm der heilige Remigius einen Trostbrief, der folgendermaßen anfing: „Es betrübt mich die Veranlassung Eures Kummers, es betrübt mich über die Maßen, daß Eure Schwester guten Andenkens Albofléde heimgegangen ist. Aber wir vermögen Euch deshalb zu trösten, denn sie schied so von dieser Welt, daß man eher dankend emporblicken, als trauern sollte." Es bekehrte sich ferner auch eine andere Schwester des Königs, mit Namen Lanthilde, die in die Irrlehre der Arianer verfallen war; sie bekannte nun, daß der Sohn und der heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater sind und wurde darauf gesalbt.

W. Giesebrecht.

7. Belisar.

Vor langer Zeit, und zwar vor 1300 Jahren, lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian (528—565) ein Mann, mit Namen **Belisar**, der, aus geringem Stande entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient, und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einen bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt und vermochte ihrem großen Heere, welches über 40,000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegenzustellen. Aber Belisars Klugheit galt mehr, als das große persische Heer; er erfocht über dasselbe einen vollständigen Sieg und zwang die Perser zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre (533), nachdem er die Unruhen, die in Konstantinopel selbst ausgebrochen waren und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Theil der Stadt in Asche gelegt hatten, mit kräftiger Hand gestillt und seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Afrika, um Gelimer, den König der Vandalen, zu bekriegen. Sein Heer bestand nur aus 15,000 Mann; dennoch eroberte er Karthago, besiegte den feindlichen König und führte ihn gefangen im Triumph nach Konstantinopel. Justinian überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen schlagen und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen. Er sandte ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ostgothen zu vernichten.

Belisar landete (535) mit seiner Flotte an den Küsten von Sicilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, schlug den gothischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein, und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reiches und den gefangenen König nach Konstantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Belisar zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu.

Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, die Schlachten, in denen er sein Blut für dasselbe verspritzt, die fremden Länder, die er seinem Kaiser erobert, hätten diesen wol fest überzeugen sollen, Belisar sei ein ebenso ausgezeichneter Mann, als ein treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und berühmt gewesen wären, als er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu sein, suchte ihn zu stürzen, und der mißtrauische Kaiser war leichtgläubig und undankbar genug, den Verleumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsterten, Belisar habe verrätherische Absichten, und wolle sogar sich selbst auf den

Thron schwingen. Er wurde der Verräterei wirklich angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt ebenso sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden, und ließ ihn in das Gefängniß werfen.

Aber auch dies genügte ihm noch nicht. Der Kaiser fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm zu schaden. Er gab deshalb den grausamen Befehl, ihm die Augen auszustechen, und ihn des Landes zu verweisen. Die grausenhafte That wurde vollzogen; die treuen Augen, die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dies geschehen war, bemühte man sich, einen Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Grenze des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deshalb erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäfte wol hergeben? — Endlich meldete sich ein Knabe und erbot sich, der Führer des blinden, unglücklichen Mannes zu sein. — Man machte dies dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Fesseln ab, und gab dem Helden darauf statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen. Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt, und über die schaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, sondern das Herz war ihm auch zerrissen, daß er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, nämlich seine Familie, und ganz besonders eine Tochter, mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampfe zurückgekehrt war, die heiße, blutbespritzte Stirne getrocknet, und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden laut jubelnd pries, blickte Irene mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn, und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. Das war zu viel für das Herz des unglücklichen Mannes! Nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken, und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen; er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhofe des Gefängnisses befand; er rief ihn zu sich und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten; er umfaßte des blinden Mannes Kniee und weinte laut; denn er war ja die Tochter selbst, die sich von Allem losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen, um auch hier als schützender Engel seine unsicheren Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal getheilt, bis er sein Grab fand, und so blieb der arme blinde Bettler dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

E. v. Houwald.

8. Bonifacius und die übrigen Apostel Deutschlands.

Das Licht des Christentums war von Italien aus schon im zweiten und den folgenden Jahrhunderten nach Süddeutschland gedrungen, wie der Marter-

tod des heil. Florian, eines römischen Kriegsobersten zu Lorch an der Donau, der heil. Afra zu Augsburg (304) und anderer standhafter Bekenner Jesu Christi, sowie die Wirksamkeit der Glaubensprediger Valentin zu Passau und des heil. Severin in Oesterreich (455) beweist. Das mittlere und nördliche Deutschland dagegen war noch ganz den Finsternissen des Heidentums ergeben, und auch Süddeutschland war durch die Völkerwanderung, welche neue heidnische Stämme in's Land brachte, wieder in die frühere Wildheit zurückgesunken. Da erweckte Gott in Irland, wo das Christentum durch den heil. Patricius schon tiefe Wurzeln geschlagen hatte, fromme Männer, welche den heidnischen Deutschen die frohe Botschaft des Heils bringen sollten. Es ist rührend zu lesen, wie diese gottseligen Männer mitten im kriegerischen Gewühle der Völker still und friedlich, das Kreuz in der Hand, durch das Dickicht der deutschen Wälder wanderten und unentmutigt durch tausenderlei Gefahren und Mühen, allenthalben mit rastlosem Eifer das Evangelium verkündigten, um so viele theure Seelen dem Himmel zu gewinnen; wie sie die schauerlichen Wildnisse, die vordem nur der Fuß eines Raubthieres betreten, zu einem friedlichen Aufenthalte der Menschen umschufen und in deren verwilderte Herzen die milden Segnungen der göttlichen Religion Jesu verpflanzten.

Einer der ersten Glaubensboten war der heil. Fridolin, der aus einem berühmten adeligen Geschlechte Irlands stammte. Vom Geiste Gottes wundervoll angeweht, entschloß er sich, ganz dem Dienste des Herrn sich zu widmen, verließ irdischen Reichtum, um Andere geistig zu bereichern, ging über's Meer nach Frankreich, das er in verschiedener Richtung als wandernder Apostel durchstreifte, und von da nach Süddeutschland, wo er, namentlich auf dem Schwarzwald, das göttliche Wort mit wunderbarem Erfolge predigte und zur Sicherung des Christentums überall Kirchen und Klöster gründete.

Ungefähr ein Jahrhundert später ergriff den heil. Columban und dessen Schüler, den heil. Gallus, die fromme Sehnsucht, den Samen des Christentums in fernen Gegenden auszustreuen. Nachdem sie mit zehn andern Gefährten Frankreich durchzogen, kamen sie im Jahre 610 in die heutige Schweiz. Hier fanden sie schon einen christlichen Priester, mit Namen Willimar, zu Arbon, einer alten Burg am mittägigen Ufer des Bodensees. Dieser nahm sie sehr liebreich auf und wies sie, nachdem sie sieben Tage bei ihm verweilt und ihm die leibliche Nahrung mit geistiger Speisung ersetzt hatten, nach Bregenz. Hier fanden sie ein altes, der hl. Aurelia geweihtes Kirchlein, das in einen heidnischen Tempel verwandelt und durch Götzenbilder verunehrt war. Die Einwohner dieser Gegenden feierten zu eben der Zeit ein großes Fest, und da sie hörten, daß zwei fremde Männer erschienen seien, versammelte sich eine große Menge Volkes von beiderlei Geschlecht. Da fing Gallus, welcher der Sprache des Landes in hohem Grade kundig war, an zu predigen von dem wahren, dem allmächtigen und einzigen Gotte und von seinem Sohne, auf welchem das Heil und unsere Hoffnung des ewigen Lebens beruhe, zerschlug, um den Anwesenden den kräftigsten Beweis von der Nichtigkeit der Götzen zu geben, voll feurigen Eifers die Götzenbilder und warf sie in den nahen See. Hierauf reinigte der hl. Columban die Kapelle mit geweihtem Wasser und weihte sie unter Gebet wieder zum christlichen Gottesdienste ein. An diesem Orte verweilten sie gegen drei Jahre, bauten sich Zellen, legten einen Garten an, pflanzten fruchtbare Bäume, nährten sich, wie die ersten Apostel, großentheils vom Fischfang, übten Gastfreundschaft gegen Fremde und fuhren fort in ihrer Predigt des Evangeliums.

Indessen kamen die noch übrigen Heiden, erbittert über die Fortschritte der christlichen Missionäre, vor den Herzog Gunzo, der in jenem Lande regierte, und führten Klage wider die Fremdlinge. Darüber ward der Herzog unwillig und verwies die Mönche aus dem Lande; nur Gallus blieb wegen Krankheit mit einigen Gefährten. Als er wieder genesen, fuhr er über den See, um in der Einöde eine sichere Wohnung zu finden. An dem Flüßchen Steinach zwischen hohen Bergen und engen Thälern, mitten in einem dichten Forste, fand er diese, pflanzte ein hölzernes Kreuz dahin, fällte die Bäume, baute eine Hütte und legte den Grund zu dem nachmals so berühmten Kloster St. Gallen (613). Von hier dehnte Gallus seine heilige Wirksamkeit über ganz Schwaben aus, das ihm seinen Dank noch jetzt durch viele Kirchen, die ihm geweiht sind, darbringt.

Später predigten in Schwaben die Irländer Trudpert und Pirminus mit großem Segen. Gleichzeitig verbreiteten die beseligende Lehre des Evangeliums der heil. Emmeran zu Regensburg, der heil. Kilian zu Würzburg, der heil. Willibald zu Eichstädt, der heil. Corbinian zu Freising, der heil. Rupert zu Salzburg und der heil. Willibrord an der Mündung des Rheins. Die meisten besiegelten ihr begeistertes Wort mit einem ruhmvollen Martertode.

Doch der ausgezeichnetste Glaubensbote war der fromme englische Mönch Winfried, der wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die feste Begründung des Christentums in Deutschland nachher den Namen Bonifacius, d. i. Wohlthäter, und den gleich ehrenvollen Beinamen „Apostel der Deutschen" erhielt. Schon in seiner Jugend erfüllte seine Seele der feurige Wunsch, den Heiden das Brot des Lebens zu brechen. In der Abgeschiedenheit eines Klosters bereitete er sich zu dem heiligen Geschäfte vor. Dann ging er nach Rom, um sich vom Papste zu seinem edlen Werke einweihen zu lassen. Nun reiste er nach Friesland an der Nordsee und arbeitete an der Bekehrung der heidnischen Landesbewohner drei Jahre lang. Von hier wandte er sich nach Hessen und Thüringen, und bekehrte, unterstützt von einer Anzahl frommer Männer und Frauen aus England, diese Landstriche. Aus allen Gegenden drängten sich die Heiden zu ihm, um seine ergreifende Predigt des göttlichen Wortes zu hören und sich taufen zu lassen. Auch legte er daselbst Kirchen und Klöster an, damit sich von ihnen aus nach und nach christliche Bildung über das rohe Deutschland verbreite. Als er darauf das zweite Mal nach Rom kam, ernannte ihn der Papst zur Belohnung seines apostolischen Eifers zum Erzbischof in Deutschland. Dahin zurückgekehrt, verkündete er das Wort Gottes mit neuem Eifer und zertrümmerte überall die Götzenbilder. Bei Geismar in Hessen stand eine uralte, dem Donnergotte gewidmete Eiche, unter welcher die heidnischen Bewohner dieser Gegenden zu opfern pflegten. Als nun der heilige Mann erfuhr, daß der Baum für unverletzlich gehalten werde, legte er, um den Aberglauben zu zerstören, die Axt an denselben. Erschrocken standen die Heiden umher, und blickten bald nach dem Apostel, bald nach der Eiche, ob ihre Götter keine Blitze auf den Frevler herabschleudern würden; aber der Baum fiel und der Mann Gottes stand unverletzt. Da entsagten die Heiden ihren unmächtigen Göttern, welche ihr Heiligtum nicht einmal vor schwachen Menschenhänden schützen konnten, und ließen sich taufen. Bonifacius aber baute aus dem Holze des gefällten Baumes eine kleine Kapelle. Nach einer dritten Reise nach Rom gründete Bonifacius allenthalben neue Bisthümer und traf weise Verordnungen. Endlich wählte er Mainz zu seinem beständigen Sitze.

Dennoch wollte er auch in seinem hohen Alter von 75 Jahren der Ruhe nicht genießen, und ging noch einmal zu den Friesen. Sein abermaliges Er-

scheinen reizte die Wut der dortigen Feinde des Christentums in der Art, daß sie einen Anschlag gegen sein Leben faßten. Bonifacius war schon bis in die Nähe des nördlichen Meeres vorgedrungen. Bei Dokkum, welches zum Ostgau gehörte, hatte er Zelte aufschlagen lassen, denn er dachte länger dort zu weilen und die auf diesem Boden nie gesehene Firmung zu spenden. Die Neugetauften hatte er vorher in ihre Heimat gehen lassen, damit sie sich zum Empfange dieses hl. Sacraments vorbereiteten und wenige Tage nach dem Pfingstfest, welches in diesem Jahre auf den 25. Mai fiel, wieder zu ihm nach Dokkum kämen, um die heilige Firmung zu empfangen. Seine Schüler und Mitarbeiter waren wegen der bevorstehenden Feier um ihn versammelt. An dem festgesetzten Tage, dem 5. Juni, erwartete Bonifacius mit ihnen die Ankunft der Neugetauften. Er, der Friedensbote und Segenbringer, wollte des Herrn Heilsmittel spenden; als aber früh am Morgen die Sonne sich über das Land erhob und höher des Bonifacius Dankgebete gen Himmel stiegen für den Segen des Herrn, der sichtbar mit ihnen gewesen war, da vernahm sein Ohr statt der Hymnen und Loblieder, mit welchen manches Jahr auf deutschem Boden die Scharen der Firmlinge ihm entgegen gezogen waren, wildes Kriegsgeschrei. Statt der Neugetauften, die er erwartete, sah er eine Rotte blutdürstiger Feinde nahen. Mit Schild und Speer bewaffnet, die Lanzen schwingend, drangen sie auf seinen Lagerplatz. Die um Bonifacius versammelten Diener gedachten Gewalt mit Gewalt abzuwehren, suchten sich zu bewaffnen, so gut sie konnten, und stürzten aus dem Zelte dem Feinde entgegen. Bonifacius aber hatte kaum den Waffenlärm vernommen, so hing er, statt der Rüstung, die Reliquien der Heiligen, welche er stets bei sich führte, um, trat aus dem Zelte, versammelte seine Geistlichen um sich und redete also zu den Dienern: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite, und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde! Lehrt uns doch die hl. Schrift, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Gutes erweisen sollen für das Böse. Der lange ersehnte Tag ist da, und die Zeit ist gekommen, wo wir von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen werden. Warum wollet ihr so hohe Gnade, so hohen Ruhm uns nicht gönnen, sondern rauben? Nein, lasset uns stark werden in dem Herrn, lasset uns willig aufnehmen, was er gnädig über uns verhängt. Nur auf Gott vertraut, er wird unsere Seelen retten!" So hielt er die Diener vom Kampfe zurück. Dann wandte er sich zu den um ihn versammelten Priestern, Diakonen und Ordensgeistlichen und redete in seiner Landessprache also zu ihnen: „O meine vielgeliebten Brüder! wenn an der Liebe Gottes euch irgend gelegen ist, wenn die Erinnerung an alle meine väterlichen Ermahnungen etwas bei euch vermag, so zeiget es jetzt in dieser Stunde! Bedenket, was der Herr spricht: Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können. Den Anker eurer Hoffnung werfet auf Gott! Nach dem Augenblicke dieser Zeit wird er euch die Krone der ewigen Vergeltung in dem Reiche der seligen Geister verleihen. Verlieret, ich bitte euch, verlieret in diesem kurzen Stündlein nicht den Lohn aller Mühen und Kämpfe eures Lebens, die ihr mit unwandelbarem Mute bestanden habt! Gedenket nicht, wie die Heiden, der nichtigen Freuden dieser Welt! Nein, mutig und männlich gehet jetzt mit mir in den Tod. Aus Liebe zu Dem, der für uns gelitten hat, gehet, damit wir mit Ihm eingehen in die ewigen Freuden!"

Während Bonifacius also redete, stürmte die wilde Rotte wütend auf sie ein. Der erste, der unter den Hieben der Feinde niedersank, war ein Laie, Namens Hiltibrand, dem die Sorge für den Tisch oblag, und der kaum an-

gekleidet, mit bloßen Füßen, dem Feinde entgegenstürzte. Seinen Bruder, den Diakon Hamunt, traf das feindliche Schwert, als er eben aus dem Zelte hervorgetreten war; darauf fiel einer nach dem andern, so daß 52 an der Zahl mit unserm Apostel den Martyrtod erlitten.

Bonifacius empfing den Todesstreich stehend, betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend.

So starb der große heilige Bonifacius im Jahre 755, wie er gelebt hatte, für das Heil der Seelen, und wurde seinem letzten Willen gemäß in Fulda beigesetzt. Die Kirche feiert sein Andenken am 5. Juni, an seinem Todestage.

Indessen ging das von ihm angefangene Werk nicht mit ihm unter, sondern lebte fort und trug herrliche Früchte. Die vielen neu erstandenen Kirchen und Klöster verbreiteten ringsumher Licht. In den Klosterschulen lernten die Kinder lesen, schreiben, rechnen, singen. Die Mönche trieben Handwerke und verfertigten allerlei Hausgeräte und Werkzeuge. Von ihnen lernten auch die Umwohner solche Arbeiten, und erweiterten, durch das Beispiel der Mönche erweckt, ihre Besitzungen. Die Wälder wurden gelichtet, pesthauchende Sümpfe ausgetrocknet, unfruchtbare Gegenden in blühende Felder umgeschaffen. Von ihnen bekamen sie Sämereien, Kornarten und Bäume, und lernten von ihnen nützliche Kräuter kennen. So veränderte sich allmählich die ganze Gestalt des vordem so heidnischen und wilden Landes. Dort, wo sonst die Altäre der finsteren Götzen standen, erhob sich jetzt siegreich das Kreuz Christi; heilige Lieder erschollen zu des neuen Gottes Ehre. Von allen Seiten tönten feierlich die Glöcklein durch Wald und Flur, und riefen die Neubekehrten zu gemeinsamem Gottesdienste. Um die Kirchen, die man mit aller Pracht, ihre Häupter majestätisch gegen den Himmel anstrebend, baute, lagerten sich demütig die niedrigen Hütten, und erweiterten sich allmählich zu neuen Dörfern und Städten. So wuchs in Deutschland unter der Pflege weiser Bischöfe überall das Christentum herrlich empor, und begann seine Früchte auf's Reichste zu entfalten. Nun begann aber unser Vaterland besonders durch einen ruhmvollen Herrscher auch in Absicht auf weltliche Macht der merkwürdigste Schauplatz der Geschichte zu werden. Dieser Herrscher heißt Karl, mit dem Beinamen: der Große.

Bumüller.

9. Karls des Großen Kaiserkrönung und Tod.

So glänzend die Siege König Karls waren, und so folgenreich dieselben für die gesammte spätere Geschichte geworden sind, so kommt doch in der ganzen Regierungszeit des großen Königs kein Tag dem des Weihnachtsfestes des Jahres 800 an Wichtigkeit und Bedeutung gleich. An diesem Tage ward Karl, der König der Franken und Longobarden, zum römischen Kaiser gekrönt; ein Ereigniß, auf welchem fortan die Geschichte des Abendlandes beruht.

Papst Leo III. war es, durch dessen Hand das römische Kaisertum im Westen wieder hergestellt ward, als Karl auf seinem fünften italienischen Zuge nach Rom gekommen war. Die Veranlassung zu diesem Zuge gab ein Streit, in welchen der Papst mit einer anarchischen Partei in Rom geraten war. Daher begab sich Leo in das Frankenreich, um sich die Hilfe des Schirmvogtes der Kirche zu erbitten. Karl, damals gerade auf einem Heereszug gegen die Sachsen begriffen, empfing den Papst auf dem Reichstage zu Paderborn, und sendete mehrere Bischöfe und Grafen, welche eine richterliche Untersuchung

wegen der blutigen Auftritte, die daselbst sich zugetragen hatten, anstellen sollten. Dies geschah; die schuldig Befundenen wurden ergriffen und nach Frankreich abgeführt. Bald darauf kam Karl selbst nach Rom und stellte Ruhe und Ordnung völlig wieder her. Nichts sicherte aber diese Ruhe, sobald der Schirmherr Italien wieder verließ. Die Römer hatten hinlänglich gezeigt, wie wenig sie geneigt waren, sich von dem Frankenkönige gebieten zu lassen. Dieß aber war die notwendige Bedingung, wenn für die Zukunft vielfachen Unruhen und besonders denen vorgebeugt werden sollte, welche jedesmal die Papstwahl begleiteten und ganz Rom in convulsivische Zuckungen versetzten. Konnte dem stolzen Rom ein Kaiser wiedergegeben werden, konnte das abendländische Reich von Neuem in seinem Glanze erstehen, so schien dadurch auch für die kommenden Geschlechter der Friede begründet zu sein. Diese Erneuerung der Kaiserwürde konnte nur geschehen in dem wirklichen Beherrscher des römischen Westreichs, in Karl dem Großen; sie konnte nur ausgehen von der Kirche. Was aber auch immer die Motive gewesen sein mögen, welche die Erneuerung der Kaiserwürde in der Person Karls des Großen herbeiführten; die eigentliche und wahre Erklärung ist außerhalb der menschlichen Berechnung zu suchen; in der göttlichen Vorsehung, die, nachdem sie Alles dazu vorbereitet, den Gedanken in die Seele des Papstes legte und durch ihn das Werk vollführte. Und so geschah, daß, als König Karl, der Mehrer des Reichs von dem Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen, am Tage der Geburt des Herrn, in der Kirche des hl. Petrus sich im Gebete vor dem in der Krippe liegenden König der Könige demütigte, der irdische Stellvertreter des Weltheilandes zu ihm trat, und sein Haupt unter dem lauten und frohen Zurufe des Volkes: „Karl, dem Augustus, dem von Gott Gekrönten, dem großen friedfertigen Imperator der Römer, Leben und Sieg!“ mit einer goldenen Krone schmückte. Karl empfing sodann von dem Papste die Salbung und versprach jetzt als höchster weltlicher Herrscher den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Rom sah die Tage der alten Kaiserzeit verjüngt, da der neue Augustus, im kaiserlichen Schmucke seiner Vorfahren im Reiche, dem frohlockenden Volke sich zeigte. Er kehrte dann heim nach Aachen, dem königlichen Sitze, und alle Unterthanen seines Reiches schwuren ihm, dem Kaiser, einen neuen Eid, wol verschieden von dem Eide, den sie dem Könige geleistet.

Nachdem der Kaiser dann das große Werk vollbracht, daß er die Sachsen der christlichen Religion zugeführt, da dachte er daran, im Voraus zu bestimmen, wie seine drei der Thronfolge fähigen Söhne das Reich theilen sollten. Karl, dem Erstgebornen unter ihnen, bestimmte er das ganze Reich Austrasien, Pipin Italien und Ludwig Aquitanien. Diese Bestimmungen wurden von Karl in ein Testament zusammengefaßt und dasselbe an Leo III. zur Unterschrift nach Rom gesendet. Der Papst erklärte sich mit den getroffenen Bestimmungen einverstanden; sie kamen aber nicht zur Ausführung. Mit Vorsicht hatte Karl daran gedacht, genaue Bestimmungen für den Fall zu treffen, daß einer der drei Söhne vor ihm sterben sollte; den Fall hatte er aber nicht geahnt, daß nur einer ihn überleben würde. Die beiden kampfgeübten Söhne Pipin und Karl, die mit dem Vater die Avaren, Sachsen und Slaven bezwungen, sanken vor ihm in das Grab. So war's der fromme, unkriegerische L u d w i g, auf dessen schwache Schultern Karl die ganze Bürde, der er selbst in seinen späten Tagen gern entsagt hätte, legen mußte.

Doch nicht allein die Herrschaft über ein unermeßlich großes Reich sollte Ludwig von dem Vater erben, es sollte auch die hohe Pflicht der kaiserlichen

Würde auf ihn übergehen. So gab Karl, nachdem er den Sohn mit der ganzen wichtigen Bedeutung des königlichen und kaiserlichen Amtes bekannt gemacht hatte, seinen Wunsch und Willen in großer Versammlung des Reichsadels zu Aachen kund; auf sein Geheiß schmückte Ludwig sich das Haupt mit einer auf dem Altare niedergelegten Krone und ward vom Vater als Kaiser begrüßt. Dann kehrte Ludwig in sein Königreich zurück und sah den Vater nimmer wieder.

Durch die zunehmende Schwäche seines Körpers und durch manche ihm bedeutsame Zeichen an den nicht mehr fernen Tod gemahnt, ward der fromme Kaiser Karl immer mehr von der Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott erfüllt, und gewiß ist diese Zeit für ihn auch diejenige gewesen, wo er manchen seiner Fehltritte schmerzlich bereut hat. Hätte von seinen tapfern ihm an Heldenmut gleichenden Söhnen einer noch gelebt, ihm hätte er die Sorge um Kirche und Reich anvertraut, und nur die eine Herrschaft, die über sich selbst, geübt.

Das Fieber, an welchem der Kaiser seit vier Jahren litt, wurde zu Anfang des Jahres 814 immer heftiger, und da kein Zweifel mehr obwaltete, daß die Auflösung nahe bevorstehe, ließ Karl seinen Erzkaplan Hildibald rufen, empfing zuerst die letzte Oelung, dann die heilige Wegzehrung. Am frühen Morgen des folgenden Tages, 28. Januar 814, nachdem er die Nacht sehr leidend zugebracht, erhob er mit aller ihm noch zu Gebote stehenden Kraft die Hand und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes an der Stirne, an der Brust und über den ganzen Körper. Dann legte er die Füße aneinander, faltete die Hände, und indem er leise die Worte betete: „Herr, in Deine Hände befehl' ich meinen Geist!" schloß er die Augen und verschied. Es war um die dritte Stunde. So starb Kaiser Karl, der glorreiche Schirmherr der Kirche, der siegekrönte Held, der weise Lenker und Lehrer seiner Völker. Seine Grabstätte war die Kirche, die er selbst aus Liebe zu Gott und unserm Herrn Jesus Christus, sowie zu Ehren der heiligen und allzeit jungfräulichen Mutter Gottes zu Aachen erbaut hatte. Die Geschichte hat dankbar sein Andenken durch den Beinamen des Großen geehrt und die Kirche wenigstens stillschweigend zu verstehen gegeben, daß sie dafür halte, Gott habe, mit himmlischer Krone ihn schmückend, dem Chor der Heiligen ihn beigereiht.

G. Phillips.

10. Theodelinde, Königin der Longobarden.

Theodelinde war eine Tochter Garibalds, ersten Königs von Bojarien. Der Himmel hatte sie mit den schönsten Gaben der Natur geschmückt. Sie war ebenso tugendhaft, als schön. Nachdem Autharis, von den Longobarden zum König gewählt, den austrasischen König Childebert in einer Hauptschlacht, worin die Tridentiner und die Bayern das Meiste zum Siege beigetragen haben sollen, überwunden hatte, schickte der Sieger Boten an den bojarischen Hof, um die Hand Theodelindens zu werben. Der Bojerfürst empfing die Gesandtschaft freundlich, und sagte Autharis die Theodelinde zu. Diesen Bericht ließ sich der Longobarde gefallen; doch wünschte er zuvor seine künftige Braut selbst zu sehen, um sich persönlich von dem zu überzeugen, was man von ihrer Schönheit und Tugend sagte, und veranstaltete eine glänzende Gesandtschaft, welcher er sich als ein Unbekannter zugesellte. Von großem Gefolge der edelsten Ritter begleitet, unter denen sich auch sein Vertrauter, als Aeltester, befand, zog er nach Regensburg hin, wo Vater Garibald thronte. Als die Gesandten, im feierlichen Prunke eingeführt, vor Garibald erschienen,

hielt der Aelteste, als Haupt der Sendung, den Vortrag. Nachher trat Autharis als Zweiter der Gesandtschaft dem freundlichen Garibald näher, und nahm das Wort: „Mein Herr, der Longobarden Beherrscher, sandte eigentlich mich, die zur Braut verheißene Tochter, unsere künftige Frau, Theodelinde, zu sehen. Ich soll von ihrer Gestalt ihm treue Schilderung bringen.“ Der Vater ließ sogleich seine Tochter bescheiden, und Theodelinde erschien mit einem ebenso schönen als sittlichen Anstande, so daß Autharis beim ersten Anblicke bemerkte, sie sei zu Glück und Würde berufen. Er wandte sich dann wieder an Garibald und sprach: „Nun ist zwar der Wille meines Königs erfüllt, vergib aber meine Zudringlichkeit, wenn ich dich noch um eine Gnade bitte, um meine Gesandtschaft zu vollenden. Möge doch Theodelinde zum Zeichen ihrer Liebe für unsern König und unsere Nation mir den Willkommsbecher auf Autharis' Wohl reichen!“ Der König Garibald befahl nun Theodelinden, dieses nach der Sitte des Landes zu thun. Sie nahm den Becher und reichte ihn zuvor dem Aeltesten der Gesandtschaft, und erst dann dem Autharis. Dieser trank, gab den Becher zurück, drückte aber, ohne daß es Jemand bemerkte, Theodelindens Hand, und mit der Rechten fuhr er schnell über ihr Angesicht. Theodelinde errötete und ließ den Gast ihre Unzufriedenheit mit zürnender Miene bemerken, wodurch Autharis vollends von ihrer reinen Seele und Tugend überzeugt wurde. Theodelinde klagte dieses Ereigniß unverzüglich ihrer Kammerfrau, voll Besorgniß, welchen Schatten diese Vermessenheit auch bei ihrem künftigen Gemahl auf ihre Unschuld und Sitten werfen könnte. Aya beruhigte sie aber dadurch, daß sie glaubte, der Fremdling, so majestätisch in seinem Vortrage, so edel in seinem Benehmen, würde sich so etwas nicht erlaubt haben, wenn er nicht etwa Autharis, der Bräutigam selbst wäre. Sie bat sie, darüber zu schweigen, und Theodelinde wünschte, daß er es wäre.

Nun nahm der hohe Gast Abschied und kam, von einem ansehnlichen Gefolge der Bojer geleitet, an die norische Grenze. Da richtete er sich beim Abschiede auf seinem Pferde empor, und indem er seine Streitaxt in einen Baum so tief einhieb, daß keines Mannes Kraft sie herauszuziehen vermochte, rief er: „Solche Hiebe führt Autharis!“ Schnell eilten die Bojer nach Hause, erzählten dem König diesen Vorfall, zeigten die Streitaxt und rühmten der Braut die seltene Stärke des edelsten der Männer. Dieses geschah im Jahre 589. Bald ward es überall kund: der Longobarden Beherrscher habe den köstlichsten Schatz erworben: „Schönheit und Tugend.“ Nachdem sich dieser Ruf auch im Frankenlande verbreitet hatte, ergrimmte der austrasische König Childebert vor Unmut. Diese Heirat setzte den austrasischen Hof in die größte Bewegung; man war bereit, eher das Aeußerste zu wagen, als eine so nahe Vereinigung des bayerischen Hofes mit dem longobardischen zuzugeben. Man bot sogleich alle fränkischen Völker zum Kriege auf, und machte von allen Seiten die fürchterlichsten Anstalten, während welcher Theodelinde mit ihrem jüngeren Bruder Gundoald (Gundwald) nach Italien abging, wo ihr der König Autharis auf den Gefilden Sardis entgegen kam, sie umarmte und das hochzeitliche Fest gefeiert wurde. Doch (wie so selten die Freude ganz rein und ungetrübt waltet!) wurde auch dieser Freudentag durch einen plötzlichen Schrecken getrübt. Es erhob sich ein Ungewitter und ein Blitzstrahl zerschmetterte des Zeltes Stange, und schleuderte den Wipfel vor Agilulfs, Herzogs von Turin, Füße, der mit anderen Großen des Reiches sich bei dem Mahle befand. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen. Vergnügt begab sich nun Autharis mit seiner edlen Gemahlin in die Hauptstadt, wo ihr das freudetrunkene Volk mit Herz und Mund seine Huldigung zollte.

Kaum war der Jubel verhallt, als von allen Seiten die Kunde von

des Feindes verheerendem Einbruch einlief. Ein fränkisches Heer, von zwanzig Führern befehligt, fiel in das longobardische Reich ein, zerstörte Schlösser und Fluren, und schleppte die Bewohner gefesselt als Sklaven nach Westen fort. Autharis, zu schwach, der viermal überlegenen Macht Einhalt zu thun, verlegt seine Truppen in festere Plätze, er aber wirft sich mit der Auswahl des Heeres in die Festung Pavia. Nach drei Monaten aber sah sich der Franke von unerträglicher Hitze verzehrt, von Seuchen geschwächt, vom Hunger geplagt, genötigt, den Rückzug zu nehmen. Autharis bot dem Feinde den Oelzweig; aber ehe noch der Franke ihn nahm, war Autharis durch schnell wirkendes Gift des Lebens beraubt.

Theodelinde, erst Braut vor wenigen Monden, und jetzt, nach den in Schrecken und Kummer verlebten übrigen Tagen, unvermutet als Witwe in tiefste Trauer versetzt, schien dem Leiden zu unterliegen; nur der Gedanke: Gottes mächtige Hand ist über uns! hielt sie noch aufrecht, und des Glaubens tröstendes Licht durchstrahlte ihre Seele.

Nun kamen die Großen des longobardischen Reiches innerhalb der Mauern Pavia's zusammen; nach reifer Ueberlegung faßten sie den Beschluß in freudigem Einklang: „Theodelinde, vom Volke geliebt, von Allen geehrt, bleibe Königin und des longobardischen Reiches Herrscherin: Ihr stehe es frei, sich einen Gemahl zu erkiesen und dem verwaisten Lande auch einen König zu geben; nur sei er aus longobardischem Blute entsprossen, fähig das Ruder des Staates zum Besten des Volkes zu lenken.“ Theodelinde verlangt einige Tage Bedenkzeit, überlegt und bedient sich des Rates der weisesten Männer. Endlich bringt sie den Herzog Ago (Agilulf) als König in Vorschlag. Diese Wahl erhielt den lautesten Beifall; denn er war ein trefflicher Fürst, des Krieges erfahren, geschickt, das Scepter zu führen; seiner erhabenen Gestalt, noch mehr seiner Tugenden wegen des Thrones würdig.

Theodelinde sendete jetzt Boten nach Turin, und ließ ihn berufen. Indessen reiset sie ihm selbst bis Lumello entgegen. Nach einem Gespräche über die Lage des Reiches reicht Theodelinde dem Agilulf nach dortiger Sitte bei einem festlichen Mahle den goldenen Becher, woraus sie getrunken hatte. Der Herzog nahm den Pokal und trank, und küßte seiner Gebieterin die Hand. „Nicht so,“ sprach jetzt Theodelinde, „wenn du willst, so sei mein Herr und König!“ — Und so ward nach mehreren wechselseitigen Einleitungen noch am Beginn des Monats November die Trauung vorgenommen, und Agilulf im künftigen Mai bei voller Versammlung aller Großen des Reiches, beim Rufe des jubelnden Volkes, als König auf den goldenen Schild gehoben.

Nun war das erste Geschäft des neuen Regenten, die schon vorhin begonnene Friedensunterhandlung zu schließen und die gefangenen Bürger auszulösen. In Bälde war Alles glücklich zu Stande gebracht; und von dieser Zeit an gewährten beide Völker sich einen Frieden von längerer Dauer.

Theodelinde, endlich der Ruhe und des häuslichen Glückes genießend, nährte jetzt den einzigen großen Wunsch, eine Vereinigung der longobardischen Arianer mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen, und brachte es durch Bitten, Ermahnen und ihr sanftes Betragen so weit, daß nicht nur der König, ihr Gemahl, sich zur katholischen Religion bekannte, sondern auch der größte Theil der longobardischen Nation diesem Beispiele folgte.

Es ist sehr merkwürdig, daß in diesem Zeitraume eines Jahrhunderts die vier berühmtesten Nationen von Europa das Licht und die Sanftmut der christlichen Religion vorzüglich durch die mächtige Mitwirkung von vier Frauen erhalten haben. Die Franken in Gallien durch C h l o t i l d e, die

Gothen in Spanien durch Ingunde, die Longobarden in Italien durch Theodelinde, die Bayern durch Reginotrude.

Papst Gregor der Große, hiervon in Kenntniß gesetzt, freute sich höchlich, und schickte der Königin Theodelinde eine goldene Krone, die man die eiserne nennt, um den römischen Stuhl mit dem longobardischen Throne durch ein unzertrennliches Band zu einen, und auf die innere Ruhe den äußern Frieden zu gründen. — Der König und die Königin gaben sich nun alle Mühe, sowol die entehrten Tempel, als das geschwächte Ansehen der Priester wieder herzustellen; und ungeachtet es noch feine Heuchler gab, welche dem arianischen Zeitgeiste gehuldigt hatten und mächtig auf Theodelindens Herz zu wirken suchten, behauptete sie sich dennoch durch Gregors Belehrung in ihren Grundsätzen.

Unterdessen entbrannte in Italien die Fackel des Krieges. Der Exarch von Ravenna reiste nach Rom, und nahm, mit einem beträchtlichen Heere versehen, mehrere schon von Autharis eroberte Städte unversehens hinweg. Hierüber ergrimmte der König, zog mit Heeresmacht wider die Feinde, besiegte und strafte sie, und umzingelte endlich die Hauptstadt, welcher er Zerstörung und Untergang drohte. Gregor schickte in dieser betrübten Lage eilige Botschaft an die Königin Theodelinde, ihren Gemahl um Schonung für die Stadt zu bitten und ihn zu einem billigen Friedensschluß zu bereden. Gregor gab sich auch Mühe, den Exarchen zu bewegen, daß er Genugthuung leiste. Theodelinde brachte es wirklich durch inständiges Bitten dahin, daß ihr Gemahl, obschon der zuerst Beleidigte, die Hände zum Frieden bot, die Belagerung aufhob und sich mit einem geringen Ersatze großmütig begnügte. Voll des hohen Dankgefühles schrieb nun Gregor folgende Briefe an die Königin und den König:

„Königin!

„Unser Sohn, Abt Probus, hat uns berichtet, wie eifrig sich Eure Hoheit zum Abschluß des Friedens verwendet hat. Schon Euer sanftes Herz, entflammt von christlicher Liebe, flößte uns die Hoffnung ein, Ihr würdet dem Engel des Friedens schleunig huldigen, um von der Güte Eures Herzens einen neuen Beweis der Welt vor Augen zu legen. O! wir danken dem allmächtigen Geber des Guten, daß er Euer Herz so väterlich milde geleitet hat; so wie er Euch das Licht des heiligen Glaubens verliehen, so wird er Euch immer in Euren schönen Handlungen stärken. Alleredelste Tochter! seid des großen Lohnes versichert! um des unschuldigen Blutes willen, das Ihr gerettet habt. Dank Eurem Bemühen! Die göttliche Fülle überströme Euch mit Gütern des Leibes und der Seele, hienieden und in der Ewigkeit. Väterlich grüßend ermahnen wir Euch aus inniger Liebe, Euren edelsten Gemahl mit Weisheit und Vorsicht zu lenken, daß er den Bund der Christengemeinde ja nimmer verlasse. Königin! setzet den Eifer fort und strebet mit Sanftmut, die Euch so eigen ist, die bisher entzweiten Gemüter wieder traulich zu einen. Erflehet die Gnade des Himmels durch Euer frommes Gebet: benützet die Zeit des Verdienstes, daß vor Gottes Auge stets Euer Lohn sich vermehre!"

„König!

„Dank dem alleredelsten König, der durch Schließung eines beiden Theilen ersprießlichen Friedens unsere Wünsche erfüllt hat! Weislich ist es geschehen. Wir loben die Klugheit und Güte. König! wenn Ihr den Frieden liebt, gebt Ihr die schönsten Beweise Eurer Liebe zu Gott; denn er ist die Quelle des Friedens. Wäre der holde Friede versagt, welch' traurige Folgen! Nicht ohne große Gefahr für beide kriegende Theile, nicht ohne größere

Schuld dessen, der die Fackel des Krieges schwang, flösse das schuldlose Blut des dürftigen Landmannes, dessen Händearbeit für uns so nützlich, so nötig für uns Alle ist. Doch um die Früchte des Friedens, den Ihr uns schenket, zu genießen, bitten und wünschen wir sehnlichst, indem wir Euch zärtlichst umarmen, daß Ihr an jeden Herzog des Reiches schreibet, stets des holden Friedens zu pflegen mit Liebe und Sanftmut, nirgends, wo es auch sei, zur Unruhe Anlaß zu geben, nirgends neuen Samen der leidigen Zwietracht zu streuen. Dann werde ich Eurem Edelmute noch größeren Dank wissen. Die Boten des Friedens, des erwünschten und mit Gottes Hilfe geschlossenen Friedens, Männer von Weisheit, und Euch mit ganzer Seele ergeben, haben wir mit Liebe empfangen und huldreich entlassen."

Nun war das Werk glücklich vollbracht: der Friede geschlossen, und am Tage Johannes des Täufers feierlich verkündet. Der Jubel des Volkes erscholl durch's longobardische Reich; und Theodelinde, tief von der Freude des Volkes gerührt und entzückt von dem fröhlichen Anblick ihres Gemahls, machte das heilige Gelübde: Johannes dem Täufer zu Ehren einen prächtigen Tempel zu bauen, dem festlichen Tage und dem holden Engel des Friedens ein ewiges Denkmal.

Nach fünf Jahren hatte sich dieser Tempel in einer reizenden Gegend zu Modoetia (nachher Monza genannt) prächtig erhoben, und ungemein zahlreich war die Versammlung der Großen und der Zusammenfluß des longobardischen Volkes, als die feierliche Einweihung geschah. Johannes ward als Schützer erkoren, und Agilulf selbst weihte ihm die longobardische Krone. Bald siedelten sich in dessen heiligen Umgebungen viele Werkleute und fromme Christen an. Theodelinde selbst hatte sich dort ein Schloß erbaut, oder vielmehr das alte zerfallene aus den Ruinen wieder erhoben und sich zur Sommerwohnung bereitet. Da lebte nun das königliche Paar in dem glücklichsten Einklange ihrer Herzen. Nur Ein Wunsch ward ihm noch nicht erfüllet, — den Erben der Krone zu sehen. Zwölf Jahre flossen in glücklicher Ehe dahin, und der Himmel bescherte nur eine Prinzessin. Nun aber wurde zur allgemeinen Freude des Volkes und der Eltern den letzteren zu Monza ein Prinz geschenkt, welcher, von dem Bischofe Secundus von Trient getauft, den Namen Adulowald (Adelwald) erhielt (i. J. 603). König Agilulf stand eben im Begriffe, sein Heer gegen den Exarchen, welcher neuerdings die Fackel des Krieges schwang, anzuführen; aber die Freude besiegte das Herz, und der Anblick des Sohnes wand ihm das Schwert aus der Hand: er bot sie verzeihend zum Frieden.

Theodelinde ermangelte nicht, dem heiligen Vater, ihrem würdigen Freunde Gregor, von diesem glücklichen Ereignisse durch Gesandte Nachricht zu geben, welcher hierüber seine innigste Theilnahme und Freude bezeugte.

Unter Anderem schrieb er:

„Gottes Huld hat Eure Hoheit mit einem Sohne begnadigt, und Ihr habet ihn dem Schoße der Kirche geweiht. Schön und löblich ist dieses. Von Eurem christlichen Eifer war es wol zu vermuten, Ihr würdet des Himmels Geschenke auch an der echten Quelle des Heils zum Opfer hingeben — als des Versöhners treueste Dienerin. Der Segen des Himmels thaue auf ihn, den künftigen König, daß er in der Furcht des Herrn wachse, gedeihe und blühe! Gottes mächtige Hand führe Euch und Adulowald stets auf dem sichern Pfade der ewig heiligen Gebote, daß Euer Sohn in der göttlichen Liebe gedeihe, daß er — groß durch seine Geburt in den Augen der Menschen, auch reich an edlen Handlungen vor Gottes Antlitz erscheine! — Wir senden hiemit diesem unserm geliebten Sohne, dem Prinzen Adulo-

wald, ein Kreuz vom Kreuze des Erlösers, und das Evangelium, geziert mit persischem Einband; der Prinzessin Schwester aber drei Ringe, zwei mit Hyacinthen und einen mit Diamanten. O möchten diese Geschenke sie an uns erinnern, und der Wert unserer Gabe noch dadurch erhöht werden, daß sie die Hand der zärtlichen Mutter überreicht! Königin! wir grüßen Euch väterlich mit der innigen Bitte, daß Ihr Euerem Gemahl für uns und in unserem Namen für den Frieden dankt, und stetshin, wie bisher, sein Herz zum Frieden leitet. Euch wird der Lohn dafür, daß Ihr unschuldige Menschen vom Verderben gerettet, sowie für die übrigen Werke Eurer Frömmigkeit, einst vor Gottes Thron erwarten.

Dies war Gregors letzter Brief an Theodelinden. Er erkrankte schwer und starb im folgenden Jahre 604, von der ganzen Christenheit bedauert; Theodelinde verlor an ihm den Besten der Freunde, ihren Berater in Not, den Tröster in drückenden Leiden. Das Jahr der Krankheit und des Hinscheidens dieses großen Mannes war ein schreckliches Jahr. Fast den ganzen Sommer hindurch versagte der Himmel, bei einer unerträglichen Hitze, den Regen. Die Früchte verwelkten, und wo auf gewässerten Feldern das Korn zur Reife gediehen, ward es von Mäusen verzehrt. Jetzt folgte ein grimmiger Winter, so daß Menschen und Vieh das Blut in den Adern erstarrte. Reben und Bäume erlagen der Kälte. So lange Gregor noch atmete, half er noch, wo er konnte; doch nun war er dahin.

Solche Unfälle, Hunger und Pest, sind oft der Gottheit wirkende Mittel, ausgeartete Menschen zur bessern Gesinnung zu bringen, Stolze zu beugen, Hartherzige weicher zu machen, Verächter des Himmels zu zwingen, ihre Hände zu ihm auszustrecken, dem Feinde zu verzeihen. Drangsal einet gar oft entzweite Menschen. So war es auch jetzt. Das Elend und der Hunger entwaffnete die Krieger. Franken umarmten die Longobarden, diese die Römer, und der Exarch von Ravenna beschwor es, den Frieden zu halten.

Agilulf, von der Erfahrung belehrt, wie bald sich die Menschen ändern, und wie leicht sich der Fall ergeben könnte, daß er von dieser Welt hinweggerissen würde, wollte die Stimmung des longobardischen Volkes benützen, welche seine und Theodelindens Sorge zur Zeit der Not dankbar erkannte. Er rief die Fürsten und Großen zusammen, und stellte dem versammelten Volke die Gefahr vor Augen, wenn er plötzlich vom Tode überrascht würde, zeigte auf dem großen Platze von Mailand von offener Tribüne seinen unmündigen Sohn, den Prinzen Adulowald, und erwartete den Spruch des longobardischen Volkes. — Kaum ward der holde Prinz von Vater und Mutter in die Höhe gehoben, so ward schon Alles gerührt bei dem Anblick der sprechenden Unschuld. Das Jubelgeschrei erfüllte die Luft: es lebe der künftige König! Es lebe Vater Ago! Es lebe die Mutter des Landes Theodelinde! Nun setzte der König die eiserne Krone seinem Sohne auf das Haupt. — Endlich trat der Gesandte des fränkischen Königs hervor, und verlobte dem kaum dreijährigen Prinzen die Tochter Theudeberts, seines Herrn, zur Braut und künftigen Gattin. Dieses Band sollte den ewigen Frieden zwischen den Longobarden und dem fränkischen Volke bestätigen.

König Agilulf widmete sich nun sorgfältigst den Geschäften der Regierung, und gab sich auch alle Mühe, die sich widersprechenden Meinungen der Priester zu dem beglückenden Einigungspunkte der Liebe zu führen. Viel Gutes noch zu stiften und in Weisheit den Sohn zu erziehen, war sein erhabenes Ziel; doch konnte er es nicht mehr erreichen: früher noch schlug ihm die letzte Stunde des Lebens, ja noch ehe der Sohn das dreizehnte Jahr erreichte. Er starb in den Armen der trostlosen Königin. Sein Leichnam

ward in der Kirche zu Monza begraben, wo Theodelinde den Sarg täglich mit Thränen benetzte.

Theodelinde, noch immer vom größeren Theile des Volkes geliebt, übernahm jetzt die Regierung des Reiches mit ihrem Sohne; aber ihr Diadem trug sie als trauernde Witwe nicht mehr; sie gab es der Kirche. Der Himmel segnete ihr reges Bemühen, hier die innere Ruhe zu erhalten, dort des Friedens Palme mit weiser Liebe zu pflegen. Sie spendete reichliche Gaben unter das ärmere Volk, ließ hilflose Kranke verpflegen, Witwen und Waisen versorgen, Kirchen und Schulen erbauen, nicht um die schwankende Gunst des vergeßlichen Volkes zu gewinnen, sondern aus höherem Trieb, aus heiliger Liebe zur Menschheit. Stets trauend dem waltenden Auge der Vorsehung, ertrug sie auch ihre Leiden als Heldin! — Endlich näherte sich auch Theodelinden der große Augenblick. Sie erkrankte an einem schleichenden Fieber und säumte nicht, alle heiligen Vorbereitungen zur wichtigen Reise in die Ewigkeit zu machen. Während ihr Geist heiter blieb und ihre Seele zum Himmel strebte, sprach sie zu ihrem Sohne: „Ich nahe meinem Ziele; ich habe sie vollendet, die mir von Gott gezeichnete Bahn; ich muß dich verlassen." Segnend legte sie ihm noch die Hand auf das Haupt und verschied sanft, wie die sinkende Sonne. Der Prinz war und blieb so untröstlich über den Tod seiner Mutter, daß er ununterbrochen ausrief: „Ohne eine solche Mutter leben, heißt ohne Licht und Sonne leben."

Ganz Italien ward in die tiefste Trauer versenkt durch den herben Verlust der besten, weisesten Fürstin. Ihre Hülle bedeckt ein weißer Marmor in der von ihr erbauten Kirche zu Monza.

Kornemann.

11. Die Jungfrau von Orleans.

Der, welcher das Schwert zum Kampfe erhebt, der muß sich auch das Gesetz des Kampfes gefallen lassen, und dieses Gesetz lautet also: daß der Starke siegt und der Schwache unterliegt. Denn das ist der natürliche Lauf der Dinge, daß der Wolf das Lamm zerreißt, wenn er ihm begegnet. Anders aber ist es, wenn der allmächtige Gott selbst zwischen die Kämpfer tritt und seine Hand wunderbarer Weise in den natürlichen Lauf der Dinge eingreift. Er, auf Dessen Gebot der Tod zum Leben erwacht und das Leben in den Tod zurücksinkt, Er, Der höher ist denn alle Gesetze, die Er selbst Seiner Creatur gegeben, Er kann den Sieg verleihen nach Seiner Weisheit, wem Er will, dem Starken oder dem Schwachen. Und dieses gerade liegt manchmal in dem Plane seiner ewigen Weisheit, daß Er, vor den Augen der Welt, die Klugheit der Weisen durch die Einfalt der Kinder beschämt und mit dem schwachen Lilienstengel die stolze Eiche zerschlägt, auf daß der Hochmut der Spötter und die Klugheit der Zweifler zu Schanden werde und die Welt erkenne, daß ein Gott im Himmel lebet und Er der Herr ist und ihm die Ehre gebühret.

Eine solche wunderbare Geschichte nun, und eidlich beglaubigt, wie kaum eine andere, von vielen Augenzeugen, ist die des Hirtenmädchens Johanna von Arc, nach ihrem großen Siege die Jungfrau von Orleans genannt. Eine Geschichte, groß und kühn und thatenreich, wie die des mutigsten Ritters, und zart und lieblich und rührend, wie die einer heiligen, gottgeweihten Jungfrau; durch und durch aber von dem lebendigen Atem Gottes durchweht, Dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen nächtlichen Himmel.

Schon hatte England, als den Preis vieler und großer Siege, sich die

Königskrone von Frankreich auf's Haupt gesetzt; schon hatten dem fremden Herrscher die Großen und Stände der einen Hälfte des Reiches Treue geschworen; Paris war dahin; Orleans sah seinem gewissen Falle entgegen, und sein verlassener, ratloser König Karl VII. dachte schon in der Angst seines Herzens, das schöne Reich seiner Väter als ein Flüchtling zu verlassen; da erschien in dem Augenblicke der höchsten Not auf dem Kampfplatze ein armes, unbekanntes Mägdlein; es brachte seinem Könige keine Heere und keine Schätze, aber es brachte ihm die Verheißung, daß der allmächtige Gott, der König des Himmels, sich Frankreichs erbarmt habe, und daß Seine Macht mit ihrem Arme sei, und der Sieg ihre Schritte geleiten würde. Und siehe da! ein schwaches, stilles Kind, das fern von der Welt unter den Herden und bei der Spindel aufgewachsen, das daheim gezittert, wenn man es nur angesprochen; das bitterlich weinte, wenn ergrimmte Feinde im Laufe seiner Siege seine Ehre schmähten, und das heiße Thränen vergoß, wenn es sie auf dem Schlachtfelde sterben sah; das gesprochen, als der Ruf von oben es in's Feld rief, seinem bedrängten Könige zu Hilfe: Ich bin ja nur ein armes Kind und weiß kein Schwert zu schwingen und kein Roß zu besteigen; dieses schwache Kind armer Hirten war es, dessen Hand das niedergestürzte Banner Frankreichs aus dem Staube erhob, und vor ihr, der gottbegeisterten Heldenjungfrau, flohen die Sieger von Cressy, von Poitiers und Azincourt, die gefürchteten Bogenschützen von England. Sie war es, die den kühnsten Rittern von Frankreich das Banner zu Sturm und Sieg vorantrug, und sie war es, die dem kleinen König von Bourges, wie die Feinde spottweise den unglücklichen Karl VII. in seiner Erniedrigung nannten, den Namen: König Karl der Siegreiche, wie ihn die Geschichte nennt, gewann. Sie hat ihn durch die Schwerter seiner Feinde nach Rheims geleitet und ihm die Krone seiner Väter aufgesetzt.

Während sie aber also die Wage des Schicksals von Frankreich und Europa niederzog, war sie es selbst, die laut vor aller Welt verkündete, und es durch ihre wunderbaren Vorhersagungen bewährte, daß sie solches nicht aus menschlicher Kraft und Weisheit vollbringe, sondern einzig und allein durch die Kraft Gottes, von Dessen Barmherzigkeit sie eine Abgesandte sei und die keinen andern Lohn begehre, als das Heil ihrer Seele. Nachdem sie aber ihren großen Auftrag vollendet und ihrem König die Krone Ludwigs des Heiligen aufgesetzt, da wurde auch sie mit einer Krone gekrönt; aber es war keine goldene vergänglicher Herrlichkeit, es war die ewig strahlende Krone des Martyrtums, die Jenen gebührt, die den Tod im Dienste Gottes gelitten und seinen Namen in den Flammen des Scheiterhaufens gepriesen haben.

G. Görres.

12. Aus der Geschichte der geistlichen Hospital- und Ritterorden.

Es sind die drei größten Hospitalorden: der Johanniter, Lazaristen und Marianer, welche nach einem schnellen und wunderbaren Wachstum im Anfange mit den Templern und dann für sich allein den Kern der christlichen Macht gegen die Ungläubigen gebildet, im Abendlande einen welthistorischen Einfluß geübt, große Kriegsheere überwunden und mit fürstlicher Gewalt über weite Landstrecken geboten haben. Wie sehr aber auch der kriegerische Geist in ihnen sich entwickeln und endlich vorherrschen mochte: sie sind sogar zur Zeit ihrer höchsten Macht der ersten und ursprünglichen Bestimmung nicht untreu geworden. Die Charitas*) hatte diese Orden ge-

*) Menschenfreundliche (christliche) Liebe.

schaffen, und nur durch die Charitas konnten sie wachsen und erhalten werden. Wo immer sie erschienen und Besitz erwarben, brachten sie in ihrem Gefolge die Barmherzigkeit mit. Sie haben eine Unzahl von Hospitälern und außerdem noch Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte gegründet. Die streitbaren Männer kämpften mit den Feinden, die andern beschäftigten sich mit der Armen- und Krankenpflege. Zur Wahrung des Seelenheiles waren eigene Ordenspriester, und für die Pflege erkrankter Personen des weiblichen Geschlechtes in manchen Gegenden auch Ordensschwestern bestellt. Die fortwährende Beschäftigung „mit den Armen Jesu Christi" war es vorzüglich, welche dem hochstrebenden Geiste dieser Hospitalorden ein heilsames Gegengewicht verlieh, und in dem Charakter derselben jene bewunderungswerte Mischung von Tapferkeit und Demut erzeugte, die, aus anscheinend völlig sich widersprechenden Elementen gebildet, den Instituten selbst einen ungewöhnlichen Reiz verliehen und ihnen trotz alles späteren Verfalles die hohe Achtung und Zuneigung der Jahrhunderte gesichert hat. Als Zeichen einer demütigen Gesinnung erschienen auch die Namen, welche die Hospitaliter noch in den Zeiten geführt, da sie am mächtigsten waren. Das Haupt des Johanniterordens nannte sich bloß „Meister oder Hüter des Hospitals zu Jerusalem, Diener oder Guardian der Armen Jesu Christi" und die Mitglieder legten sich keinen andern Namen als den der Brüder bei. So auch bei den andern Orden. Erst in späteren Jahrhunderten, als ihre Macht schon im Sinken und das heroische Mittelalter vorüber war, wurde es gebräuchlich, die Brüder als Ritter zu bezeichnen, und von den Johannitern ist bekannt, daß sie erst nach der Eroberung der Insel Rhodus Ritter (zuerst Rhodiser-, dann Malteser-Ritter) genannt worden sind. Ebenso wenig war es in der ersten Zeit, um in diese Orden aufgenommen zu werden, eine notwendige Bedingung, von adeliger Herkunft zu sein, obgleich sich unter den Mitgliedern schon im Anfange auch Edelleute befanden.

In der Christenheit herrscht der Glaube, daß das Menschengeschlecht seit seinem Fall an Leib und Seele beschädigt krank darnieder liegt, und eine wahre Genesung nur durch den Heiland und seine Nachfolge in der Kirche zu bewirken ist. Den Nächsten von allem Uebel sowol des Leibes als der Seele zu retten, war allgemeine Pflicht; sicher jedoch und mit dem größten Erfolge konnten die Liebesdienste von denjenigen verrichtet werden, die sich um Gottes Willen besonders dazu verbunden und verpflichtet hatten. Jedem der drei Hospitalorden lag die Idee und Absicht zum Grunde, ein christlicher Männerbund zu sein, der sich durch feierliche Gelübde verpflichtet, der armen und kranken Menschheit Hilfe zu leisten, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen mit geistlichen und weltlichen Mitteln, das Gottesreich auf Erden d. i. die Kirche zu beschützen, zu vertheidigen, und als wahre Streiter Christi durch Besiegung der innern und äußern Feinde zuletzt den Himmel zu erobern. Diese erhabene Idee, obgleich in den Genossen vielfach geschwächt und entstellt und nirgends ganz verwirklicht, hat als erhaltendes Princip die Ordenskörper belebt und zu der hohen Blüte befähigt, die länger als dreihundert Jahre fortgedauert. Wie aber das Erhaltende aus dem Schaffenden fließt und beider Wesen nur eines und dasselbe, so ist jene Idee allein unmittelbar aus der schöpferischen Charitas entsprungen, ohne welche kein Orden hätte entstehen und wachsen können. So lange die Charitas wie ein befruchtender Quell sich in die Herzen ergoß, blieb die Idee lebendig und entsprach auch das Wollen und Thun jener innersten Kraft; als aber diese versiegt und die Liebe erkaltet, war es auch um den Geist und die Herrlichkeit der Orden geschehen.

Die Geschichtschreiber haben meistens nur die äußern Schicksale und

kriegerischen Großthaten der Hospitaliter erzählt, dagegen selten von dem innern Leben derselben, von ihren Gebeten und Opfern, Sitten und Gebräuchen gesprochen. Die stillen Werke der Demut und Barmherzigkeit werden am häufigsten ignorirt, weil sie ohne Glanz und Aufsehen erscheinen, und die Charitas am liebsten im Verborgenen wirkt. Was in diesem Garten wächst, macht keinen Lärm. — Daher ist begreiflich, und wir sprechen es als unsere tiefe Ueberzeugung aus, daß die charitative Thätigkeit der geistlichen Hospital- und Ritterorden noch niemals genugsam erkannt und gewürdigt worden ist. Allein schon das Wenige, was darüber die Geschichte in sparsamen Bruchstücken überliefert hat, läßt uns auf den Umfang und die Weise dieser demütigen Thätigkeit schließen. Man erwäge die Zahl und Größe der Besitzungen, die in Europa den Orden angehörten, und erinnere sich der Regel, nach welcher fast jede Commende mit einem eigenen Hospital versehen war, nicht bloß in großen Städten, sondern noch häufiger auf dem Lande und an kleinen Orten, so wird man ungefähr ermessen können, welche Summe von Armen, Siechen und Kranken durch drei Jahrhunderte und zum Theil auch noch später versorgt und gepflegt worden ist, die sonst einem unvermeidlichen Elend anheimgefallen wäre. Die Johanniter, obgleich als die ersten und mächtigsten angesehen, hielten den Hospitaldienst für ihre heilige Pflicht, nicht minder ehrenvoll als den Waffendienst, und Könige und Fürsten beeiferten sich, von Zeit zu Zeit es ihnen nachzuthun. Noch in neueren Zeiten wurde jedem neu Aufzunehmenden als die Bestimmung des Ordens vorgehalten: den Armen Jesu Christi zu dienen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, dem Dienste und der Vertheidigung des Glaubens sich zu widmen. Und erst, nachdem der Aspirant dies feierlich gelobt, erfolgte seine Aufnahme und er vernahm die gewichtigen Worte: „Jetzo erkennen wir Euch für einen Vertheidiger der katholischen Kirche und für einen Diener der Armen Jesu Christi des Hospitals zu St. Johann von Jerusalem." Dem Groß-Hospitaliter und den ihm beistehenden alten Rittern lag die oberste Verwaltung, Aufsicht und Leitung des gesammten Hospitalwesens ob, und seine Würde wurde der des Groß-Comturs und Groß-Admirals gleich geachtet. Auf Malta verordnete das Generalkapitel von 1631, daß jede Zunge wechselsweise eine Woche um die andere so viele Ritter, Novizen und dienende Brüder in's Hospital schicke, als man zum Dienst der Kranken brauchte. Für weibliche Kranke waren in verschiedenen Ländern, namentlich in Italien, Spanien und Portugal (früher auch in England), Ordensschwestern in besonderen Häusern bestimmt; die Seelsorge wurde überall von den Priestern und Kirchendienern des Ordens besorgt. Auf solche Weise haben die Johanniter unter den Armen das Heil der Seele und des Leibes zu befördern gesucht, und neben den tapfersten Waffenthaten die demütigen Werke der christlichen Barmherzigkeit vollbracht. Die Lazaristen pflegten ihre aussätzigen Kranken als Bilder Christi zu ehren, und deshalb, so lange sie im Orient blieben, nicht bloß Aussätzige als Ordensmitglieder aufzunehmen, sondern auch stets einen Aussätzigen zum Großmeister zu wählen. Diese fromme Einrichtung beruhte auf dem Glauben, daß alle mit dieser Krankheit behafteten Personen vorzugsweise Gottes liebe Armen, Brüder Christi und gottgeweihte Sieche seien; sie gewährte aber auch den Vortheil, daß die aussätzigen Mitglieder der Brüderschaft die Bedürfnisse ihrer Leidensgenossen aus eigener Erfahrung kannten, in der Ausübung ihrer Pflichten weder durch Furcht vor der Ansteckung, noch durch Ekel oder zu großes Mitleid gehindert wurden, und bei der merkwürdigen Eintracht und Zuneigung, die unter den Aussätzigen von jeher bestand, hier zwischen den Wolthätern und Pflegebefohlenen ein Verhältniß gegenseitiger Liebe um so leichter entstehen

und fortdauern konnte. Nächst den ausgezeichnetsten Kriegsdiensten, die sie im Orient geleistet, ist es vorzüglich die Hilfe gegen den Aussatz gewesen, welche den Lazaristen die Gunst der christlichen Fürsten erwarb. Ihre Hospitäler (Lazarethe, Leproserien), die sie unter den Königen von Jerusalem in Syrien und Palästina errichtet, wurden bald nach Europa verpflanzt. Schon im Jahre 1149 brachte Ludwig VII. bei der Rückkehr vom Kreuzzuge mehrere dieser Hospitaliter nach Frankreich, überzeugt, daß sie den Aussatz am besten zu erkennen und zu behandeln verständen. Er wies ihnen den alten Palast seiner Vorfahren in der Vorstadt St. Denys zur Wohnung an, und schenkte ihnen auch das Schloß Boigny bei Orleans, welches späterhin der Hauptsitz des ganzen Ordens wurde. Unter seinen Nachfolgern Philipp August, Ludwig VIII. und Ludwig dem Heiligen (IX.) wurden nach und nach alle Aussatzhäuser des Königreiches (man zählte gegen 2000) der Leitung und Sorge der Lazaristen übergeben, und diesen auch die allgemeine Verwaltung der Leprosenpolizei mit ausgedehnter Vollmacht anvertraut. (Im Jahre 1265 wurde der Orden durch zwei päpstliche Bullen sogar ermächtigt, alle Aussätzigen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, geistlichen und weltlichen Standes, die man auffinden würde, mit Gewalt zu isoliren und die liegende und fahrende Habe der Widerspenstigen mit den Hospitälern zu vereinigen.) Aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland und Spanien, in Italien, England und Schottland breiteten sich die Lazaristen gleich den Johannitern aus, und Kaiser Friedrich II. verlieh ihnen noch reiche Schenkungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. Der heil. Ludwig von Frankreich war gewohnt, an allen Quatembertagen ihre Hospitäler zu besuchen und den „gottesarmen Leuten", welche mit der Krankheit des seligen Lazarus behaftet waren, die rührendste Bruderliebe zu erweisen, Füße und Hände zu küssen, und ihnen die Speise in den Mund zu reichen. Dasselbe that Heinrich III., König von England, alljährlich am Gründonnerstage. Die Anzahl der in der ganzen Christenheit vorhandenen Leproserien wurde von dem Chronisten Matthäus Paris auf 19,000 geschätzt, und selten gab es einen bedeutenden Ort, in welchem nicht ein Hospital von St. Lazarus gefunden wurde. Von dieser Zeit an schreibt sich der Gebrauch, die Krankenhäuser ohne Unterschied Lazarethe zu nennen, und heute noch gibt es viele milde Anstalten, die als Ueberreste jener alten Stiftungen den Namen von St. Lazarus zu führen nicht aufgehört haben. — Man hat die Strenge getadelt, mit welcher der heilige Stuhl die Absonderung der aussätzigen Kranken befahl; allein nur die Kirche war im Stande, durch ihre heilsame Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, der den damaligen Staaten unerreichbar blieb. Der Aussatz war ein ansteckendes Uebel, welches im Mittelalter einen großen Theil der europäischen Menschheit zu vernichten drohte. Die Trennung der Kranken von den Gesunden war das wirksamste Mittel, die Ansteckung zu verhüten und der weiteren Verbreitung dieser furchtbaren Krankheit Grenzen zu setzen. Dazu reichte ein mildes und örtliches Verfahren nicht hin. Es bedurfte der Autorität der Kirche und der ganzen Macht eines weitverzweigten Hospitalordens, um einen solchen Feind durch allgemeine und kräftige Vorkehrungen zu bekämpfen und auszurotten. — Was diese gefruchtet haben, und welcher Antheil am Erfolge der Natur und der menschlichen Thätigkeit beizumessen ist, kann heute mit Genauigkeit nicht mehr ermittelt werden; die Geschichte begnügt sich mit dem allgemeinen Resultat, und dieses liegt in der Thatsache, daß der Aussatz im 14. Jahrhundert auffallend abnahm und im 15. gänzlich aus Europa verschwand. — Weniger umfassend, aber ebenso mildthätig und voll der Ehren, war der Spitaldienst bei dem deutschen Orden der Marianer, die noch in später Zeit

nicht ohne Stolz sich ihres ersten Ursprungs aus der Armen- und Krankenpflege rühmten, und zur Erfüllung dieser heiligen Pflichten jeden neu Eintretenden durch das Gelübde verbanden. Wie zu Jerusalem, so gab es in den meisten Ordenshäusern, wo ein Convent bestand, ein deutsches Hospital und einen Spittler, der darin die Aufsicht führte. Am zahlreichsten waren diese wolthätigen Anstalten in Preußen vorhanden, und die Statuten enthielten genaue Vorschriften über die Weise, wie die Kranken aufzunehmen, geistig und leiblich zu behandeln, und für ihre Erhaltung und Pflege zu sorgen sei. Die Oberaufsicht über alle Hospitäler lag dem obersten Spittler ob, der als Comtur seinen Wohnsitz in Elbing hatte. Es war seine Pflicht, von Zeit zu Zeit das Land zu bereisen, die nötigen Gehilfen und Aerzte zu bestellen, über die Verwaltung und zweckmäßige Verwendung des Vermögens Rechenschaft zu fordern, und außerdem darauf zu achten, daß keine Unwürdigen in den Orden aufgenommen wurden.

J. Lorinser.

13. Johannes von Matha und die Christensklaven.

Im Mittelalter waren beständig viele Christen bei der sie rings umgebenden Heidenwelt in Gefangenschaft, und bei mangelnder Auslösung in der Gefahr lebenslänglicher Sklaverei. Bei Einfällen in christliche Gebiete wurden immer eine größere oder kleinere Menge Menschen zur Beute gemacht und oft in Ketten mit fortgeschleppt, andere wurden auf Wanderungen ergriffen, besonders traf Handelsleute auf ihren Geschäftsreisen häufig dies Los, namentlich im Mittelmeere, wo eine Masse von Raubschiffen allenthalben lauerte. Es ist hier der Ort nicht, die manigfachen Leiden und all' den unsäglichen Jammer zu beschreiben, dem die Geraubten ausgesetzt waren, und wovon der Gedanke auch ihre Angehörigen unaufhörlich und namenlos quälte; es genügt die Bemerkung, daß die Mißhandlung zumeist gerade deshalb so schwer war, um durch die Kunde von derselben die Geneigtheit zur Loskaufung zu vermehren, und daß nur um den Preis des Glaubens an Christus und der ewigen Seligkeit irdisches Wolergehen namentlich unter den Mohammedanern zu gewinnen war. Diese Zustände waren die Erzeuger eigentümlicher christlicher Tugenden; die Theilnahme an so großem Unglück forderte die ganze Kirche zu innigen Gebeten auf, und der Priester verrichtete sie nicht selten täglich in der Messe; die kirchlichen Einkünfte wurden zum Theil dem Zwecke der Loskaufung gewidmet, und die mitleidsvollen Bischöfe trugen kein Bedenken, wie in den alten Zeiten der Kirche, selbst Tempelschätze in solchen Fällen nicht zu schonen. Vom heiligen Rembert, Erzbischof von Bremen-Hamburg, sagt z. B. Adam von Bremen: „Er verwendete sein ganzes Vermögen, um Gefangene loszukaufen. Weil er noch viele Christen in der kläglichsten Lage zurückgehalten sah, so nahm er keinen Anstand, zu dem Ende die Altargefäße zu verkaufen, indem er mit dem heiligen Ambrosius sagte: „„Besser ist's, dem Herrn die Seelen, als das Gold zu bewahren."" Diese Gefäße, wodurch die Seelen vom Tode gerettet werden, sind demnach von hohem Werte." Als dieser wahre Jünger Christi keine anderen Schätze mehr zu spenden hatte, gab er einst selbst sein Pferd hinweg, dessen er wegen seiner weiten Missionsreisen doch so bedürftig war.

Lange war indeß keine Einheit in diesen Bestrebungen christlichen Mitgefühls. Was jedes von Theilnahme ergriffene Gemüt für sich, oder höchstens in Verbindung mit wenigen Anderen in seiner nächsten Umgebung in sehr beschränkter Richtung thun konnte, geschah; wie Viele wurden aber in die

Sklaverei abgeführt, die, ohne Verbindungen, von Niemand gekannt waren, die keine lebendige Seele vermißte, und darum auch nicht aufsuchte; wie Viele, von deren Schicksal Niemand wußte; wie Viele, deren Los wol bekannt geworden war, für deren Befreiung aber die Kräfte Weniger nicht ausreichten! Bei alle dem war die Auslösung, so lange sie nicht in einem großen Zusammenhang, planmäßig, und von Personen geleitet war, die durch lebenslange Erfahrungen mit allen Mitteln und Wegen vertraut und durch ausgedehnte Verbindungen mächtig waren, viel zu kostspielig und noch dazu höchst unsicher. Endlich traf im zwölften Jahrhundert der menschenfreundliche Johann von Matha, von höherer Liebe getrieben, als sie sich aus der kalten, gnadenentblößten Menschenbrust zu entwickeln vermag, durch Stiftung eines eigenen Ordens die erwünschte Abhilfe. Das Schloß Faucon in der Provence war im Jahre 1160 seine Geburtsstätte und die Schule von Aix der Ort, an welchem dem vielbegabten Knaben die Anfangsgründe der Wissenschaften mitgetheilt wurden. Wie wir es häufig in der Geschichte der christlichen Kirche finden, daß sich die Personen, welchen ein außerordentlicher Beruf vom göttlichen Geiste geworden ist, im noch ganz dunkeln Gefühle ungewöhnlicher Bestimmung und Kraft, aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens in tiefe Einsamkeit zurückziehen, um daselbst den unbestimmten Drang zur Klarheit des Gedankens ungestört sich entfalten zu lassen, so wählte sich auch Johann von Matha die Einsamkeit zum Orte, an welchem sich wol am ehesten Licht über die Gewalten verbreiten könnte, die sich in seinem Innern regten und gährten. Doch sein Geist hatte noch nicht Nahrung genug von Außen empfangen, als daß es wünschenswert gewesen wäre, daß er sich jetzt schon praktischen Zwecken ausschließend widmete. Er besuchte daher die Universität zu Paris, erwarb sich einen großen Umfang gründlicher Kenntnisse und wurde daselbst Doctor der Theologie. Hierauf lebte er wieder in der Einsamkeit bei dem Eremiten Felix von Valois, einem Prinzen aus dem königlichen Geschlechte. Nun wurde er sich der Idee seines Lebens klar bewußt, und theilte sie seinem Freunde mit, welcher selbst auch mit Begeisterung in sie einging, und ein dem Wole der Menschheit in solcher Weise gewidmetes Leben der Contemplation und dem Einwirken auf Wenige, die ihn etwa besuchten, vorzog. Beide reisten sofort nach Rom, um dem Papste Innocenz III. ihren Plan zur Genehmigung und Beförderung vorzulegen. Nachdem dieser über die ihm unbekannten Personen die nötigen Nachrichten vom Bischof von Paris und dem Abte von St. Victor eingesammelt und Alles reiflich erwogen hatte, drückte er in einer Bestätigungsbulle seine große Freude über solche Aufopferung aus, und nahm die Anstalt in seinen mächtigen Schutz. Das Institut war aber folgendes:

In einer einfachen, anspruchslosen Regel, die nicht nur keine Anpreisung ihrer Verfasser, sondern nicht einmal eine Auseinandersetzung des Wolthätigen und Großartigen ihrer Absichten enthält, sagen sie, daß sie Häuser zu je sechs Personen gründen und den dritten Theil von allen den Gaben, die ihnen geschenkt werden möchten, zur Loskaufung von Gefangenen, die wegen ihres Glaubens an Christus von Heiden in Kerkern festgehalten würden, bestimmen; das zweite Drittel zur Unterhaltung eines Hospitiums in jedem ihrer Häuser aussetzen, und das dritte endlich für die Ordensgenossen, zur Bestreitung der Kosten ihrer Nahrung, ihrer Häuser, ihrer weiten Reisen u. s. w. verwenden. Der Vorsteher einer solchen Niederlassung hieß Diener (minister), der Vorsteher des ganzen Ordens Oberdiener (minister generalis); so daß also ihr Amt als ein Dienst betrachtet wurde. Letzterer wohnte in Cerfroy, der Hauptniederlassung, in einem Hause, das die Gräfin Margareta von Burgund der Genossenschaft geschenkt hatte. Das Kleid war weiß, und ein rotblaues

Kreuz machte Jeden als Ordensgenossen kenntlich, und deutete zugleich an, in wessen Dienste er stünde, in dem des Gekreuzigten, und wem zu Liebe er lebte und wirkte. Die Nahrung sollte nur dürftig sein; der Genuß von Fleisch wurde schon zu kostbar und zu theuer erachtet, daher er nur dann gestattet wurde, wenn es unterwegs von Gastfreunden vorgesetzt oder sonst geschenkt wurde. Ihre Kirchen, in welchen sie sonntäglich predigten, sollten alle der Trinität gewidmet sein, daher auch der Orden der der Trinitarier hieß. Von einer dem heiligen Mathurin gewidmeten Kirche in Paris, welche ihnen das Capitel dieser Stadt geschenkt hatte, erhielten sie in Frankreich auch den Namen der Mathuriner (Andere leiten ihn von Johann von Matha ab); Eselsbrüder aber wurden sie genannt, weil sie ihrer ursprünglichen Regel nach nicht auf dem stolzen und theuern Pferde, sondern auf dem demütigen und wolfeileren Esel ihre Reisen machten.

Gottes Segen waltete über diesem Institute; Er eröffnete für dessen oder vielmehr für Seine Zwecke die Herzen der Menschen, so daß sich bald die Brüder im Stande sahen, Reisen zur Lösung der Gefangenen in die afrikanischen und asiatischen Raubstaaten zu machen, und oft waren sie so glücklich, mit mehreren Hunderten von Befreiten in die europäischen Länder zurückzukehren, und Vätern und Müttern die Freude ihres Lebens und die Hoffnung und Stütze ihres Alters, trauernden und verlassenen Gattinnen den Gatten, armen Waisen ihre Pfleger und Erzieher zurückzuführen. Um Familien glücklich zu machen, ist es oft nötig, selbst keine zu haben; und um Andern möglichst große Freude zu bereiten, sich nicht zu freuen, wie Andere, sondern darüber, daß Andere durch uns sich freuen können; denn verschiedene Gaben sind ausgetheilt, Ein Geist aber ist's, der da wirkt Alles in Allem.

Die ersten Befreiungsreisen machten die Brüder mit päpstlichen Empfehlungsbriefen an die Beherrscher der Länder, in welche sie sich begaben, bis sie eigenen Kredit erlangt und ihn befestigt hatten. Je thätiger sie sich aber erwiesen, und je gesegneter ihre Thätigkeit war, desto mehr Unterstützungen wurden ihnen zu Theil, so daß sie 40 Jahre nach ihrer Stiftung 600 Häuser in beinahe allen europäischen Ländern besaßen; selbst das äußerste Schottland gründete 13 Niederlassungen für die Trinitarier.

A. Möhler.

14. Rom.

Keine italienische Stadt ist für uns katholische Christen merkwürdiger, als das ewige Rom, wie es seines hohen Altertums wegen genannt wird. Rom ist nämlich die Hauptstadt der katholischen Christenheit, das Jerusalem des neuen Bundes, der Sitz des Statthalters Christi, des Papstes, das Ziel der Wanderung von tausend und aber tausend Pilgern, die sich aus allen Theilen der christlichen Welt dorthin begeben, getrieben von religiösem Bedürfniß oder von künstlerischem Interesse, oder von beidem zugleich. Von Rom aus ist zweimal die Welt beherrscht worden, zu den Zeiten der Römer und dann im Mittelalter in den blühendsten Zeiten des Papsttums, als die Statthalter Christi nicht blos als Väter der Gläubigen verehrt, sondern auch als Schiedsrichter zwischen Fürsten und Nationen betrachtet und um ihre Entscheidungen bei Regelung der öffentlichen Verhältnisse angegangen wurden. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden: das alte heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Amphitheatern, Triumphbögen und anderen großartigen Baulichkeiten, und das neue christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern

des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzählbaren Merkwürdigkeiten nicht nur katholische, sondern auch nichtkatholische Christen in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, durch welche die Reisenden aus dem Norden hindurch müssen, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich, nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne, da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über einer Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Rom, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor seinem Auge. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und Märtyrer trank. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängniß, über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Hadrian erbaut, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Feste ihren Namen führt. Bald steigt auch das Colosseum empor, das größte Amphitheater der Stadt, das vom Kaiser Vespasian erbaut wurde, nachdem er Jerusalem zerstört hatte. Es soll 100,000 Zuschauer gefaßt haben. — Schöner und immer schöner wird die Ansicht, immer mehr Bauwerke, immer mehrere der 364 Kirchen, welche Rom zählt, immer mehrere der herrlichen Paläste werden sichtbar, und im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel.

Rom hat einen weit größeren Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung, die mit den ab- und zugehenden Fremden etwa 200,000 beträgt, vermuten sollte. Es umschließt aber so viele großartige öffentliche und Privatgebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, daß wir nur auf eines und das andere hier hinweisen können. Die Peterskirche, die hier zuerst erwähnt werden muß, ist ein so ungeheures Gebäude, daß man 100 Jahre über ihrem Baue zubrachte und 64 Millionen Thaler darauf verwendete. Sie ist fast 700 Fuß lang und 500 breit, bis zum Dache 400 hoch. An der Vorderseite hat sie fünf große Thore und zwei Thürme, im Innern 29 Altäre, und ist mit Marmor bekleidet. Der Hochaltar, an welchem nur der Papst das heil. Meßopfer darbringt, steht mitten in der Kirche, von allen Seiten frei; über ihm ist ein Thronhimmel, der von vier über 100 Fuß hohen ehernen Säulen getragen wird. Unter dem hohen Altare befindet sich eine unterirdische Kapelle mit den Gräbern der heil. Apostel Petrus und Paulus und zahlloser Märtyrer, vor denen 112 Lampen brennen, die nur am Charfreitage ausgelöscht werden. Ueber dem Hochaltare ist im Dache die treffliche doppelte Kuppel, die von vier ungeheuren Pfeilern getragen wird; jeder Pfeiler hat 70 Fuß im Durchmesser. Man kann in die Kuppel hineingehen und von ihrer Gallerie in die Kirche hinabschauen. Auch kann man zwischen den beiden Gewölben der Kuppel hindurchsteigen, bis in ihren obersten Aufsatz, die Laterne genannt, wo man Rom und Umgegend übersieht. Ein unvergleichlicher Anblick! Das Kreuz auf der Laterne ist 500 Fuß vom Boden entfernt. Am östlichen Ende in der Peterskirche steht der päpstliche Thron. „Je öfter wir zu diesem Wundertempel wiederkehren," schreibt ein Reisender, „desto mehr bildet sich das Auge zur Schätzung seiner Größe heran; unser Staunen beginnt erst, wenn wir zu messen anfangen, und z. B. die Engel am ersten Pfeiler, die wir auf Mannshöhe wähnen, weit über uns schweben sehen, oder wahrnehmen, wie in der Charwoche oft 80,000 Menschen in dieser unermeßlichen Halle sich verlieren. St. Peter ist wie eine Stadt für sich; ganz Rom, die ganze Kolonie der Fremden geht hier allmählich aus und ein, eine stets gleiche, duftige Atmosphäre füllt diesen größten aller Tempel, in dessen einzelnen

Theilen gleichzeitiger und verschiedener Gottesdienst gefeiert wird. Für alle Zungen stehen hier Beichtstühle; denn St. Peter ist nicht für Rom, er ist für die ganze Christenheit da. Bald ist er ein ungeheuer schweigsamer Tempel, bald erfüllen ihn Tausende, und er erscheint noch leer. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger, dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild, hier betet ein niedriger Landmann, sein Bündel neben sich, dort endlich tritt eine leise singende Procession aus einer Kapelle hervor." — Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, 216 Fuß lang, zirkelrund, umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln, in den Hallen stehen über 300 Heiligenstatuen. Mitten auf dem Platze steht ein 124 Fuß hoher Obelisk aus Aegypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei schöne Springbrunnen. An die Kirche stößt der Vatikan, einer der drei Paläste des Papstes. Die beiden andern sind der Lateran und der Quirinal; der letztere hat die gesundeste Lage und ist daher die gewöhnliche Residenz. Der Vatikan enthält 22 innere Höfe und 11,000 Zimmer, von denen einige 200 Schritt lang sind. Es befindet sich in demselben auch die sixtinische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo. Hier wird in den letzten Tagen der Charwoche das berühmte Miserere, dieser Meisterwerk kirchlicher Musik, bei ausgelöschten Lichtern in der Dämmerung von 32 Stimmen ohne Begleitung von Instrumenten gesungen, und der ganze Gottesdienst dieser Tage hat an Erhebung und Erbauung in der ganzen Welt nicht seines Gleichen. Auch bewundert man in dem Vatikan die Logen (Gänge) und Zimmer, die der unsterbliche Raphael gemalt hat, das Museum, die Bibliothek mit 64,000 Bänden, das Münzkabinet. Man behauptet, der Vatikan sei so groß als die Stadt Turin. Dieses mag übertrieben sein; aber so viel ist gewiß, daß er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Keine Stadt in der Welt besitzt so viele und so reiche wolthätige Anstalten. Fast jeder Papst gründete oder erweiterte solche, und die Großen folgten seinem Beispiele. Das große Hospital San Spirito hat 90,000 Scudi (1 Scudi fast $1^1/_2$ Thlr.) Einkünfte. Im Jahre 1843 wurden dort 9553 Kranke verpflegt. Die zahlreichen Bruderschaften mit Mitgliedern aus allen Ständen besorgen diese Anstalten mit christlichem Eifer. Andere Hospitäler sind das von S. Salvator, schon 1261 gestiftet, das von S. Giacomo in Augusta mit 30,000 Scudi Einkünften, S. Maria della Grazie, und außerdem eines für Pilger, worin noch im Jahre 1825—26 3000 Fremde verpflegt wurden. Dazu kommen noch die Hospitäler für verschiedene Nationen, die Anstalten zur Verpflegung der Kranken in ihrer Wohnung, zur Unterstützung der Dürftigen und Aussteuer armer Mädchen.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girandola und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene Girandola flammt zu Ostern und am Tage Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerksvorrichtungen, und wird auf der Platform der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossale, vergoldete Engel steht, abgebrannt. Was die andere Festlichkeit anlangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, gerade über dem Hochaltare, ein 40 Fuß langes messingenes Kreuz herabgelassen, das mit 1000 Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die Weite des Raumes, in welchem sie hängen, und die Riesengröße aller umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke mehr, indem jene mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald die Lampen

sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Moment ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmählich in alle vier Arme des Kreuzes der Kirche strömt, und alle Hallen, alle Säulengänge des ungeheuren Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwol nun ganze Scharen von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte unter der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge, ein solches wird in diesem ungeheuren Raume nicht möglich.

15. Skizzen aus Spanien.

Der französische Wagen und die gallischen Pferde, mit welchen wir in Spanien eingedrungen waren, wendeten sich wieder heimwärts und überließen uns spanischem Gefährt. Um nicht von dieser meiner mobilen Wohnung, wo ich manchen Tag und manche Nacht zugebracht habe, mehrmal sprechen zu müssen, will ich hier gleich eine vollständige Naturgeschichte derselben geben. Vor Allem will ich bemerken, daß man in Spanien unter der Redensart: „eine glückliche Reise" versteht, von den Räubern nicht angegriffen und nicht umgestürzt zu werden. Beispielsweise erwähne ich, daß zwei Tage nach meinem Abgang von Valencia der Eilwagen auf der Straße dorthin in das Meer stürzte und 14 Personen um's Leben kamen. Daß Solches in Spanien ohne außerordentliche Constellation schon geschehen könne, wird der scharfsinnige Leser aus Folgendem entnehmen:

An unsern Wagen wurden, so lange wir in Katalonien uns bewegten, sieben oder neun Maulthiere angeschirrt. Nur die zwei hintersten hatten Zügel; alle übrigen waren ihrer eigenen Phantasie überlassen. Nun haben aber die Maulthiere etwas Aufgeregtes, Ehrgeiziges, Exaltirtes; wenn sie in vollem Galop, wie manchmal geschah, mit dem großen Postwagen bergauf rannten, so haben sie immer noch Vorrat, nach allen Seiten auszuschlagen. Zuweilen war unter dem Zug ein Thier untermischt, das ich im Verdacht hatte, ein Pferd zu sein; es verriet sich dadurch, daß es gegen die übrigen ganz nüchtern, philisterhaft und verzagt sich benahm. Hingegen so ein Maulthierbursche, was für ein übermütiger, herausfordernder Jüngling! noch denke ich an den vordersten unter dem Gespänne, das uns nach Figueras riß; wie genial war seine Haltung! sein kurzer Leib und seine hohen Beine erinnerten lebhaft an die Blüte der gebildeten Welt in ihren Beinkleidern mit Stegen und in ihrem herrlich kurz gestutzten Rock!

Damit nun dieses Corps Maulthiere, dem man, wie gesagt, großentheils ohne Zügel seinen Lauf läßt, nicht allzusehr vorkomme, so ist auf dem spanischen Fuhrwesen besondere Aufsehermannschaft. Einmal der Mayoral, der oberste Gouverneur des Wagens, vergleichbar einem deutschen Condukteur, nur mit dem Unterschiede, daß der Mayoral herrscht und regiert, während der deutsche, namentlich badisch-deutsche Condukteur, nichts thut, als herrschen. Der Mayoral hält dem Corps der Maulthiere unaufhörlich aufreizende Zusprüche. Jedes Thier hat seinen Namen und wird fort und fort persönlich angerufen und in verschiedenen Affekt versetzt. Der Favorita wird ihre Begünstigung zu Gemüt geführt, und sie möge dafür dankbar sein und rechten Galop anschlagen, die Italiana soll dem Namen ihrer fremden Nationalität Ehre machen; dem Franzos wird mit Mord gedroht, wenn er seine Beine

nicht besser strecke; der Sagitta wird gerufen: sagitta vola, vola sagitta*); ein anderes Maulthier wird in größte Aufregung versetzt, indem ihm ganz öffentlich seine politischen Gesinnungen vorgeworfen werden; der Mayoral nennt es nämlich einen Carbonari. Ein bedeutender Zug von Maulthieren im nördlichen Spanien zogen ziemlich pflichtvergessen, während sie mehr als gewöhnlich mit neuen Quasten und sonstigen Zierraten geschmückt waren. In Betracht ihrer Unthätigkeit und ihres schönen Aufzuges nannte sie der Mayoral Jüdinnen. Ein graues Maulthier wurde Müller genannt und scheint dieses für einen solchen Schimpf gehalten zu haben, daß es in unmäßigen Zorn geriet und nicht genug bekommen konnte, nach drei Weltgegenden auszuschlagen, und selbst noch vielmal ausschlug, als der Mayoral mit seiner Ehrenverletzung Einhalt that. Der Ausdruck der Stimme bei den Zurufungen scheint in Spanien etwas Stereotypes zu sein.

Unter dem Mayoral steht der unvergleichliche Zagal; ich nenne ihn deswegen unvergleichlich, weil es in ganz Europa kein Amt gibt, wie dieses im Spanierland. Während des wildesten Laufes springt der Zagal von Zeit zu Zeit vom Wagen herab, gibt dem Gespänn wieder seine Richtung, peitscht irgend ein Thier, das weniger erregbar für Zusprüche ist, oder rafft Steine auf, um mit Steinwürfen die Maulthiere aufzumuntern. Es ist oft erstaunenswürdig, mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit ein solcher Zagal im wildesten Jagen selbst einherjagt, im Notfall auf ein Pferd hinaufspringt, um einen Riemen am Nachbar zu befestigen, und dann wieder auf den Wagen schnellt. Manchmal entspinnt sich ein förmliches Scharmützel zwischen den Parteien; die Maulthiere werden geschlagen, und treten und treffen das Hinterthier an's Maul und den Zagal an das Bein; dieser nimmt im wilden Zorne einen namhaften Stein und wirft ihn dem aufständischen Thiere an den Kopf und läßt Flüche schallen, daß der Boden zittert. Uebrigens kommen solche Mißverständnisse und Zwistigkeiten stets der Schnelligkeit der Fahrt zu gut. Damit dem Zagal die Munition nicht ausgehe, ist zuweilen auf dem zweiten Stockwerke eine beträchtliche Zahl Prügel niedergelegt; da ich von meinem hohen Sitze aus um Handreichung ersucht wurde, lernte ich den Namen dieser hölzernen Beweggründe kennen; es heißt ein solcher navarra oder fusto.

Von Valencia an wurden stets zehn Thiere angespannt, wobei auch nur die zwei hintersten Zügel haben; jedoch sitzt auf dem vordersten dann ein Reiter, welcher mit seinen mächtigen Sporen und Scepter den vordersten Thieren die Befehle des Mayoral zum Bewußtsein bringt und an's Herz legt. Zuweilen gewinnt die Fahrt ein ganz höllisches Ansehen. Bei der Abfahrt wird gleich mit Galop angefangen, und zur Beförderung desselben wird von den Führern geschrieen, gepfiffen, in die Hände geklatscht, mit Steinen geworfen, geschlagen. Wo es durch Ortschaften geht, springen Alt und Jung an Fenster und Thüren und helfen schreien und zurufen. Ist Jemand an der Straße, z. B. ein Maulthiertreiber, im Besitz einer Geisel, so verfehlt er nicht, seine Freundlichkeit dem Zuge dadurch zu erweisen, daß er unaufgefordert auch auf die Postthiere zur Aufmunterung schlägt. Die Straßen sind aber oft furchtbar schlecht; deshalb wird der Wagen so hin- und hergeworfen, daß man zuweilen nicht begreift, wie es möglich ist, daß er nicht umstürzt oder zerschmettert. Bei diesem Schreien und Jagen und Klirren der Rollschellen steigen dann oft Staubwolken auf, daß man manche Augenblicke kein einziges

---

*) Fliege, Pfeil, fliege!

Thier mehr sieht, oder der ganze Zug nur wie dunkle unbestimmte Gestalten aus den braunen Staubwolken durchdringt. Da es zuweilen so schnell geht, als mit mancher Eisenbahn, so kann man sich denken, mit welchem Respekt Mann, Roß und Esel einem solchen Fuhrwesen ausweichen. Nicht selten retiriren sich die Leute von weitem schon mit ihrem Saumthier in das Feld, wenn sie den Wagen in seinem Wahnsinn daherrasen hören.

Ich hatte meine Freude an dieser gründlichen Bewegung, obschon ich mich darauf vorbereitend einrichtete, umgeworfen zu werden; man kommt unwillkürlich selbst in einen Schnelligkeitsfanatismus, so daß man sich mit Gewalt (der Würde wegen) zurückhalten muß, zu dem allgemeinen Tumult durch gemeinverständliche, unartikulirte Zurufe und Interjectionen sein Scherflein beizutragen. Es kam mir daher auch ganz natürlich vor, als ein Zagal auf den andern schlug, nicht aus Bösmütigkeit, sondern weil die Lebensgeister überschwellten und nicht genug Gegenstand an den Maulthieren hatten.

Daß die Spanier ewig jung bleiben, zeigte mir unter Anderm auch augenfällig das Fuhrwesen, wie es in Spanien getrieben wird; es kann keine größere jugendliche Lust geben, als in so wilder, gefährlicher Fahrt einherzujagen und bei gesundem lebendigen Leib schon helfen, ein wütiges Heer aufführen.

Wir säuselten nun mit solchem Gefährt zu Junqueira hinaus, Figueras zu, während uns entgegen ein wilder Sturm toste, der unermeßlichen Staub aufwühlte und uns damit zudeckte. Die Sonntagsleute kamen auf der Straße uns entgegen und hatten den Vortheil günstigen Hinterwindes. Ich weiß sonst wenig Sicheres mehr von dem Zwischenweg, als daß der Wagen aus Mangel an einer Brücke durch ein Gewässer setzen mußte, während in andern Gegenden von Spanien der Wagen über stattliche Brücken rollt, unter deren Bogen kein Tröpflein Wasser rinnt.

Figueras ist ein ansehnlicher Ort, wo wir auf einen Wagen umgesetzt und mit einem Mittagsmahl gestärkt werden sollten. —

Als wir von Figueras weiter stürmten, kamen wir durch ein Dorf, wo vor der Kirche eine Volksschar versammelt war und getanzt wurde. Weil aber der Platz etwas entfernt war und nicht angehalten wurde, konnte ich die Tanzweise nicht umständlich beschauen; hingegen mußten wir später in der Stadt Gerona mitten durch Musik und Tanz hindurchfahren. Auch hier standen wieder Blech- und Zinkenmusikanten und das Volk tanzte unter dem blauen Himmel den einfachsten unschuldigsten Tanz, den man sich denken mag. Die Leute hatten einander an der Hand und bildeten weite Reihen und Ringe, die sich theils nach der Musik, theils nach beliebiger Phantasie und Anwandlung behaglich bewegten. Die übrige Menge, welche keinen Raum zum Tanzen mehr hatte, schaute zu und tanzte im Geiste mit. Es war allenthalben eine so schöne kindliche Heiterkeit im Gesicht und Benehmen der Leute ausgedrückt, daß mir jetzt noch die Vorstellung davon ein liebes Bild in der Gallerie meiner Erinnerungen ist. Wenn ich an jenen fröhlichen Tanz in der Straße von Gerona zurückdenke, so kommt mir ein deutscher Tanzboden und Walzerball dagegen ungesund und anrüchig vor wie eine Berliner Kellerwohnung, wo Halb-Branntwein und Doppelschnaps ausgeschenkt wird, gegen eine Felsenquelle, um die sich eine Schar fröhlicher Kinder zum Spiel versammelt hat. — —

Es wurde Nacht und die Fahrt eher noch wilder, als vorher. Der Wagen wurde hin- und hergeworfen, wie ein Kahn im Gewittersturm, daß man die Seekrankheit hätte bekommen können. Die Straße war oft schmal, rechts stiegen Felsen auf, links senkte sich eine unbekannte Tiefe, und finster

war es ohnedies. Dennoch tobte es im Galopp mit den zügellosen Maulthieren fort, und außer dem Zurufen, Peitschenknallen, Händeklatschen, Schellenklirren und dem Poltern des Wagens wurde viel und heftig gepfiffen, was in spanischen Hohlwegen während der Nacht viel romantischer sich ausnimmt, als auf dem Theater in einem Räuberstücke. Jedoch hatte dieses scharfe Pfeifen keine romantischen Zwecke, sondern geschah nur in der prosaischen Vorsicht, damit entgegenkommende Reiter oder Fuhrwerke zu rechter Zeit auf die Seite sich retten, weil die schmal gesprengte Straße nur schwer das Ausweichen erlaubte.

Ungeachtet der höllisch wütigen Fahrt geriet man auf eine kurze Frist in einen Halbschlaf. Da wachte ich einmal auf und hörte links von der Tiefe herauf ein großes mächtiges Tosen, wie von dem Wasserfall eines ganzen Stromes und dem Sturmwind im Wald. Ich meinte und wunderte mich, daß in dem nahen Waldthal ein solcher Sturm brause, während wir wenig davon inne wurden. Nach einiger Zeit bemerkte ich plötzlich eine unbestimmte Bewegung bis an die Straße her — es war das Meer, das seine Wellen beinahe bis an die Räder unsers Wagens warf. Es wandelte mich darüber das Gefühl ernster Ehrfurcht an, in ähnlicher Weise wie zwei Jahre vorher, wo ich von den julischen Alpen her die Nacht durchgefahren war und dann auf der Höhe der weiten Kalkfelder auf einmal das Meer sichtbar wurde. Auch damals faßte mich ohne alle Reflexion eine Ehrfurcht, wie wenn ich plötzlich vor einer offenen Kirche stünde, wo gerade Gottesdienst gehalten wird, so daß es mich unwillkürlich trieb, den Hut abzuziehen.

Als der Tag kümmerlich herandämmerte, rasselte der Wagen durch eine lange Stadtstraße und ich meinte, wir seien nun in Barcelona angekommen, zumal da nicht nur wir, sondern auch unser sämmtliches Gepäck abgeladen wurde. Allein bald ergab es sich, daß wir in Mataro seien und von hier auf die Eisenbahn geliefert würden. —

Alban Stolz.

16. Belohntes Vertrauen auf Gott.

Als eine bewährte Heldin des Gottvertrauens und der aufopfernden Liebe mag das Beispiel einer fürstlichen Jungfrau, Maria von Braganza, genannt werden, die im 16. Jahrhundert lebte. Mehr als die ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen, die sie sich erworben, indem sie in den alten Sprachen, in der Philosophie ihres Zeitalters und in der heiligen Schrift wohl bewandert war, schmückten sie eine hohe Reinigkeit der Sitte und eine seltene Güte des Herzens. In ihrer aufrichtigen und lautern Frömmigkeit hatte sie sich's zum Brauche gemacht, manche auserlesene Stellen der Schrift und der Väter auf kleine Papierblättchen zu schreiben, die sie auf ihren Arbeitstisch legte, um oftmals ihr Auge darauf zu wenden, und in gottgefälliger Gesinnung sich zu befestigen. Was sie damit gewonnen und wie lebhaft und innig diese Uebung gewesen, gab sich bald zu erkennen, als sie dem berühmten Alexander Farnese verlobt und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, die Reise nach Italien antrat. Kaum war die Flottille, die diesem Zuge diente, auf hoher See, als ein Orkan losbrach, der die Schiffe zerstreute, und nur eines von denselben, vielfach beschädigt und mit zertrümmerten Masten, in die Nähe des Hauptschiffes trieb, in welchem die Prinzessin sich befand. Das lecke Fahrzeug begann schon zu sinken; das Geschrei der Unglücklichen, die ihre Hände zum Himmel erhoben, ging ihr zu Herzen; sie rief dem Grafen Mansfeld, der die Flotte befehligte, und bat ihn dringend, sich den Verunglückten

zu nähern und sie in's Schiff aufzunehmen, bevor sie versänken. Der Befehlshaber versicherte trocken, daß ein solcher Versuch nicht ausführbar sei, ohne sie selbst und ihre Begleiter in die augenscheinlichste Gefahr zu stürzen; der Capitän und die übrigen Führer bestätigten seine Aussage als Sachkundige, die hier die erste Stimme hatten. Was sollte die geängstigte Fürstin thun? Mochte sie sich damit begnügen, den Untersinkenden ihr Mitleid zu weihen, ihnen eine milde Thräne nachzusenden in die salzigen Fluten? Ihre große Seele wendete sich mit Vertrauen zu Gott empor; auch hier, auf den Höhen der Wellen und Wasserberge, behauptete sie den Standpunkt von Moriah; wie Abraham einst, nach dem Ausdrucke des Apostels, hoffte sie gegen die Hoffnung. „Mir aber," sprach sie zu den Lenkern des Schiffes, „weissaget mein Geist, sofern wir mit Mut unsern Gefährten zu helfen suchen, werde Gott dieses Werk so wolgefällig sein, daß seine Güte dadurch sich aufgefordert sehen wird, uns Alle zu retten." Sie sprach aber diese Worte mit so innigem, freudigen Vertrauen, daß der Befehlshaber, einer höheren Art von Weisheit nachgebend, nichts mehr einzuwenden wagte, sondern schleunigst Anstalten traf, um die Verunglückten in Booten abzuholen. Kaum waren sie alle an Bord, als das zertrümmerte Schiff schon in die Fluten versank, aber fast in derselben Minute legte sich auch der Sturm, und die zerstreute Flotte sammelte sich wieder, um ohne ferneren Unfall die Fahrt fortzusetzen.

Welch' eine selige Freude mochte nun das Herz dieser wahrhaft fürstlichen Frau belohnen, dafür, daß sie das Opfer ihrer eigenen Sicherheit nicht gescheut, zur Rettung so Vieler, die schon als Opfer des Todes zu betrachten waren!

C. Veith.

17. Der Abbé de l'Epée.

Wie der Blick eines Kunstfreundes nach Betrachtung der beliebten, mit vielen Gestalten prangenden Bilder eines wirren, räthselhaften Durcheinanderwirkens gerne wieder auf einem einfachen, einen edlen Gedanken klar aussprechenden Madonnen- und Apostelbilde ruht und darin für das angegriffene Auge und die müde Seele Ruhe, wahre Erhebung und Befriedigung findet; so fühle auch ich nach dem Blicke in's verworrene und verwirrende Leben das Bedürfniß eines Ruhepunktes, den mir eine edle, einfach große Gestalt der jüngsten Vergangenheit gewähren möge. Wie das opferfreudige Herz eines wahrhaft edlen Mannes allen Zeiten und Menschen schlägt, so paßt auch sein Andenken in alle Zeiten und Orte.

Es gehört zu den traurigen Vorrechten des Menschen, daß er großen Uebeln unterworfen ist; was hoch hinansteigt, steigt auch tief herab, — altitudo bedeutete bei den Alten ebensowohl Höhe wie Tiefe. Einer der Abgründe unserer Natur, wo die Menschenwürde sich verdüstert, vielleicht einer der allertraurigsten, ist der Zustand des Stummseins oder — wie man es in der wissenschaftlichen Sprache ausdrückt — der Taubstummheit. Es ist Keiner unter uns, der mit unversehrten Organen begabt, nicht schon oft das beweinenswerte Los des Taubstummen beklagt hätte. Mitten in die physische Welt hineingesetzt, deren Töne er nicht aufzufassen vermag, schmachtet er in der traurigsten Einsamkeit dahin, die Singvögel leben nicht für ihn, der Hauch des Windes vermag ihm nichts zuzurufen, mit einem Scheinbilde von Ohren versehen, erblickt er überall die redende Natur und hört sie nicht. Ein Reisender erzählt uns, wie er in den Prairien Amerika's und in den afrikanischen Wüsten dieses absolute Schweigen getroffen, wie er sich mitten in dieser stum-

men Natur von Entsetzen ergriffen gefühlt habe. Und dieses der menschlichen Seele so unerträgliche, bleierne Schweigen ist das Los des Taubstummen, und dauert sein ganzes Leben lang. Man wird die Trauer begreifen, die man in den Mienen vieler dieser Unglücklichen ausgeprägt findet, aber man wird erschrecken, wenn man erwägt, daß solche Tiefe des Elendes im Altertume sogar von der menschlichen Gesellschaft ausschloß, und daß es erst dem Christentume gelang, dieses ungeheure Unglück durch Barmherzigkeit zu mildern. Es fand sich ein Christ, ein einfacher katholischer Priester, dem beim Anblicke dieser Unglücklichen das Herz höher schlug, und der das Gelübde that, ihre Leiden durch Erziehung zu mildern. Alle Welt kennt jenen bescheidenen Diener Gottes, der beim Anblicke einer der grausamsten Schwächen unserer Natur alle seine Kräfte zu deren Ausgleichung aufbot; kennt den Namen, den Tausende von Taubstummen schon mit Thränen dankbarster Rührung niedergeschrieben haben, und den auch wir nunmehr nicht bloß auf's Papier, sondern in alle Herzen schreiben möchten, den Namen des Abbé de l'Epée. Große Entdeckungen verdankt man häufig dem Zufalle, mit welchem Worte man einmal schnell genug die unvorbereiteten Ereignisse bezeichnet, wodurch jene plötzlich hervorgerufen wurden. So begab sich auch eines Tages der Abbé in ein Haus der Rue des fossés Saint-Victor, wo er zwei junge Mädchen, ernsthaft auf ihren Stühlen sitzend, mit Nähtereien beschäftigt fand. Ihre Mutter war abwesend; der gute Priester will deren Rückkehr abwarten, und die beiden Mädchen empfangen ihn, ohne eine Silbe zu reden, indem sie still und in sich gekehrt bei ihrer Arbeit verbleiben. Der Abbé bewunderte die in Paris ungewohnte Bescheidenheit der anmutigen Kinder, wagte aber dennoch, eine Frage an sie zu richten; die beiden jungen Personen verharrten in ihrem Schweigen, ohne auch nur die Augen von ihrer Arbeit zu erheben. Der Geistliche begann zu fürchten, daß hier weniger die Bescheidenheit, als eine schlechte Erziehung im Spiele sei, er fragte abermals, und — gleiches Stillschweigen. Da langt die Mutter der beiden Mädchen an, der Abbé de l'Epée begrüßt sie, beklagt sich aber, obwol nur milde, über den sonderbaren, unfreundlichen Empfang. „Ich habe sie wiederholt angeredet," sagt er, „aber sie würdigten mich keines Blickes, geschweige denn einer Antwort!" — „Ach, das ist nicht ihr Fehler," erwiederte die Mutter mit trauriger Miene, „sie sind ja beide taubstumm geboren." Erschrocken fürchtete der Abbé in seiner Herzensgüte, die unglückliche Mutter gekränkt zu haben, und entschuldigte sich mit der Frage, ob es denn gar kein Mittel für ihren Zustand gebe? Es wurde ihm geantwortet: Ein Geistlicher, der Pater Vanin, habe ihren Unterricht übernommen, mit Hilfe von Bildern sei es ihm gelungen, ihnen die heilige Geschichte zu lehren; jetzt aber sei der gute Pater todt, und sie seien nunmehr verlassen. Die Mutter weinte, der Abbé de l'Epée entfernte sich mit betrübtem Herzen.

Unterwegs überdachte er mit schmerzlichen Gefühlen das Unglück der beiden Mädchen und fragte sich, ob er nicht das gute Werk des Paters Vanin fortsetzen könnte; aber der gute Wille reichte hier nicht aus. Er mußte sich zunächst über eine Methode klar werden, denn die Bilder des Paters boten dem gesunden Blicke des Abbé nur ein schwaches, unsicheres Hilfsmittel. Da erinnerte er sich, noch immer auf der Straße, eines Gesprächs, das er im Alter von sechszehn Jahren mit seinem Repetitor gehabt, welcher ihm bewiesen hatte, daß zwischen den übersinnlichen Ideen und den artikulirten Lauten, die unser Gehör aufnimmt, keine innigere, natürlichere Verbindung stattfindet, als zwischen diesen Ideen und den Schriftzügen, welche unser Auge auffaßt. Dieses Raisonnement war für den Abbé ein wahrer Lichtstrahl, er fragte sich,

ob es kein Mittel gebe, um das, was bei den Taubstummen nicht durch die Thüre (das Ohr) eingehen könne, wenigstens durch das Fenster (Auge) eindringen zu lassen, d. h. mit andern Worten, den einen fehlenden Sinn durch den andern zu ersetzen. Das Herz zitterte ihm bei diesem Gedanken; als Christ wie als Priester freute er sich schon der Aussicht, das Schweigen dieser Kinder, denen die Natur den Mund verschlossen hatte, vor Gott zum Reden bringen zu können. Anfangs machte er nur prüfende Versuche; er probirte unermüdet immer von Neuem, und der Erfolg dieser ersten Proben ermutigte ihn alsbald zur Fortsetzung. Wir können und wollen ihm hier nicht auf allen Umwegen dieser kühnen Unternehmung folgen; aber rührend bleibt der Anblick eines Mannes, der mit jenem Genie, welches ihm christliche Barmherzigkeit verlieh, das, was vor ihm als unmöglich gegolten hatte, nämlich Ideen und Kenntnisse ohne Hilfe des Wortes mitzutheilen, — nunmehr dennoch auszuführen wagte. Man würde sich sehr täuschen, wenn man übrigens glaubte, daß dieser Vincenz de Paula der Taubstummen ohne Anfeindungen geblieben, und daß sein Streben, seine Erfindung und Methode sofort und überall mit Theilnahme und Begeisterung aufgenommen worden wäre. Das Nächste war vielmehr, daß sich der Neid geschäftig rührte, und bald in alten Büchern Vorgänge aufstöberte, mit welchen er dem guten, bescheidenen Abbé die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens rauben wollte. Die gelehrte Welt insbesondere verschonte ihn nicht mit heftigen Angriffen. Hilfe, Ermunterung fand er wenig, aber der Eifer des menschenfreundlichen Samariters stählte sich nur mehr und mehr im Kampfe gegen diese Hindernisse. Die Vorsehung pflegt ja um die Wiege nützlicher Wahrheiten und Entdeckungen nur deshalb Hindernisse zu häufen, um den erfinderischen Geist unaufhörlich zum Fortschritte anzuspornen, wie man den ruhig dahinwallenden Fluß durch Einzwängung zum raschen Strome macht. So arbeitete der Abbé de l'Epée fort, gottvertrauend und treu. Er unternahm sein großes Werk mit seinen eigenen Hilfsmitteln, unterstützte es mit seinem schwachen Einkommen und Vermögen, da ihm die Regierung nicht zu Hilfe kommen wollte. Er nährte geistig und leiblich bald an fünfzig arme Kinder; seine Mittel reichten hiezu nicht aus und er mußte bei Freunden und Wolthätern für diese Kinder borgen und betteln. Umsonst zürnte und schalt seine Familie; seine Milde blieb ohne Grenzen. Er trug abgenutzte Kleider, um seine Zöglinge nicht nackend gehen zu lassen, er begnügte sich mit den gröbsten Speisen, damit nur sie nicht Hunger litten, er entbehrte im Winter selbst der Heizung, auf daß nur sie nicht von der Härte der Jahreszeit zu leiden hätten. Wol ist es edel und groß, die leibliche Blöße des Bettlers zu decken, aber noch größer ist es, gleichzeitig die armen, verwahrlosten Seelen mit dem Brote der bessern Erkenntniß zu schmücken. Der Mildthätigkeit des Abbé konnte nur seine Bescheidenheit gleich kommen. Während später der Glanz seiner Entdeckung die Blicke der gebildeten Welt mehr und mehr auf sein Werk hinlenkte, zog er sich demütig in das Schweigen und die Dunkelheit zurück, um dem Ruhme seines eigenen Erfolges zu entfliehen, — er wollte keinen anderen Ruf, als den im Angesichte seiner Zöglinge, und er pflegte alle Berühmtheit, womit es später Gott gefallen hatte, ihn zu bedecken, auf diesen Urheber aller Dinge zurückzuführen.

Indessen hatten sich die Haare des Greises im Dienste jener armen Kinder gebleicht; man bot ihm ein Priorat als Lohn der Arbeit, aber mit streng uneigennützigem Sinne schlug er es aus. „Nicht auf mein dem Grabe zugeneigtes Haupt," sprach er, „sollt ihr eure Wolthaten häufen, wol aber auf das Werk selber. Ich werde bald dahingehen, denn für mich tritt die Nacht

herein, aber mein Werk muß bleiben.“ Die von Gott ihm gesetzte Stunde war gekommen; aber auf dem Sterbebette harrte seiner noch die edelste Freude. Eine Deputation der constituierenden Versammlung, den Herrn von Lice, Erzbischof von Bordeaux, an der Spitze, besuchte den Abbé de l'Epée in seinen letzten Augenblicken und gab ihm Namens der Nation die Versicherung, daß sein Werk nicht untergehen würde, und daß sein Institut den Charakter einer öffentlichen Anstalt erhalten solle. „Gott sei gelobt!“ rief der Greis, „jetzt werde ich ruhig sterben, da ich weiß, daß meine Kinder nicht vaterlos werden!“

Der Tod des Abbé de l'Epée war ein europäisches Ereigniß. Kein Prophet gilt im eigenen Lande: während man dem Autor zu seinen Lebzeiten die Erfindung und Wirksamkeit seiner Methode in Frankreich streitig machte, hatten ihn auswärtige Höfe besser gewürdigt und durch Gunstbezeugungen zu lohnen gesucht. So kam eines Tages der Gesandte der Kaiserin Katharina von Rußland, um ihn im Namen seiner Gebieterin zu beglückwünschen und ihm ein beträchtliches Geschenk anzubieten. „Mein Herr,“ erwiederte der Abbé, „für meine eigene Person nehme ich niemals Gold, will mir aber Ihre Souveränin ein Geschenk machen, so sagen Sie ihr, sie möge mir einige Taubstumme zur Unterweisung schicken.“ Eine solche Uneigennützigkeit war freilich nicht geschickt, in der Welt glänzende Bahnen zu durchlaufen. Joseph II., deutscher Kaiser, fühlte sich bei seiner Anwesenheit in Paris von diesem schönen Charakter auf's Lebhafteste gerührt und angezogen. Er wohnte incognito den Lectionen des Abbé bei und verließ den Saal voll der tiefsten Bewunderung für den Meister. Eines Tages, als de l'Epée im Begriff war, am Altare zu celebrieren, fehlte der Ministrant, und ein Unbekannter erbot sich zum Dienste beim heil. Amte. Der Abbé nahm das Anerbieten an, um keine Zögerung eintreten zu lassen; aber wie groß war später sein Erstaunen, als er erfuhr, daß der Ministrant kein anderer als der Kaiser gewesen!

Zögling und Nachfolger des Abbé de l'Epée war der Abbé Sicard, und auch von diesem sei noch Einiges erwähnt. Er war vollkommen geeignet, das Werk seines Meisters fortzuführen, ja er übertraf diesen, wenn auch nicht an aufopfernder, selbstvergessender Liebe, doch an Scharfsinn und philosophischer Auffassung der Aufgabe. Der Abbé de l'Epée hatte dies mit prophetischem Geiste vorausgesehen, als er einst mit freundlichem Lächeln zu ihm sagte: „Ich habe das Glas gefunden, und Sie sollen die Brillen daraus schleifen!“ Der Abbé Sicard wurde durch die französische Revolution in seinen Fortschritten gehemmt. Als glaubenstreuer Priester und mißtrauisch gegen die Freiheit der damaligen Weltbeglücker, wurde er den Machthabern bald verdächtig, arretirt und in das Karmeliter-Gefängniß abgeführt. Da kamen die Tage des 2. und 3. Septembers. Die Metzeleien im Namen der Freiheit und Gleichheit begannen, und bald ist eine große Anzahl Gefangener von einem blutdürstigen Scheintribunal verurtheilt und der Gewalt unterlegen. Die Mordknechte schicken sich zu einer neuen Execution an, da ertönt plötzlich der Ruf: „Haltet ein! Das ist der Abbé Sicard, Lehrer der Taubstummen, und de l'Epée's Nachfolger!“ — Bei diesem Namen verstummen die Rasenden und die bluttriefenden Waffen entsinken ihren Händen. „Ein Zögling de l'Epée's, ein Lehrer der Taubstummen, ein Wolthäter der ärmsten Kinder des Volks, kann kein Feind des Volkes sein!“ Abbé Sicard wird für unschuldig erklärt und freigelassen. Der Spruch findet lautesten Beifall und erweckt in der Menge ein Freudengeschrei. Abbé Sicard wird von denselben Armen, die ihn kaum zuvor noch morden wollten, im Triumphe nach seiner Wohnung zurückgetragen, die Rührung Aller hat den Gipfel erreicht, und unter Thränen

begrüßen sie ihn beim Abschiede als Freund der Menschheit und Vaterlandsfreund!

Nach dem Französ. v. Kellner.

18. Zur Charakteristik des Bischofs Sailer.

Ein Herz so weit, so voll Liebe, Treue und hilfreichem Mitgefühl wie das von Sailer, ist mir noch nicht begegnet. Rein und edel wie er durch das Leben gegangen war, kannte er doch als erfahrener Seelenarzt die tiefsten Abgründe der menschlichen Natur, und alle die schrecklichen Verirrungen und Schlangenwindungen der Sünde. Gegen das Verderbniß der Zeit, gegen Aergerniß, Verführung und Gottlosigkeit eiferte er als Prediger und Schriftsteller mit apostolischem Eifer; sobald ihm aber die Verirrung in menschlicher Gestalt entgegen trat, war Mitleid und Bereitwilligkeit zur Hilfe seine vorherrschende Empfindung und die Richtschnur seines Handelns. „In jedem Menschen, wenn er nicht vollends verstockt ist," sagte er, „findet sich doch noch ein lichter Fleck, ein Punkt der Empfänglichkeit für das Gute; bei diesem soll man ihn fassen und ihn zu heben suchen, daß der Lichtpunkt sich erweitere und die Finsterniß allmählich verdränge. Gott, der Heilige, hat so unendlich viel Geduld mit den Sündern; sollten wir sie nicht auch haben?"

Vielen Menschen, auch in weiter Ferne, ist er durch seinen weisen Rat, den sie mündlich oder schriftlich von ihm erbaten, Arzt und Helfer geworden aus Sünde, Zweifel und Verzweiflung. Aber auch in leiblicher Not war er stets hilfreich, so gering auch seine Mittel waren. Wolthun war seine Freude, und er that es gern in aller Stille. Obwol ich seine meisten Briefe für ihn schrieb, so besorgte er doch die Geldversendungen an bedürftige Freunde und Arme am liebsten selbst und mit einer gewissen Heimlichkeit, wobei ich ihn oft überraschte. Dies geschah nicht aus Mangel an Vertrauen zu mir, seine Geldlade stand ohnehin gewöhnlich offen; sondern damit die linke Hand nicht wisse, was die rechte gethan. Es kam ihm dabei auch nicht auf größere, ja für sein Einkommen recht bedeutende Opfer an; denn er rechnete auf die Vorsehung.

Wie durch seine Weisheit, Liebe und Milde, so bleibt er mir auch wahrhaft groß und unerreichbar durch seine himmlische nicht zu erschöpfende Geduld und Sanftmut. Nie habe ich ihn ungeduldig gesehen, welch' störendes Hinderniß ihm auch plötzlich in den Weg treten mochte; vielmehr wußte er die Ungeduld Anderer bei solchen Anlässen durch einen passenden Scherz zu stillen; nie unwillig, wie oft auch ich selbst — zu meiner tiefen Beschämung gestehe ich's — ihm zur Ungeduld Veranlassung gegeben. Ich war damals viele Jahre hindurch kränklich, reizbar, hypochondrisch und gar nicht immer guter Laune. Vielmals muß ich ihm dadurch recht lästig und widerwärtig geworden sein. Aber seine Liebe war nicht zu trüben, seine Geduld nicht zu ermüden. Mit dem tiefsten, innigsten Mitleid begegnete er meinem Leiden, suchte mich zu erheitern, ließ sich niemals verletzen, und öffnete mir jedesmal wieder sein weites, warmes Vaterherz, so oft ich mich an dasselbe warf. Wie oft hat er mich, wenn ich ihm mein Herz und meinen Schmerz über solche Unart in der Beichte ausgeschüttet hatte, nach derselben liebreich umarmt, und mit einem Kuß auf die Stirne mir gesagt: „Freund, glaube es, Gott hat uns nicht umsonst so wunderbar zusammengeführt; also Mut und Vertrauen!"

Und wie gegen mich, so war er gegen Jeden, der mit ihm in nähere Berührung kam, ein unerschöpflicher Born von Liebe, Güte, Langmut, Milde und weisem Rat.

Wahrhaft erhebend war es, ihn anzublicken in heiligen Functionen, am Altare, bei der heiligen Messe u. s. w. Die höhere Weihe, die sein ganzes Wesen durchdrang, trat dann noch sichtbarer hervor, seine stets edlen Züge verjüngten, verschönerten sich; aus seinen Augen strahlte ein mildes Feuer; ein höheres Schweben klang durch die ganze gehobene, verklärte Persönlichkeit, und das Alles auch wieder ohne allen Zwang und Drang, wie unbewußt, so wie der Vogel sich von der Erde erhebt und auf seinen ausgebreiteten Schwingen ruht. Dabei war er höchst genau in Beobachtung auch der kleinsten rituellen Vorschriften und verbesserte z. B. auf die sanfteste Art jedes Versehen, das ich etwa beim Aufschlagen des Meßbuches im Zusammentreffen mehrerer Feste begehen mochte. Ihn beten sehen, reizte zum Gebete; wie seine ganze Erscheinung geeignet war, die Religion, die Frömmigkeit ehrwürdig und liebwert zu machen in Jedermanns Augen.

Und dieser Mann, dessen ganzes Wesen Würde, Weihe, veredelte Natur war, er stammte, eines armen Schusters Sohn, aus einem abgelegenen bayerischen Bauerndorfe. Und er, der in geistigem Verkehr mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, und in Freundschaft mit Vielen aus der vornehmsten Welt stand, blieb darum doch seinen ländlichen Verwandten der treue, theilnehmende Oheim und Vetter. Alljährlich mußten einige der Seinen ihn besuchen, wenn er nicht zu ihnen kam, und er beriet sie, auch brieflich, in ihren kleinen Familienangelegenheiten, erkundigte sich auch theilnehmend nach allen Ereignissen in der Familie und im Dorfe, als lebte er noch, ihres Gleichen, in ihrer Mitte. Er konnte sich auf jede Bildungsstufe versetzen, mit jedem in seiner Sprache reden, denn die Liebe und eine angeborene Genialität hatten ihn gelehrt, Allen Alles zu werden, Jeden zu verstehen und zu sich heranzuheben, der nur irgend empfänglich dafür war. Er starb, wie er gelebt hatte, einschlummernd im Gefühle der Gegenwart Gottes, am 20. Mai 1832, umgeben von liebenden Verwandten und Freunden. Aus den Händen seines ehrwürdigen Freundes, des Weihbischofs Wittmann, hatte er wenige Tage zuvor, im Beisein der ganzen Domgeistlichkeit, nochmals die heil. Sacramente der Sterbenden mit inniger Andacht empfangen, und dann mit rührenden Worten die Sorge für sein Bistum in Wittmanns treue Hände niedergelegt. Dieser wurde auch von König Ludwig bald darauf an Sailers Grabe zu dessen Nachfolger ernannt, bestieg jedoch den bischöflichen Stuhl, wie er es bestimmt vorher gesagt hatte, nicht wirklich, sondern folgte Sailer schon nach neun Monaten in die Gruft, noch bevor seine Ernennung in Rom bestätigt wurde, was durch einen zufälligen Formfehler verzögert worden war, damit Wort und Gebet des demütigen Mannes in Erfüllung gehen müsse.

Beider Gräber sind im herrlichen Regensburger Dome mit würdigen Denkmalen bezeichnet.

Diepenbrock.

19. Zur Erinnerung an Georg Michael Wittmann.

(Aus einer Gedächtnißrede.)

„Seit fünfundvierzig Jahren wandelte täglich zu gewissen Stunden durch die Straßen Regensburgs mit eilfertigem Schritte ein Mann in altpriesterlicher Kleidung, mit gesenktem Haupt und Blick, ehrerbietig gegrüßt von Jedermann, und freundlich liebreich wiedergrüßend einen Jeden; nicht selten von einer Schar Kinder begleitet, die an seinen schwarzen Mantel sich anklammerte. Sein Weg führte ihn durch die abgelegensten Gassen, in die Häuser der Armen und Kranken, in die Spitäler, in die Schulen und Kirchen.

Sein eilfertiger Gang, sein gesammeltes Wesen verriet, daß er in höherem Auftrag und Dienst einherschritt; und wo er erschien, verbreitete sich Ernst, Ehrfurcht und Friede. So haben wir Alle ihn tagtäglich umherwandeln sehen, und erst seit wenigen Wochen sehen wir ihn nicht mehr; er wandelt nicht mehr unter uns: Bischof Wittmann ist todt! Vor drei Wochen haben sie ihn — seine Leiche — noch einmal in langem feierlichen Zuge durch dieselben Straßen getragen, die seine Füße so oft segenbringend betreten hatten, und viele tausend Menschen waren zusammengeströmt, den feierlichen Zug zu sehen, und mit nassen Augen noch einmal den Sarg zu begrüßen, der seine irdische Gestalt umschloß; die Mütter trugen ihre Säuglinge auf den Armen, um ihnen als lebenslängliche Erinnerung einschärfen zu können, daß auch sie einst bei dem Leichenzuge des unvergeßlichen Mannes zugegen gewesen; viele Thränen wurden geweint über seinen Tod, vielleicht so viele, als der Mann deren in seinem Leben getrocknet hatte; endlich haben sie ihn dort eingesenkt in die dunkle Gruft, und wenn ihr die Stätte suchet, ihr erkennet sie leicht an den Betenden, die auf den harten, kalten Steinen knieen, und sie mit ihren Thränen erweichen, mit ihren Seufzern erwärmen möchten.

„Und was ist denn der Grund dieser allgemeinen Trauer? Es ist das Gefühl, daß mit diesem Manne Unersetzliches verloren gegangen, daß ein lebendiger Quell des Segens versiegt ist in seinem Tode, daß eine Säule zu Grabe gesunken, die so viel Heiliges getragen, auf die so viel Gutes sich gestützt hat. Und dieses Gefühl ist keine Täuschung, es ist Wahrheit, bittere Wahrheit.

„Aber dennoch ziemt es sich nicht für Christen, — und als solche sind wir hier versammelt — uns mit blindem Schmerze in eine hoffnungslose Trauer zu versenken, denn unser Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, und wenn die Haare unseres Hauptes vor Ihm gezählt sind, so sind es gewiß auch die Tage des Gerechten, und der letzte Herzschlag desselben liegt wie alle früheren in Gottes Hand.

„Unsere Trauer über eines Solchen Tod wird aber dadurch eine erleuchtete, eine des Christen würdige, heilsame Trauer werden, wenn wir dankbar erwägen, was die Erbarmung Gottes an dem Dahingegangenen uns gegeben hatte, und wenn wir das segenvolle Andenken an ihn und seine Tugenden in treuer Erinnerung bewahren.

„Es ist die Weise Gottes in der Erhaltung und Förderung seines Reiches auf Erden — so zeigt es die Geschichte von jeher —, daß Er durch Menschen auf die Menschen wirkt, und wir dürfen uns nicht wundern über diese Weise, da Gott selbst Mensch geworden ist, um den Menschen das Heil zu bringen. Wol wirket der Geist Gottes seit dem ersten Pfingstfeste unsichtbar in seiner Kirche fort, aber Er wirket durch einzelne Menschen auf die Vielen, wie dort am Pfingstfeste durch die zwölf Apostel auf die Dreitausend; und wenn Er einen Hauptmann Cornelius, einen Schatzmeister der äthiopischen Königin und einen Saulus innerlich erleuchtet, so weist er sie zugleich äußerlich einem Petrus, einem Philippus, einem Ananias zu. Darum hat es in der Kirche zu jeder Zeit und an allen Orten einzelne Menschen gegeben und wird sie geben, die als die Träger des Heiligen, als die Zeugen des Ewigen in ihrer Zeit dastehen, den hohen Gebirgen der Erde darin vollkommen ähnlich, daß sie den verirrten Wanderern der Ebene als Richtpunkte dienen, daß sie die Gewalt zerstörender Winde brechen, daß sie in ihrem Innern die edelsten Metalle erzeugen, daß sie auf ihren Gipfeln die Wasser des Himmels sammeln, um sie an ihrem Fuße als befruchtende Bäche und Flüsse nach allen Richtungen in die Niederungen auszuströmen.

„Zu diesen Gottesmännern, die als das wahre Salz der Erde das Geschlecht vor Fäulniß und Versumpfung bewahren, gehört unstreitig für die hiesige Stadt und Gegend Georg Michael Wittmann, dessen Todesfeier uns heute noch einmal hier versammelt hat.

„Die Geschichte seines äußern Lebens ist höchst einfach, aber überall mit dem Stempel innerer Geistesgröße unverkennbar bezeichnet. Er ist geboren den 23. Januar 1760 auf dem Finkenhammer bei Pleistein in der Oberpfalz, aus einer nicht unbemittelten Familie, in welcher aber christliche Gesinnung noch immer das schönste Erbtheil ist. Schon in der frühesten Jugend bemerkte man an dem Knaben eine auffallende Liebe zur Einsamkeit. Im zehnten Jahre kam er zu einem frommen Pfarrer nach Mißbrunn, und dort fand man ihn öfter in der Hauskapelle eingeschlossen, wo er, anstatt kindischen Spieles, gottesdienstliche Gebräuche übte, sehr oft hörte man ihn als Kind einsam predigen, wenn er sich unbelauscht glaubte. Von da kam er in die lateinische Schule nach Amberg und genoß hier noch mehrere Jahre den trefflichen Unterricht der Jesuiten. Wenn er in den Ferien zu seinen Eltern heimkehrte, wurde ihm ein einsames Kämmerchen zum Studiren und Beten eingeräumt, das er dann auch selten verließ, und niemals eine Gesellschaft besuchte. Diese Liebe zur Einsamkeit, das Merkmal einer großen, ernsten Seele, ist ihm sein ganzes Leben hindurch bis zum Tode eigen geblieben, und nur durch sie konnte er werden, was er war, der Bürger und Zeuge einer andern Welt, als die auf dem Marktplatze des Lebens ihr vergängliches Spiel treibt.

„Von Amberg ging er auf die Universität Heidelberg, und legte dort den Grund zu jenem ausgebreiteten gediegenen Wissen, das in seinen Vorträgen und Schriften so überraschend aus der schlichten anspruchslosen Form hervorleuchtet. Er machte auch von da aus eine Reise durch einen Theil von Deutschland, und ein noch vorhandener Brief, den er darüber an seine Eltern schrieb, zeugte von der innern Reife und Klarheit, dem hohen Ernste, der feinen Beobachtungsgabe und dem für alle großartige Naturschönheit erschlossenen dichterischen Sinne des 19jährigen Jünglings. „Nicht Vergnügen war es, was ich suchte," schreibt er, „sondern Kenntniß der Menschen und meiner selbst." Im Gegensatze zu einem prachtvollen fürstlichen Garten schreibt er über eine Gebirgsschlucht, in die er bei Coblenz allein wandernd sich verirrte: „Hier fühlte ich weit mehr Vergnügen: die Werke Gottes standen noch unberührt da, keines Menschen Hand hat sie noch verdorben, keine Spur von der Bosheit der Tage ist da — nur ein undeutlicher Fußpfad; keine Lüge gibt es hier und keine Eitelkeit." Wahrhaft erhabene Worte, die uns einen tiefen Blick in sein reiches Innere gewähren.

„Nachdem er nun noch im Seminar die nähere Vorbereitung empfangen, erhielt er im Jahre 1782 mit päpstlicher Dispensation die Priesterweihe, und brachte dann sein erstes heiliges Opfer am Dreikönigsfeste 1783 feierlich dar, sich selbst dem Herrn und seinem Dienste opfernd in dem Golde seines lauteren Strebens, in dem Weihrauch seiner Andacht und in der Myrrhe der Selbstverläugnung. Den so wolbereiteten Grund seines reinen Geistes und Herzens mußte wol die heilige Weihe zu dem reichsten Segen priesterlicher Wirksamkeit befruchten, und Alles, was wir später an ihm bewundert, es ist aus jenem gottgeweihten Grunde hervorgewachsen.

„Beinahe fünf Jahre hatte er bereits in der Seelsorge auf dem Lande mit jenem Eifer, den die Liebe gibt, gearbeitet, als er im Jahre 1788 in das Seminar als Subregens berufen ward, und hier nun jene segensreiche Thätigkeit begann, die er fast ein halbes Jahrhundert lang bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt. Mehr als tausend Jünglinge hat er in diesem

Zeitraum zu dem erhabenen Berufe des Priestertums vorbereitet. Mehr als alle Lehrvorträge, Ermahnungen und Uebungen wirkte bei den Zöglingen des Mannes eigene Persönlichkeit, das ihm unverkennbar innewohnende, aus allen Handlungen sich offenbarende, in ihm gleichsam verkörperte geistliche Princip: sein lebendiger, unerschütterlicher Glaube an Christus und an die Macht seines Reiches, sein Durchdrungensein von dem tiefen, geheimnißvollen Sinne aller kirchlichen Anstalten und Gebräuche, seine sich hingebende Liebe, seine heldenmütige Selbstüberwindung und Abtödtung, seine Demut, Innigkeit und Gebetsliebe. Wahrlich, im täglichen Umgange mit einem solchen Manne mußte jeder Funke geistlicher Empfänglichkeit, und wenn er noch so tief versteckt lag, in den Jünglingen geweckt werden. Als besonders segensreich werden von Allen die vertraulichen Unterredungen gepriesen, die er gewöhnlich Abends auf seinem Zimmer mit jedem Einzelnen zu halten pflegte, und die er so ganz dem Gemütszustande und den Bedürfnissen eines Jeden anzupassen wußte. Eine vorzügliche Herzensangelegenheit war es ihm, in den künftigen Seelsorgern die Liebe zu den Kindern und die Sorgfalt für den Unterricht derselben zu wecken.

„So führte er dieses beschwerliche Amt in gleichförmiger Anstrengung von Jahr zu Jahr fort; jedes Jahr brachte ihm neue Zöglinge, und die vorigen schieden von ihm, wenn er eben Freude an ihren Fortschritten zu erleben anfing. Daß unter so Vielen nicht alle seinen Bemühungen, Wünschen und Erwartungen mögen entsprochen haben, liegt in der Natur der Dinge: aber gewiß ist unter Allen, denen er Lehrer und Führer gewesen, nicht Einer, der sich nicht mit Ehrfurcht des Mannes erinnerte, nicht den Wunsch hegte, ihm nur von ferne ähnlich zu sein. Viele seiner ehemaligen Zöglinge, später würdige Seelsorger, gestanden es offen, daß sie ihm nächst Gott nicht nur ihre eigene Rettung aus Unglaube und Sünde, sondern auch alles das verdankten, was durch sie auf Andere mag gewirkt worden sein; und so kann der Selige mit Recht in einem mehr als bildlichen Sinne der geistliche Vater dieses Bistums genannt werden.

„Nachdem er im Jahre 1803 erster Vorstand des Seminars geworden, wurde ihm 1804 von dem Fürsten Primas, nach Auflösung der Minoriten, die bisher von diesen versehene Dompfarre zur Verwaltung übertragen. Mit Freuden übernahm der seeleneifrige Mann diese neue Bürde, und als sie ihm der Fürst, seine übergroße Anstrengung erkennend, später wieder abnehmen wollte, bat er dringend, sie ihm zu belassen, denn mit Gottes Beistand sei ihm die Last nicht zu schwer.

„Welche segensvolle Thätigkeit er nun auch in diesem so beschwerlichen Wirkungskreise gezeigt, wie er im Beichtstuhle, auf der Kanzel, am Krankenbette, in den Spitälern, in den Schulen, in der Armenpflege, rastlos gearbeitet, das vermag ich nicht zu beschreiben, und ich kann mich darüber auf das Zeugniß dieser beiden Städte*) berufen. Nur einige Züge, die seine wundersame Handlungsweise in diesen verschiedenen Amtszweigen anschaulich machen, will ich anführen.

„Wie allen erleuchteten Menschenfreunden lag ihm vor Allem das Wol der Kinder am Herzen: er wußte, daß hier für das Reich Gottes am meisten zu wirken, dem Reiche des Bösen am kräftigsten zu wehren sei. Daher seine unermüdliche Sorgfalt für die Schulen, die er täglich, in der Stadt sowol, als in Stadtamhof, regelmäßig besuchte, und mehrere Jahre in allen Klassen

*) Regensburg und Stadtamhof.

selbst den Religionsunterricht, wöchentlich 37 Stunden, ertheilte. Armen elternlosen Knaben war er Vater, speiste und kleidete sie; sein Nebenzimmer war eine Vorratskammer von Kleidungsstücken für arme Kinder; in reiferem Alter brachte er sie bei christlichen Leuten in Dienst, oder bei rechtschaffenen Meistern in die Lehre, zahlte das Lehrgeld und unterließ nicht, sich fleißig nach ihrem Betragen zu erkundigen. Die Schul- und Waisenkinder führte er selbst an gewissen Tagen zur Erheiterung in's Freie und erquickte sie mit Erfrischungen. Niemals war er glücklicher, als im Kreise der Kinder; sein ganzes Wesen verklärte sich in der Mitte der Unschuldigen, und der liebliche, trauliche Umgang mit ihnen war wol die einzige Erholung und Freude, die der entsagende Mann auf Erden sich gestattete. Kein Wunder daher, daß auch die Kinder sich zu ihm hingezogen fühlten, daß sie ihm zuliefen, wo immer sie ihn erblickten.

„Genau kannte er alle Familien seiner Pfarrei, vorzüglich die armen, kannte ihre Mittel und ihre Bedürfnisse, und wichtige Dienste leistete er hierdurch dem Armenpflegschaftsrate. Standhaft widersetzte er sich, wenn Minderbedürftige auf Kosten wahrhaft Aermerer aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden wollten, und gab dann lieber jenen von seinem Eigenen. Seine gewissenhafte Strenge hierin hat ihm manche öffentliche Beschimpfung von frechen Bettlern zugezogen; er ertrug es stillschweigend, als hörte er es nicht; ja, man hat ihn, begleitet von solchen laut scheltenden Lästerzungen, den weiten Weg über die Brücke und durch die Stadt friedlich und ohne ein Wort zu sagen bis zu seiner Wohnung gehen sehen. Hader und Zwietracht in den Familien, besonders wo die Erziehung der Kinder darunter litt, hat er nicht selten, wenn andere Mittel versagten, dadurch beschwichtigt und versöhnt, daß er plötzlich mitten unter die Entzweiten und ihre Kinder hintrat, sich auf die Kniee warf und laut das Vaterunser zu beten anfing. Den Pfründnern im Armenhause zu Stadtamhof, das er als Pfarrer damals verwaltete, theilte er, um ihren Neid zu unterdrücken, alle Montage mit eigenen Händen das Holz aus und besuchte sie täglich, um sie zum Frieden und zur Eintracht zu ermahnen.

„Vorzüglich aber in den Tagen allgemeiner Not war es, wo seine Entschlossenheit, sein Mut, seine rücksichtslose Hingebung, seine Liebe und Hirtentreue sich zeigte, und er dann als rettender Engel aus besserer Welt mitten in der größten Gefahr erschien. So bei großer Wasserflut, wo er mit Lebensgefahr auf einem Kahne zu den vom Wasser umspülten Häusern am Steinweg fuhr, um den bedrängten Einwohnern Nahrungsmittel durch die Fenster zu reichen. So an dem denkwürdigen Tage der Erstürmung von Regensburg, den 23. April 1809, wo er allein, mitten im heftigsten Gefechte, in den von Kugeln durchsausten, von wilden Kriegern durchzogenen Straßen erschien, um mit Feuerspritzen den nach allen Seiten um sich greifenden Flammen zu wehren, und zu helfen, zu retten, was zu retten war, oder, wo dies nicht möglich, den Unglücklichen Trost, den Sterbenden seine priesterliche Hilfe zu bringen. Er selbst hat diese schrecklichen Scenen in einer kleinen, höchst merkwürdigen Schrift beschrieben, hat alle Verluste so treu als möglich aufgezählt und nur seine eigenen verschwiegen; denn er rettete nichts, als seine Pfarrbücher — ein Schatz Millionen wert, wie er sagt — und sein Brevier: alle seine Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine kostbaren Handschriften gingen verloren. Seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitte dieser furchtbaren Gräuelscenen machte selbst auf die erhitzten Krieger einen solchen Eindruck, daß sie ihn unangefochten als einen Friedensengel mitten durch ihre gedrängten Scharen hindurchschreiten ließen.

„Ganz derselbe zeigte er sich auch, als im Jahre 1813 die rückziehenden

französischen Truppen das Nervenfieber in die Stadt brachten. Zu Hunderten lagen die Kranken und Sterbenden, halb nackt und voll Unreinigkeit, in dem Spitale aufgehäuft, die furchtbarste Ansteckung wütete unter den Elenden; täglich wurden Schiffe voll Leichen auf den untern Wörth gebracht und dort eingegraben. Er allein besuchte das Spital und verwehrte seinen Hilfsgeistlichen den Eintritt: „sie sollten sich für die Pfarrei erhalten, um ihn sei es nicht Schade." Da lag er dann mitten unter den ekelhaften Kranken, sprach ihnen geistlichen Trost zu, reichte ihnen die heiligen Sacramente, vernahm ihre letzten Seufzer und ließ sie in seinen Armen verscheiden. Dann eilte er heim und trug ihren Namen und Geburtsort sorgfältig in die Pfarrbücher ein, um auch dereinst ihren Familien Nachricht von ihnen geben zu können. Vorzüglich kam ihm seine Kenntniß der französischen Sprache hierbei zu statten und er pries sich dessen glücklich. Viele Wochen trieb er es so, bis er endlich selbst von der Seuche ergriffen und dem Tode nahe gebracht wurde. Er glaubte und wünschte schon damals zu sterben, aber er wurde dem Gebete der Frommen wiedergeschenkt, seine Krone war noch nicht reich genug geflochten.

„Als Prediger auf der Kanzel — wen von uns, der ihn gehört, hat er nicht jedesmal tief gerührt und erbaut? Schon seine bloße Erscheinung war eine Predigt der Gottseligkeit. Er sprach höchst einfach, nicht mit gesuchten schönen Worten, aber was er sagte, war Geist und Kraft, denn es war Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes. Es war, wenn er den Mund öffnete, wie wenn er die Reihe seiner fortwährend mit göttlichen Dingen beschäftigten Gedanken auf der Kanzel nur laut fortsetze. Wie ein treuer Hausvater brach er den Armen und Demütigen das Brot des Lebens; wer darnach hungerte, fand bei ihm volle Sättigung; wer aber Leckerbissen gekünstelter Rede suchte, sah sich getäuscht: denn auf Gottes Tafel gehörte ihm nur Brot und Wein. Und dennoch brach seine innere Begeisterung nicht selten unbewußt in wahrhaft dichterische und erhabene Worte und Bilder aus.

„So wirkte der eifrige Mann als Pfarrer, und wenn er den ganzen Tag rastlos für die Lebenden sich abgemüdet, so trieb ihn noch die Liebe in nächtlicher Stille und Dunkelheit hinaus auf den Gottesacker, um dort für die Todten zu beten; denn seine Hirtentreue reichte über das Grab hinaus, und selbst der Tod konnte seine Schäflein seinem Herzen nicht entreißen.

„Im Jahre 1821 trat er bei dem neuerrichteten Domkapitel als Kanonikus ein und nahm nun auch an den Arbeiten des bischöflichen geistlichen Rates noch thätigen Antheil. Aber noch höhere Würden — für ihn schwerere Bürden — waren ihm beschieden. Der hochwürdigste Bischof von Sailer erbat ihn sich im Jahre 1829 zum Weihbischof, und er nahm, nach demütigem Widerstreben, endlich aus Gehorsam gegen einen höhern Willen diese Würde, und bald darauf auch die eines Dompropstes an. Da sah das Bistum Regensburg zwei der ausgezeichnetsten Lichter der katholischen Kirche in Deutschland als Bischöfe auf seinem Leuchter. Sie hatten sich schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt; denn wie sehr sie auch durch angeborene Eigentümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren, es war dennoch Ein Streben, Ein Ziel, Ein Glaube, Eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich nahe brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden. Der Eine, von jeher mehr auf den offenen Schauplatz der Welt hingestellt in's Weite zu wirken, der Andere durch seine Stellung auf einen engeren Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie Beide für Gottes Reich, kämpften Beide gegen Unglauben, Weltsinn und Finsterniß; der Eine ein Johannes, der Jünger der Liebe, der Andere ein Jacobus, der Gerechte; denn das Christentum vernichtet

nicht die geistige Eigentümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiliget sie. Sailers Liebe und Verehrung für Wittmann hat sich am rührendsten gezeigt, als er in tödtlicher Krankheit sein Bistum ihm empfahl, und dann sagte: „Nun könne er ruhig sterben," und von Wittmanns Liebe und Verehrung für Sailer zeugten die Thränen, in die er ausbrach, als er seinen Alumnen des Sterbenden Abschiedsgruß brachte, und die Worte, die er dort an seinem Grabe gesprochen hat.

„Wer war würdiger als er, der apostolische Mann, den Hirtenstab des heil. Wolfgang, als derselbe den Händen des sterbenden Bischofs Sailer entfiel, aufzuheben und fortzuführen? Der König erkannte dies und bezeichnete ihn hier im Dome, auf Sailers Grab, zu dessen Nachfolger. Hochauf jubelten die Bistumsangehörigen, priesen Gott und segneten diese Wahl, die sie besser als alles Andere für den erlittenen Verlust entschädigen konnte. Nur Einer war, der sich nicht freute, der ernst alle Glückwünsche zurückwies — der Ernannte selbst. Eine innere prophetische Stimme, ein Lichtblick, der ihm vielleicht im nächtlichen Gebete geworden, hieß ihn an eine andere Zukunft gedenken. Schon in seiner vorjährigen Krankheit hatte er ausgesprochen, er werde, wenn er auch diesmal genese, nicht lange mehr leben. Jetzt sagte er mehrmals bestimmt voraus, er werde den bischöflichen Stuhl nicht besteigen. Und seine Voraussage, auf die man so gern nicht achten wollte, hat sich nun doch, leider! bewährt. Durch ein zufälliges Versäumniß in dem vorgeschriebenen Verfahren wurde seine Präconisation beim päpstlichen Stuhle verzögert. Am Freitag den 22. Februar besuchte er Morgens noch den geistlichen Rat und bestieg Nachmittags in der Seminarkirche die Kanzel, um die gewöhnliche Fastenpredigt zu halten. Man bemerkte ängstlich seinen schweren, peinlichen Gang und die ungewöhnliche Anstrengung seines Vortrags. Er predigte vom Stolze und erklärte, wie er eigentlich darin bestehe, daß wir Menschen, wir elenden Sünder, keine armen Sünder sein wollten. Wie eine Stimme aus der Geisterwelt tönte sein durchdringendes Wort. Am anderen Morgen um 5 Uhr stand er schon wieder am Altare, aber die bisher unterdrückten Schmerzen wurden so heftig, daß er ihn nach kaum vollendetem heiligem Opfer schleunig verlassen mußte. Eine höchst qualvolle Krankheit hatte sich ausgebildet. Mit der Geduld eines Märtyrers erlitt er, auf sein ärmliches Lager hingestreckt, die grausamen Schmerzen. Zwar gelang es den sorgfältigen Bemühungen der Aerzte, ihm einige Linderung zu verschaffen; er selbst glaubte vielleicht einen Augenblick an sein Aufkommen, und dachte auch sogleich schon wieder an die Erfüllung seiner Amtspflichten. Aber Rettung war nicht mehr möglich, und freudiger wendete er sein Angesicht vom Leben weg und dem Tode zu. Allgemein war die Trauer; in Kirchen und Schulen wurde öffentlich für ihn gebetet. Er selbst war in stetem innerem Gebete; oft fragte er nach der Tagesstunde und äußerte auf die jedesmalige Antwort: „In dieser Stunde hat Jesus dieses — jenes gelitten." Täglich empfing er die heilige Communion mit der Inbrunst eines Seraphs. Rührenden Abschied nahm er von Allen, die ihn besuchten, erkannte darunter selbst Solche, die er nur einige Male gesehen, und sagte Jedem ein dankbares, liebreiches, trostvolles Wort. Seinen Alumnen und Hausgenossen gab er feierlich seinen Abschiedssegen und sagte dann: „Ich beschließe jetzt mein armseliges Leben, Gott nimmt mich zu sich; ich hoffe auf Seine Barmherzigkeit." Die Nähe des Todes fühlend, verlangte er, daß man ihn auf die Erde bette, ließ ein Kruzifix vor sich hinstellen und sagte: „Ich bin ein Christ, ich will unter dem Kreuze sterben." So lag er den letzten Tag und die Nacht in stiller Erwartung seiner Erlösung, und als am Feste des heil. Johannes von Gott

der Morgen anbrach, der ihn so oft im Gebete gefunden, fand er diesmal an der Erde nur noch die Leiche des Betenden, der Geist stand schon in der Ewigkeit anbetend vor Gottes Thron.

„So lebte und wirkte, so litt und starb der große Mann, würdig der schönsten Tage des Christentums, und darum eine um so köstlichere Gabe Gottes in dieser entarteten Zeit. Erkennen wir es daher mit gebührendem Danke an, daß er uns, die wir seiner nicht wert waren, geschenkt ward, daß er uns so lange erhalten worden ist."

H. Schubert.

20. Christoph Schmid.

Christoph Schmid wurde den 15. August 1768 in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Dinkelsbühl geboren und stammte aus einer unbemittelten katholischen Familie. Sein Vater Friedrich Schmid war ein Deutsch-Ordens-Beamter und ein sehr edeldenkender, religiöser und kenntnißreicher Mann; seine Mutter Therese war eine vortreffliche Hausfrau, sehr fromm und von großer Schönheit. Die Eltern hatten außer ihrem ältesten Sohne Christoph noch sechs Söhne und zwei Töchter, und sie gaben sich alle Mühe, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung und Bildung zu geben. Der Vater sagte öfters zu seinen Kindern: „Der einzige Reichtum, den ich euch hinterlassen kann, ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche Andere mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als wer er ist, was er weiß und kann."

Christoph war von Natur ein sanftes, sinniges Kind. Er beobachtete Alles aufmerksam und hatte schon frühe eine besondere Freude an den Schönheiten Gottes in der Natur. Als sich im Jahre 1770 ein Komet sehen ließ, weckte ihn der Vater um Mitternacht und trug ihn an's Fenster; er war damals etwa zwei Jahre alt. Christoph Schmid schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkenstreife ähnlich, ließ mich gleichgültig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinne." Ein ander Mal führte ihn die Mutter an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maßlieben wie übersäet war. Christoph Schmid sagt hierüber: „Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grunde, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergeßlich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe schon ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert."

Auch große Freude an der Einsamkeit, am Lernen und am stillen Nachdenken war dem Knaben eigen. Einmal an einem schönen Sommermorgen führte ihn ein frommer Geistlicher nach einer Kapelle, welche vor der Stadt auf einer Anhöhe lag. Neben der Kapelle befand sich eine kleine Klause, in welcher ein alter Eremit mit langem Barte einsam wohnte. Die reinliche Zelle desselben, sein hübsches Klausnergärtchen, das reichlich mit Gemüsen versehen und mit Blumen geziert war, die süße Stille und Einsamkeit umher entzückten den Knaben so sehr, daß er in kindlicher Einfalt die Lebensweise des Einsiedlers nachahmen wollte. Sobald er nach Hause gekommen war, machte er einen Versuch dazu. „Ich wählte," schreibt er, „das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen

großen alten Teppich benutzte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, betete, las und schrieb da und dünkte mich in kindlicher Einfalt ein wirklicher Klausner zu sein. Die Mutter hatte mich vermißt, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht."

Eine besondere Freude hatte Christoph Schmid an schönen Erzählungen; am liebsten las er die biblischen Geschichten und erzählte sie seinen Geschwistern dann aus dem Gedächtnisse. Wenn er irgendwo ein leeres Blättchen Papier oder einen Briefumschlag fand, schrieb er kleine Denkreime, die er auswendig wußte, darauf. Der künftige große Schriftsteller steckte bereits in dem kleinen Knaben.

Nachdem er die deutsche Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, schickte ihn sein Vater einige Male in der Woche zu einem Pater im Karmeliterkloster zu Dinkelsbühl, der ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Der Knabe machte bei seinen vortrefflichen Anlagen und seinem großen Fleiße so rasche Fortschritte, daß der Vater beschloß, ihn studieren zu lassen. Da in Dinkelsbühl selbst keine lateinische Lehranstalt war, sandte er ihn nunmehr nach der bayerischen Stadt Dillingen, woselbst sich ein Gymnasium und eine Universität befanden. Christoph Schmid sagt über seinen Abschied vom elterlichen Hause: „Es ist mir unvergeßlich, wie mein Vater, als ich in die Kutsche gestiegen war, mir noch einmal die Hand reichte und seine Ermahnungen mit den wenigen Worten noch einmal kurz wiederholte: Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bete und studiere fleißig. Sein väterliches Angesicht voll liebevollen Ernstes und nicht ohne Wehmut sehe ich noch jetzt im Geiste."

Leider sollte er diesen guten Vater nur zu bald verlieren und ihn in dieser Welt nicht mehr sehen. Denn kaum waren zwei Monate verflossen, so starb derselbe. Die Vorausahnung, welche der Sohn von dem Tode seines Vaters in einem Traumgesichte hatte, ist bemerkenswerth. Christoph Schmid schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Zwei Monate nachher (d. i. nach seiner Ankunft in Dillingen) träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traume und sprach zu mir: „Dein Vater ist sehr krank." Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsere Hausfreunde wolbekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmerter. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen. Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübter und blieb es den ganzen Tag über."

Nach ein paar Tagen wurde Christoph Schmid zu seinem Professor berufen, und dieser sagte ihm, er habe leider ein Schreiben mit der Nachricht erhalten, daß sein Vater sehr krank sei. Christoph Schmid erschrack und sagte erschüttert zu dem Professor: „Sagen Sie es nur gerade heraus — mein Vater ist gestorben." Betroffen fragte der Professor: „Wer sagte Ihnen das?" „Niemand," sprach Christoph Schmid, „genug, ich weiß es." Nun erst las ihm der Professor nach einigem Zögern den Trauerbrief vor, worauf der tiefbetrübte Jüngling in heftiges Weinen ausbrach.

Der frühe Verlust des Vaters war für Christoph Schmid und die Seinigen ein großes Unglück. Es waren neun unerzogene Kinder; das Gnadengehalt, welches die Witwe erhielt, fiel sehr gering aus, und Vermögen war auch keines da. Das war für die arme Witwe ein großer Kummer und sie blickte mit großer Angst und Besorgniß in die Zukunft. An eine höhere Ausbildung ihrer Kinder durfte sie kaum mehr denken. Als daher Christoph nach Hause gekommen war, zeigte sie zwar eine große Freude über die vorzüglichen Zeugnisse, die er mitgebracht hatte, sagte ihm aber zugleich: „Lieber Christoph, ich bin außer Stand, dich fortstudieren zu lassen; unsere Hausfreunde sind der Meinung, du sollest dich dem Schreiberfach widmen. Der Herr Obervogt, unter dem dein seliger Vater arbeitete, ist bereit, dich in seine Kanzlei zu nehmen, wo du bald hinreichendes Brot wirst verdienen können."

Christoph Schmid war höchst bestürzt; er hatte durchaus keine Neigung, ein gewöhnlicher Schreiber zu werden; er fühlte, daß er zu etwas Höherem geboren sei, er verlangte sehnlich, fortstudieren zu dürfen. Da er aber keine Aussicht dazu sah, so schrieb er an seinen Jugendfreund Brentano in Dillingen, der unter allen seinen Mitschülern immer das meiste Wolwollen gegen ihn gezeigt hatte, daß er zu seinem großen Leidwesen das Studieren aufgeben müsse und nun nicht mehr nach Dillingen kommen werde. Zugleich empfahl er seine Angelegenheit Gott und flehte herzlich zu ihm, er wolle Alles so leiten, wie es für ihn am besten sei. Und siehe, Gott half; seine hl. Vorsehung hatte Christoph Schmid zu etwas Höherem ausersehen. Sogleich mit umgehender Post kam ein Brief seines Freundes, des Inhaltes, Christoph Schmid solle auf der Stelle nach Dillingen kommen; Geheimrat von Weber daselbst wünsche ihn zum Hauslehrer für seine Kinder; er werde in dem Hause desselben nicht nur ganz freie und vollkommene Verpflegung erhalten, sondern auch eine sehr edle Behandlung finden. Auch bleibe ihm noch neben seiner Hauslehrerstelle so viel freie Zeit, um seine Studien fortsetzen zu können. Christoph Schmid und seine Mutter waren über diese Nachricht hocherfreut. Er packte sogleich sein kleines Köfferchen, übergab es einem fahrenden Boten und trat, obgleich bereits große Kälte herrschte, seine Reise zu Fuß nach Dillingen an.

Christoph Schmid wurde von dem Geheimrat Weber sehr gütig aufgenommen, und dieser stellte ihm seine Kinder, zwei hoffnungsvolle Knaben und ein Mädchen, vor. Von demselben erfuhr er auch, daß die Hauslehrerstelle ursprünglich seinem Freunde Brentano zugedacht gewesen sei, daß aber dieser, sobald er Christoph Schmids traurige Lage erfahren hatte, auf die Stelle verzichtet und seinen Freund für dieselbe empfohlen habe. Christoph Schmid unterrichtete die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Naturlehre, Geographie, Geschichte, Religion und im Zeichnen, zur großen Zufriedenheit der Eltern. Nebenbei setzte er seine Studien fleißig fort. Da der junge Hauslehrer den Tag über keine Zeit zum Privatstudium fand, verwendete er die Nacht dazu. Oft noch um Mitternacht brannte seine Lampe, und erst spät gönnte er sich Ruhe.

Nachdem Christoph Schmid zwei Jahre in diesem Hause zugebracht und sich viele Kenntnisse erworben hatte, entschied er sich für einen bestimmten Beruf. Er beschloß, ein Geistlicher zu werden. Sein frommer, stiller Sinn neigte sich zu diesem ernsten Stande hin. Er unterzog sich daher einer Prüfung um Aufnahme in ein Seminar zu Dillingen, das zur Ausbildung junger Priester bestimmt war. Dieselbe fiel vorzüglich aus und er wurde in dieses Institut aufgenommen. Auch hier genoß er zum größten Theil freie Verpflegung, was für seine Mutter eine große Erleichterung war. Ueberdies gewann er hier noch einen väterlichen Freund, der auf seine ganze künftige

Geistesrichtung und sein Lebensschicksal den entschiedensten und segensreichsten Einfluß hatte. Es war dies der nachmals so berühmte Bischof Johann Michael Sailer, damals Professor der Theologie an der Universität Dillingen. Dieser wahrhaft edle und fromme Mann nahm sich Christoph Schmids mit der uneigennützigsten Liebe an und unterstützte ihn auf alle Weise. Christoph Schmid durfte viele Stunden in dem geistreichen Umgange des geliebten Lehrers zubringen, und aus diesem Verhältniß entstand später ein unzertrennliches Freundschaftsbündniß.

Im Jahre 1791 hatte Christoph Schmid seine Studien vollendet und wurde am 17. August dieses Jahres zum Priester geweiht.

Nun begab er sich in seine Heimat. Welche Seligkeit empfand die gute, vielgeprüfte Mutter in dem Augenblicke, als ihr geliebter Sohn als Priester in ihr armes Witwenstübchen trat, sie in seine Arme schloß und ihr den priesterlichen Segen ertheilte! Freudig drängten sich seine übrigen Geschwister herbei, um ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen. Thränen der süßesten Rührung und des heißesten Dankes gegen Gott wurden von Mutter und Kindern geweint.

Alsbald bekam Christoph Schmid eine Anstellung als Hilfspriester bei einem frommen Pastor auf dem Lande. Er hatte in dem alten Pfarrhause nur ein kleines Stübchen. Ein Tisch, ein Schreibpult, ein paar Stühle, ein Kleiderkasten, eine Bettstätte — Alles von Tannenholz, und ein Kruzifix, das zwischen den zwei Fenstern mit runden Scheiben an der Wand hing, machten die ganze Einrichtung aus. Indessen war Christoph Schmid doch herzlich vergnügt dabei; denn er begehrte nicht mehr. Er stand sehr frühe auf, betete, studierte und half dem Pastor sehr eifrig seine Pfarrgemeinde unterrichten, leiten und dem guten Hirten Jesus Christus zuführen. In freien Stunden unterhielt er sich mit Klavierspielen, studierte fremde Sprachen und begleitete seinen Pastor auf den Spaziergängen. Wenn die guten Landleute die beiden Geistlichen in freundlichem Gespräche mit einander spazieren gehen sahen, so pflegten sie, weil der Pastor von Person sehr groß, Christoph Schmid aber sehr klein war, zu sagen: „Da kommen Abraham und Isaak.“

Christoph Schmid hatte als Hilfspriester außer der Verpflegung nur ein sehr geringes Gehalt. Sobald er sich jedoch das erste Geld erspart hatte, ließ er sich ein Goldstück dafür auswechseln, schickte es seiner Mutter zum Geburtstage und schrieb ihr folgendes Briefchen dazu:

„Liebste Mutter!

„Ihr Geburtstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe gute Mutter noch recht lange erhalten wolle.

„Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihren Geburtstag zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht. Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als an Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt. Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Christoph.“

Auch an seine Geschwister schrieb er viele Briefe, in welchen er sie ermahnte, fleißig zu lernen und Gott vor Augen zu haben, um einst brauchbare Menschen in der Welt zu werden.

Nachdem Christoph Schmid jenem Pastor eine Zeit lang Aushilfe in der Seelsorge geleistet hatte, begehrte ihn ein anderer. Bei diesem noch frömmeren Manne konnte er auch nur Gutes sehen und hören. Die Pfarrei desselben war indessen sehr groß und lag in einer sehr rauhen Gegend nahe an den Vorbergen der Tyroleralpen. Sie umfaßte mehr als 80 Weiler, Bauernhöfe und Mühlen, die weithin zerstreut in der Gegend umherlagen. Da mußte Christoph Schmid oft bei der rauhesten Witterung zur Winterszeit im Schnee umherwandern, um die Kranken zu besuchen und ihnen geistlichen Trost in ihre Hütten zu bringen. Er that es gern und unverdrossen, er freute sich, den Menschen Gutes thun zu können und ihnen die Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden. Er hielt hier viele schöne Predigten und unterrichtete besonders die Kinder sehr fleißig und liebevoll in der heiligen Religion Jesu.

Im Jahre 1796 erhielt Christoph Schmid ein sogenanntes Schulbeneficium in dem Marktflecken Thannhausen an der Mindel. Diese Stelle gab ein Gehalt von etwa 300 Gulden, auch war der Titel eines Schulinspektors damit verbunden. Der Inhaber dieses Beneficiums hatte die Verpflichtung, über die Schule des Ortes die Aufsicht zu führen und den Religionsunterricht darin zu ertheilen. Christoph Schmid zog nun dahin, nahm seine jüngere Schwester Francisca zu sich und fing eine eigene Haushaltung an. Er fand die Schule daselbst in so unvollkommenem Zustande, daß er sich entschloß, selbst Schule zu halten. Bald gelang es ihm, die Schule zu Thannhausen zu einer wahren Musterschule zu erheben, und es fanden sich bei den Prüfungen und auch sonst viele jüngere Lehrer und Geistliche ein, um seine Methode zu beobachten und ihre Schulen darnach einzurichten. Viele hundert und hundert Stunden brachte er in der Schule unter den Kindern zu, und diese hingen mit einer Liebe und Hochachtung an dem Kinderfreunde, daß das Lernen und Lehren ihnen und ihm zur Lust wurde. Um die Kinder für ihren Fleiß zu belohnen, veranstaltete er zuweilen kleine Kinderfeste, auch verfaßte er Schauspiele, welche sie aufführen durften. An schönen Frühlings- und Sommermorgen ging er mit ihnen hin und wieder auf einen Hügel vor dem Orte hinaus und erwartete in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne. Er lehrte sie hier den Schöpfer in seinen Werken kennen, lieben und anbeten, und machte sie auf die reinen, edlen Freuden aufmerksam, die ein schuldloses Herz in Gottes schöner Schöpfung fühlen und genießen kann. Auch seine Schwester Francisca, die ein sehr gebildetes und geistreiches Frauenzimmer war und die der berühmte Naturforscher Schubert nur „Maria-Martha“ hieß, unterstützte ihren Bruder in dem edlen Geschäfte der Jugendbildung. Da sie eine Meisterin im Nähen, Stricken und Sticken war, so eröffnete sie auf seinen Wunsch eine Arbeitsschule für die weibliche Jugend. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht bloß die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder unter der Arbeit gesungen. Christoph Schmid verfaßte die schönsten derselben. Vieles trug sie so zum Lebensglücke ihrer Zöglinge bei. Viele dieser Mädchen wurden treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in weibliche Erziehungsanstalten und wirkten später als Lehrerinnen, besonders der Industrie. Auf diese und andere segensreiche Weise arbeiteten hier beide Geschwister zur Bildung und Veredlung der Jugend.

In Thannhausen war es auch, wo sich die ersten Blüten von Christoph Schmids schriftstellerischer Thätigkeit entwickelten. Zunächst gab er 1801 seine allbekannte biblische Geschichte heraus, durch welche er zuerst die Auf-

merksamkeit des großen Publikums auf sich lenkte. Diesem glänzenden Versuche folgte der erste Unterricht von Gott, ein kleines, meisterhaft ausgeführtes Lesebüchlein für die Anfänger in der Schule. Dann erschienen die Ostereier, die Genovefa, und andere seiner lieblichen Schriften. Im Anfange schrieb Christoph Schmid diese Erzählungen nur für die Schuljugend zu Thannhausen und las sie aus dem Manuscripte an den Sonntagen Nachmittags nach der Sonntagsschule den Schülern vor; erst später gab er sie auf vielseitigen Wunsch heraus. Ueber den Eindruck, den diese Erzählungen auf die Jünglinge und Jungfrauen machten, als sie der Verfasser zuerst selbst vorlas, schreibt eine seiner Schülerinnen: „Mit Sehnsucht warteten wir, bis sich die Thüre öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscripte in der Hand eintrat. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und der Lehrer selbst wie seine Schüler horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen inne gehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörbchens. Wir merkten die vorgeschriebene Zeit nicht und bestürmten den ermüdeten Vorleser mit Bitten fortzufahren. Von einem Sonntage zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen war, auf die Fortsetzung derselben am nächsten Sonntag. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Vom Blumenkörbchen wurden von einigen Schülerinnen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben. Die schönen Erzählungen blieben aber nicht bloße Gedächtnißsache, sie bestimmten auch die Handlungsweise sehr vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah recht viele sittsame, unschuldige, fromme und fleißige Mädchen aufblühen, die sich die hervorleuchtenden Tugenden einer Genovefa, einer Rosa von Tannenburg, einer Maria im Blumenkörbchen zu Musterbildern wählten und fern von Weltsinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und stillen, häuslichen Tugenden suchten, zur Freude ihrer Eltern und geistlichen Lehrer."

Man kann fragen, wie kam es doch, daß diese Erzählungen, zuerst in einem unbekannten Dorfe verfaßt und der Dorfjugend daselbst vorgelesen, allmählich einen Weg durch ganz Europa fanden und auch jenseits des Oceans mit Freude und frommer Rührung gelesen werden? Was für ein Zauber liegt in ihnen, daß sie im Norden wie im Süden, im Palaste wie in der Hütte Eingang gefunden haben? Es ist einmal das Natürliche und Einfache, das in ihnen liegt. Christoph Schmid schreibt wie Claudius so recht aus dem frohen, heitern Gemüte der Jugend und des Volkes heraus. Es liest sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn Viele geglaubt haben, aber doch alsbald entweder in den gewöhnlichen Fibelton oder in den mit Worten prunkenden, gespreizten Romanton verfallen sind. Wer für Kinder kindlich und für das Volk volkstümlich schreiben will, muß dazu geboren, muß ein Genie sein. Und Christoph Schmid war dazu geboren.

Alsdann holt er den Stoff zu seinen Erzählungen nicht aus einer unbekannten Ferne. Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Seine Erzählungen sind zarte Familiengemälde; die Personen, die darin auftreten, sind meist dem häuslichen Kreise entnommen, und ihre Schicksale von der Wiege bis zum Grabe spinnen sich in diesen Erzählungen mit allen ihren Freuden und Leiden vor uns ab. Wir schauen in die in=

nerste Tiefe des menschlichen Herzens hinein wie in den Kelch einer Blume. Die Gefühle der Kindes= und Elternliebe, der Andacht, des Wolthuns ziehen sich wie Silber= und Goldfäden durch das ungekünstelte Gewebe dieser Erzählungen hin. Gerade dieses allgemein Menschliche darin spricht jedes Menschenherz an.

Ueber all' dem schwebt dann wie ein mildes Licht von Oben das Walten einer höheren Hand in den Schicksalen der Menschen. Der Verfasser weist stets auf eine väterliche Obsorge und Leitung der menschlichen Schicksale hin. Den stillen und erhabenen Hintergrund dieser idyllischen Erzählungen bildet die Religion, sie, die uns immer und überall tröstet, aufrecht erhält, zurechtweist, heiligt und beseligt. Das ist der Zauber, der die Herzen derer ergreift, welche diese Erzählungen lesen. Darum werden sie ein bleibendes Gemeingut der Nationalliteratur bleiben, und wenn schon hundert und hundert andere Produkte der Volks= und Jugendliteratur vergessen sind, werden sie unsere Enkel noch schön finden und sie werden noch in späten Tagen das Kind wie den Greis erfreuen und rühren.

Die Einfachheit und Schönheit des Inhalts prägt sich naturgemäß auch in der Form aus. Der Styl ist durchweg klar und edel. Wie bei gelungenen Gemälden ist namentlich in den früheren Schriften Christoph Schmids kein Pinselstrich zu viel, noch zu wenig. Das rechte Maß ist gehalten. Auch in formeller Hinsicht sind sie kleine, vollendete Kunstwerke und gehören der klassischen Literatur an.

Endlich ist bei der Charakteristik dieser Schriften in's Auge zu fassen, daß Christoph Schmid zu einer Zeit damit hervortrat, in der das Feld der Jugendliteratur fast noch gar nicht angebaut war, vor einem halben Jahrhundert. Aehnlich wie Göthe durch Herausgabe seiner ersten Schriften einen neuen Umschwung in der Literatur der höhern Lesewelt Deutschlands hervorbrachte, so hat Christoph Schmid durch Herausgabe seiner Ostereier die Jugendliteratur auf die erste und richtige Bahn hingewiesen. Man kann ihn mit Recht den Nestor der deutschen Jugendschriftsteller nennen.

Nahezu 20 Jahre befand sich Christoph Schmid in Thannhausen und pflegte, während allenthalben Kriegsgetümmel herrschte und Bildung und Sitte darunter litten, die edle Pflanze der Jugend= und Volksbildung für bessere Zeiten mit zarter Hand. Während dieser Zeit wurde er von der königlich bayerischen Regierung zum Distriktsschulinspektor der Schulen diesseits und jenseits der Mindel ernannt; auch eine Professur der Aesthetik an der Universität zu Dillingen hatte man ihm angetragen, die er indessen wegen Kränklichkeit nicht annahm.

Im Jahre 1816 verließ er Thannhausen, das ihm beinahe zur zweiten Heimat geworden war, und übernahm die ihm von dem Grafen von Stadion verliehene einträgliche Pfarrei Oberstadion in Württemberg. Auch hier erhielt er zwei Berufungen; eine als Professor der Moral an der Universität Tübingen, die andere als Direktor des Priesterseminars zu Rottenburg am Neckar. Doch er lehnte beide ab; er wollte als einfacher Pastor leben und nebenbei durch Schrift und Wort an der Veredlung und Bildung der Jugend arbeiten. Auch in Oberstadion gab er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes daselbst mehrere Jugendschriften heraus.

Im Jahre 1826 rief König Ludwig von Bayern Christoph Schmid in Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für Jugendbildung wieder nach Bayern zurück und verlieh ihm die Stelle eines Domkapitulars zu Augsburg. Bei Errichtung der Kreisscholarchate in Bayern wurde er zum ersten Mitgliede des Kreisscholarchats im Oberdonaukreise ernannt und im Jahre 1837

schmückte König Ludwig die Brust des verdienten Mannes mit dem Civilverdienstorden der bayerischen Krone.

Christoph Schmid verwendete auch während seines Aufenthaltes in Augsburg jede freie Stunde auf Herausgabe und Verfassung von Jugendschriften. Schon um 4 Uhr Morgens, sowohl im Sommer als im Winter, saß er an seinem Arbeitstischchen: oft sagt er: „Nur die Zeit von Morgens 4 Uhr bis 8 Uhr kann ich mein nennen“; denn den Tag über nahmen die Geschäfte beim bischöflichen Ordinariate und beim Kreisscholarchate alle seine Zeit in Anspruch. Er speiste für sich sehr einfach, war aber immer bei Tisch sehr heiter, besonders wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren. Dann war er unerschöpflich im Erzählen von heiteren Anekdoten, und wer immer bei ihm speiste, fand sich zuvorkommend bedient und angenehm unterhalten. An schönen Abenden ging er entweder allein, oder, was in der Regel der Fall war, von einem Freunde begleitet, vor die Stadt hinaus spazieren und lustwandelte im Schatten der schönen Alleen, die Augsburg umgeben. Wenn er nach Hause kam, speiste er ein einziges Ei zu Nacht, durchging die Zeitungen und las seiner Schwester, die Abends mit ihrer Arbeit auf sein Zimmer kam, aus einem schönen Buche noch eine Stunde lang vor.

Außer der Dichtkunst liebte Christoph Schmid insbesondere die Kunst der Malerei; er zeichnete selbst sehr gut und war ein großer Kenner von Gemälden. Er besaß auch eine kleine Sammlung trefflicher Oelgemälde. Er war ein großer Liebhaber von Blumen, und man konnte ihn sehr erfreuen, wenn man ihm einen Strauß frischer, duftender Blumen in das Zimmer stellte. In dem Gärtchen an seinem Hause, in dem er gern nach Tisch spazieren ging, blühte den ganzen Frühling und Sommer hindurch immer ein prächtiger Blumenflor. Die Vögelein kamen zur Winterszeit häufig an sein Fenster geflogen, wo er ihnen dann Körnlein und Brosamen ausstreute. Eine Nachtigall oder ein Kanarienvögelein hatte er beständig in seinem Zimmer. Ach, wie betrübt war er, als einmal eine Katze die jungen Vögelein aus einem Hänflingsneste raubte, das sich in einem Gebüsche seines Gärtchens befand.

Dieselbe Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche Christoph Schmid in seinen Schriften den Lesern an's Herz legt, übte er überreichlich während seines Lebens. Wie vielen Familienvätern half er aus der Not, wie viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, wie viele Studierende hatten Monatgelder in seinem Hause, wie manchem Bedrängten verschaffte er durch seine Empfehlung eine Stelle! Gott wird sie gezählt haben, die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Dem edlen Manne fehlte aber auch die verdiente Anerkennung von Seiten der Welt nicht. Er genoß viele Ehre und Freude, zumal in seinem Greisenalter. Fürsten, Bischöfe, Gelehrte und Künstler suchten den berühmten Jugendschriftsteller in seinem kleinen Häuschen auf, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm ihre Hochachtung zu bezeugen. Auch vornehme Damen kamen mit ihren Kindern. Eines Tages im Frühlinge 1849 kamen unter Andern drei Gräfinnen mit sechs Kindern, drei Mädchen und drei Knaben. Einer dieser Knaben war in Athen, der zweite in Neapel und der dritte in St. Petersburg geboren. Als Christoph Schmid sein 50jähriges Priesterjubiläum nach gewohnter Weise stille feiern wollte, erschien eine Deputation aus seiner Vaterstadt Dinkelsbühl und ließ ihn feierlich einladen, dieses Fest in den Mauern seiner Vaterstadt zu feiern. Die gesammte Schuljugend beider Confessionen ging dem geliebten Kinderfreunde, der von Augsburg herkam, weit vor die Thore der Stadt hinaus entgegen, und mitten

unter der blühenden Kinderschar, welche ihm Blumen streute und Lieder sang, zog der Greis freundlich grüßend in seine Vaterstadt ein. Die Bürgerschaft bot Alles auf, ihren Mitbürger würdig zu verehren. Das altertümliche Haus, in dem Christoph Schmid das Licht der Welt erblickt hatte, war mit Blumen und grünem Laube bekränzt, und als er auf den Gottesacker hinauskam, um die Ruhestätte seiner geliebten Eltern zu besuchen, fand er die theuren Grabhügel gleichfalls reich mit Blumen geschmückt. Christoph Schmid hielt bei dieser Feier die Festrede selbst in der ehrwürdigen Pfarrkirche zu Dinkelsbühl. So groß dieser herrliche Tempel ist, war er gedrängt voll Zuhörer beider Confessionen. Die Rede, welche später im Druck erschien, war so rührend demütig und voll Dank gegen Gott, daß kein Auge trocken blieb. Bevor Christoph Schmid seine Vaterstadt verließ, hinterlegte er bei dem Magistrate die Summe von 1000 Gulden für die Kleinkinderbewahranstalt daselbst.

Nicht minder bemühte sich die Stadt Augsburg, den Greis zu ehren und zu erfreuen. Als sein achtzigster Geburtstag herangekommen war, wurde in dieser Stadt ihm zu Ehren ein sehr schönes und sinniges Fest gefeiert. Der Regierungspräsident von Fischer holte den würdigen Greis am Morgen dieses Tages, den 15. August, nach dem altertümlichen Rathause in seinem Wagen ab. Auch der Bischof und die beiden Bürgermeister der Stadt hatten sich dort eingefunden, und sie führten nun Christoph Schmid in den großen goldenen Saal, voran gingen zwölf weißgekleidete Mädchen mit blauen Schärpen, die dem Kinderfreunde Blumen auf den Weg streuten. Im goldenen Saale empfing ihn die Schuljugend beider Confessionen mit einem Liede, eine überreich blühende, heitere Kinderschar. Viele der angesehensten Männer Augsburgs aus allen Ständen hatten sich eingefunden, besonders viele Mütter waren da, ein reicher Kranz von Frauen. Ein Mädchen überreichte Christoph Schmid eine große goldene Denkmünze, die besonders auf diesen Tag geschlagen worden war. Auf der einen Seite war das Brustbild Christoph Schmids sehr kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde der Jugend, Christoph von Schmid, geboren den 15. August 1768, zum 80. Geburtstage." Auf der andern Seite der Denkmünze war ein Engel abgebildet, der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine giftige Schlange ab. Die Umschrift ist aus der Erzählung Heinrich von Eichenfels und lautet: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft." Alsdann wurde dem Greise von einer eigens zu diesem Feste eingetroffenen Deputation aus seiner Vaterstadt ein prachtvoll gearbeiteter Kranz aus silbernen Lorbeer- und Eichenblättern mit goldenen Eicheln überreicht. Der Kranz lag auf einem rotsammetnen Kissen, worauf der Name Christoph von Schmid in Gold gestickt war. Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder sechs lebende Bilder aus den sechs schönsten Erzählungen Christoph Schmids dar, und am Schlusse dieser sehr sinnig ausgeführten Tableaux überreichte jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen dem Jubelgreise abwechselnd je eine Blume und sprach dabei ein kurzes Gedicht. Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese sehr kunstvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Vase, welche er dem Kinderfreunde und Jugendschriftsteller mit den Worten übergab:

Ein schwaches Bild ist's, was wir geben.
Vom Blumenkörbchen, das so lieb,
So lehr- und trostreich für das Leben
Uns deine Meisterhand beschrieb.

Der Sinn nur gebe Wert der Gabe,
Ihn kröne deine Huld, o Greis!
Heil dir! einst singt noch über'm Grabe
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Umdrängt von den heiteren Kindern und den glückwünschenden Eltern verließ der edle Greis, tiefgerührt und freundlich und demütig dankend, den Festsaal, und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, bewegte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge. Es war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen 80jährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich roten Wangen, in Mitte blühender, braun- und blondgelockter fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüte der Jugend mit der letzten Blüte des Alters und die unschuldige Freude des Kindes mit der frommen Rührung des Greises.

Diesen Auszeichnungen wurden später noch zwei weitere beigefügt. König Maximilian von Bayern verlieh ihm 1850 das Commenturkreuz des Verdienstordens vom heil. Michael, und die Universität Prag beehrte ihn aus Veranlassung ihrer 500jährigen Jubelfeier mit dem Diplom der theologischen Doctorwürde.

In dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, welche Christoph Schmid von Seite des Magistrats der Stadt Augsburg und der Schuljugend beider Confessionen bereitet wurden, übersandte er dem Stadtmagistrate eine Summe von 1200 Gulden für die Wolthätigkeitsanstalten und die Armen der Stadt.

Sanft und wolthätig, einem Silberbache gleich, der die Fluren tränkt, durch welche er fließt, und an dessen Ufern Blumen gedeihen, war auf die beschriebene Weise das Leben Christoph Schmids hingeflossen. Er war bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus stets körperlich und geistig rüstig geblieben, ein Vorausempfinden der Witterung abgerechnet, das ihm viele Schmerzen verursachte. Er pflegte oft zu sagen: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe; bei feuchtem Wetter werden sie abgespannt, bei heiterem wieder straff." Nun aber stellten sich die unvermeidlichen Gebrechen des hohen Alters ein. Wenn ich ihn auf seinen gewohnten Spaziergängen begleitete, mußte er sich oft auf eine Ruhebank niederlassen. Mir ist es, ich sehe ihn noch, den freundlichen Greis, gleichsam müde von der Reise durch dieses Leben, ausruhen und ernst dem Untergange der Sonne zusehen, die hinter den fernen Wäldern des Lechthales feierlich hinuntersank. Ihre glühenden Strahlen erhöhten das noch immer jugendliche Rot seiner Wangen, der Abendwind spielte leise mit den Locken, die silberweiß auf seine Schultern herabflossen. Hin und wieder kam ein Kind herbeigesprungen, brachte ihm Blumen und küßte ihm die Hand. Er lächelte freundlich dankend und sagte, wenn so ein liebes kleines Wesen rasch, wie es gekommen war, wieder davon sprang: „Bei mir geht es nicht mehr so schnelle, es ist Abend geworden." Langsam schritt er seinem Häuschen zu. Bald konnte er dasselbe nicht mehr verlassen. Doch arbeitete er noch immer. Sein Geist war noch frisch und ungebrochen. In der letzten Zeit seines Lebens schrieb er auf den Wunsch seines Freundes, des verstorbenen Kardinals von Diepenbrock, Fürstbischofs von Breslau, Erinnerungen aus seinem Leben nieder. Sie sind mit einer Frische und einer Treue des Gedächtnisses verfaßt, wie man dieses bei einem mehr denn 80jährigen Greise selten antrifft. Leider sind sie Bruchstück geblieben.

Im Sommer 1852, am Tage des heil. Christophorus, versammelte der Greis alle seine noch lebenden Geschwister um sich; es waren außer ihm noch

zwei Brüder und zwei Schwestern; alle zusammen zählten über 380 Jahre. Bei Tisch war er sehr heiter. Er erinnerte sie mit frommer Rührung daran, wie sie alle beim Tode des Vaters unerzogene, kleine Waisen gewesen und ihre Mutter ohne Geld, ohne Aussicht in die Zukunft mit ihnen weinend am Grabe des Vaters voll Trauer und Sorgen gestanden; wie aber Gott so wunderbar für alle gesorgt habe; die einen habe Er zu sich genommen, die Andern hätten alle ihr reichliches Auskommen in der Welt gefunden und ein hohes, ehrenvolles Alter erreicht. Er forderte die gerührten Brüder und Schwestern zum Dank gegen Gott auf, der wunderbar hilft, wo oft keine Hilfe möglich scheint, und der ebenso wunderbar die Schicksale der Menschen, die auf ihn vertrauen, leitet.

Es war dies von so vielen fröhlichen Namensfesten, die Christoph Schmid im Kreise der Seinigen feierte, das letzte fröhliche.

Bald darauf pochten die Leiden, welche an keiner Thüre vorübergehen, auch an der seinigen an. Anfangs Winter erkrankte seine Schwester Francisca, welche ihm bisher die Haushaltung geführt hatte. Der greise Bruder brachte viele, viele Stunden mit sorgender Liebe an dem Bette der Kranken zu, deren Uebel sich sehr in die Länge zog. Auf die Nachricht großer eingetretener Schwäche eilte ihre ältere Schwester Therese herbei, um sie zu pflegen. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr entschlief die Kranke. Der greise Bruder stand betend an ihrem Sterbebette; es war hart für den bald 86jährigen Greis, die Schwester zu verlieren, mit welcher er den größten Theil seines Lebens zugebracht und die ihn mit unendlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt hatte. Doch er beugte sich demütig vor dem Willen des Allmächtigen. Die Theilnahme in ganz Augsburg war ungemein groß, und Christoph Schmid dankte gerührt für die aufrichtigen Beweise derselben. Am meisten aber rührte ihn die Theilnahme, welche ihm die eben damals in Augsburg versammelten Bischöfe Bayerns ausdrückten. Sie erwiesen ihm nämlich die Ehre eines Besuches. Als sie wieder schieden, sagte Christoph Schmid zu dem Grafen Reisach, Erzbischof von München: „Ich bin ein alter Mann und stehe nahe am Grabe. Es wird mir in meinem Leben nie mehr das hohe Glück zu Theil werden, meine hochwürdigen Kirchenfürsten zu sehen; ich bitte um den erzbischöflichen Segen.“ Darauf ließ er sich auf ein Knie nieder, die in ihren bischöflichen Gewändern anwesenden Kirchenfürsten umstanden ihn und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war dies ein Augenblick, so erhaben und feierlich, wie man ihn selten im Leben antrifft: der letzte Sonnenblick, der verklärend auf den Abend seines Lebens fiel, die Einsegnung zu seinem Begräbniß. Bald sollte Christoph Schmid den Kelch bitterer Leiden trinken müssen. Die Cholera, die in München ausgebrochen war, näherte sich auch Augsburg. Zuerst wurde seine 82jährige Schwester Therese, meine geliebte Mutter, welche ich dem theuren Onkel zu seiner Pflege überlassen hatte, von dieser Krankheit ergriffen. Am 12. August wurde diese Schwester ein Opfer derselben. Der greise Bruder stand auch an ihrem Sterbebette und betete ihr selbst unter heißen Thränen vor, bis sie verschieden war. Bald darauf starb ein noch lebender Bruder von ihm und dann sein geliebtester Freund, Domherr Vincenz von Paula Baader. Der gebeugte Greis stand nun einsam im Leben. Bewundernswerth war aber der hohe christliche Mut, welcher ihn bei allen diesen so harten und so schnell auf einander folgenden Schicksalsschlägen beseelte und aufrecht hielt. Er sagte: „Es war der Wille Gottes so; ich fühle es, Gott ist mein Trost und meine Stärke! Er wird mich nicht verlassen!“ Er verließ ihn nicht, ließ ihn nicht einsam getrennt von seinen Lieben. Bald befiel ihn ein leichtes Unwolsein.

Er mußte sich zu Bette legen, konnte aber am andern Tage wieder aufstehen. Er ließ sich indessen nicht täuschen; er bereitete sich zum Tode. Bald darauf wiederholte sich der Anfall, er empfing das heil. Abendmahl und legte dann sein müdes Haupt zum Sterben nieder. Die Cholera hatte auch ihn ergriffen, und am 3. September, einem Sonntage, Morgens halb 8 Uhr, hauchte der liebe Kinderfreund seinen edeln Geist aus und ging heim zum göttlichen Kinderfreund!

Am Dienstag Abend wurde die Hülle des Hingeschiedenen der Erde übergeben. Zu einer andern Zeit wäre die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmids gefolgt; so aber war die Schar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Hingeschiedene so sehr geliebt hatte. Bange Furcht hielt die Gemüter gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam unter Gebeten in die dunkle Tiefe gesenkt. Wir Alle, die wir um das Grab des theuren Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerz, daß hier auch eine Sonne hinabgegangen sei, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; wir empfanden da erst recht das Wort des Redners: „Ein Mann von mehr als europäischem Rufe: ein Freund und Wolthäter der Menschheit, ein wahrer Christ ist von uns geschieden. Friede sei mit ihm!"

A. Werfer.

21. Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg.

Die Türken, welche seit der Eroberung Konstantinopels schon öfter das deutsche Reich bedroht hatten, ja einmal schon bis Wien vorgedrungen waren, rückten im Jahr 1683 unter der Anführung des ehrgeizigen und grausamen Großwessirs Kara Mustapha auf's Neue in Ungarn ein, um geraden Weges auf Wien loszugehen.

Der Kaiser konnte den Feinden, deren Zahl sich auf 200,000 belief, nur 34,000 Mann entgegenstellen. Eine so geringe Macht durfte es auf eine offene Schlacht nicht ankommen lassen; der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, zog sich daher nach Oesterreich, ließ 12,000 Mann als Besatzung in Wien zurück und wandte sich mit dem Rest seines Heeres nach Mähren, um hier die Ankunft des Königs von Polen zu erwarten, der dem Kaiser seine Hilfe zugesagt hatte.

Die Verwirrung, welche sich bei der Nachricht von dem unaufhaltsamen Vordringen des türkischen Heeres in Wien verbreitete, war grenzenlos. Der Kaiser entfloh mit dem ganzen Hofe in größter Eile nach Linz, und ihm folgten gegen 60,000 Einwohner, welche aus Furcht vor dem wilden Feinde ihre ganze Habe im Stich ließen. Dagegen strömte das Landvolk von allen Seiten nach der Hauptstadt, um hinter ihren Wällen Schutz zu finden. Bald wurde die Zahl der Ankommenden so groß, daß die Bürger wegen des Unterhalts so vieler Menschen besorgt wurden und ihre Thore verschlossen. Schon sah man aus der Ferne den Rauch und die Flammen vieler Städte und Dörfer aufsteigen, und immer schrecklicher lauteten die Nachrichten von der unmenschlichen Wildheit, mit der die Ungläubigen aller Orten hausten und weder Alter noch Geschlecht schonten. Am 12. Juli erschienen die ersten türkischen Reiter, und zwei Tage später schlug der Großwessier mit seiner ganzen Heeresmacht rings um die Stadt ein Lager auf, das eine Ausdehnung von drei deutschen Meilen hatte. In der Mitte konnte man das prächtige Zelt Kara Mustaphas unterscheiden, das in Gold und Silber prangte und in seinem Innern die heilige Fahne des Propheten enthielt.

Der Kaiser hatte, ehe er sich nach Linz begab, den Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, einen tapferen, umsichtigen und entschlossenen Mann, der sich unter Montecuculi zum Feldherrn ausgebildet und dann an mehreren Feldzügen gegen die Türken mit Auszeichnung Theil genommen hatte, zum Kommandanten von Wien ernannt. In bessere Hände konnte die Vertheidigung der Hauptstadt nicht gelegt werden. Im Angesicht des Feindes ordnete Starhemberg binnen fünf Tagen den ganz vernachlässigten Wehrstand der Stadt, bewaffnete die Bürger und die Studenten, übte sie zum Wachtdienst ein, theilte sie in fünf Abtheilungen, welche einander bei Vertheidigung des Walles ablösten, und entflammte durch sein Beispiel den Mut der schwachen Besatzung und aller Einwohner. Bald war aus der geängstigten Stadt die Verzagtheit gewichen; Jedermann war zum kräftigsten Widerstand entschlossen; wer die Waffen nicht zu führen verstand, der half bei der Ausbesserung der Festungswerke oder bei der Bereitung des notwendigen Kriegsgeräts. So gelang es der Thatkraft und Umsicht des Kommandanten, die Stadt, die unrettbar verloren gewesen wäre, wenn der Feind die Zeit der ersten Bestürzung zu einem allgemeinen Sturm benutzt hätte, in wenigen Tagen in guten Vertheidigungszustand zu setzen.

Zwei Tage nach der Ankunft des Großwessirs begann die Belagerung; die Laufgräben wurden eröffnet und während das schwere Geschütz mit Kugeln von ungeheurem Umfange gegen die Mauern donnerten, arbeiteten Tausende von Türken Tag und Nacht an den Minen, durch welche die Festungswerke in die Luft gesprengt, und ein Weg in die Stadt gebahnt werden sollte. Allein die Belagerten hielten sich tapfer; was am Tage zerstört worden war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, und je heftiger die Angriffe, desto hartnäckiger wurde die Vertheidigung. Schon am vierten Tage wurde ein Sturm versucht, aber durch die mutigen Bürger und Studenten kräftig zurückgeschlagen, welche um den Preis der Tapferkeit und Ausdauer wetteiferten. Der Hauptkampfplatz war die Löbel- und die Burg-Bastei, in denen bald kein Stein war, der nicht vom Blute der Vertheidiger benetzt worden wäre. Aber so wacker die Belagerten auch kämpften, so drangen die Feinde doch immer weiter vor; denn wenn ihnen auch jeder Fuß, um den sie vorrückten, Hunderte von Menschen kostete, so konnten sie bei ihrer ungeheuren Anzahl die Gefallenen zahlreich ersetzen. Am letzten August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. September ließen sie unter der Burg-Bastei eine Mine springen, welche die ganze Stadt erzittern machte und den Wall auf einer Länge von dreißig Fuß auseinanderriß. Sogleich stürmten Tausende unter lautem Allahgeschrei auf die Lücke los, um während des ersten Schreckens, der bei dem furchtbaren Knall die Belagerten ergriffen hatte, in die Stadt einzudringen, in der sie eine unermeßliche Beute zu finden hofften. Aber Starhemberg eilte mit dem Kern seiner Truppen an die bedrohte Stelle, warf sich mit Ungestüm auf den Feind, der schon seine Siegeszeichen auf der Bastei aufgepflanzt hatte, und schlug ihn aus den Verschanzungen heraus. Am 5. September sprang wieder eine Mine und zerstörte einen Theil des Walles, und Tags darauf flogen die zweiundzwanzig Fuß dicken Mauern der Löbel-Bastei mit furchtbarem Krachen in die Luft. Die Stadt wäre verloren gewesen, wenn Kara Mustapha jetzt einen allgemeinen Sturm gewagt hätte; da er aber die Stadt durch Kapitulation zu gewinnen hoffte und aus Geiz nicht die reiche Beute mit dem Heere theilen wollte, so ließ er nur 4000 Mann gegen die Bresche anrücken. Diese wurden von den Belagerten, die mit dem Mute der Verzweiflung fochten, nach einem blutigen Kampfe zurückgeschlagen, und ebenso mißlang ein Sturm, der am 10. Sep-

tember, nachdem abermals ein Theil des Walles durch eine Mine gesprengt worden war, unternommen wurde. Jetzt aber war die Not der Belagerten auf's Höchste gestiegen. Die Besatzung war durch die täglichen Gefechte, durch Krankheiten und durch vierundzwanzig Ausfälle, die zur Zerstörung der feindlichen Verschanzungen unternommen worden waren, auf den vierten Theil zusammengeschmolzen; die Bürger waren durch Hunger, Seuchen und Anstrengungen ermattet, und in der ganzen Stadt herrschte Mutlosigkeit und Verzweiflung. Um den Herzog von Lothringen von der großen Not der Belagerten in Kenntniß zu setzen, ließ der Graf Starhemberg am 11. September auf dem Stephansthurm eine Feuergarbe von Raketen abbrennen. Bald darauf stiegen zur unaussprechlichen Freude der ganzen Stadt auf dem Kahlenberge dieselben Feuerzeichen am Himmel empor, um den Bürgern den nahen Entsatz zu verkünden, und am folgenden Abend ließen sich die ersten christlichen Reiter auf dem Abhang des Kahlenbergs sehen. Als Kara Mustapha dies hörte, knirschte er vor Wut mit den Zähnen, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, verfluchte den Tag seiner Geburt und ließ alle Gefangenen, die sich in seinem Lager befanden, viele Tausend an der Zahl, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, niedermetzeln. Zu spät erkannte er jetzt die großen Fehler, die er begangen hatte; denn während er die einzeln heranziehenden Truppen mit leichter Mühe hätte vernichten können, war es nun dem ritterlichen König Johann Sobieski von Polen gelungen, sich mit dem kaiserlichen Heere unter dem Herzog von Lothringen und den Reichstruppen unter Anführung der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, der Markgrafen von Baden und Baireuth und der Fürsten von Anhalt und Waldeck zu vereinigen und dadurch ein Heer von 60,000 Mann um sich zu versammeln.

Am 12. September, bei den ersten Strahlen der Morgensonne, stieg das christliche Heer in schön geordneten Zügen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen auf dem waldigen Abhang des Kahlenberges in die Ebene hinab. Hier las ein Kapuziner, den der Papst zu den christlichen Streitern gesandt hatte, die Messe. Darauf schlug der König von Polen seinen Sohn zum Andenken des wichtigsten Tages, den er erleben könne, vor dem versammelten Heere zum Ritter, und dann gaben fünf Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff. Auf dem rechten Flügel stand Sobieski mit seinen Polen; die Mitte bildeten die Reichstruppen unter den Kurfürsten von Bayern und Sachsen, den linken aus den kaiserlichen Truppen bestehenden Flügel führte der Herzog von Lothringen an der Donau hin. Alle fühlten, daß das Schicksal der österreichischen Monarchie und des ganzen deutschen Reichs von der Entscheidung dieses Tages abhing, und kämpften daher mit seltener Entschlossenheit und Aufopferung. Während Karl von Lothringen nach einem blutigen Kampfe den an der Donau gelegenen Flecken Nußdorf erstürmte, und die Reichstruppen den Feind von den Anhöhen in der Mitte der Schlachtenreihe verdrängten, konnte Sobieski, dem sich der Großwessier mit allen Janitscharen entgegenstellte, nur langsam vorrücken, obgleich er an der Spitze seiner Polen wie ein gemeiner Reiter kämpfte und mit eigener Hand zwölf Türken erschlug. Einmal riß ihn sein Ungestüm so weit fort, daß er mit seinen Begleitern von Feinden umringt wurde und nahe daran war, der Uebermacht zu erliegen. In dem Augenblick erschien ein Theil der österreichischen Reiterei, welche der Herzog von Lothringen zur Unterstützung des rechten Flügels abgeschickt hatte, und rettete den König. Um fünf Uhr Abends waren die Türken auf allen Punkten bis an ihre Zelte zurückgedrängt, und bald darauf machte die einbrechende Dunkelheit dem Kampfe ein Ende.

Sobieski hatte eben die Fürsten und Generale zu einem Kriegsrat ver-

sammelt, um mit ihnen zu überlegen, ob noch während der Nacht ein Angriff auf das Lager unternommen werden sollte, als ihm berichtet wurde, daß die Feinde ihr Lager, ihr Geschütz und ihr ganzes Gepäck im Stiche gelassen und die Flucht ergriffen hätten. So war es in der That; Schrecken und Entsetzen war über sie gekommen, und sie waren mit solcher Eile entflohen, daß am Morgen weit und breit kein Feind mehr zu sehen war. Die Beute, welche die Sieger im türkischen Lager machten, war unermeßlich; das Zelt des Großwessiers war allein sechsmalhunderttausend Gulden wert, und in der Kriegskasse fanden sich über zwei Millionen Gulden baares Geld. Außer vielen Kostbarkeiten und Waffen fielen dreihundert Geschütze, fünfzehntausend Zelte und zehntausend Wagen mit Vorräten aller Art in die Hände der Sieger, und als die Beute vertheilt worden war, belief sich der bloße Antheil des Königs von Polen auf vier Millionen Gulden.

Unbeschreiblicher Jubel erfüllte die Hauptstadt, als man die Flucht der Türken sah, und wahrhaft rührend war die Dankbarkeit, mit der Alle sich um den heldenmütigen König drängten, dem der Preis des Tages gebührte. Er selbst schrieb darüber an seine Gemahlin: „Das ganze feindliche Lager ist mit einer unermeßlichen Beute in unsere Hände gefallen. Die beladenen Kamele und Maulthiere werden sammt den gefangenen Türken herdenweise fortgetrieben. Die heilige Fahne, die Feldzeichen, das Zelt und alles Gepäck des Großwessiers, sowie die im Zelt befindlichen Bäder, Gärten, Springbrunnen und seltenen Thiere sind mir zu Theil geworden. Ich habe lange mit ihm fechten müssen und konnte ihn erst besiegen, als der linke Flügel mir zu Hilfe kam. Als der Sieg erfochten war, kamen der Kurfürst von Bayern und viele deutsche Reichsfürsten zu mir und umhalseten und küßten mich; heute Morgen kam auch der Statthalter von Wien, der Graf von Starhemberg, mit vielem Volk hohen und niederen Standes, und Alle herzten und küßten mich und nannten mich ihren Erretter. Als ich in die Stadt kam, erhob sich in allen Straßen lautes Jubelgeschrei, und wie ich in's Lager zurückritt, begleitete mich das Volk mit aufgehobenen Händen zum Thore hinaus. Für diesen uns gesandten herrlichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Wol hatten die Oesterreicher Ursache, für ihre Befreiung dankbar zu sein, denn der furchtbare Feind hatte nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise geraubt und gemordet, sondern auch die Menschen ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes in die Sklaverei fortgeschleppt. So waren diesmal allein fünfzigtausend Kinder und dreißigtausend Weiber und Mädchen von ihm fortgeführt worden, und unter den letzteren waren zweihundert aus gräflichem oder adeligem Geschlecht.

Ganz Europa nahm an der Rettung Wiens den lebhaftesten Antheil: nur Ludwig XIV. hörte mit Verdruß die Nachricht von der Niederlage seiner türkischen Bundesgenossen, die er zu dem Kriege aufgefordert, und denen er sogar einen Plan zur Belagerung Wiens geschickt hatte, der auch zur Schmach des allerchristlichsten Königs im Zelte des Großwessiers gefunden wurde. Kara Mustapha wurde, nachdem er noch auf dem Rückzug durch Johann Sobieski eine Niederlage erlitten hatte, die ihn zwanzigtausend Mann kostete, auf Befehl des Sultans erdrosselt.

Der Graf von Starhemberg, der dem Kaiser Leopold durch Mut und unerschütterliche Standhaftigkeit seine Hauptstadt gerettet hatte, wurde zur Belohnung seiner treuen Dienste zum Feldmarschall und Minister ernannt, und erhielt außerdem noch den Stephansthurm in sein Wappen und ein Geschenk von hunderttausend Thalern; der König von Spanien sandte ihm den

Orden des goldenen Vließes, und die Bürger von Wien machten seinen Palast für ewige Zeiten von allen Abgaben frei. Später führte er noch mehrmals den Oberbefehl gegen die Türken; nachdem er aber bei Ofen schwer verwundet worden war, mußte er nach Wien zurückkehren, wo er im Jahre 1701 als Präsident des Hofkriegsrats starb.

Th. Dielitz.

22. Friedrich II. König von Preußen.

Friedrich, der Sohn Friedrich Wilhelms I., erhielt nach dem Willen seines strengen Vaters vom siebenten Jahre an eine ganz militärische Erziehung. Erst zehn Jahre alt, mußte er, gleich einem gemeinen Soldaten, trotz Wind und Wetter mit Tasche und Flinte auf die Schloßwache ziehen und Schildwacht stehen. Aber der rege Geist des Kronprinzen fand sich durch die fortwährenden Uebungen in den Waffen nicht befriedigt; er verlangte eine edlere Beschäftigung. Vor Allem fühlte er sich zur Dichtkunst und zur Musik hingezogen. Das waren indeß Dinge, die der Vater verachtete, und von denen er nichts merken durfte, wenn er nicht in den heftigsten Zorn geraten sollte. Dennoch gelang es dem Prinzen durch Hilfe der Mutter seiner Neigung im Stillen zu folgen. Gar zu gern warf er sich, wenn die Uebungen in den Waffen beendet waren, in seinen goldgestickten Schlafrock, ließ sich frisieren und las seine Bücher oder blies seine Flöte. Einst, als er eben Unterricht auf der Flöte nahm, ertönte der Schreckensruf: „Der König kommt!" Eilig flüchtete der Lehrer in den Kamin; der Prinz versteckte Flöte und Noten, warf den Schlafrock hinter die Tapete und zog die Uniform an. Da trat der König ein. Sein spähendes Auge entdeckte gar bald die Bücher, den Haarputz und endlich gar den Schlafrock, den er sogleich in's Feuer warf; dann hielt er eine lange Strafpredigt und ließ dem Prinzen die Haare abschneiden. Von Tage zu Tage wuchs die Spannung zwischen dem Vater und dem Sohne, und als der strenge König endlich gar beschloß, den Prinzen gegen seinen Willen zu vermählen, da faßte der letztere den Entschluß, nach England zu entfliehen und sich dort mit der Tochter Georgs II., seiner Mutter Bruder, zu verbinden. Alles war dazu vorbereitet. Mit Hilfe seiner Freunde von Katte und von Keith sollte die Flucht von Wesel aus vor sich gehen. Aber die Sache ward dem König verraten, der nun in aller Stille seine Maßregeln traf. In dem Augenblicke, da der Prinz sein Vorhaben beginnen wollte, wurde er verhaftet. Als ihn die Wache vor den König brachte, geriet dieser so in Zorn, daß er mit dem Degen auf ihn zustürzte, um ihn zu durchbohren. Der General von der Mosen sprang dazwischen, hielt des Königs Arm zurück und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Bald darauf saß Friedrich, den der König von jetzt an nur den entlaufenen Fritz nannte, im engen Gefängniß zu Küstrin. Ein hölzerner Schemel war sein Sitz, der Fußboden sein Bett, ganz magere Kost seine Nahrung. An einem Novembertage in der Frühe ward Katte vor seinem Fenster vorbei zum Tode geführt. „Verzeihung, theurer Katte!" rief er dem Unglücklichen zu. „Der Tod ist süß für einen solchen Prinzen", gab dieser zur Antwort. — Keith hatte sich glücklich geflüchtet. — Auch über den Kronprinzen ließ der erzürnte König das Todesurtheil aussprechen. Aber das Heer, das Volk, ja ganz Europa vernahm mit Unwillen diesen harten Spruch. Der alte Dessauer und andere Generale erklärten dem Könige, er habe kein Recht, also zu verfahren, und als dieser dennoch bei seinem Entschluß verharrte, da ent-

blößte der General Buddenbrock seine Brust und sagte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf."

„Nachdem sich der Zorn des Königs etwas gelegt hatte, entließ er den Prinzen aus seinem engen Gewahrsam und verordnete, daß er als Rat an der Kammer zu Küstrin arbeiten mußte. Am Vermählungstage der Prinzessin Wilhelmine ließ ihn der Vater heimlich kommen, trat plötzlich mit ihm in den Speisesaal und führte ihn der hochbeglückten Mutter mit den Worten in die Arme: „Da ist der Fritz!" Bald darauf übergab er ihm ein Regiment und kaufte ihm endlich das schöne Rheinsberg. Hier hat Friedrich wol die glücklichsten Tage seines Lebens erlebt. Er versammelte eine Menge der berühmtesten Männer um sich und überließ sich ganz den Wissenschaften und der Musik. „Ich studiere aus allen Kräften", schrieb er einst von hier aus, „und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nötig sind; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen." — Den Vater stellte er schon dadurch zufrieden, daß er sein Regiment stets im besten Stande erhielt; da er ihm aber überdies immerfort die zärtlichste kindliche Liebe bewahrte und keine Gelegenheit versäumte, wo er ihm eine Freude machen konnte, so ward der sonst so harte Mann endlich bis zu Thränen gerührt. „O mein Gott!" rief er, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe."

Im Jahre 1740 bestieg Friedrich II. Preußens Königsthron. Wozu sein berühmter Urgroßvater, der große Kurfürst, den Grund gelegt, das hat er glorreich vollendet, nämlich die Erhebung Preußens zu einer der ersten Mächte Europa's. Schon den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch eine Menge würdiger und segensreicher Einrichtungen. Da er einen nahen Kampf voraussah, so wendete er seine Aufmerksamkeit vor Allem auf das Heer. Viel war indeß hier nicht zu thun; denn sein Vater hatte es ihm in musterhaftem Stande hinterlassen. Doch schaffte er das Riesenregiment ab und ersetzte es durch andere Truppen. Noch in demselben Jahre trat er gegen Oesterreich mit seinen Ansprüchen auf Schlesien hervor, besetzte diese Provinz und schlug die Oesterreicher in der Schlacht bei Molwitz, die durch den Feldmarschall Schwerin für ihn gewonnen ward.

In eben dem Jahre war Kaiser Karl VI. gestorben und hatte die österreichischen Länder seiner Tochter Maria Theresia hinterlassen. Aber der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern glaubte ebenfalls Theil an dem großen Erbe zu haben. Im Bunde mit Frankreich, Spanien und Sachsen, die alle bei der Zerstückelung Oesterreichs zu gewinnen hofften, rückte er eilig vor, und bald hatte Maria Theresia fast alle ihre Länder verloren. Schon zitterte Wien, und die bedrängte Fürstin besaß kein Heer, das sie den Feinden hätte entgegenstellen können. In dieser Not wandte sie sich nach dem einzigen Lande, das ihr noch offen stand, nach Ungarn. Hier berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg (1742). Mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, trat sie in die Mitte der Männer und bat um Hilfe und Schutz gegen ihre mächtigen Feinde. Thränen glänzten in ihren Augen, als sie ihre Rede also schloß: „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben wir uns und unsere Kinder; auf euch setzen wir unser ganzes Vertrauen." Und mit hoher Begeisterung riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsere Königin Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für sie opfern!" Durch ganz Ungarn hallten diese Worte wieder. Mit Liebe und freudigem Mute griff man zu den Waffen; bald standen 15,000 Edelleute zu Pferde kampfbereit, und täglich erschienen neue Scharen um ihre

Fahnen. Schon nach sechs Tagen war Oberösterreich vom Feinde befreit, und nach wenigen Wochen hielt das siegreiche Heer seinen Einzug in München. Karl Albrecht, der indeß unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser gewählt worden war, nahm seinen Aufenthalt in Frankfurt.

Aber gegen einen ihrer Feinde vermochte Maria Theresia nichts auszurichten, nämlich gegen Friedrich II. Er schlug die Oesterreicher unter Karl von Lothringen bei Czaslau, Hohenfriedberg und Sorr, und endlich die Sachsen, welche jetzt mit Oesterreich im Bunde waren, bei Kesselsdorf. Ganz Europa staunte über den jungen König, der hier Sieg auf Sieg über die Truppen errang, die unter dem berühmten Eugen von Savoyen gefochten hatten. Im Frieden von Dresden 1745 mußte Maria Theresia ganz Schlesien an Preußen überlassen.

Um Schlesien wieder zu erobern, hatte sich Maria Theresia mit Sachsen, Frankreich, Rußland und Schweden verbunden. Friedrich der Große, von diesem Bunde im Geheimen unterrichtet, beschloß, seinen mächtigen Feinden zuvorzukommen. Wie aus der Erde gewachsen, stand er plötzlich im August 1756 mit 70,000 Mann in Sachsen, schlug die Oesterreicher bei Lowositz und nahm das sächsische Heer bei Pirna gefangen. Das war der Anfang des merkwürdigen siebenjährigen Krieges, eines Krieges ohne Gleichen. Da auch das deutsche Reich, welches Friedrichs Einfall in Sachsen für einen Landfriedensbruch erklärte, auf Oesterreichs Seite trat, so stand fast ganz Europa mit 500,000 Kriegern gegen den einzigen König von Preußen unter den Waffen. Jedermann hielt ihn für verloren und die Feinde hatten schon eine Theilung seiner Länder unter sich verabredet. Aber Niemand hatte berechnet, was ein Volk vermag, das mit Liebe an seinem Fürsten hängt; Niemand ahnte, welche Heldenkraft, welche Geistesgröße Friedrich II. nun entwickeln würde. Mit Staunen, ja mit Begeisterung blicken wir heute zurück auf jenen unvergleichlichen Kampf. Wie war es dem Helden möglich, ihn siegreich zu bestehen? Er vermochte es durch die Begeisterung, welche er seinen Kriegern einzuflößen wußte, durch die Schnelligkeit, mit welcher er von einem Gegner zum andern flog, durch den Scharfblick und die Entschlossenheit, womit er die Fehler der Feinde bemerkte und benutzte, durch die schöpferische Kraft, mit welcher es ihm gelang, nach jeder Niederlage neue Hilfsmittel zu beschaffen und den Gegnern die Frucht ihrer Siege zu entreißen.

Im Jahre 1757 rückten die Feinde mit ihren gewaltigen Heeren von allen Seiten auf ihn los. Friedrich, der nur England, das ihm zu Lande wenig helfen konnte, den Landgrafen von Hessen und die Herzoge von Braunschweig und von Gotha auf seiner Seite hatte, sandte seine Verbündeten gegen die Franzosen und wandte sich zunächst gegen die Oesterreicher. In vier Zügen brach er schnell über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahm dem Feinde alle Vorräte weg und stand am Morgen des 6. Mai vor Prag, wo sich die Oesterreicher unter Karl von Lothringen verschanzt hatten. Der König, welcher vor den Verschanzungen grüne Wiesen erblickte, befahl auf der Stelle den Angriff. Der alte 73jährige Held Schwerin, welcher eben erst mit seinen Kriegern angekommen war, riet, den folgenden Tag abzuwarten und indeß das Schlachtfeld genauer zu untersuchen. Friedrich aber blieb bei seinem Entschluß. Da rief der alte Feldherr: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe“, — drückte den Hut in die Augen und stürmte mit seinen Scharen vorwärts. Aber die grünen Wiesen hatten einen sumpfigen Boden, und es dauerte lange, ehe man an den Feind gelangte. Jetzt ist er erreicht. Da erhebt sich ein furchtbarer Geschützesdonner aus den Schanzen. Ganze Reihen

der Preußen werden im Nu durch den Hagel der Kartätschen zu Boden gerissen; kein Sturm gelingt, und die Schlachtordnung beginnt zu wanken. „Mir nach!“ ruft der alte Held, ergreift eine Fahne und führt sie selbst gegen die Feuerschlünde. Aber im nächsten Augenblicke sinkt er, von vier Kugeln durchbohrt, zusammen. Der General Manteuffel springt herbei, entreißt dem Sterbenden die blutige Fahne und führt die Krieger weiter. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, steigt vom Pferde, führt seine Haufen gegen eine Batterie und erstürmt sie mit unwiderstehlicher Tapferkeit. Der heldenmütige Herzog Ferdinand von Braunschweig hat schon die siebente Schanze erstürmt, da bemerkt der König, der mit scharfem Auge das Schlachtgewühl überschaut, eine Lücke in der Mitte der feindlichen Reihen. Rasch bricht er da hinein, die Oesterreicher weichen zurück und die Schlacht ist gewonnen. Freilich war der Sieg theuer erkauft, denn es lagen 16,500 Preußen todt oder verwundet auf dem blutigen Schlachtfelde.

Nach dem Siege bei Prag hatte sich Friedrich gegen ein zweites österreichisches Heer unter Daun gewendet, war aber, da eine düstere Gemütsstimmung seinen sonst so hellen Scharfblick verfinsterte, bei Kollin geschlagen worden. Indeß er nun in der Lausitz auf eine günstige Gelegenheit zu einer neuen Schlacht wartete, drangen seine andern Feinde im Norden und Westen eifrig vor. Die Schweden wurden aber von Lehwald vertrieben, die Russen zogen sich zurück. Dagegen hatte Ferdinand von Braunschweig, von den Engländern verlassen, die Franzosen nicht zurückzuhalten vermocht. In Verbindung mit den Reichstruppen erschienen sie, 60,000 Mann stark, in der Umgegend von Magdeburg. Da brach der König auf. Mit 22,000 Mann traf er die Franzosen bei dem Dorfe Roßbach unweit der Saale.

Es war am 5. November 1757, als die Feinde das kleine preußische Heer auf einem Hügel erblickten. Lauter Jubel erschallte aus ihren Reihen; dieses Mal, dachten sie, solle ihnen der König gewiß nicht entgehen. Mit eiligen Schritten, daß er ihnen ja nicht entwische, ziehen sie bei lustigem Trompetenschall an dem Hügel vorüber, um den kleinen Haufen von allen Seiten einzuschließen und so den Krieg mit einem Schlage zu enden. — Und Friedrich? Was hat er denn? Da sitzt er ganz ruhig mit seinen Generalen an der Tafel, als wäre er ohne Feinde und ohne Sorgen auf seinem Lustschlosse zu Potsdam. Und seine Krieger? Sie folgen dem Beispiele ihres Meisters. Keiner scheint an einen Kampf zu denken; vor ihren Zelten sitzen sie und kochen sich in ihren Feldkesseln ihr Mittagbrot. Horch, jetzt ertönt ein Kommandowort! Was, ist das Zauberei? Hat ein Sturmwind die Zelte weggerafft? im Nu sind sie verschwunden, und, wie aus der Erde geschossen, stehen die Krieger in Reih' und Glied. Jetzt beginnen die verdeckten Batterien ihr schreckliches Spiel, und wie der Sturmwind braust der kühne Seidlitz mit seinen Reiterscharen den Hügel hinunter in die Reihen der Feinde. Die können gegen solche Zaubermächte nicht kämpfen. Ihr Parademarsch ist längst verstummt. Wer fliehen kann, der wirft Waffen und Gepäck von sich, läßt Kanonen und Fahnen im Stich und sucht sein Heil in der Flucht. Noch nicht anderthalb Stunden hat die Schlacht gedauert. 7000 Feinde sind gefangen, und 63 Kanonen und 22 Fahnen erbeutet. Der fröhliche Sieg kostete den Preußen nur 91 Todte.

Indeß dem siegreichen Könige selbst solche deutsche Länder zujubeln, die sich gegen ihn unter den Waffen befinden, steht er vier Wochen später schon wieder in Schlesien, das sich die Oesterreicher in seiner Abwesenheit fast ganz zugeeignet haben. Er hat Alles zusammengerafft, was ihm an Truppen noch übrig ist; es sind im Ganzen 30,000 Mann. Damit will

er die Oesterreicher schlagen, die, 80,000 Mann stark, in einer festen Stellung hinter der Lohe stehen. Ein kühnes Unternehmen! Friedrich selbst fühlt dieses Mal das Gefährliche seiner Lage; aber wenn er nicht will, daß ihm Schlesien ganz verloren gehen soll, so muß er das Wagstück unternehmen. Er versammelt die Führer seines Heeres und hält ihnen eine begeisternde Rede. „Ich weiß", so schloß er, „Sie Alle fühlen, daß Sie Preußen sind. Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, solche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden." Alle schwiegen, und hoher Kriegsmut spiegelte sich in ihren Augen. „Im voraus war ich überzeugt", fährt der König freudig fort, „daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde. So hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Nun leben Sie wohl! In Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." — Diese Worte des Königs haben einen tiefen Eindruck auf das Heer gemacht, und Alle brennen vor Begierde, dem Feinde entgegenzutreten. Den Oesterreichern ist es schimpflich vorgekommen, das Häuflein der Preußen hinter den Verschanzungen zu erwarten; sie haben ihr festes Lager verlassen und sich in der Ausdehnung einer Meile in der Gegend von Leuthen aufgestellt. Mit der Berliner Wachtparade, wie sie ihre Gegner spöttisch nennen, meinen sie, gar bald fertig zu werden. — Um von der Uebermacht der Feinde nicht eingeschlossen zu werden, hat Friedrich die schräge Schlachtordnung gewählt. Am 5. December trifft er mit dem Feinde zusammen. Während er auf den rechten feindlichen Flügel einen Scheinangriff machen läßt, stürzt er sich mit aller Gewalt auf den linken. Der vermag dem heftigen Stoße nicht zu widerstehen. Ein Haufen nach dem andern wird geworfen, und die ganze lange Reihe kommt in Unordnung. Da hilft kein Widerstand; in drei Stunden ist das ganze mächtige Heer auf der Flucht. 21,000 Oesterreicher werden gefangen, und 130 Kanonen erbeutet. Der schnelle Ziethen aber setzt den Flüchtlingen nach und jagt sie bis über die Gebirge nach Böhmen, wohin ihrer nur 17,000 sich zu retten vermögen. — Es war einer der glänzendsten Siege, welche jemals errungen worden sind. Groß waren die Folgen desselben; denn Schlesien und Sachsen wurden dadurch von den Feinden befreit; größer aber ist der unsterbliche Ruhm, den sich der König durch denselben erworben hat.

Im August 1760 stand Friedrich mit seinem kleinen Heere bei Liegnitz. Ganz in seiner Nähe befanden sich zwei österreichische Heere unter Daun und Laudon. Da faßte Daun den Entschluß, den König wieder zu überfallen. Zu dem Zwecke sandte er in der Nacht des 15. August das Laudon'sche Heer ab, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Von allen Seiten sollte der König angegriffen und vernichtet werden. Aber der Held war auf seiner Hut. Wol hatte er bemerkt, wie durch die Oesterreicher am Tage vorher seine Stellung auf's Sorgsamste erkundet worden war. In derselben Nacht, da der verderbliche Schlag ihn treffen sollte, hatte er sein Lager verlassen, und eben die Höhen besetzt, nach denen Laudon unterwegs war. Hier lag der König, in seinen Mantel gehüllt, an einem kleinen Feuer und schlief; an seiner Seite der treue Ziethen und mancher andere General. Tiefe Stille herrschte im ganzen Heere, denn jedes Geräusch war untersagt. Die Waffen im Arm lagen die Krieger auf der Erde und schliefen oder vertrieben sich die Zeit mit leisem Geflüster. Noch brannten die Wachtfeuer im alten Lager; sie wurden, um den Feind zu täuschen, von Bauern unterhalten, und von Viertelstunde zu Viertelstunde

ertönte der gewöhnliche Wachtruf. — Es ist zwei Uhr Morgens. Da sprengt ein Offizier herbei. „Wo ist der König?“ — Friedrich richtet sich auf: „Was gibts?“ — „Der Feind ist da und kaum 400 Schritte entfernt.“ — Der König schwingt sich auf's Pferd; im Nu ist das Heer auf den Beinen, der Kanonendonner erschallt und die Schlacht beginnt. Der erstaunte Laudon merkt gar bald, daß er einen bedeutenden Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Schnell entschlossen macht er mehrere tapfere Angriffe, hoffend, Daun werde mit seiner Hilfe nicht lange auf sich warten lassen. Der aber hört nichts vom Kanonendonner; denn der Wind treibt den Schall nach der entgegengesetzten Seite. Schon nach drei Stunden ist die Schlacht entschieden. Die Oesterreicher haben 10,000 Mann und 82 Kanonen verloren. — Als Daun am Morgen gegen das alte preußische Lager vorrückt, ist die Stätte leer. Dagegen wird er von dem alten Ziethen so kräftig angegriffen, daß er sich gleichfalls zurückziehen muß. — Drei Stunden nach der Schlacht ist Friedrich mit seinem siegreichen Heere schon wieder auf dem Marsche. Die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde und Feinde, auf Wagen, die erbeuteten Kanonen im Zuge mit den übrigen, geht es rasch gegen Breslau vorwärts.

Um dem Könige wenigstens Sachsen zu entreißen und ihn zu zwingen, die kostbaren Winterquartiere auf eigenem Boden zu nehmen, hatte Daun seine ganze Macht zusammengezogen und sich in ein sehr festes Lager bei Torgau gelegt. Das durfte Friedrich nicht dulden. Bald erschien er mit seinem Heere, und nun sollte der 3. November über sein Geschick entscheiden. Wol wußte der König, daß er hier Alles auf einen Wurf setze. Wurde er geschlagen, so war er verloren, denn bei Landsberg an der Warthe standen die Russen und lauerten auf eine günstige Gelegenheit, um vernichtend gegen Berlin loszubrechen. Dennoch beschloß Friedrich die furchtbaren Verschanzungen anzugreifen. Er selbst wollte einen Theil seines Heeres gegen die Torgauer Weinberge führen; Ziethen aber sollte den Feind umgehen und ihn im Rücken angreifen. Beide waren aber durch Sümpfe, Gräben und Wälder aufgehalten. Es ist zwei Uhr Nachmittags als der König mit der ersten Abtheilung seiner Grenadiere aus dem Walde tritt und die feindlichen Verschanzungen vor sich hat. Geschütz und Reiterei sind noch zurück. Dennoch befiehlt er sogleich den Angriff; denn er vernimmt ein starkes Gewehrfeuer von Ziethens Seite her und glaubt, dieser sei schon in vollem Kampfe. Aber es war nur ein Vorpostengefecht, und Ziethen fand sich noch lange nicht zur Stelle. Und als nun die Grenadiere gegen die Höhen anstürmen, da wendet der Feind seine ganze Macht gegen sie; 400 Stücke Geschütz speien ihr mörderisches Feuer unter die Tapferen. Diese können nicht einmal ihre Gewehre abfeuern. Reihenweise, wie sie vordringen, werden sie niedergeschmettert und liegen noch im Tode geordnet. Der König selbst gesteht, daß er ein so entsetzliches Krachen nie erlebt habe. Neue Scharen dringen vor. Nicht achtend ihrer hingestreckten und verstümmelten Brüder noch der furchtbaren Feuerschlünde, stürmen sie mutig vorwärts und gewinnen einigen Raum, werden aber von der österreichischen Reiterei geworfen. Indeß braust die preußische Reiterei herbei, vertreibt die feindlichen Scharen, muß sich aber auch bald zurückziehen. Auch das Geschütz ist endlich angekommen, vermag aber auch wenig auszurichten; denn hier werden die Pferde niedergeschmettert, dort die Räder der Kanonen zertrümmert. Mitten in dem grausen Getümmel, im dichten Kugelregen, hält der König. Von der aufgewühlten Erde ist sein Pferd in steter Bewegung. Jetzt schlägt eine Kanonenkugel dicht bei ihm durch die Trommel eines Tambours. Das Pferd eines Trompeters wird scheu

und geht mit ihm durch. „Sag' den Oesterreichern", ruft Friedrich ihm lachend nach, „sie sollen bald aufhören zu schießen, sonst nehme ich ihnen die Kanonen weg." Der kurze Novembertag ist zu Ende; er hat nichts entschieden. Die rabenschwarze Nacht bricht herein; aber sie bringt keinen Frieden. Hier irrt ein Trupp Oesterreicher umher; sie geraten den Preußen in die Hände und werden gefangen. Dort geht es einer Abtheilung Preußen nicht besser. Freunde schießen auf Freunde, bis sie endlich in der Dunkelheit einander erkennen. Endlich brennen zahlreiche Feuer in dem Torgauer Walde. Freund und Feind folgt dem lockenden Scheine, um der empfindlichen Kälte bei dem wärmenden Feuer zu entgehen. Niemand denkt daran, den Andern zu vertreiben; die gemeinschaftliche Not macht sie Alle einig. Da Niemand weiß, wer die Schlacht gewonnen hat, so kommen sie mit einander überein, sich am Morgen dem Sieger zu ergeben. — Schrecklich ist der Zustand der Verwundeten auf dem blutigen Kampfplatz. Wer sich nicht nach einer Scheune oder einem Stalle der nächsten Dörfer schleppen konnte oder nicht von einem treuen Freunde dahin gebettet worden ist, der krümmt sich in seinem Schmerze auf dem nassen Boden. Die Nässe dringt ihm durch die Kleider, und der Frost schüttelt ihm die zerschmetterten Glieder; er wünscht sich einen schnellen Tod. Unmenschen aus der Umgegend erscheinen, um das Elend der Unglücklichen noch zu vermehren. Gierigen Raubthieren gleich, durchsuchen sie das Schlachtfeld nach Beute. Da hilft kein Angstgeschrei, kein Stöhnen, kein Flehen um Erbarmen; die Unglücklichen werden auch ihres Kleidungsstückes beraubt, und sinken nun vor Kälte dem Tod in die Arme. — Auf der untersten Stufe des Altars in der Kirche des Dorfes Elsnig sitzt der König. Sein Herz ist vom Kummer gebeugt. Der Kern seiner Truppen liegt auf dem Schlachtfelde; die meisten Anführer sind gefallen; er selbst hat eine schmerzhafte Wunde davongetragen, und es ist nichts entschieden. Entschlossen, am Morgen die Schlacht auf's Neue zu beginnen, schreibt er bei spärlichem Lichte seine Befehle. Aber Alles sollte sich anders gestalten. Der treue Ziethen hat sich auch in der Nacht nicht Ruhe gegönnt. Den ursprünglichen Plan verfolgend, ist er in der Dunkelheit gegen die Siptitzer Höhen im Rücken des Feindes vorgerückt, hat sie erstürmt und dadurch die Stellung der Oesterreicher durchbrochen. Diese können nun keine neue Schlacht wagen; in aller Stille ziehen sie sich gegen Dresden zurück. — Boten auf Boten hat der König schon aus der Kirche entsendet, um zu erfahren, ob die endlose Nacht noch nicht bald entweichen wolle. Endlich graut der Morgen. Friedrich besteigt das Pferd und reitet zum Dorfe hinaus. Da taucht ein Trupp Reiter in weißen Mänteln aus dem grauen Nebel auf und kommt ihm entgegen. Es ist Ziethen mit seinen Husaren. Er sprengt auf den König zu: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen; er zieht sich zurück." In dem Augenblicke stürzen Beide zugleich von den Pferden; der König liegt in Ziethens Armen. Der alte Feldherr, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, weint wie ein Kind laut auf und kann kein Wort weiter hevorbringen. Dann springt er zu den Kriegern zurück und ruft: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Und alle stimmten jubelnd ein: „Es lebe unser großer König! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig, auch!"

Diese furchtbare Schlacht, nächst Zorndorf die blutigste des ganzen Krieges, war auch zugleich die letzte. Noch zwei Jahre schleppte sich der Krieg zwar hin, brachte aber, wenn auch noch viele Leiden, doch keine großen Thaten mehr. Endlich machte im Jahre 1763 der Hubertburger Friede den Drangsalen des siebenjährigen Blutvergießens ein Ende. Friedrich behielt Schlesien.

War Friedrich II. groß gewesen im Kriege, so war er es nicht minder im Frieden. Seine Hauptsorge in den Zeiten der Ruhe bestand darin, daß er seinem zerrütteten Lande wieder aufzuhelfen suchte. Der Krieg hatte seine Unterthanen in der That furchtbar heimgesucht. 14,500 Häuser lagen in Asche, und um die öden Felder zu bestellen, fehlte es an Menschen und an Vieh. Wunderbar war es anzusehen, wie unter des Königs schaffenden Händen das Land schnell emporblühte. Redlich hat er gehalten, was er einst jammernden Landleuten sagte: „Habt nur Geduld, Kinder, ich werde euch Alles wieder aufbauen lassen." Hier erließ er die Abgaben, dort schenkte er Korn und Pferde und Geld; hier richtete er die eingeäscherten Dörfer schnell wieder empor, dort trocknete er Sümpfe aus, bebaute sie mit neuen Dörfern und besetzte sie mit neuen Anbauern. In 24 Friedensjahren hat er seinen Unterthanen 24 Millionen geschenkt. Jedes Jahr machte er die Runde durch das Land, und wie freute er sich, wenn er in Gegenden kam, in denen sich der Segen seines Wirkens zeigte! Nichts entging dabei seinem scharfen Auge. Ackerbau, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Schule und Rechtspflege, das Kleine wie das Große ward von ihm beachtet. Jeder seiner Unterthanen durfte sich ihm nahen und seine Bitten und Klagen ihm vortragen; er war Allen ein gnädiger König, ein gerechter Richter. Man nannte ihn nur den Vater Fritz, oder den alten Fritz. Fast ausgelassen umringte ihn die Jugend, wenn er in die Straßen Berlins hineinritt. Jubelnd warfen sie die Mützen in die Höhe und riefen: „Es lebe Vater Fritz!" — Wie war es aber dem Könige möglich, so viel für das Land zu thun, ohne Schulden zu machen? Er vollbrachte es allermeist durch die größte Sparsamkeit. Damit fing er bei sich selbst an. Seine Haushaltung war so einfach, daß er in derselben allein eine Million jährlich erübrigte. Nicht selten erschien er in geflickten Kleidern, und es mußte schon arg werden, wenn er sich etwas Neues sollte machen lassen. Einen ganz abgetragenen Rock befahl er zu wenden; „denn", sagte er, „das ist ein gutes Tuch; so eines bekomme ich sobald nicht wieder." — Bis an seinen Tod blieb er in der angestrengtesten Thätigkeit. Von vier Uhr des Morgens bis gegen Mitternacht hatte jede Stunde ihr bestimmtes Tagewerk. „Ich arbeite", sagte er, „um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wol aber, daß ich thätig bin." — Seine liebste Erholung gewährte ihm bis in sein hohes Alter die Flöte. Stundenlang sah man ihn mit derselben aus einem Zimmer in das andere schreiten. Und selbst dabei war er nicht müßig. Indem er sich ganz seinen Gefühlen überließ, entstand in ihm mancher schöne und edle Gedanke, den er nachher zur Ausführung brachte. — Ein großer Freund war er von Hunden, an denen sein Herz um so mehr hing, da er keine Kinder hatte. Als ihm einst ein solcher Liebling weggekommen war und man ihn wiedergefunden hatte, ließ man ihn unbemerkt zur Thüre hinein. Der König saß am Tisch und schrieb. Der Hund sprang auf den Tisch und legte seine Vorderpfoten auf seines Herrn Schultern. Ueberrascht blickte der König auf und konnte sich der Thränen nicht enthalten. — Seine Diener hatten an ihm einen sehr gnädigen Gebieter. Einst hatte ihn einer derselben bestohlen. Es ward ihm angezeigt; aber er sagte kein Wort. Bald darauf traf er den Dieb in einem Wagen auf der Straße. „Was, Schurke!" rief er ihm zu, „du läßt dich wol gar für mein gestohlenes Geld spazieren fahren?" —

Am 17. August 1786 starb der große König. Sein Tod versetzte nicht nur sein Land in die tiefste Trauer, sondern in ganz Europa wurden die Gemüter dadurch schmerzlich erregt.

Friedr. Henning.

23. Schwester Martha.

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!" so seufzten und jammerten verwundete Franzosen auf dem Schlachtfelde von Jena am 14. Oktober 1806; sie sahen sich aber vergeblich um nach einer mildthätigen Helferin, die ihnen in ihrer Not, so wie Schwester Martha, christlichen Beistand geleistet hätte. „Auf dem Schlachtfelde von Jena habe ich Euch zuerst kennen gelernt"' sagte der französische Marschall Oudinot zur Schwester Martha, als er sie nach jenem Feldzuge von 1806 auf seiner Durchreise in Besançon besuchte, um die barmherzige Schwester von Angesicht zu sehen. „Damals", sagte er, „haben unsere Soldaten gar sehnsüchtig geseufzt: „Ach, wäre doch Schwester Martha hier!"

Schwester Martha, welche in der Welt Anna Biquet geheißen hatte, diente viele Jahre Gott und den Kranken in klösterlicher Einsamkeit als barmherzige Schwester. Der Orden der barmherzigen Schwestern wurde von dem Gottesmanne, dem heil. Vincenz von Paul, gestiftet, der, als der Geist der christlichen Liebe auf der Welt zu verschwinden anfing, eifrigst sich bemühte, ihm besondere heilige Stätten zu bereiten. Und bald entstanden in der katholischen Christenheit Tausende von Klöstern, wo von den barmherzigen Schwestern Nackte gekleidet, Hungrige gespeist, Durstige getränkt, Kranke gepflegt und Todte begraben wurden, einzig um Christi willen. Diesem heiligen Geschäfte widmete auch Martha ihr Leben und suchte und fand darin ihres Lebens Freude. Als in der französischen Revolution alle Klöster aufgehoben wurden, da ließ Martha mit Tausenden ihrer Schwestern dennoch nicht ab, Werke der Barmherzigkeit zu üben, an jedem, der ihrer bedürftig war, und „die grauen Schwestern", wie sie von nun an wegen ihrer Kleidung genannt wurden, dienten auch fortan in Gemeinden, Familien und Hospitälern Christo und den Armen. Schwester Martha besonders war am liebsten da zu Hilfe, wo die Not am größten war, auf Schlachtfeldern und in Lazarethen, und half Freunden und Feinden, und noch im Jahre 1814 erkannte sie ein russischer Soldat, den sie nach der Schlacht von Zürich 1799 gepflegt hatte, und sagte der guten Alten sein „Vergelt' es Gott!"

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!" Aber Schwester Martha war damals (1806) schon in hohem Alter und konnte ihren lieben Brüdern nicht mehr folgen in das weite, große Elend. Schwester Martha hatte auch zu Hause, in Besançon, vollauf zu thun. Hier wohnte sie in einem kleinen Häuschen und lebte von ihrer geringen Pension (153 Franken; 1 Frank = 28 kr.). Das vorzüglichste Geräte in der ärmlichen Wohnung war ein großer Kessel, in dem sie Tag für Tag Suppe für arme Hungrige kochte. Das Fleisch, oder vielmehr die Abfälle davon, sowie das Brot erbettelte sie in den Gasthäusern und bei gutthätigen Menschen; das nötige Gemüse baute sie selbst in ihrem kleinen Garten. Hierin und bei allen ihren Liebesdiensten hatte sie eine treue Gehilfin an ihrer Mitschwester Beatrix. An sich selbst dachte sie zuletzt. Sie hatte vor den Armen, die sie ernährte, nichts voraus, als die Sorge und die Arbeit. Ein heiliger Ordensstifter sagte zu seinen geistlichen Söhnen: „Je mehr euch Armut drückt, um so mehr hilft euch Reichtum auf." Das erfuhr auch Schwester Martha. Es kamen nämlich im Jahre 1811 auf einmal 600 fremde Gäste nach Besançon, spanische Kriegsgefangene, im größten Elende. Da galt es nun, zu sorgen, zu arbeiten und zu bitten. Schwester Martha war unermüdlich. Von einem Soldaten mit einem Korbe begleitet, ging sie von Haus zu Haus, um die Brocken einzu-

sammeln, oder vielmehr zu erbetteln; denn die spanischen Kriegsgefangenen hatten so wenig Gnadenlöhnung, daß sie damit kaum ein Pfund Brot hätten bestreiten können. Ebenso emsig sorgte sie für die Reinlichkeit der armen Kriegsgefangenen. Sie wechselte öfters das Stroh um, auf welchem sie lagen; sie besorgte ihnen ihre Wäsche und besserte ihnen ihre Kleidungsstücke aus, zu welchen Geschäften sie die Nacht benutzte. Man sah sie oft die Stadt durchwandeln von dem Gefängniß zum Spital, und manchmal führte sie von den armen Kranken drei zugleich mit sich fort. Ganze 16 Monate besuchte sie täglich einen spanischen Offizier, der an einem unheilbaren und schmerzlichen Beinfraße litt, und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt und mit Engelsgeduld, und als er endlich starb, trieb sie alle seine Kameraden an, ihrem lieben Pfleglinge die letzte Ehre zu erweisen. Oft trat der Fall ein, daß die emsige und besorgte Schwester genötigt war, zu dem Generale zu gehen, welcher in Besançon kommandierte, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Einst sprach er lächelnd zu ihr: „Schwester Martha, Ihr werdet wol sehr betrübt sein, wenn Euch Eure guten Freunde, die Spanier, verlassen werden?“ „Ja“, antwortete sie, „aber dann kommen meine guten Freunde, die Engländer, denn alle Unglücklichen sind meine guten Freunde.“ Der Befehl kam wirklich, daß die gefangenen Spanier von Besançon weggebracht werden sollten, und es war nun schwer zu unterscheiden, wer darüber mehr betrübt war, Schwester Martha oder ihre Pflegesöhne. Sie bot alle Kräfte auf, dafür zu sorgen, daß die Armen auf ihrem Marsche mitten im Winter doch wenigstens vor Kälte geschützt waren. Deswegen sammelte sie Beiträge in der ganzen Stadt, und die Almosen, welche die barmherzige Schwester erhielt, waren so reichlich, daß die Gefangenen vor ihrem Abmarsche mit hinlänglichen Kleidungsstücken versehen werden konnten. Die Gefangenen wollten ihrer Pflegemutter ihre Dankbarkeit einigermaßen beweisen, und sie beschlossen, ihr die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen, zu verehren, ein silbernes Kruzifix, in welches sie in ihrer Landessprache die Worte eingraben ließen: „Der Mutter Martha, unserer Wolthäterin.“ Die Prophezeiung der frommen Martha ging übrigens in Erfüllung. Es kamen zwar nicht die Brüder Engländer, aber dafür die Brüder Russen, Preußen, Oesterreicher u. s. w., und als der Krieg sich auch über Frankreich hinwälzte, auch die Brüder Franzosen. Man hat berechnet, daß sie in 11 Monaten an 30,000 französischen Soldaten und fremden Gefangenen Mutterstelle vertreten habe. Darum wurde ihr Name auch in allen Sprachen mit Segen genannt und sie als „die Soldatenmutter“ gepriesen. Das erfuhren auch die hohen Potentaten, darum wetteiferten sie gleichsam, wie sie Schwester Martha auszeichnen wollten. Der König von Frankreich, der den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, gab ihr das St. Ludwigskreuz mit der Inschrift: „Huldigung der Tugend.“ Der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und andere Fürsten belohnten sie ebenfalls mit Orden und Ehrenzeichen, so daß sie am Ende wie ein ächter Kriegsheld mit zwölf Dekorationen geziert war. Der König von Frankreich gab ihr eine jährliche Pension von 1200 Franken, die sie dankbar annahm für ihre Brüder, die Armen. Die Soldatenmutter, die Schwester Martha, ging heim zu Christus, den sie in ihren Brüdern ihr Leben lang geliebt und gepflegt hatte, am 29. März 1824, in ihrem 75. Lebensjahre.

„Ach, wäre doch nur Schwester Martha hier!“ rufen auch jetzt wol viele Tausende von Unglücklichen, Armen und Kranken, welche von der gottseligen Frau Kunde erhalten; Gott aber, der allbarmherzige Vater, sorgt dafür, daß ein Beispiel dieser Art auf immer fortwirkt und neue Marthen auferweckt,

wie er dafür gesorgt hat, daß das Blut der Martyrer der Samen der Christenheit ward.

Bumüller.

24. Der Sängerkrieg und die heilige Elisabeth.

Die bei Eisenach inmitten einer reichen Waldumgebung schön gelegene Wartburg, jetzt erneuert und der Gestalt, die sie einst hatte, wieder angenähert, war in ältern Zeiten der Sitz der thüringischen Landgrafen, und durch Geschichten und Sagen, die sich an sie knüpften, eine der berühmtesten Burgen im deutschen Lande. Unter jenen Geschichten und Sagen aber, welche die Erinnerung an die Wartburg im deutschen Volke erhalten haben und erhalten werden, wollen wir nur die beiden bekanntesten und hervorstechendsten namhaft machen; die Sage von dem Sängerkriege, und die Geschichte der heiligen Elisabeth, die im Munde des Volkes eine sagenhafte Ausschmückung erhielt, aber schon in ihrer einfachen und beglaubigten Gestalt wahrhaft rührend und erbaulich ist.

Unter dem Sängerkriege ist ein Wettkampf von Dichtern zu verstehen, wie er auch sonst wol stattfand und stattfindet, aber auf der Wartburg einen besonders ernsthaften Charakter annahm und einen eigentümlichen Verlauf hatte. In jener Zeit des Mittelalters nämlich, wo die Liebe zur Dichtkunst und zum Gesange unter den Herren und Rittern Deutschlands allgemein verbreitet war, und ritterliche Sänger, überall mit Freuden aufgenommen, von Burg zu Burg und von Fürstenhof zu Fürstenhof zogen, zeichnete sich der Landgraf Hermann von Thüringen vor allen anderen Fürsten durch die freigebige Gunst aus, die er allen Sängern angedeihen ließ, und an seinem Hofe, den er auf der Wartburg hielt, war eine Anzahl der damals berühmtesten, worunter auch der noch jetzt bewunderte Wolfram von Eschenbach, stetig versammelt. Es begab sich aber, daß einer von den Sängern, Namens Heinrich von Ofterdingen, den allerdings besondere Gaben des Geistes und Leibes zierten, die anderen durch jugendlichen Uebermut und stolzes Selbstvertrauen reizte und erbitterte, so daß endlich ein öffentlicher Wettkampf im Gesange beschlossen wurde, der mehr als ein bloßes Spiel sein sollte. Denn es ward ausgemacht, daß der Ueberwundene den Händen des Scharfrichters überliefert und enthauptet werde. Diesem Schicksale wäre nun Heinrich, da er nach langem Kampfe für überwunden erklärt wurde, wirklich verfallen, wenn er sich nicht unter den Mantel der milden Landgräfin Sophie geflüchtet hätte und durch die Fürsprache derselben gerettet worden wäre. Man kam zuletzt überein, daß er auf ein Jahr die Wartburg und das Land meiden, dann aber zur Erneuerung des Kampfes wiederkehren solle. Nun lebte damals in Ungarn, an dem Hofe des Königs Andreas, ein hochberühmter und gefürchteter, auch in geheimen Wissenschaften und Zauberkünsten wolerfahrener Sangesmeister, Namens Klingsor. Zu diesem begab sich Heinrich, um zu versuchen, ob er nicht den Unterricht und den Beistand desselben zum Behufe des ihm nach Jahresfrist bevorstehenden entscheidenden Kampfes gewinnen möge. Dies geriet ihm auch wol, da der Meister Klingsor zu dem schön begabten Jünglinge alsbald eine besondere Neigung faßte, und ihn nicht nur in die Geheimnisse der Gesangeskunst einweihte, sondern ihm auch versprach, bei dem Kampfe auf der Wartburg gegenwärtig zu sein und ihn offen und geheim zu unterstützen. Als nun der Tag, an dem Heinrich wieder erscheinen sollte, nahe war, und Klingsor keine Anstalten zur Abreise machte, wurde jener besorgt, daß sie nicht zur rechten Zeit eintreffen möchten; aber Klingsor

beschwichtigte ihn, und in der Nacht, die dem festgesetzten Tage vorausging, wickelte er sich zusammen mit dem auf einen Augenblick entschlummerten Jüngling in einen Mantel, und ließ sich von seinen dienstbaren Geistern nach Eisenach tragen. Die Vorbereitungen zum Kampfe waren schon getroffen, da aber Niemand von Ofterdingens Ankunft gehört hatte, so glaubte man schon, daß er ausbleiben und eine ewige Verbannung dem ungewissen Ausgange des Kampfes vorziehen werde. Daher war man um so mehr überrascht, als Ofterdingen plötzlich mit freudigem Wesen und Angesicht, von dem hohen und ernsten Klingsor begleitet, in die aufgerichteten Schranken trat. Der Sangeskampf dauerte lange und wurde mit dem Aufgebote aller Kräfte gekämpft, endete aber, da Klingsor als Vermittler eintrat, damit, daß keiner der Sänger als besiegt erklärt, sondern eine allgemeine Versöhnung gefeiert und Ofterdingen von Neuem in die Sängergenossenschaft aufgenommen wurde.

Damals geschah es, daß Klingsor dem Landgrafen aus den Sternen weissagte, es sei so eben dem Könige Andreas von Ungarn ein Töchterlein geboren, welches einst, mit dem erstgeborenen Sohne des Landgrafen vermählt, eine mit hoher Frömmigkeit und lauterer Tugend begabte Fürstin und ihrem Gemahle wie seinen Unterthanen ein Segen des Himmels sein werde. In der That war in Ungarn in der von Klingsor bezeichneten Stunde dem König Andreas eine Tochter geboren worden, die den Namen Elisabeth erhielt und später noch als Kind mit dem Sohne des Landgrafen, Ludwig geheißen, verlobt wurde. Auf diese Weise ist die Sage vom Sängerkriege mit der Geschichte der heiligen Elisabeth — denn diese war es, deren Zukunft von dem schicksalskundigen Klingsor voraus verkündet wurde — in Zusammenhang gebracht worden.

Das dem künftigen Landgrafen verlobte Königskind verlor sehr frühzeitig, und zwar auf eine schreckliche Weise seine Mutter, die in einem wilden Aufruhre ermordet wurde. Dieses traurige Ereigniß und der Wunsch des Landgrafen, daß die Verlobte seines Sohnes so bald als möglich in die landestümliche Art und Sitte eingeweiht werden möge, veranlaßten den König Andreas, die noch unerwachsene Elisabeth an den Hof des Landgrafen zu senden, damit sie hier ihre Erziehung erhalte. So erwuchs denn Elisabeth unter der Aufsicht der Landgräfin Sophie und der älteren Schwester ihres Verlobten, und wurde allmählich zu einer lieblichen Jungfrau, welche der junge Landgraf, der schon in seinem sechzehnten Jahre die Stelle seines verstorbenen Vaters einnahm, von Herzen liebgewann. Sie zeigte aber von Jugend auf eine eigene Sinnesart, war frommen und stillen Gemütes und dem geräuschvollen Vergnügen wie der Kleiderpracht und jeder Ueppigkeit abgeneigt, dagegen mitleidsvoll gegen die Armen, welche zu erfreuen und zu erquicken ihre liebste Beschäftigung war. Da nun diese Sinnesweise mit den Gewohnheiten und Neigungen, die am landgräflichen Hofe herrschten, und insbesondere auch mit dem Charakter der prachtliebenden Landgräfin Sophie im Widerspruche stand, so mußte Elisabeth manche spöttische Bemerkung hören und sich oft auf das Härteste tadeln lassen, wenn sie dem Zuge ihres demütigen und mitleidigen Herzens, ohne Rücksicht auf das, was als fürstlicher Anstand galt, nachgegeben hatte; ja es kam so weit, daß die Landgräfin und ihre Tochter einen förmlichen Haß auf sie warfen, und den jungen Landgrafen zu bereden suchten, seine Verlobte, die so gänzlich des fürstlichen Sinnes ermangele, ihrem Vater heim zu senden, zumal die Verbindung mit diesem, bei der weiten Entfernung beider Länder, ohne besonderen Vortheil sei. Und weil sie glauben mochten, daß der jugendliche Landgraf einestheils noch zu wenig Selbstständigkeit habe, um ihrer Ueberredung zu widerstehen, anderntheils

seiner Bildung und seinen Neigungen gemäß selber mit Elisabeth unzufrieden sein müßte, so konnten sie sich nicht enthalten, der immer geduldigen, aber zugleich fest in ihrem Wesen verharrenden Jungfrau im Voraus zu verkündigen, was ihr bevorstehe. Damit aber trieben sie einen Stachel bitterer Kränkung in das Herz derselben, nicht sowol, weil sie die Schmach einer solchen Heimsendung fürchtete, als weil in ihrem frommen und stillen Gemüte die innigste Liebe zu ihrem Verlobten Wurzel geschlagen hatte. Darum war sie über die Drohung der fürstlichen Frauen tief betrübt, und der Schenk von Vargula, ein Ratgeber des Landgrafen, der zu den Abgesandten gehört hatte, welche einst die Verlobung am Hofe des Königs Andreas abgeschlossen, mochte ihren Kummer bemerkt und die Ursache desselben erkannt haben. Denn als er eines Tages einsam mit dem Landgrafen im Walde ritt, drang er in denselben, daß er sich entscheiden möge, ob er die lange bevorstehende Verlobung festhalten und ausführen, oder die fromme Königstochter heimsenden wolle. Da wies der Landgraf Ludwig auf den Inselsberg, welcher vor ihren Augen über das Gebirg umher hoch emporragte, und sagte: „Wäre dieser ganze Berg lauteres Gold, so wollte ich ihn doch gar vielmal lieber missen und hingeben, als Elisabeth.“ Ueber diese Worte war der redliche Schenk sehr erfreut, und fragte den Landgrafen, ob er seine Meinung und Absicht der frommen Elisabeth mittheilen und sie damit trösten dürfe. Der Landgraf aber erlaubte dies nicht nur, sondern übergab auch dem Schenk einen Handspiegel mit zierlicher Einfassung von Elfenbein, auf dessen Rückseite sich ein kleines Kruzifix befand, damit er denselben seiner Verlobten als ein Zeichen seiner Gesinnung überbringen möge, und dieses Geschenk durfte wol ein sinniges genannt werden, da es der Frömmigkeit der Empfängerin entsprach und ihr doch zugleich sagte, daß ihr Bild dem Geber lieb und wert sei, auch sie wol leise mahnen konnte, der dem Weibe natürlichen Eitelkeit nicht durchaus und unnatürlich zu entsagen. Elisabeth aber wurde durch das Geschenk und durch die Worte, die ihr der Schenk überbrachte, schnell getröstet und hoch erfreut, und hörte seitdem mit ruhiger und still hoffender Ergebung die feindlichen Reden der fürstlichen Frauen, die auch bald verstummen mußten, da der Landgraf seinen Willen erklärte, mit der Verlobten die Hochzeit zu feiern. Aber ehe dies geschah, mußte Elisabeth noch einmal, in Folge einer plötzlichen Aufwallung ihres wahrhaft frommen Gemütes, einen Ausbruch des Grolles von Seiten der fürstlichen Frauen und eine große Demütigung erfahren, die jedoch fast zu einem Siege der Gefühlsinnigkeit über den stolzen Schein umschlug. Als nämlich die Frauen am Tage vor Mariä Himmelfahrt, kostbar geschmückt, zur Kirche gegangen waren, wurde Elisabeth bei dem Anblicke des Kruzifixes plötzlich von dem Gedanken ergriffen, wie so grell doch eitles Gepränge und stolzer Schmuck der Erscheinung des leidenden Erlösers widerspreche. Da konnte sie dem Drang ihres Gemütes nicht widerstehen, nahm den Kranz von Perlen und Edelsteinen, den sie trug, vom Haupte, legte ihn neben sich auf die Bank, und sank in bloßem Haar auf die Kniee. Darüber ward die Landgräfin höchlichst entrüstet und schalt ihr Benehmen kindisch, unanständig und lächerlich. Elisabeth aber erwiderte: „Wie mögt Ihr mir verargen, was ich gethan? Seht dort meinen Heiland mit der Dornenkrone. Mir ist es ja, als wenn meine Perlen und Edelsteine ihn verhöhnten, der um unsertwillen die Armut auf sich nahm und den bittersten Tod litt.“ Als sie so sprach, weinte sie heftig und ließ sich nicht weiter stören in ihrem Gebete. Die anderen fürstlichen Frauen aber fanden sich veranlaßt, theils wol von den Worten, die Elisabeth sprach, getroffen, theils um Aufsehen zu vermeiden, gleichfalls neben der Betenden niederzuknieen.

Die Hochzeit, die bald nach diesem Vorfalle gefeiert wurde, war äußerst prachtvoll. Elisabeth aber behielt auch als Landgräfin ihren demütigen Sinn, und legte sich selber Entbehrungen auf, um ihrem Drange zur Wolthätigkeit Genüge zu thun. Als nun während der Abwesenheit des Landgrafen, der zu dem Kaiser Friedrich II. nach Italien gezogen war, in Thüringen eine große Theuerung und Hungersnot entstand, reichten die gewöhnlichen Mittel, über welche die fromme Landgräfin verfügte, nicht mehr aus, um das Elend, das sie umgab, auch nur einigermaßen zu lindern, wie es ihrem mitleidigen Herzen Bedürfniß war. Darum veräußerte sie ihre Kleinodien und ihre fürstlichen Kleider, ging im schlichtesten Gewand einher und lebte auch sonst wie eine Arme, indem ihr die Hilfe, die sie gewährte, und die eigene Entsagung, die Bewährung des Mitleids und der Demut, zu einer doppelten Pflicht und innigen Befriedigung wurden. Was ihr zur frommen Gewöhnung geworden, hielt sie auch dann fest, als der Landgraf zurückgekehrt war, und da derselbe auf die Verschwendung, die seine Gemahlin im Almosengeben übte, und auf die unfürstliche Schlichtheit ihrer Erscheinung beständig aufmerksam gemacht wurde, so konnte er sich trotz seiner Liebe zu Elisabeth der Unzufriedenheit nicht erwehren. Deshalb verbot er ihr, zu den Armen, welche täglich die Wartburg umlagerten, selbst hinabzusteigen, auch verlangte er zuweilen, wenn sie im einfachen Gewand bei der Tafel oder in festlicher Versammlung erschien, daß sie sich irgend einen kostbaren Ueberwurf, den er ihr etwa selbst geschenkt, oder einen sonstigen Schmuck holen lassen solle, und wunderbarer Weise sollen sich oft diese vom Landgrafen geforderten Dinge auf Elisabeths Kammer vorgefunden haben, wenn sie auch dieselben veräußert oder hinweggegeben hatte. So wird erzählt, daß sie eines Tages während der Festlichkeiten, mit denen die Vermählung ihrer Schwägerin Agnes mit dem Herzoge von Oesterreich gefeiert wurde, in den Speisesaal trat, ohne den seidenen Mantel zu tragen, mit dem sich die Frauen nach damaliger Sitte zur Tafel setzten. Denn sie hatte denselben kurz zuvor, da sie nichts weiter bei sich hatte, einem halbnackten Bettler gegeben, der ihr unter der Wartburg in den Weg trat. Als nun der Landgraf sie fragte, wo sie ihren Mantel habe, antwortete sie verwirrt: auf meiner Kammer. Eine Dienerin wurde dahin gesandt, und fand einen himmelblauen, mit goldenen Sternen gesäeten Mantel liegen, den sie zum Erstaunen aller Gegenwärtigen herabbrachte; der Bettler aber war verschwunden und wurde nie wieder gesehen.

Ein anderes Mal, als Elisabeth eine Seitentreppe der Wartburg hinabschritt, einen Korb mit allerhand Gaben, die sie den Armen spenden wollte, in den Händen, trat ihr plötzlich der Landgraf entgegen und fragte streng, was sie in dem Korbe trage. Elisabeth aber, die den Zorn ihres Gemahls fürchtete, antwortete, ob der Notlüge errötend: „Rosen." Da befahl ihr der Landgraf, den Korb zu öffnen, und zum Erstaunen Elisabeths war er mit vollen, duftenden Rosen gefüllt. Dem Landgrafen aber, der ihr in das Antlitz blickte, schien auf ihrer Stirn ein herrliches Diadem in Kreuzesform zu leuchten.

Seit diesem Vorfalle betrachtete er seine Gemahlin als vom Himmel wegen ihrer Tugend besonders begnadet, und ließ sie in allen Dingen gewähren. Wenn ihm aber seine Amtsleute und Schöffen, wie es noch öfter geschah, mit Klagen anlagen, daß seine Gemahlin Alles verschenke, antwortete er wol: „Laßt sie thun, wozu sie das Herz treibt um Gotteswillen, wenn wir nur die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg behalten. So es ihm gefällt, kann uns Gott Alles ersetzen." — Nur noch einmal wallte sein Zorn gegen sie auf, als ihm seine Mutter, die Landgräfin Sophie, mittheilte, daß Elisabeth

in seinem eigenen Bette, da er mehrere Tage abwesend gewesen war, einen armen aussätzigen Mann, Namens Eli, verpflegt habe und noch verpflege. Zürnend betrat er das Schlafgemach, wo er seine Gemahlin vorfand und hob die Bettdecke in die Höhe; in dem Bette aber war nichts zu sehen, als ein Bild des Heilandes am Kreuz. Da sprach er zu Elisabeth, die ihn vorher gebeten, des siechen Mannes zu schonen, mit tiefer Rührung: „Handle fortan nach deinem Herzen. Da sei Gott vor, daß ich dich wegen deiner Milde jemals wieder schelte." — Eli aber, durch die Pflege der Landgräfin genesen, wurde ein frommer Klausner, an dessen Namen noch jetzt die Eligrotte bei Eisenach eine Erinnerung ist.

Als sich im Jahre 1227 der Kaiser Friedrich II. entschloß, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen, hielt sich der Landgraf Ludwig für verpflichtet, ihn zu begleiten. Die Trennung wurde beiden Gatten gleich schwer, da sie die Ahnung hatten, sich nicht wieder zu sehen. Der Landgraf starb auf dem Wege nach dem heiligen Lande, und als der Schenk von Vargula die Nachricht seines Todes, seinen letzten Gruß und Siegelring, den er stets getragen, Elisabeth überbrachte, rief sie im höchsten Schmerz: „Nun ist mir die Welt gestorben." Dieses Wort aber wurde zur strengsten Wahrheit, theils durch das Schicksal, das über sie verhängt war, theils durch ihren freiwilligen Entschluß. Denn bald nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie von Heinrich Raspe, dem Bruder desselben, der als Vormund seines unmündigen Sohnes schaltete, aus eigennützigen Absichten von der Wartburg vertrieben, und mußte in dem Barfüßerkloster der Stadt Eisenach eine Zufluchtsstätte suchen, wo sie im eigentlichsten Sinne des Worts von ihrer Hände Arbeit lebte und ihre jüngsten Kinder ernährte. Sie trug dieses Schicksal mit stiller, ja freudiger Ergebung, und als sie einst von einem alten Bettelweibe, dem sie oft Almosen gespendet, bei der Begegnung auf einem schmalen Steinwege in den Kot gestoßen wurde, verlor sie kein Wort der Klage oder des Vorwurfs, sondern begnügte sich, das Weib schmerzlich lächelnd anzusehen, und dieses, so roh es war, ging beschämt von dannen. Späterhin fand Elisabeth Aufnahme bei dem Bischof Eckbert von Bamberg, der ihr verwandt war. Hier war es, wo sie die Gebeine ihres Gemahls sah, die von dessen Getreuen nach dem Thüringerlande zurückgebracht wurden, und in die Worte ausbrach: „Alles wollt' ich vollbringen und leiden, könnte ich ihn wieder haben, aber doch keinen Schritt dazu thun gegen Gottes Willen." Bei dieser Gelegenheit aber gelobten sich die Ritter des Landgrafen, seiner Witwe zu ihrem Rechte zu helfen, und der Schenk von Vargula, den sie zum Sprecher wählten, führte gegen den ungetreuen Vormund, der die Landgrafschaft verwaltete und sich zuzueignen strebte, eine so kühne und eindringliche Sprache, daß sein Gewissen erwachte und er das Verbrochene gut zu machen versprach. So kam Elisabeth wieder auf die Wartburg, blieb jedoch nicht lange, weil sie in neue Mißhelligkeiten mit Heinrich Raspe geriet, und ihr Entschluß, ihre noch übrige Lebenszeit in freiwilliger Armut und der Uebung frommer Pflichten zuzubringen, zur Reife gediehen war. Sie wohnte von jetzt an zu Marburg in einem dürftigen Hause, das sie zur Armenherberge einrichtete, und theilte ihre Zeit in strenge geistige Uebungen und eine geduldige Pflege der Armen und Kranken. Drei Jahre nach ihrem Tode, dessen Tag von ihr prophezeit, und der, ihrem Leben angemessen, sanft und selig gewesen war, wurde sie von dem Papste Gregor IX. heilig gesprochen. Späterhin ließ Kaiser Friedrich II. ihr Grab öffnen, und sie von neuem, das Dulderhaupt mit einer kostbaren goldenen Krone bedeckt, in einer eigens dazu erbauten Kapelle beisetzen. Von Wundern aber, die damals und in späterer Zeit an ihrem Grabe geschehen, berichten die Chronikenschreiber des Mittelalters eine große Zahl.

25. Die heilige Mathilde.

Sie war die Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich I., eines Fürsten, der vor beinahe neunhundert Jahren viel zum Wolstand und zur Stärke Deutschlands beigetragen hat. Ungeachtet ihres hohen Standes war sie äußerst gütig, besonders gegen Notleidende; sie gab reichlich Almosen und war oft die Fürsprecherin für Gefangene, daß ihnen die Strafe erlassen wurde. Dabei übte sie große Frömmigkeit; oft stand sie mitten in der Nacht auf, um sich der Andacht zu überlassen. — Ihre Ehe war sehr glücklich durch die wahre Einigkeit, in welcher sie und ihr Gemahl mit einander lebten. Es wirkte in beiden dieselbe Liebe zu Christus, derselbe gottgefällige Wille, dieselbe Liebe und Barmherzigkeit gegen die Unterthanen, dieselbe Bereitwilligkeit zu jedem guten Werk.

Da der Kaiser mit seiner Gemahlin so eben Anstalten getroffen hatte, um ein Kloster zu errichten, wurde er schwer krank und fühlte, daß er nun sterben müsse. Nachdem er der heil. Mathilde noch die wichtigsten Angelegenheiten anvertraut hatte, sprach er zu ihr: „O du treueste und geliebteste Frau, ich danke Christus, daß ich dich lebend zurücklasse. Denn es hat sich noch Niemand mit einem Weib verbunden, das in der Treue fester und in allem Guten erprobter gewesen wäre, als du. Habe Dank, daß du mich stets im Zorn besänftigt und mir in allen Dingen einen nützlichen Rat gegeben hast; du hast mich oft von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit zurückgebracht und allzeit ermahnt, den Unterdrückten Hilfe zu leisten. Ich empfehle jetzt dem allmächtigen Gott und den Fürbitten der Heiligen dich und unsere Söhne, sammt meiner eigenen Seele, die jetzt vom Leibe scheiden wird."

Als bald nach diesen Worten der Kaiser starb, warf sich Mathilde nieder zum Gebet, empfahl seine Seele dem Herrn, und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch nüchtern wäre, um sogleich eine heil. Messe für die Seele ihres Gemahls zu lesen. Ein Priester Namens Adeldak meldete sich, worüber die Kaiserin so getröstet war, daß sie zwei goldene Armbänder abzog, sie dem Geistlichen schenkte mit den Worten: „Nimm dieses und halte die Seelenmesse." Auch war sie ihr ganzes Leben lang demselben dankbar dafür, daß er die erste Seelenmesse für ihren Gemahl gehalten hatte, und verschaffte ihm sogar später ein Bistum.

Nach geendigter Seelenmesse ging die Kaiserin wieder in das Zimmer, wo der Leichnam lag, und fand daselbst ihre Söhne und die vornehmsten Kriegsobersten. Sie warf sich bei den Füßen des Todten nieder und weinte auf das Bitterste; zeigte aber doch so viel Mäßigung, daß sie Gott nicht durch Murren gegen seine Schickung beleidigte, während sie den Tod ihres Gemahls so schmerzlich, als er es um sie verdient hatte, beklagte. Dann gab sie ihren Söhnen vor der Leiche ihres Vaters eine Ermahnung zur Gottesfurcht und zur Friedsamkeit gegen einander. So lang sie aber lebte, hielt sie jedes Jahr regelmäßig Andachten für das Seelenheil ihres verstorbenen Ehegatten.

Mathilde zeigte sich in ihrem Witwenstande als vollkommenes Muster einer christlichen Witwe. Sie war streng gegen ihren Leib und so eingezogen, daß man sie für eine Jungfrau hätte halten können. Fast all' ihre Zeit theilte sie zwischen Gebet und zwischen Werken der Barmherzigkeit. Sie hatte übrigens auch das bitterste Leiden zu dulden, was eine Mutter nur treffen kann. Sie wurde nämlich von ihren eigenen Söhnen verfolgt und ihres Einkommens beraubt, weil schlechte Menschen denselben in die Ohren gesetzt hatten,

sie verschwende Alles an die Armen. Die hl. Mathilde ließ sich aber durch dieses schwere Unrecht zu keinem bösen Wort fortreißen, sondern sah es für eine Strafe ihrer eigenen Sündhaftigkeit an. Gott hingegen schickte den lieblosen Söhnen eine Züchtigung; der eine hatte fortwährendes Unglück im Krieg, der andere wurde von einer schweren Krankheit befallen. Dieses, die Ermahnung wolgesinnter Leute und das Gebet der heil. Mathilde selbst bewirkten endlich, daß die Söhne in sich gingen, die Mutter um Verzeihung baten und von Herzen mit ihr sich versöhnten.

Dem weiblichen Herzen fällt es besonders schwer, von innerstem Gemüt schmerzliche Kränkungen vollkommen zu verzeihen. Wie sehr aber der christliche Geist auch das leiseste Nachtragen aus dem Herzen der heil. Mathilde ausgetilgt hatte, zeigt folgendes Ereigniß:

Ihr ältester Sohn Otto, welcher damals Kaiser war, besuchte sie in Nordhausen, und verweilte daselbst acht Tage. Da er nun abreisen wollte, gingen Mutter und Sohn noch in die hl. Messe. Nach Beendigung derselben gaben sie einander vor der Kirchenthüre unter vielen Thränen den Abschiedskuß, so daß auch alle Umstehenden weinen mußten. Mathilde kehrte nun, während ihr Sohn das Pferd bestieg, in die Kirche zurück, suchte den Platz auf, wo ihr Sohn während des Gottesdienstes gestanden, kniete nieder, und küßte weinend die Fußstapfen. Dieses bemerkte Graf Witigo, ging zur Kirche hinaus und sagte es dem Kaiser. Dieser sprang sogleich vom Pferde und eilte in die Kirche zurück, wo er noch seine Mutter an derselben Stelle beten und weinen fand. In tiefster Rührung über solche Liebe fiel er vor ihr nieder und sprach: „O ehrwürdige Frau, mit welchem Dienst kann ich Euch diese Thränen vergelten?“

Da sich die hl. Mathilde gerade im Kloster zu Quedlinburg befand, bekam sie nach einiger Zeit Nachricht, daß Heinrich, ihr zweiter Sohn, gestorben sei. Sie konnte vor Schmerz darüber den ganzen Tag nichts essen. Sie ließ alsbald die Klosterfrauen in die Kirche zusammenkommen und forderte sie auf, für den Verstorbenen die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen; sie kniete selbst nieder und verrichtete folgendes Gebet: „O Herr, allmächtiger Gott, erbarme Dich über die Seele Deines Dieners, den Du aus diesem Leben abberufen hast. Ich bitte, gedenke, daß er wenig Freude im Leben gehabt hat, sondern die meiste Zeit von Bedrängniß geplagt war.“

Aus liebevoller Sorge für das Seelenheil ihres Sohnes und ihres Gemahls stiftete dann die heil. Mathilde ein Kloster bei Nordhausen, wo die gottgeheiligten Jungfrauen verpflichtet waren, für die beiden hingeschiedenen Fürsten Gebet und fromme Werke Gott darzubringen.

Sie befand sich wieder zu Quedlinburg, als sie selbst krank wurde und ihren eigenen Tod ankündigte. Unter vielen Andern, welche die kranke Fürstin besuchten, kam auch Wilhelm, der Erzbischof von Mainz. Sie war sehr erfreut darüber, und bat ihn, ihre Beichte abzunehmen, die heil. Messe für sie und ihren verstorbenen Ehegemahl zu lesen, und ihr dann das hl. Abendmahl und die letzte Oelung zu ertheilen. Als er sich von ihr verabschiedete und abreiste, wollte er einen Geistlichen zurücklassen, damit dieser ihn alsbald zur Leiche abhole, wenn die Kaiserin gestorben sei. Allein diese antwortete in prophetischem Geiste, er solle den Priester mitnehmen, er werde ihn selbst notwendiger brauchen. Da nun der Erzbischof auf der Reise war, starb er eines plötzlichen Todes; und auch dieses erkannte die kranke Kaiserin, bevor Jemand es ihr sagte, und befahl selbst die Glocken zu läuten und den Armen Geld auszutheilen, damit sie für die Seele des Verstorbenen beteten.

Zwölf Tage nachher rief sie ihre Enkelin, die Aebtissin des Klosters war,

zu sich, gab ihr noch eindringliche Ermahnungen zu einem frommen klösterlichen Leben, und wie sie ihre Untergebenen zur Gottseligkeit anleiten solle. Dann empfahl sie noch derselben die Seele des verstorbenen Kaisers, ihre eigene und die Seelen derjenigen, deren Andenken sie selbst zu begehen pflegte. Sie ließ sich dann noch einmal die heil. Sacramente ertheilen, das Evangelium vorlesen, und starb dann im Frieden um neun Uhr, zur nämlichen Stunde, in welcher sie gewohnt war, die Armen zu speisen.

Was bei allen Heiligen zu finden ist, Demut und große Liebe zu Gott und den Menschen, finden wir auch bei der heil. Mathilde. Worauf ich aber hier besonders aufmerksam machen will, das ist ihre Sorge für die Seelen ihrer Angehörigen und Bekannten, die schon in die andere Welt hinübergegangen waren.

Die Liebe hört mit dem Tode nicht auf, deshalb hört auch das Verlangen nicht auf, dem Verstorbenen jenseits noch wolzuthun. Ein liebevolles Weib, welches für ihren Ehegatten, ihre Kinder, ihre Gutthäter gelebt und gesorgt hat, will nicht blos jammern und weinen, wenn der Tod die Ihrigen entführt hat, sondern sie geht ihnen gleichsam in die andere Welt nach und sucht ihnen dort noch wolzuthun. Das aber, was das menschliche Herz und die Natur der Liebe fordert, ist auch dem katholischen Glauben und der Vernunft gemäß. Wir wissen durch den Ausspruch des Herrn, daß nichts Unreines in den Himmel eingeht und daß selbst der letzte Heller bezahlt werden muß; wir wissen aber auch, daß mit wenigen Ausnahmen selbst die besten Menschen noch manches Fehlerhafte an sich haben. Wenn solche nun auch nicht gleich nach dem Tode in den Himmel eingehen können, so wird sie doch gewiß der barmherzige Gott nicht ewig verdammen. Es muß daher einen Mittelzustand nach dem Tode geben, wo das Sündige noch gebüßt, das Fehlerhafte noch abgelegt wird. Man heißt ihn Fegfeuer oder Reinigungsort. So gewiß nun das Gebet, welches die Heiligen im Himmel für uns zu Gott richten, seine Wirkung auf Erden thut: eben so gewiß kann unser Gebet, das wir zu Gott für unsere leidenden Brüder im Fegfeuer richten, denselben Verkürzung und Erleichterung ihrer Strafe bewirken. Die katholische Kirche läßt in den Seelenmessen ein Stück aus dem zweiten Buch der Makkabäer vorlesen, worin es heißt: „In denselben Tagen machte der tapfere Held Judas eine Sammlung, und schickte 12,000 Drachmen Silber zum Opfer für die Sünden der Verstorbenen nach Jerusalem, weil er von der Auferstehung recht und gottselig dachte. Denn wenn er nicht gehofft hätte, daß die Todten wieder auferstehen würden, so wäre es überflüssig und eitel gewesen, für die Todten zu beten; aber er dachte, daß die, welche gottselig entschlafen waren, eine sehr große Gnade zu erwarten hätten. Es ist demnach ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten: damit sie von den Sünden entbunden werden."

Also selbst im alten Testament hat man schon Opfer und Gebete für die Verstorbenen dargebracht.

Zeige daher als katholischer Christ deinen Glauben und deine Liebe, und laß dir angelegen sein, an denen, welche im Leben durch Verwandtschaft, Freundschaft oder sonst auf irgend eine Weise mit dir verbunden waren, und überhaupt den Abgestorbenen Gutes zu thun. Die katholische Kirche lehrt, daß dieses geschehen könne durch Gebet, durch Almosen, durch Darbringung des heil. Meßopfers.

Man wendet oft bedeutende Kosten an, um einen Grabstein dem Verstorbenen zu setzen, oder ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten. Der wahre Christ wird mehr darauf bedacht sein, für das Seelenheil des Verstorbenen

zu sorgen durch Gebet und verdienstliche Werke; und Gott wird auch gewiß ein solcher Erweis der Liebe zum Verstorbenen besser gefallen, als weltlicher Aufwand und unreligiöser Jammer.

A. Stolz.

26. Der heilige Polykarpus.

Im Jahre 167, unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius, brach in Smyrna, in Kleinasien, eine schwere Christenverfolgung aus, in welcher nebst mehrern andern Gläubigen auch der hochbejahrte Bischof Polykarp sein Leben opferte. Die Geschichte seines merkwürdigen Martyrtums wird uns in einem Briefe erzählt, welcher von der Christengemeinde in Smyrna, also von Augen- und Ohrenzeugen, an die Kirche von Philadelphia geschrieben worden ist. Es heißt darin:

„Als Polykarpus, dieser bewunderungswürdige Mann, hörte, daß das heidnische Volk ihm nach dem Leben strebe, wurde er nicht erschreckt, sondern wollte in der Stadt bleiben. Die Meisten aber redeten ihm zu, daß er fliehen möchte. Da entwich er auf ein nicht weit von der Stadt entlegenes Landgütchen, wo er mit einigen Wenigen nichts Anderes that, als Tag und Nacht beten für Alle, und besonders für die in der Welt zerstreuten Kirchen, wie er es immer in seiner Gewohnheit hatte. Als er einst so betete, drei Tage vor seiner Gefangennehmung, hatte er ein Gesicht. Er sah sein Kopfkissen verbrennen. Da wandte er sich zu denen, die bei ihm waren und sprach weissagend: „Ich soll lebendig verbrannt werden." — Als ihm seine Aufspürer nahe waren, begab er sich auf ein anderes Landgut. Jene kamen, fanden ihn nicht, ergriffen aber zwei Knechte, deren einer unter der Folter ihn verriet.

„Geführt von einem Knaben, machten sich die Schergen auf, zur Zeit des Nachtmahls an einem Freitage, mit ihren gewöhnlichen Waffen, als zögen sie aus gegen einen Räuber. Spät am Abend erreichten sie den Aufenthaltsort des heil. Bischofs. Dieser befand sich auf einem obern Zimmer, von wo er leicht hätte entfliehen können; er wollte aber nicht, sondern sprach: „Der Wille des Herrn geschehe!" Als er seine Verfolger unten sprechen hörte, stieg er hinab und redete mit ihnen. Sie wunderten sich über sein hohes Alter nicht weniger, als über seinen freudigen Mut, und Einige sagten: „Bedurfte es solcher Eile, um einen Greis, wie dieser ist, zu ergreifen?" Polykarpus gab sogleich Befehl, ihnen Speise und Trank vorzusetzen, so viel sie verlangten, bat sich von ihnen aber eine Stunde aus, in der er ungestört beten wollte. Als sie ihm dieses gewährt hatten, betete er stehend voll der Gnade Gottes so, daß er zwei Stunden lang nicht aufhörte. Die Zuhörenden staunten, und viele bereuten, ausgezogen zu sein wider einen so gottseligen Greis.

„Nach vollbrachtem Gebete, in welchem er Aller erwähnt hatte, mit denen er je zusammengetroffen war, der Kleinen und der Großen, der Berühmten und der Unberühmten, auch der ganzen katholischen Kirche, setzten sie ihn auf einen Esel und führten ihn, es war gerade am großen Samstage, in die Stadt. Hier kam ihm der Friedensrichter Herodes mit seinem Vater Niketes in einem Reisewagen entgegen. Sie nahmen ihn zu sich und redeten ihm zu, während sie bei ihm saßen: „Was ist es denn Arges, den Kaiser Herr zu nennen, Weihrauch zu streuen und so dich zu retten?" Anfangs antwortete er ihnen nicht; als sie aber nicht aufhörten, in ihn zu dringen, sagte er zu ihnen: „Ich werde nicht thun, was ihr mir ratet." Da es ihnen nicht gelang, ihn zu überreden, fuhren sie ihn mit rauhen Worten

an und stürzten ihn so eilig aus dem Wagen, daß er sich das Schienbein verletzte. Er aber wurde darüber gar nicht bestürzt, ging so munter daher, als wenn er gar nichts gelitten hätte und wurde zum Amphitheater (dem Orte der öffentlichen Spiele) geführt, in welchem ein solches Getöse war, daß man Niemanden hören konnte. Als Polykarpus hereintrat, erscholl eine laute Stimme vom Himmel: „Sei stark und ermanne dich, Polykarpus!" Den Redenden sah Keiner, die Stimme aber hörten diejenigen von uns, die zugegen waren. Da der Gefangene hineingeführt wurde, und man erfuhr, daß es Polykarpus sei, entstand ein lautes Getümmel. Er wurde dem Statthalter vorgestellt, der ihn fragte, ob er Polykarpus sei? Als er es bejahte, redete jener ihm zu, daß er Christum verläugne, und ermahnte ihn, seines hohen Alters zu schonen. Er sagte ihm dergleichen mehr, wie man es zu thun pflegte, als: „Schwöre bei dem Glücke des Kaisers! Besinne dich! Sprich: fort mit den Gottlosen!" Mit ernstem Angesichte schaute Polykarpus auf den ganzen Haufen der ungerechten Heiden umher, streckte die Hand nach ihnen aus, seufzte, schaute gen Himmel und sprach: „Fort mit den Gottlosen!" Da drang der Statthalter in ihn und sagte: „Schwöre, so spreche ich dich los! Lästere Christum!" Polykarpus antwortete: „Sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie ein Leid gethan; wie kann ich meinen König lästern, der mich erlöset hat?" Abermals redete der Statthalter ihm zu und sprach: „Schwöre bei der Glücksgöttin des Kaisers!" Der heil. Bischof antwortete: „Hast du deinen Sinn darauf gestellt, daß ich schwören soll bei der Glücksgöttin des Kaisers, und stellest du dich, als wissest du nicht, wer ich sei, so höre öffentlich: Ich bin ein Christ; willst du die Lehre des Christenthums kennen, so bestimme einen Tag, um mich zu hören." Der Statthalter sprach: „Ueberrede das Volk dazu!" Polykarpus erwiederte: „Mit dir zu reden bin ich bereit, denn wir sind belehrt worden, den Obrigkeiten und Gewalthabern, welche von Gott geordnet worden, jede geziemende Ehre zu erweisen, die unser Gewissen nicht verletzt. Diese hier aber achte ich nicht wert, daß ich mich vor ihnen vertheidige." — „Ich habe aber wilde Thiere," sagte der Statthalter, „diesen lasse ich dich vorwerfen, wenn du dich nicht eines Bessern besinnest." — „Lasse sie kommen," antwortete Polykarpus, „unser Sinn geht nicht vom Bessern zum Schlechten über. Vom Bösen zum Guten sich wenden, das halten wir für schön." Drauf sprach der Statthalter: „Wenn du die Thiere verachtest, so werde ich dich verbrennen lassen, wofern du deinen Sinn nicht änderst." — „Du drohest," entgegnete Polykarpus, „mit dem Feuer, welches doch nur eine kurze Zeit brennt und dann erlischt, weil du nicht kennest jenes Feuer des künftigen Gerichts und der ewigen Strafe, welche den Bösen aufbewahrt bleibt. — Aber was zögerst du? Lasse kommen, was dir beliebt!"

Indem Polykarpus dieses und mehreres Andere sagte, wurde er mit Zuversicht und Freude erfüllt. Die Fülle der Gnade Gottes leuchtete aus seinem Angesichte. So wenig ließ er sich durch das, was ihm gesagt wurde, niederschlagen, daß vielmehr der Statthalter die Fassung verlor, und seinen Ausrufer unter das Volk schickte und dreimal veröffentlichen ließ: „Polykarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei." Als der Ausrufer dieses ausgerufen hatte, rief das Volk der Juden und Heiden mit unbändigem Zorne und lauter Stimme: „Dieser ist der Lehrmeister in Asien, der Vater der Christen, der Zerstörer der Götter, der Vielen lehrt, daß sie weder den Göttern opfern, noch sie anbetend verehren sollen." So sprachen sie, schrieen und baten den Statthalter, daß er einen Löwen auf den Bischof loslassen solle. Der Statthalter antwortete, daß er dieses nicht thun dürfe, weil die Kampfspiele vollendet

seien. „Da riefen sie Alle auf einmal: „Polykarpus soll verbrannt werden!“ Denn es mußte das Gesicht von dem brennenden Kopfkissen erfüllt werden, welches er betend gesehen hatte.

„Nun geschah Alles schneller, als es Worte erzählen können. Das ganze Volk trug Holz und Reiser herbei, und selbst die Juden waren sehr eifrig in der Mithilfe. Als der Scheiterhaufen fertig war, entkleidete sich Polykarpus, legte den Gürtel ab und bemühte sich nun auch, die Schuhriemen aufzulösen, welches er früher nie zu thun pflegte, weil immer jeder der gegenwärtigen Gläubigen gewetteifert hatte, seinen Leib zu berühren, denn seines heiligen Wandels wegen war er, auch ehe er graue Haare hatte, von jedem Guten in hohen Ehren gehalten. Jetzt wurden ihm die beim Verbrennen üblichen Werkzeuge, nämlich: ein Kleid mit Pech überstrichen und Stricke zum Festbinden, angelegt. Als sie ihn aber festnageln wollten, sagte er: „Lasset mich so. Der mir Stärke gibt, das Feuer zu erdulden, Der wird mir auch Kraft geben, ohne eure Nägel unbewegt auf dem Scheiterhaufen zu stehen.“ Sie hefteten ihn nun zwar nicht mit Nägeln an, banden ihn aber mit Stricken fest. Er hielt selbst die Hände über den Rücken zusammen, um sich binden zu lassen. Gleich einem Gott dargebrachten Brandopfer stand er da, blickte gen Himmel und sprach: „Herr Gott, Allmächtiger, Vater Deines geliebten und gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, durch den wir dich erkennen lernten, Gott der Engel, der Kräfte und der ganzen Schöpfung und des ganzen Geschlechtes der Gerechten, welche vor Deinem Angesichte wandeln; ich preise Dich, daß Du mich gewürdigt hast, an diesem Tage und in dieser Stunde, in Gemeinschaft mit Deinen Martyrern Theil zu nehmen an den Leiden Deines Sohnes zur Auferstehung des ewigen Lebens. Ich danke Dir für Alles, ich preise und verherrliche Dich, sammt dem ewigen, himmlischen Jesus Christus, Deinem geliebten Sohne, mit welchem Dir und dem heil. Geiste sei Ehre jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.“

„Nachdem er das „Amen“ ausgesprochen und so das Gebet vollendet hatte, zündeten die Schergen das Feuer an. Als die Flamme hoch aufloderte, sahen wir ein großes Wunder an, wir, denen es gegeben war, zu sehen, und die deshalb Zeugniß geben können von dem, was sich ereignete. Das Feuer wölbte sich gleich einem vom Winde aufgeblasenen Segel und umgab den Leib des Martyrers rings umher, der, in der Mitte stehend, nicht einem brennenden Fleische gleich war, sondern einem Brote, das gebacken wird, oder dem Golde und dem Silber, wenn sie im Ofen glühen. Wir verspürten einen Wolgeruch, der dem Wolgeruche des Weihrauchs oder anderer köstlicher Gewürze gleich war. Da nun endlich die Gottlosen sahen, daß sein Leib nicht vom Feuer verzehrt werden könne, ließen sie den dazu bestimmten Schergen hingehen und ihm einen Dolch durch den Leib stoßen. Als dieser es gethan, floß das Blut in solcher Menge, daß es das Feuer fast auslöschte. Der ganze Haufe der Zuschauer erstaunte über den Unterschied der Ungläubigen und auserwählten Gläubigen. Ein solcher Auserwählter war der höchst bewunderungswürdige Martyrer Polykarpus, der zu unserer Zeit ein apostolischer und prophetischer Lehrer und Bischof der katholischen Gemeinde zu Smyrna war.

„Als aber der böse Feind, der neidische und arge Widersacher der Christen, den herrlichen Martertod dieses Mannes sah, dessen Wandel von Jugend auf tadellos gewesen und der jetzt, geschmückt mit der Krone der Unsterblichkeit, einen Kaufpreis davongetragen hat, der ihm nicht streitig gemacht werden kann, strebte er zu hindern, daß die Ueberreste desselben von uns möchten davongetragen werden, da Viele es zu thun begehrten und

wünschten, diese heilige Leiche zu besitzen. Er gab daher dem Niketes ein, vom Statthalter zu erbitten, daß er die Leiche den Christen nicht ausliefern möge, auf daß sie nicht, sagte er, den Gekreuzigten verlassen und anfangen diesen zu verehren. So sprach er auf Anstiften und Zudringen der Juden, welche auf uns, da wir ihn dem Feuer entziehen wollten, lauerten. Sie wußten nicht, daß wir Christum nimmermehr verlassen können, Ihn, der für das Heil Aller, die da selig werden, als Unschuldiger für die Sünder gelitten hat, und daß wir keinen Andern anbeten können. Ihn beten wir an als den Sohn Gottes; die Martyrer, die Jünger und Nachahmer des Herrn, lieben wir mit Recht wegen ihrer übergroßen Liebe zu ihrem Könige und Meister. O daß wir ihre Mitgenossen werden möchten!

„Als der Statthalter dieses unruhige Bemühen unter den Juden inne ward, ließ er den Leichnam mitten in's Feuer legen und verbrennen. Wir aber sammelten darauf die Gebeine, welche uns köstlicher als Gold und Edelstein sind, und verwahren sie an einem anständigen Orte. Der Herr wird uns gewähren, daß wir an dieser Stelle uns nach Möglichkeit versammeln und mit Freude und Frohlocken den Jahrestag seines Martertums feiern können, auch zum Andenken aller derer, die den Kampf schon vollendet haben, wie auch zur Uebung und Ermunterung Aller, die denselben noch bestehen werden."

Der heil. Polykarpus starb im Jahre 167 am 26. März, Nachmittags um 2 Uhr.

28. Die heilige Angela Merici.

Wie sich die göttliche Vorsehung oft der schwächsten Werkzeuge bedient, um die großartigsten und segensreichsten Dinge auszuführen, darüber belehrt uns auch Angela, Stifterin der Ursulinerinnen. Denn die Wolthaten, welche beinahe alle katholischen Länder seit drei Jahrhunderten der von ihr gestifteten Genossenschaft verdanken, sind in der That übergroß und erstaunlich.

Angela Merici wurde am 27. März 1470 zu Desenzano in Italien geboren. Ihre Eltern waren gottesfürchtig, weshalb sie auch ihrer Tochter und ihren übrigen Kindern eine gute Erziehung gaben und ihnen frühzeitig die Furcht des Herrn einflößten. Angela war von ihrer Kindheit an ernst und eingezogen, den Uebungen der Andacht mit ganzer Seele ergeben und mit einem großen Abscheu vor der Sünde erfüllt. Ihre Eltern hatten jedoch nicht die Freude, die volle Entfaltung der herrlichen Tugendkeime zu sehen, welche in der Seele ihrer Tochter lagen und gleichsam noch schlummerten. Beide Eltern starben früh.

Angela wurde als Waise mit ihrer ältesten Schwester einem Oheim in Sale anvertraut, der sich ihre Erziehung sehr angelegen sein ließ. Da die Geschwister nur Gott zu leben wünschten, verließen sie eines Tages das Haus und begaben sich in eine Höhle, welche einige Stunden von Sale entfernt war. Der Oheim, welcher sie endlich in ihrer Verborgenheit fand, führte sie wieder in sein Haus zurück, gab ihnen aber alle Freiheit, gottseligen Uebungen obzuliegen.

Angela sollte indessen zu einer würdigen Braut des Erlösers heranreifen. Hatte Gott schon ein schweres Opfer von ihr verlangt, indem er ihre Eltern von dieser Welt nahm, so mußte sie jetzt noch ein anderes, ebenso schweres bringen, indem er ihre Schwester zu sich forderte. Sie liebte die gleichgesinnte Schwester ungemein und vergoß über deren Tod viele

Thränen. Obgleich sie ein gar großer Schmerz erfüllte, so war sie doch zugleich auch ganz in Gottes heiligen Willen ergeben. Jenen, welche sie zu trösten kamen, sagte sie: „Wer bin ich, daß ich mich unterstehen sollte, den Absichten meines Gottes zu widerstreben? Meine Schwester gehörte ihm an, deshalb stand es ihm zu, mir dieselbe zu nehmen. Sein heiliger Name sei gepriesen, jetzt und in alle Ewigkeit!"

Angela trat jetzt in den dritten Orden des heil. Franciscus zu Sale, dessen Mitglieder in der Welt lebten, und zog hierauf, als ihr Oheim gestorben war, nach Desenzano zurück. Hier wohnten Schwestern des dritten Ordens, mit denen sie sogleich innige Freundschaft anknüpfte. Sie offenbarte denselben ihr Verlangen, sich dem Unterrichte der weiblichen Jugend zu widmen, und ihre Mitschwestern traten ihrem Vorhaben bei. Sie versammelten die kleinsten Mädchen von Desenzano in Angela's Hause und lehrten sie die Anfangsgründe der christlichen Religion. Die Früchte dieses ersten Versuches waren sehr erfreulich; die jungen Mädchen wurden eingezogener und Gottesfurcht und Sittsamkeit blüheten sichtbar bei ihnen auf. Bald verbreitete sich Angela's Ruf; man berief sie nach Brescia, wo sie eine Zeit lang verweilte. Dann unternahm sie eine Wallfahrt nach Jerusalem und reiste 1525 nach Rom, um den ausgeschriebenen Jubiläumsablaß zu gewinnen. Hierauf (1535) legte sie zu Brescia den Grund zu dem berühmten Orden, der sie als Stifterin anerkennt. Es gesellten sich ihr zwölf Gefährtinnen bei, denen sie Verhaltungsmaßregeln gab, ohne daß sie dieselben zu einem gemeinsamen Leben verpflichtete. Sie stellte die neue Genossenschaft unter den Schutz der heil. Ursula und gab ihr in Demut deren Namen. Die Schwestern sollten die Betrübten aufsuchen und trösten, den Kranken dienen, die Mädchen unterrichten und sich allen Arbeiten willig unterziehen, zu denen die christliche Liebe sie rufen würde.

Zu Anfang des Jahres 1540 wurde die Heilige von einer Krankheit befallen, welche ihr den nahen Tod ankündete. Sie legte eine glühende Sehnsucht an den Tag, bald mit Gott vereint zu werden, empfing die heiligen Sterbesacramente mit der größten Andacht, und hörte nicht auf, die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe zu erwecken, bis sie am 27. Januar 1540 die mit allen Tugenden geschmückte Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab. Ihr Tod erregte in Brescia allgemeine Trauer.

Der Orden der Heiligen verbreitete sich nach ihrem Tode mit erstaunlicher Schnelligkeit, ein Beweis seines Nutzens und des Schutzes des Himmels. Die göttliche Vorsehung bediente sich desselben in vielen Gegenden als eines Dammes gegen die umsichgreifende Sittenlosigkeit und zur Begründung und Befestigung des wahren Glaubens.

H. Schmitz.

29. Der heilige Karl Borromäus.

Auf dem Schlosse Arona, 14 Meilen von Mailand, war Karl Borromäus am 2. Oktober 1538 geboren. Seine Eltern erhöhten den Glanz der Geburt durch den Adel ihrer Herzen, durch wahre Frömmigkeit und thätige Liebe gegen die leidenden Mitbrüder, und flößten auch dem Sohne gleiche Gesinnung ein. Sie weihten ihn schon als Kind dem Dienste des Herrn, weil sie unverkennbare Spuren künftiger Heiligkeit an ihm zu bemerken glaubten. Still, ernst, bedächtig war des jungen Karl Wesen; Andacht und Wahrheitsliebe zierten ihn; den Umgang wilder Buben mied er; selbst im

Scherze erlaubte er sich keine Lüge. Noch nicht Jüngling, trug er schon das einfache Priesterkleid. Die Einkünfte einer reichen Pfründe, die ihm sein Oheim Julius Cäsar von Borromäus überlassen, vertheilte er, nach Abzug der für seine wissenschaftliche Ausbildung nötigen Summen, gewissenhaft zu milden Zwecken.

Obschon umgeben von lockenden Versuchungen, von bösen Beispielen angereizt, bewahrte der Jüngling Tugend und Unschuld. Rauschende Gesellschaften floh er und zog den wilden Freuden die stille Zurückgezogenheit vor, worin er sich mit den Wissenschaften und seinen ewigen Angelegenheiten beschäftigte. Viele Stunden des Tages und der Nacht wußte er für Gebet und Betrachtungen zu erübrigen. Dem Beispiele seiner gottesfürchtigen Eltern folgend, empfing er jede Woche die heil. Communion. So gewaffnet durch Wachsamkeit und Gebet, so unterstützt durch des Höchsten Beistand, bot Karl dem Himmel und der Erde die erquicklichste Erscheinung eines musterhaften Jünglings mit gesundem Körper und gesunder Seele dar. Nach Beendigung seiner Studien wurde er in Anerkennung seiner rühmlichen Fortschritte mit der Doctorwürde beehrt. Als er auf dem väterlichen Schlosse Arona weilte, um fern von dem Geräusche und den Störungen der Stadt in ländlicher Einsamkeit sich der stillen Einkehr in sein Inneres zu weihen und sich würdig zum geistlichen Stande vorzubereiten, starb im Jahre 1555 Papst Paul IV., und der Kardinal von Medicis, Karls Oheim, bestieg als Pius IV. den erledigten heiligen Stuhl. Karl aber verlor seinen Gleichmut nicht, keine eigennützige Freude gewahrte man an ihm; er begab sich auf die Nachricht in die Kirche, um zu beten, ohne Zweifel für den hohen Verwandten, auf dessen Schultern so große Pflichten und Verantwortungen ruhten, und für sich, der nun wol nicht hoffen durfte, von Würden und Bürden verschont zu bleiben.

Nach Rom berufen, ward er, obschon erst 23 Jahre alt, zum Kardinal und bald darauf zum Erzbischof von Mailand erhoben; seine Tugend und sein gereifter Charakter hatten das Alter ersetzt, welches in gewöhnlichen Fällen bei so hohen Würden mit Recht vorgeschrieben ist. Pius IV. schenkte ihm sein volles Zutrauen, übergab ihm die wichtigsten Aemter, die Borromäus mit Ruhm und Gewissenhaftigkeit verwaltete. Trotz der Gunst seines Oberhauptes, trotz des hohen Ranges, den er einnahm, blieb Karl einfach, bescheiden und demütig, ja seine Lebensart wurde um so strenger und einfacher, je mehr Mittel er bekam, zu glänzen und zu genießen. Hohe Weisheit bekundete die ganze Verwaltung, der er unermüdet seine Kräfte widmete, ohne dem Gebet und der Betrachtung die nötige Zeit zu entziehen.

Der Aufenthalt zu Rom wollte ihm indeß nicht zusagen; denn die Ueberladung mit Geschäften hinderte die Geistessammlung, deren tiefe Gemüter nicht wol entbehren können. Dann erregte es ihm auch Gewissensbedenken, von der ihm anvertrauten Herde fern zu sein und einem Andern das Hirtenamt überlassen zu müssen. Der schon im Alter vorgerückte Papst glaubte aber, Karls Beistand zum Wole der ganzen Kirche nicht entbehren zu können, und in der That hatte dieser auf die so sehr wünschenswerte und glückliche Beendigung der oft unterbrochenen Kirchenversammlung zu Trient (1563), auf die Verbesserung der Kirchenzucht, auf die Errichtung der Priesterseminarien und auf die Herausgabe des tridentinischen Katechismus wolthätigen Einfluß geübt und so den wahren Glauben und die reinen Sitten auf das Thätigste gefördert.

Wie freute sich der Heilige, als es ihm nach einem Aufenthalte von sechs Jahren in dem Mittelpunkt der christlichen Welt gelang, die Hindernisse zu

beseitigen, die ihn von seiner Herde fern gehalten hatten! Jubelnd empfing Mailand seinen Oberhirten, der sich bei seiner Ankunft zuerst nach der Kathedrale begab, um vor Allem seinem Wirken durch Gebet die Weihe zu ertheilen und segnend seine Hände über die ihm übergebene Gemeinde auszubreiten; dann erst trat er in seinen Palast. Sein Erzbistum zählte 600,000 Seelen, 800 Pfarreien und 150 Klöster; aber doch war in seinem ganzen Sprengel kein Ort und keine Kirche, die er nicht besuchte. Wie ungebahnt auch die Wege, wie empfindlich Hitze und Kälte sein mochten, er setzte seine Reise nach entfernten Orten, wozu er jährlich drei Monate bestimmte, nicht aus. Er bestieg mit seinem Stabe und einem Bündel auf dem Rücken Gebirge, auf welchen kein Lastthier sicher einherschreiten konnte, und stieß zuweilen auf Stellen, wo er kriechen oder des Stegeisens sich bedienen mußte. Wolgemut aß er dann mit den dürftigen Bergbewohnern Kastanien und Milch und überließ bessere Speisen seinen Gefährten. An seine Schritte war der Segen des Herrn gebunden. Durch Herzlichkeit gewann er die Herzen; der Macht seiner Liebe vermochten selbst die Härtesten und Verstocktesten nicht zu widerstehen, und so hat er Unzählige in die Arme des Glaubens und der Tugend zurückgeführt.

Auch in seinem häuslichen Leben ging er Allen mit dem rühmlichsten Beispiele voran, und sein ganzes Haus mußte in seine Fußstapfen treten. Nur bewährte Diener, welche Fleiß mit Frömmigkeit vereinten, nahm er in seine Wohnung. Wer sich nicht erprobte, wurde entlassen. Der Tag ward mit dem Morgengebete und Absingen von Psalmen begonnen, woran der Erzbischof sich betheiligte. Er nahm mehrere Jahre lang an der Tafel seiner Hausgenossen Platz und zog sich nur zurück, um eine strengere Lebensart zu wählen. Später fastete er jeden Tag bei Wasser und Brot und machte nur an Sonn- und Festtagen eine Ausnahme, an welchen er Gemüse oder Früchte genoß. Nie fand man den Erzbischof müßig. Alle seine Zeit war ernsten Geschäften gewidmet, und sogar auf seinen Reisen betete oder studierte er. Jeden Morgen, vor Darbringung des heiligsten Opfers, beichtete er, und täglich, selbst wenn er krank war, betete er knieend und mit entblößtem Haupte seine Tageszeiten. Die Einkünfte seines Bistums vertheilte er gewissenhaft: einen Theil an Arme, den zweiten zur Unterhaltung der Kirchen und den dritten zu eigenen nötigen Ausgaben. Sein sonstiges Vermögen aber verwendete er entweder zu frommen Stiftungen, besonders zur Gründung von Seminarien, deren er fünf in seinem Erzbistume errichtete, oder er linderte mit demselben die Not der leidenden Menschheit. Die schönsten Triumphe feierte seine Liebe, als im Jahre 1576 eine wütende Pest zu Mailand ausbrach. Jetzt war seinem himmlischen Sinne der schönste Wirkungskreis geöffnet; da zeigte er, was die durch Glauben entflammte christliche Liebe, und nur sie, vermag.

„Nie verlaß ich meine Herde!
Ihr habt weiter keine Pflicht;
Eilt und rettet euer Leben:
Ich verlasse Mailand nicht!“

Mutig sprach es Borromäus,
Erzbischof und Kardinal,
Als die Pest zusammenraffte
Opfer ohne Zahl und Wahl.

Wie ein off'nes Grab voll Schrecken,
Still und leer und angstumspannt
Lag die Stadt; wer fliehen konnte,
Floh wie aus des Todes Hand.

Thüren, Fenster sind verschlossen,
Mütter grau'n vor ihrem Kind;
Rasselnd eilen Leichenwagen,
Bis sie voller Todten sind.

Dann ist wieder Alles stille,
Nur durchseufzt vom Sterbeton;
Wer gesund noch war am Morgen,
Ist am Abend Leiche schon.

Aber ohne Furcht des Todes,
Unermüdlich, stets gefaßt,
Eilet durch die öden Straßen
Borromäus ohne Rast.

Geht vom Morgen bis zum Abend,
Ganze Nächte wandert er,
Geht von Haus zu Haus und tröstet,
Hilft und stärkt durch That und Lehr'.

In der Armut dumpfen Hütten,
Zwischen Sterbenden er weilt,
Denen er die Sacramente,
Auch die beste Pfleg' ertheilt.

Alles hat er hingegeben,
Zum Spitale ward sein Haus,
Froh entzieht er sich die Speisen,
Theilet sie den Armen aus.

Müde kommt an einer Hütte
Einst vorbei er, Abends spät,
Hört ein Klagen, blickt durch's Fenster,
Sieht den Kranken ohne Bett. —

Eilt nach Hause, will nicht ruhen,
Nimmt das seine, trägt es fort
Selber auf den müden Schultern
In der Armut Jammerort, —

Legt den Kranken tröstend nieder,
Fachet seinen Glauben an,
Spendet ihm die Sacramente,
Wartet seiner liebreich dann.

Das ist eine Hirtentreue,
Die der Himmel nicht vergißt,
Die für Alle auf der Erde
Ewig ein Exempel ist!

Obschon nun der Erzbischof, wie es scheinen möchte, den höchsten Grad der uns Menschen unter dem göttlichen Beistande möglichen Vollkommenheit erreicht hatte, so war er doch selbst ganz anderer Meinung, hielt sich in seiner hohen Demut für einen großen Sünder, suchte immer mehr alles Irdische von sich abzulösen und die Sinnlichkeit ganz zu ertödten. Am 24. Oktober 1584 befiel ihn ein sehr heftiges Fieber, und die Krankheit erreichte einen so bedenklichen Grad, daß die Aerzte das nahe Ende ankündigten. Mit Sehnsucht und Freude verlangte der Heilige die Sterbesacramente und schmückte sich mit seinen bischöflichen Kleidern, um seine innere Hochachtung gegen die heiligen Geheimnisse auch äußerlich an den Tag zu legen. Dann ließ er sich aus der Leidensgeschichte vorlesen und hörte mit Thränen in den Augen zu, segnete die Anwesenden, heftete seine Augen auf das Kruzifix, das er in den Händen hielt, lächelte und verschied — in der Nacht vom 3. auf den 4. November — mit den Worten: „Sieh, ich komme!"

Allgemeine Trauer herrschte in Mailand, als hätte jede Familie den Vater verloren; am lautesten äußerten ihre Theilnahme die Armen, die Witwen und Waisen. Der Statthalter und der ganze Adel begaben sich in die erzbischöfliche Wohnung, um ehrfurchtsvoll die Leiche des Heiligen zu küssen, und die Bestattung glich einem Triumphzuge. Auf seiner Gruft in dem durch ihn verschönerten Dome zu Mailand geschahen mehrere Wunder, so daß Paul V. im Jahre 1610 den großen Kirchenfürsten unter die Heiligen versetzte und ihn mit vollem Rechte in der Heiligsprechungs-Urkunde „einen Martyrer der Liebe, ein leuchtendes Muster für Hirt und Herde, und einen Engel in Menschengestalt" nannte.

Haesters Lesebuch.

29. Kölner Volksleben zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Der Verkehr mit den Nachbarn war damals ebenso lebendig, als echt freundschaftlich. Besonders die älteren von ihnen theilten Freude und Leid mit uns, und was Einen aus dem kleinen Kreise traf, das traf Alle. Die Kirche schlang um sie ein so festes Band, wie es nichts Anderes auf der Welt zu knüpfen vermag, und sie wetteiferten in der That mit einander, Treue und Liebe zu ihr zu beweisen.

Die Männer waren durchschnittlich Bürger von altem Schlag, von gutem Schrot und Korn, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten. Haus und Kirche waren die beiden Mittelpunkte, um welche sich ihr ganzes Leben drehte und die unter einander wieder so eng verbunden waren, daß sich das eine ohne das andere nicht denken ließ; außer ihnen gab es kaum noch etwas, das einigen Wert für sie hatte. An Politik dachten sie nur dann, wenn diese der Kirche zu nahe zu treten drohte, sonst ließen sie die Herren im Staate machen, was sie wollten, Gott gebend, was Gottes, und dem König, was des Königs war. Ebenso stand es mit den Frauen, den treuesten Bildern der alten deutschen Hausfrau in ihrer tiefen Frömmigkeit, Zucht und Bescheidenheit.

Es war ein erfreuender Anblick für jedes katholische Herz, wenn Morgens um fünf oder sechs Uhr beim Läuten der Glocken sich Thür an Thür öffnete und die ehrenfesten Bürger in Wams, die Frauen im Kattunmantel mit den Kindern heraustraten und mit einander zur Kirche gingen, um die erste heil. Messe zu hören. Fast vor jedem Hause schloß sich eins an und so wurde es eine halbe Procession, bis sie zur Kirchthüre kamen. Ich ging seit meinem siebenten Jahre meist mit dem Vater, und ich meine noch die im Winter nur matterleuchtete Kirche zu sehen und zerstreut in den Betstühlen die andächtigen Beter, die heilige Stille nur unterbrochen durch die Worte des Priesters und das Klingen der Schelle und das leise durch die ehrwürdigen alten Hallen wehende Flüstern der Andacht der frommen Pfarrgenossen. War das letzte Evangelium gelesen, dann erhob der Küster die Stimme zu dem schönen alten Liede:

Alles meinem Gott zu Ehren,
In der Arbeit, in der Ruh'!
Gottes Lob und Ehr' zu mehren,
Ich verlang' und Alles thu'.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel', mein ganzes Leben,
Gib, o Jesu! Gnad' dazu!

und Alle stimmten fest und freudig ein, während in dem Chor die Lichter des Altars erloschen und die Morgendämmerung durch die Scheiben der alten Fenster schaute. Unter heiteren Gesprächen ging dann der ganze Zug zurück und löste sich nach und nach auf.

Diese Gemeinschaft im Gebet vor Gott konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Leben bleiben, und so herrschte zwischen Allen eine schöne Art von christlichem Communismus, den man, fürchte ich, jetzt oft vergebens suchen würde. An allen Ereignissen in der Familie nahmen die Nachbarn den lebendigsten Antheil. Den Kranken besuchten sie, und der Arzt, der ihn behandelte, wurde, wenn er seinen Besuch gemacht, oft mit Fragen angehalten. Den Verstorbenen geleiteten Alle betend zu Grabe und wohnten den für seine Seelenruhe gelesenen heil. Messen bei. Der Neugeborne wurde von Allen begrüßt und beschenkt; das Kind, dessen Namenstag war, machte die Runde in der Nachbarschaft und wurde von Allen „gebunden"; der Neuvermählte fand auf das Freundlichste Entgegenkommen, sobald sein Ruf rein war, und jeder steuerte etwas „den jungen Anfängern" bei. Ich erinnere mich zahlloser Fälle, wo einer oder der andere von den Nachbarn zum Vater kam und die leere Tasche von seinem Wams umkehrte, oder irgend ein anderes bedeutungsvolles Zeichen machte, indem er fragte: „Wie steht's, Nachbar, seid Ihr bei Geld?" „Wie viel?" „Ein Thaler fünfzig oder sechzig", oft auch

mehr, in die hundert Thaler. „Hier, Nachbar“ — war die Antwort und der Mann dankte und ging seiner Wege ohne Quittung oder Schuldverschreibung. Und hatte der Vater nicht genug, dann gab er, was er konnte, und das Uebrige legten die Andern hinzu. So ging es auch mit größern Summen. Wol kam mitunter die Frage: „Wollt Ihr nicht ein Scheinchen darüber wegen Lebens und Sterbens?“ — aber dann lachte man oder man fühlte sich gar beleidigt und schob den Fragenden vor die Thür. Allerdings gab es dabei Ausnahmen und nicht alle Nachbarn gehörten in diesen schönen Kreis. Ich kann es mir nicht versagen, meine Leser mit einigen von ihnen näher bekannt zu machen.

Da war vor Allen der Nachbar, oder wie er auch tituliert wurde, der Meister Hocks. Er war ein Korbflechter und wohnte uns gegenüber in einem alten Hause. Ich habe ihn nur als Greis gekannt, er mochte tief in die sechzig zählen, aber er war noch rüstig trotz einem Zwanziger. Die grauwollene Mütze, unter der nur wenige silberne Locken hervorblickten, kam nie von seinem Haupte; nur schob er sie im Sommer mehr zurück, im Winter mehr über die hohe gefurchte Stirn, „denn“, sagte er, „wer seinen Kopf verwahrt, der verwahrt keine taube Nuß.“ Seine Augen waren groß und klar und es lag eine seltene Heiterkeit und Unschuld in seinem Blick, die auch sein ganzes Wesen erfüllte und besonders zu ihm hinzog, wenn seinen Mund ein leises Lächeln umspielte; das war immer der Fall, sobald er ein geistliches Lied sang, oder mit uns Kindern scherzte. Er war groß von Gestalt und trug außer Wams und Schürze noch die alten kurzen Hosen und Sonntags silberne Schnallen auf den Schuhen und am Knie, dazu einen langen blauen Rock. Wenn der Vater im Sommer Morgens um halb fünf Uhr die Läden und die Hausthüre öffnete, dann saß der Meister Hocks schon auf seinem Stuhl auf der Straße und schälte Weiden, oder flocht Körbe, indem er mit heiterer Miene sang:

Die ganze Welt, Her Jesu Christ,
In deiner Urständ fröhlich ist.

oder: Wenn mein Schifflein sich will wenden
In den Port der Ewigkeit.

oder: Mein Testament soll sein am End
Jesus, Maria, Joseph!

Er war dabei wie in stiller Gottfreudigkeit ganz in sich versunken und die Hände thaten nur mechanisch die seit fünfzig Jahren gewohnte Arbeit, die ihm stets rasch von statten ging. Er hörte und sah dann nicht und seine Frau mußte immer zu ihm auf die Straße kommen, um ihn zum Frühstück zu holen, auf ihr Rufen blieb er taub. Wenn er alle Strophen eines Liedes zu Ende gesungen, dann hielt er einige Minuten inne, und wer dann von den Nachbarn in der Nähe war, dem rief er wol freundlich zu: „Guten Morgen, Herr Nachbar!“ worauf: „Guten Morgen, Meister Hocks!“ zurück kam. Der Nähertretende fand sich dann bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, in dem unschuldiger Scherz helle Funken sprühte, aber die guten Lehren nie fehlten. Diese hatte er vor Allem stets für die „jungen Anfänger“ bereit und die große Verehrung, welche der ehrwürdige Alte genoß, gab ihnen in seinem Munde ein besonderes Gewicht. Er war überhaupt eine Art von Patriarch der Nachbarschaft und wachte als solcher streng über Recht und Sitte. Wenn Einer sich einmal ein Räuschchen getrunken und sich in diesem

Zustande zu Hause nicht ganz gut gehalten hatte, dann vermied er sicherlich am folgenden Tage den Meister Hocks, der seinerseits bald Lunte roch und sich nach dem Schuldigen erkundigte. Dann rückte er, seinen Stock in der Hand, ihm in's Haus und begann lächelnd mit drohendem Finger: „Ich muß Euch einmal die Leviten lesen, Nachbar," und dann redete er dem Freund zwar freundschaftlich, aber doch mit väterlich ernstem Nachdruck in's Gewissen; davor fürchteten die Männer sich sammt und sonders.

Meister Hocks war eine lebendige Schatzkammer von originellen Sprichwörtern und Redensarten; aber sein Hauptwort und das für ihn bezeichnendste, für dessen Wahrheit sein ganzes Leben sprach, war:

„Ein stiller Mund und eine reine Hand,
Die gehen durch das ganze Land."

Uns Kindern war der alte Meister ein lieber Freund. Wir setzten uns auf die Weidenbündel, die um seinen Stuhl an der Erde lagen und ließen uns von ihm erzählen und vorsingen. Gewöhnlich fing ich dabei an, sprang zu ihm und bat: „Meister Hocks, erzählt mir was." „Warst du denn brav?" fragte er, und wenn ich das bejahen konnte, sprach er: „Nun warte, ich besinne mich." Dann schob er die Zipfelmütze und fing an. Sobald das die andern Kinder sahen, kamen sie alle hinzugelaufen, legten sich die Weidenbündel zurecht und gruppierten sich um ihn, die Ellbogen auf den Knieen, das Kinn in den Händen, mäuschenstill. Er hielt einen Augenblick inne, bis der dadurch entstandene Lärm vorbei war, dann fuhr er meist fort, wo er mit mir stehen geblieben war. Nun ging das Bitten und Schreien los: „Ach, Meister Hocks, noch einmal anfangen!" Um die Kinder zu necken, sagte er dann wol: „Der Pastor hält dieselbe Predigt nicht zweimal," und that, als wolle er fortfahren; aber dann schrieen sie alle noch ärger und hingen sich an ihn und ruhten nicht, bis er ihnen ihren Willen that.

Wie das Leben des alten Meisters, so war auch sein Tod musterhaft.

Eines Morgens saß er nicht auf seinem Stuhl auf der Straße und er fehlte in der Kirche. „Was ist denn dem Meister Hocks?" war die allgemeine Frage. Es hieß, er fühle sich nicht recht wol, und nach der heiligen Messe gingen die Nachbarn zu ihm, um sich selbst von seinem Zustand zu überzeugen.

Der Vater fand erst Nachmittags Zeit, ihn zu besuchen. Er ging hinüber und kletterte die alte dunkle Wendeltreppe hinauf, an der ein Seil als Lehne diente und die zu des Meisters Schlafstube führte. Ich stolperte hintendrein. Auf des Vaters Frage, wie es ihm gehe, antwortete Hocks mit heiterem Gesicht, indem er sich von mir eine Hand geben ließ: „Nun, wie es so geht. Diesen Morgen hab' ich nicht mehr gesungen und das singe ich auch nicht mehr: „In der Arbeit, in der Ruh," jetzt muß ich singen (und er hob mit heller Stimme das Lied an):

Alles meinem Gott zu Ehren,
Lanns *) die Arbeit, in die Ruh.

Die alten Knochen wollen nicht mehr gehorchen, Nachbar, es dauert nicht lang, dann schlägt's zum Appell da droben." Das konnte der Vater unmöglich glauben und wollte es ihm ausreden, aber Meister Hocks lächelte zuversichtlich

*) Längs der Arbeit her, ohne zu arbeiten.

und sprach: „Das versteh' ich besser, als Ihr, Nachbar. Unser lieber Herrgott hat mir gerufen und er weiß, ich komme gern und mache keine Umstände. Gebt mir eure Hand und versprechet mir, übermorgen ein Vaterunser mehr für mich zu beten, wenn ihr in die erste heil. Messe geht." Da traten dem Vater Thränen in die Augen, er küßte des ehrwürdigen Freundes Hand und wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Meister Hocks aber sprach: „Pst, Nachbar, nicht solche Streiche! Ihr wollt mir doch das Herz nicht schwer machen? Seht mich an, war ich nicht immer ein fröhlicher Bursche? Ei und ich will auch fröhlich von Euch Abschied nehmen und fröhlich zu unserem lieben Herrgott geh'n." Und er nahm den Stock, der neben seinem Bett stand und klopfte auf den Boden. Seine Tochter kam und fragte, was er wünsche: „Eine Flasche Wein, Gretchen!" Der Vater wollte wehren, aber Meister Hocks sagte: „Ruhig Nachbar, wir müssen doch Johannis-Segen trinken, wir sehen uns lange nicht wieder. Weinet über Eure Sünden, aber nicht über mich. Beten ist besser als weinen, das thut für mich." Der Wein kam, der Meister wollte einschenken, aber die Kraft versagte ihm und der Vater that es. Dann ergriff der Meister das kleine Stengelglas, stieß lächelnd an und sprach: „Also auf Sanct Johannis-Segen, Nachbar. Auf Wiedersehen, und damit wir uns freudig wiedersehen, haltet Gott vor Augen und vergeßt die Mutter Gottes nicht. Ich will gern für Euch beten, betet Ihr für mich." Trinken konnte der Vater kaum, der Alte aber leerte das kleine Stengelglas und rief: „Ausgetrunken, frisch, Nachbar, und dann laßt Ihr mich allein mit unserem lieben Herrgott und geht zum Herrn Pastor und sagt ihm, ich verlange auf morgen nach der heiligen Oelung und der heiligen Communion. Begleitet schön das allerheiligste Sacrament."

So ergriffen, wie in diesem Augenblick, habe ich den Vater selten gesehen. Er konnte nicht sprechen, küßte noch einmal den greisen Meister auf Hand und Mund und ging zu dem alten Pfarrer, dem er Alles erzählte. Dieser hörte des Alten Beichte noch am Abend. In unserem und vielen andern Häusern beteten wir am Abend den Rosenkranz für Meister Hocks.

Begleitet von mehreren Nachbarn trug der Pfarrer am andern Morgen das hochheiligste Sacrament zu des Kranken Haus. In der Schlafstube war ein Tisch mit dem besten Tischtuche des Hauses belegt, darauf stand unser schönes Kruzifix zwischen zwei brennenden Lichtern, daneben Weihwasser mit einem Palmzweig. Die Hände gefaltet, das Angesicht von jenem verklärten Lächeln umflossen, mit dem er sonst die heiligen Lieder sang, saß der Meister, die Wollenmütze auf dem Haupt, in seinem Bett. Als der Pfarrer mit dem heiligen Sacramente eintrat, sagte er, indem er die Mütze vor sich hinlegte, wie freudig aufjubelnd: „Ach, da bist Du ja, mein liebster Herr Jesu!"

In der Stube und vor der Thüre knieten die stillweinenden Nachbarn und Verwandten. Als die Vorbereitungsgebete gesprochen waren, winkte der Meister dem Vater und kniete mit dessen Hilfe im Gebete nieder, laut an die Brust schlagend, zu den Worten: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!"

Noch eine Weile lag er in sich versunken so auf den Knieen, dann legte ihn der Vater wieder nieder. Er schien nichts davon zu merken und seine Glieder hingen wie leblos; man hätte ihn todt geglaubt, wenn nicht sein Angesicht vom Widerschein höheren Lebens übergossen gewesen wäre. Endlich schlug er die großen, klaren Augen auf, schaute um sich, als erinnere er sich nach und nach wieder, wo er sei, nahm dann den Rosenkranz von der Wand am Bett und bat den Pfarrer, vorzubeten. Nachdem das letzte „Ehre sei

Gott dem Vater" u. s. w. gesprochen war, drückte er dem Pfarrer dankbar die Hand und sprach heiter: „Ach, was habt ihr mir für eine Freude gemacht, ihr Kinder! Geht jetzt an eure Arbeit und versäumt nichts, benutzt eure Zeit. Der Herr Pastor bleibt noch eine Weile bei mir. Betet ein Vaterunser für mich."

Alle drückten ihm noch die Hand und nahmen Abschied von ihm, sie ahnten es, für immer. Viele besuchten ihn Nachmittags noch und zu ihnen sprach er ernste, mahnende Worte, wie sie für jedes Verhältniß paßten, und gab ihnen gute Lehren mit auf den Weg. Abends betete er den Seinen den Rosenkranz vor, dann schlief er nach seiner Gewohnheit ruhig ein. Am folgenden Morgen gegen vier Uhr klopfte er seiner Frau und Tochter, streckte den Eintretenden die Hände entgegen und sprach: „Lebt wohl, gebt mir das Kruzifix, mein Jesus kommt. Haltet euch brav und bleibt auf Gottes Wegen. Da bin ich, lieber Herr Jesus! Jesus, Maria, Joseph! in eure Hände empfehle ich meinen Geist!"

Nach der ersten heiligen Messe kniete am folgenden Morgen der Pfarrer am Fuß des Altars nieder und sprach: „Lasset uns drei Vaterunser und drei Ave Maria beten für unsern verstorbenen Freund, den Meister Hocks!" Und schloß mit der Bitte: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" Worauf die Anwesenden antworteten: „Und das ewige Licht leuchte ihm!"

Am dritten Tage nachher geleitete ein großer Zug von Nachbarn und Freunden die Leiche zum Kirchhof, wo der greise Pfarrer gestand, er habe in seiner fast fünfzigjährigen priesterlichen Wirksamkeit kein so ganz in Gott fröhliches Gemüt gekannt, kein so seliges Ende erlebt, als das des alten Meisters Hocks. Er ruhe in Frieden!

Dir aber, lieber Leser, schenke ich den Wunsch, daß dein Leben und Tod dem seinen gleich sein möge.

Laicus.

30. Das Blumenfest in Genzano.

Auf den hohen Ufern des Nemisees, welcher Krater eines ausgebrannten Vulkans ist, im Albanergebirge, eine halbe Tagereise von Rom, liegt das Städtchen Genzano, freundlich von Olivenwäldern umgeben und wegen jenes See's, welchen man von dort aus am bequemsten überschaut, mehr aber noch durch das alle zwei oder drei Jahre wiederkehrende Blumenfest berühmt.

Das Blumenfest Genzano's ist kirchlicher Art und tritt, was Schönheit und Kunst, sowol in Anordnung als Ausführung, anlangt, den vorzüglichsten Festlichkeiten Italiens ebenbürtig zur Seite. Nicht kann Genzano, wie Rom, durch die Anwesenheit des Papstes, der Kardinäle und hoher Würdenträger der Kirche seinem Feste einen unvergleichlichen Glanz verleihen; nicht ist es eine außergewöhnliche heilige Handlung, welche nach Genzano einladet und ihm eine hohe Bedeutung gibt, sondern es ist nur die gewöhnliche feierliche Frohnleichnamsprocession, welche man dort veranstaltet, welcher aber die Bewohner des Städtchens vermöge ihrer angeborenen Geschicklichkeit mit den einfachsten Mitteln, bloß durch künstlerisch geschmackvolle Anordnung einen unbeschreiblichen Reiz zu ertheilen wissen. Wie schon der Name besagt, sind es Blumen, welche den Mittelpunkt der Feier Genzano's bilden. Blumen sind überhaupt des Italieners Wonne, mit Blumen verherrlicht er seine Volksfeste, Blumenguirlanden in üppigster Fülle bekränzen im Frühlinge Wege und Mauern. Blumen sind es denn auch, welche in kunstreicher Verbindung in Genzano die Bewunderung Aller, die dem Feste beiwohnen, auf sich ziehen.

Aus Blumenblättchen werden nämlich durch kunstvolle Vertheilung und Nebeneinanderlegung dort die prächtigsten Blumenteppiche auf den Straßen ausgeführt. Diese Teppiche, in buntester Verschiedenheit sich an einander reihend, bilden einen unübersehbaren Blumenweg, welcher sich über die beiden Hauptstraßen Genzano's ausdehnt und einen unbeschreiblich herrlichen Eindruck gewährt. Was der Pinsel keines Malers erreicht, und die Kunst nur anstrebt, findet man hier mittelst Zusammensetzung der lebenden Farben der Natur in künstlerischer Vollkommenheit ausgeführt. Selbst die feinsten Linien in den Guirlanden der Ränder, die feinsten Schattierungen in den Wappen der Kardinäle, welche in den Teppichen wiedergegeben werden, sind mit einer staunenswerten Genauigkeit ausgeführt. Am ergreifendsten ist aber, daß alle diese Herrlichkeit nur dem einen Augenblicke dient, wo am Spätnachmittage der Priester das Allerheiligste über diesen Blumenweg trägt. Sobald er seinen Fuß über die so mühsam, allein zu Gottes Ehre verfertigten Teppiche hinwegsetzt, wird hinter ihm Alles durch die nachströmende Menge absichtlich zerstört. So erscheint denn hier das schönste Erzeugniß der Natur in herrlichster Zusammenfügung nur allein im Dienste des höchsten Gegenstandes, der Religion, und das Fest darf sowol seiner Idee als ihrer Ausführung nach einzig und unvergleichlich genannt werden.

Das Blumenfest zu Genzano fällt, wenn es stattfindet, auf den Schluß der Frohnleichnamsoctave. Einheimische und Fremde jubeln dem Tage entgegen, wo sie der inflorata (Blumenfeste) in Genzano beiwohnen werden. Denn da das Fest nicht alle Jahre wiederkehrt, so hat es auch für denjenigen, welcher ihm öfter beigewohnt hat, immer neuen Reiz. Mit Laubgewinden ist der mittlere Theil der beiden Hauptstraßen des Städtchens abgegrenzt und nur zu beiden Seiten zum Auf- und Abgehen Raum gelassen. Innerhalb jener Gewinde zeichnen die mit der Ausführung des Blumenweges Betrauten die allgemeinen Umrisse der einzelnen Teppiche nach vorher angefertigtem Modell mit Kreide ab, legen diese Linien mit den entsprechenden Blumenblättchen aus, schattieren hier mit dem schönsten Blau, dort muß das Rot, dort das Gelb, hier das Violett, dort das Grün aushelfen. Wie zierlich der Ginster neben der Rose prangt, und die Kornblume neben dem Veilchen! Das Wappen des Papstes und die der Kardinäle sind am Morgen oder schon am vorausgegangenen Tage auf Brettern ausgelegt worden und jetzt nur noch in der Mitte der Teppiche in passender Umgebung anzubringen. Diese in großem Maßstab ausgeführten Wappen dürfen in ihrer Art unübertrefflich genannt werden. Die einzelnen Felder, die dunkelgelben Löwen auf violettem Grunde, der Kardinalshut oder die dreifache Krone: Alles ist so exact, so frisch und lebendig wiedergegeben, daß man des Schauens nicht satt wird.

Unterdeß ist der Blumenweg vollendet worden, und die Stunde, wo die Procession ausziehen soll, herangenahet. Um das Ganze vollends zu überschauen, hat man sich ein Fenster in entsprechender Höhe gemietet, und der Eindruck, welchen die Blumenstraße bei diesem Totalüberblicke macht, ist unvergleichlich. Wer wurde nicht überrascht, wenn er ein Mosaik aus der Ferne sah und es ihm wie das prachtvollste Gemälde erschien. Hier aber sind bildsamere Formen zu dem herrlichsten Mosaike zusammengereihet; die frischesten Farben bei den zartesten Formen der Natur übertreffen in dieser Zusammenordnung Alles, was die Kunst Aehnliches zu erzeugen im Stande ist. Mehr indeß als die künstlerischen Anlagen der Bewohner ehren wir die in so ausgezeichnetem Grade zarte und poetische Idee, das schöne Fest des Heilandes in so holder und idyllisch großartiger Weise zu begehen, worin Genzano seine Einzigkeit unbestritten bleibt.

Am meisten zog ein Engel die Bewunderung auf sich, welcher in dem Wappen des zeitigen Kardinalbischofs des Städtchens mit wahrer Meisterschaft ausgeführt war. Das Auge, das Haar, die vollen blühenden Wangen, die freie, schimmernde Stirne, der sanft lächelnde Mund dieses Himmelsboten bezauberte, von der Höhe des Fensters aus gesehen, wie das schönste Bild die Einbildungskraft. Die Procession geht gegen halb sieben Uhr von der Hauptkirche aus. Kreuz und Fahnen werden vorangetragen; es folgt die Jugend in festlichem Schmucke. Der Chor der Sänger und die Vornehmen des Städtchens kommen in langsam feierlichem Schritte. Sie alle betreten mit der größten Behutsamkeit die Blumenteppiche, so daß sie nichts verrücken oder verderben. Unmittelbar vor dem Allerheiligsten erblickt man ein zartes Kind, in Engelkostüm mit Flügeln gekleidet und von einem Erwachsenen an der Hand geführt, was einen überraschend rührenden Eindruck macht. Schmerzlich jedoch und wehmütig wird man sodann ergriffen, wenn jene Arbeit so vieler Hände und vieltägiger Mühe, das Werk voll der Kunst und des Geschmackes, sobald der Priester mit dem Allerheiligsten es betreten hat, von den nachströmenden Haufen zertreten und absichtlich der Vernichtung preisgegeben wird. Indeß wird doch erst damit die Idee des Festes vollends realisiert. Jener Blumenweg sollte bloß zur Verherrlichung des Heilandes dienen, auf ihm sollte Er Seinen feierlichen Umzug halten, Seinen Fuß über Teppiche setzen, wie sie keinem irdischen Könige ausgebreitet werden. Ist dieses geschehen, so ist die Bestimmung des Werkes erreicht und seine Erhaltung wäre zwecklos. Am obern Ende der bergan laufenden Straße angelangt, ertheilt der Priester der zwischen den Laubgewinden auf den zerstörten Blumenteppichen knieenden Menge den feierlichen heiligen Segen. Dann tritt die Procession über die Teppiche der andern Straße den Rückweg zur Kirche an. Noch einen Blick auf den kleinen Rest der hier der Verwüstung entgegengehenden Pracht und auf die hinter der herabströmenden Menge zurückbleibende Zerstörung, und man verläßt gewaltig ergriffen Genzano, das Gebirgsstädtchen, einen Eindruck mitnehmend, welcher lange in der Seele wiederhallt.

Nach dem Schles. Kirchenblatt.

31. Das Frohnleichnamsfest.

Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt' es alle mir verkünden,
Die Lieb' ist stärker als der Tod!

Die Häuser sind festlich geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut, und freudiger Glockenruf ertönt, um die Schar der Gläubigen in den Tempel des Herrn zu rufen. Heute ist das Fest des Königs Himmels und der Erde.

Das Zeichen ist gegeben, Alles setzt sich in Bewegung und das fromme Gepränge beginnt in feierlicher Ordnung vorüber zu ziehen. Voran die Innungen, die aus den verschiedenen Volksklassen bestehen, mit den Bildnissen der Beschützer ihrer Zünfte. Nach diesen Volksgruppen die heilige Fahne Jesu Christi, nicht mehr als ein Schmerzensmal, sondern als ein Freudenzeichen. Dann folgt der Klerus und bald das Haupt des Festes. Seine Hände halten zitternd die strahlende Monstranz, die sich unter einem Baldachin in reiner Pracht zeigt, wie man bisweilen die Sonne unter einer goldenen Wolke am Ende einer in ihrem Feuer schwimmenden Allee strahlen sieht.

Zwischen den Reihen der Procession gehen eine Anzahl Jünglinge; der

eine Theil trägt Blumenkörbchen, der andere Vasen mit Räucherwerk. Leviten in der Farbe der Unschuld schwingen vor dem Allerhöchsten die schwebenden Feuerurnen. Es erheben sich fromme Gesänge gen Himmel, und Glockengeläute, Paukenschall und Kanonendonner verkünden den Bewohnern der Erde, daß der Allmächtige die Schwelle seines Tempels überschritten hat. Zuweilen verstummen Sänger und Instrumente, und eine Stille, ebenso majestätisch wie die des Oceans an einem ruhigen Tage, herrscht unter dieser versammelten Menge; man hört nur noch ihre abgemessenen Schritte auf den wiederhallenden Steinen.

Aber wohin geht dieser große Gott, dessen Majestät die Mächtigen der Erde auf diese Weise verkünden? Er will unter weißleinenen Zelten und unter Laubgewölben ausruhen, die, wie in den Tagen des Alten Bundes, unschuldige Tempel und ländliche Zufluchtsstätten darstellen. Die Demütigen, die Armen, die Kinder gehen ihm voraus; die Herrscher, die Richter, die Krieger folgen ihm. So geht er zwischen der Einfachheit und der Größe, wie er sich in diesem schönen Monate, den er zu seinem Feste gewählt hat, den Menschen zwischen Blumen und Blitzen zeigt. Wie überhaupt die Feierlichkeiten unserer Kirche auf eine sinnige Weise mit den Wechselauftritten der Natur verknüpft sind, so auch hier. Das Fest des Schöpfers fällt in die Zeit, wo Erde und Himmel ihre ganze Macht entfalten, wo Wälder und Felder in verjüngter Kraft prangen, wo Alles in der Natur grünt und blüht.

Die nächste Veranlassung zur Einführung dieses Festes ist die heilige Juliana, die im Anfang des 13. Jahrhunderts auf Mont-Cornillon bei Lüttich eine Klosterfrau war. Juliana, keusch und heilig, hatte als Nonne eine Vision, die den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung, darstellte. Da Juliana dieses Gesicht zu wiederholten Malen sah und in einer Ekstase die Erklärung erhielt, daß die Lücke des Mondes den Abgang eines Festes zu Ehren des heiligen Altarssacramentes bedeute, so entdeckte die Juliana die Offenbarung dem ebenso gelehrten als frommen Johannes de Lausanne, Kanonikus an der Martinskirche zu Lüttich. Von Bewunderung erfüllt durch die wahrhaft außerordentliche Beredsamkeit dieses reinen und heiligen Kindes, das damals erst 16 Jahre alt war, wurde der ehrwürdige Kanonikus leicht überzeugt, daß sie wahrlich vom göttlichen Geiste beseelt sei. Er benahm sich seinerseits auch mit dem Bischof von Cambray und dem Kanzler der Universität von Paris. Alle diese Männer sprachen sich für die Einführung des Festes aus. So sehr nun aber die Majorität der Bewohner von Lüttich über das Vorhaben spottete, so vertheidigte dennoch der berühmte Hugo von St. Char auf öffentlicher Kanzel die Visionen der heiligen Juliana und erließ der Bischof Robert von Lüttich im Jahre 1246 einen Hirtenbrief, in welchem er die Feier des Festes in seinem ganzen Bistum anbefahl. Noch günstiger wurde für dasselbe die Fügung Gottes, daß Jakob von Troyes, welcher den Visionen der heiligen Juliana stets Glauben geschenkt hatte, als Urban IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Urban erließ im Jahre 1264 eine noch jetzt vorhandene Bulle, durch welche das neue Fest für die ganze Christenheit angeordnet wurde. Bald darauf starb Urban und die Execution der Bulle unterblieb. Deßhalb schärfte Papst Clemens V. und die allgemeine Synode von Vienne vom Jahre 1311 die Beobachtung der Bulle Urbans ein. Von nun an zählte das Christentum ein schönes Fest mehr.

Der Glanz, den die Kirche bei der Frohnleichnamsprocession entfaltet, ist ein blendender, der Eindruck, den diese erhebende Feier macht, ist ein gewaltiger.

Im Jahre 1750 ging Diderot, der Schöpfer der Encyklopädie, Diderot

der Ungläubige, Diderot der Fatalist, am Tage des Frohnleichnamsfestes in der Straße St. Louis in Versailles und betrachtete mit gleichgültigen Blicken den Ruhealtar, den man eben errichtete. Der berühmte Philosoph hatte vor Kurzem drei Monate im Schloßthurme zu Vincennes gesessen, was seine Laune verbittert und den Haß, den er wider heilige Dinge hegte, vermehrt hatte. Plötzlich läßt sich inmitten der tiefsten Stille der heilige Gesang „Lauda Sion" vernehmen, der Klerus erscheint, zwischen zwei langen Reihen weißer Chorhemden steigen Weihrauchwolken empor, Rosenblätter fliegen in die Luft, von ehrwürdigen Händen getragen, funkelt die Monstranz in den Sonnenstrahlen, auf allen Seiten flattern Fahnen, der Boden ist mit Blumen bestreut und sanfte Freude strahlt auf allen Gesichtern. Bei diesem erhabenen Schauspiele fühlt sich der verwegene Philosoph bewegt, er zwingt sich, ruhig zu erscheinen. Der Baldachin hält an, die Priester steigen zum Altare, auf einen Blumenthron wird der ewige Gott niedergesetzt. Diderot kann sich kaum auf den Füßen halten: er kniet, wie Jeder thut, nieder, wider seinen Willen senkt sich seine Stirne. Der Moment der Segnung erscheint, aus der knieenden Menge ertönen die Worte: „Pater et filius et spiritus sanctus". Der Philosoph macht eine letzte Anstrengung, um den Kopf zu erheben. Er sinkt in Ohnmacht. Man eilt ihm beizustehen, bald öffnet er wieder die Augen und läßt sich in ein nahes Haus führen, wo ihn sein Freund Grimm erwartete, mit welchem er nach Paris gekommen war. „Was ist Ihnen begegnet, mein lieber Diderot?" rief Grimm, als er ihn so blaß und schwankend sah. „„Ich weiß es nicht, mein Freund; aber Alles war so wahrhaft majestätisch. . . Ich bin bewegt, ja gerührt worden. . ."" „Das ist ja köstlich! Noch eine Procession und der große Philosoph ist bekehrt. . . ."

Dieser Anführer jener gottlosen Sekte, die offen an der Vernichtung der Religion arbeitete, schrieb später in seinen „Versuchen über die Malerei": „Manche abgeschmackte Rigoristen in Religionssachen kennen die Wirkungen äußerlicher Religionsgebräuche auf das Volk nicht. Nie sahen sie wol den Enthusiasmus der Menge am Frohnleichnamsfeste, der sich selbst meiner zuweilen bemächtigt hat. Nie habe ich die langen Reihen Priester in ehrwürdiger Kleidung, nie die jungen Akolythen, angethan mit weißen Chorhemden und umgürtet mit blauen Leibgürteln, nie habe ich jene Menschenmenge, die in andächtiger Stille vorangeht und folgt, ohne tief gerührt zu werden, gesehen. Niemals hörte ich den feierlichen, von den Priestern angestimmten und von einer unzähligen Menge beantworteten Gesang, ohne daß meines Herzens Innerstes erschüttert, mein ganzes Wesen in religiöse Gefühle aufgelöst, und meinen Augen heiße Thränen entlockt worden wären. Es liegt in dem Allen etwas unbeschreiblich Melancholisches, Rührung Erweckendes und zu andächtigen Gefühlen Hinreißendes."

Wie reizend ist das Frohnleichnamsfest auf dem Lande und in kleinen Städten! Es herrscht dort so viel Freude, so viel Glück bei der Annäherung dieses schönen Festes, daß selbst Jene, auf die sonst nichts Eindruck macht, die Wirkung des sanften und edlen Einflusses dieses Festes empfinden; die geizigsten Landeigentümer gestatten da, daß man ihre Gärten und Felder plündere, um die Ruhealtäre zu schmücken; die unbarmherzigsten Feldwächter schließen die Augen bei den Evolutionen der Kinder, die in dem Getreide nach Kornblumen, Klatschrosen und Astern jagen; der strengste Lehrer verzeiht den Schülern, die Blumen sammeln, wenn sie am Tage vor diesem Feste die Schule verabsäumen. Man ästet die Bäume ab, man plündert die Wiesen, man reißt hie und da unvorsichtig einige Aehren aus, und Niemand beklagt sich darüber! Man gibt mit vollen Händen die Blumen, damit

ihr Duft auf dem Wege des Heilandes mit dem Weihrauch zu den Wolken steige.

Wie schön und lieblich waren jene Tage unserer Kindheit, wo wir unter blauem Himmel bei brennender Sonnenhitze das Feld durchliefen, um unter der Last von Akazienblüten, Geiskleeblättern, Hagedornblüten, von Rosen und Blumen aller Art zurückzukehren! Mit welchem edlen und stolzen Gefühl legten wir diese Ernte auf den Ruhealtar nieder! Und wie glücklich war der, welcher die schönste und reichste Gabe darbringen konnte! Vor Wonne schlugen die jungen Herzen, wenn der ehrwürdige Priester auf diese von ihnen dargebrachten Blumen das heilige Sacrament stellte... Sie hatten zur Erbauung des Heiligtums beigetragen, und da ruhte nun inmitten dieses Werkes ihrer Hände Gott aus — Gott selbst — Gott, der göttliche Erlöser, ruht auf diesem bescheidenen Altar — in der Mitte seiner Kinder, die er segnet. — Pange lingua gloriosi!

Kath. illustr. Ztg.

32. Das Salve Regina.

Die Lieder und Hymnen der katholischen Kirche wurden oft von heiligen und großen Männern oder auch in großen, entscheidenden, die Gemüter tief erschütternden Augenblicken gedichtet; andere sind im grauesten Dunkel der Vorzeit entsprungen; zuerst von einer unbekannten Seele angestimmt, haben sie dann Jahrhunderte hindurch fortgetönt. Es ließe sich auch von gar vielen von ihnen eine eigene Geschichte schreiben, an welchen verhängnißvollen, an welchen denkwürdigen Tagen und unter welchen herzergreifenden Umständen sie angestimmt wurden und wie sie dann anders und anders auf die so oder so gestimmten Gemüter wirkten.

Ein Tedeum, das die Schiffsmannschaft im nassen Kleide mit freudezitterndem Herzen auf einsamem Meere singt, wenn im Augenblick der höchsten Gefahr sich die Wut des Sturmes unter ihrem Gebete gebrochen, oder das eine tapfere wundenbedeckte Heldenschar auf blutigem Schlachtfelde zwischen Leichen intoniert, wenn sie für ihr Heiligstes kämpfend gegen die dreifache Uebermacht mit Gottes Hilfe den Sieg errungen: es klingt wol anders, als wenn ein Werk frevelhafter Gewaltthat oder treuloser List und tückischer Ränke endlich gelungen und nun das böse Gewissen sich aufmacht, ein pompöses Tedeum Gott zu singen, der an diesem Werke der Hölle keinen Antheil hat. Und wie anders wird dies Dies irae klingen, angestimmt bei der Leiche eines Gerechten, eines Heiligen, den segnend der dankbare Schmerz von Tausenden umgibt, oder bei dem finstern Grabe eines Verruchten, dem der Fluch seiner Missethaten folgt!

Manchmal ist es auch geschehen, daß gerade in dem Augenblick, da die losgelassene Hölle im wildesten Taumel teuflischer Lust ihren höchsten Triumph feierte, ein solcher Gesang aus heiligen Seelen mit himmlischer Gewalt siegreich ertönte!

Es war in den gräuelvollsten Tagen der französischen Revolution. Vom Blute trunken, war den Männern des Schreckens das Morden und Schlachten eine Lust geworden. Niemand war am Abend sicher, daß ihn nicht am Morgen der Blutkarren zum Blutgericht führte, und je reiner und unschuldiger er war, um so sicherer durfte er seines Todes sein. Jede Tugend galt ja dem Neid als ein todtwürdiges Verbrechen. Die Guillotine arbeitete der Mordlust zu langsam; die Erde konnte das viele Blut nicht schnell genug einsaugen, es entstanden verpestete Blutpfützen; die Grausamkeit mußte Mittel

ersinnen, ihre Opfer, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zu Hunderten auf einmal zu ertränken oder niederzumetzeln. Hinrichtungen waren das einzige öffentliche Vergnügen, das die Revolution dem Volke gelassen. Es gab Strickerinnen und Tänzerinnen der Guillotine, die strickend mit kaltem Blick sich an den letzten Zuckungen der Geschlachteten weideten oder mit wildem Furiengeheul und hohnlachendem Gebrüll das furchtbare Gerüst umtanzten.

In dieser Zeit mordgieriger Raserei geschah es, daß einst das Bluturtheil ein ganzes Nonnenkloster der Guillotine in Paris zuwies. Der verhängnißvolle Karren hielt an der Thüre. Die Klosterfrauen stiegen gottergeben hinan, und ihre klösterliche Andacht nicht unterbrechend stimmten sie auch auf diesem letzten Gange wie zur Vesperzeit das Salve Regina an; sie sangen es durch die Straßen fahrend; sie sangen es auf dem Greveplatz; sie sangen es, während Eine nach der Andern das Haupt unter das Mordbeil legte; und erst, als die letzte, die Aebtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das Salve Regina, mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend.

Das wütende Volk hatte erschüttert diesen Gesang vernommen; es lachte nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht, wie es sonst bei diesen Massenhinrichtungen seine Gewohnheit war; als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht sei, hörte es stumm dem Gesang der Sterbenden zu; ja sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf. Die Revolution hatte mit dem Salve Regina ihren Höhepunkt überschritten.

So ließe sich einem katholischen Liederbuch auch ein Historienbuch beifügen.

G. Görres.

33. Die Glocken.

Wer die Glocken, diese oft stundenlang schallenden metallenen Stimmen, um die Gläubigen zum Besuche des Gottesdienstes, zum Gebete, zu Werken christlicher Nächstenliebe bei Feuer-, Wasser- und Kriegsgefahr 2c. einzuladen, in den christlichen Kultus eingeführt hat, ist nicht entschieden. Polydorus Virgilius nennt Papst Sabinian, den Nachfolger Gregors des Gr., Roccha den Paulinus, Bischof von Nola in Campanien. Lange vor den Christen hatten schon die Heiden Schellen und Glöckchen von Erz im Gebrauche; allein die ersten Christen konnten und durften dergleichen klingende Instrumente in ihren gottesdienstlichen Versammlungen nicht anwenden, weil sie bei den damaligen Verfolgungen sich dadurch bloßgestellt und verraten hätten. In jenen Zeiten, wo sie sich möglichst verborgen und stille halten mußten, war es das Geschäft der Diakonen, Zeit und Stunde des Gottesdienstes jedesmal insgeheim zu bestimmen, wie auch den Ort desselben, weil man bald in dieser, bald in jener unterirdischen Gruft oder auch in irgend einem vertrauten Hause sich versammelte. Später, unter Konstantin dem Großen, erhielten zwar die Christen Frieden und die Freiheit, ihren Glauben öffentlich auszuüben; es erhoben sich daher allenthalben neue christliche Kirchen; aber sie hatten noch nicht sogleich Glocken; namentlich in der griechischen bediente man sich lange Zeit hindurch gewisser Bretter, die mit einem Hammer geschlagen wurden, um damit den Anfang des Gottesdienstes zu verkünden. Leo Allatius beschreibt uns dies Zeichen genau. Es ist ein Brett, zwölf Fuß lang, vier breit, zwei Zoll dick, von gesund und festgewachsenem Holze, glatt gehobelt; mit der Rechten wird mit einem eisernen Hammer darauf geschlagen, in bestimmtem Rhythmus, bald dicht an der fassenden Hand, bald höher hinauf bis zur Spitze auslaufend, wodurch ein rhythmisches Abwechseln höherer

und tieferer Schälle, eine Art Musik hervorgebracht wird. Auch eiserne Platten hatten die Griechen zu dem nämlichen Gebrauche, die mit kleinen Hämmern geschlagen wurden. Die ersten Mönche im vierten Jahrhunderte wurden nach jüdischer, alttestamentlicher Weise durch den Schall einer Trompete zur Kirche und zum Gottesdienste gerufen. Die Türken haben bis auf den heutigen Tag keine Glocken oder Instrumente, sondern einer von ihren Priestern muß jedesmal einen eigens hiezu bestimmten Thurm (Minaret) besteigen, und von hier aus mit lautem Rufen die Muselmänner zum Gebet oder zur Zusammenkunft in die Moschee auffordern. Gewiß ist, daß man bei den Christen die Glocken mehrere Jahrhunderte nicht kannte, ihrer aber im siebenten Jahrhunderte mit Bestimmtheit Erwähnung geschieht.

Dem Erfinder der Glocken schuldet die Kirche großen Dank. Weit über Berg und Thal, in die Hütte des Armen wie in den Palast des Reichen, in die einsamsten Schluchten dringt der Wolklang der Glocke. Es ist, als wenn eine Stimme vom Himmel die Menschen aufforderte, sich vor dem Herrn zu beugen und ihm die schuldigen Opfer des Dankes und der Anbetung darzubringen. Wer sollte z. B. ungerührt bleiben, wenn er auf einsamem Spaziergange zur Zeit der Abenddämmerung das Geläute der nahen Dorfkirchen oder gar das einer 2—3 Stunden weit entfernten Stadtkirche vernimmt? Unwillkürlich wird seiner Brust der Gedanke entsteigen, daß der Mensch für eine höhere Welt geboren ist, somit thöricht handelt, wenn er unter dem Drucke der weltlichen Sorgen und Zerstreuungen seines Berufes vergißt.

Ein alter lateinischer Vers drückt den frommen und heiligen Zweck der Glocken recht gut aus:

Ich lobe den Herrn, berufe das Volk und versammle die Priester,
Beklage die Todten, zertheil' das Gewölk und verkünde die Feste.

Die erste Bestimmung der Glocken ist also, das Lob Gottes zu verkünden; daher wir bei der Aufhebung der heiligen Hostie, bei dem Austragen der heiligen Wegzehrung zu einem Kranken u. s. w. durch ein Glockenzeichen das Volk zur Anbetung des heil. Sacraments auffordern; zweitens dienen dieselben zur Zusammenberufung der Geistlichkeit und des Volkes zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes; drittens ermahnen sie an das Gebet für die Seelen der Verstorbenen, wenn sie bei Todesfällen, Begräbnissen und Jahresgedächtnissen geläutet werden; viertens bittet die Kirche bei der Einweihung der Glocken, daß durch sie alles Unheil, Sturm und Ungewitter von den Christen abgewendet werde; fünftens endlich dienen sie sowohl zur Verkündigung, als auch zur größeren Verherrlichung der Feierlichkeiten und der Festtage Gottes und der Heiligen.

Weil also die Glocken zum gottesdienstlichen Gebrauche dienen sollen, so werden sie vorher nach der Verordnung der katholischen Kirche auf folgende Art feierlich eingesegnet.

Die neue Glocke wird mit geweihtem Wasser inwendig und auswendig abgewaschen und gereinigt. So wird sinnbildlich der Wunsch ausgedrückt, daß die Glocke ein reines Werkzeug der reinen und heiligen Religion werden möge. Besonders aber soll der Anblick dieser sogenannten Glockentaufe die Christen an ihre im heil. Taufwasser empfangene Unschuld und Reinigkeit der Seele erinnern. Es wird ihnen dadurch gesagt: Wie sogar dieser Schall zur Ehre des Herrn nur von einer reinen und geweihten Glocke herrühren soll, so müssen noch viel mehr die Gebete und Lobgesänge der Christen aus reinen Herzen und von unbefleckten Lippen kommen. Es wird uns durch die Glocken-

weihe in's Gedächtniß gerufen, daß wir nicht würdig sind, vor dem Angesichte Gottes in seinem heiligen Tempel zu erscheinen und an den reinsten Geheimnissen unserer heil. Religion Theil zu nehmen, wenn wir unsere Reinigkeit und Taufunschuld verloren und unsere Seele durch die Sünde besudelt haben; wir müssen uns zuvor durch die Buße abwaschen und reinigen, ehe wir unsere Lippen wieder zum Lobe Gottes öffnen, gerade wie diese Glocke zuvor gewaschen und gereinigt sein muß, ehe sie einen Laut zum Dienste Gottes von sich geben darf.

Die neue Glocke wird ferner mit dem heiligen Oel und Chrisam gesalbt, fast auf die nämliche Art, wie ein Kind bei der heil. Taufe gesalbt wird. Das heil. Oel bedeutet die Kraft des heil. Geistes, und der heil. Chrisam die gnadenreichen Verdienste Jesu Christi. Die Glocke, als ein todtes Metall, ist freilich der Gnade Jesu Christi und der Kraft des heil. Geistes nicht fähig, aber die Absicht, welche die Kirche bei dieser Salbung hat, geht wieder auf uns Menschen hin. Die Psalmen und Gebete, welche bei der Salbung von dem Bischofe und der Geistlichkeit gesprochen werden, enthalten die Bitte zum Allerhöchsten: So oft wir dieser Glocken uns bedienen, möge er sich der theuren Verdienste seines göttlichen Sohnes erinnern; er möge in Rücksicht derselben, durch die Kraft des heil. Geistes, die schädlichen Gewitter zertheilen, und möge den Geist der Trägheit von den Gläubigen entfernen, so oft sie durch den Ton der Glocke zum Gebete und Gottesdienste berufen werden; auch den Geistern der Verstorbenen möge er ihre Leiden und Strafen durch die kräftige Salbung seines heil. Geistes lindern, wenn diese Glocke zu ihrem Andenken geläutet und das Gebet der lebenden Gläubigen auf Erden für sie verrichtet wird.

Nebst der ersten Salbung mit dem heil. Oel wird die neue Glocke noch siebenmal von außen und alsdann mit Chrisam viermal von innen gesalbt. Diese siebenfache Salbung mag veranlaßt sein durch die Worte des königlichen Propheten: „Siebenmal des Tages habe ich, o Herr, dein Lob gesungen“ (Ps. 118.), und weil der priesterliche Gottesdienst, zu welchem die Glocke das Zeichen der Zusammenkunft geben mußte, aus sieben besondern Tagzeiten besteht. Die innere vierfache Salbung mit dem heil. Chrisam mag andeuten, daß die Glocke ihren Schall in die vier Weltgegenden verbreiten und Juden und Heiden an den Namen Christi, sein Evangelium und seine Geheimnisse, welche in dem christlichen Tempel verkündet und gefeiert werden, erinnern soll. Fast in derselben Weise ist auch jeder getaufte und mit dem heil. Chrisam gesalbte Christ verpflichtet, gleichsam eine lebendige Glocke zu sein, und entweder durch den Schall seiner Worte und Lehren, oder mindestens durch den guten Klang seines Lebens und seiner Tugendbeispiele Christum, seinen Erlöser, allen Menschen zu verkündigen und seinem heiligen Glauben vor der ganzen Welt Ehre zu machen.

Auch einen Namen erhält die Glocke, und zwar den Namen irgend eines Heiligen, gerade wie ein Mensch bei seiner Taufe. Die nächste Veranlassung hiezu mag gewesen sein, daß man die Glocken, welche in demselben Thurme hingen, durch gewisse Namen von einander zu unterscheiden wünschte. Eine weitere Absicht dabei war ohne Zweifel auch die, daß man die Glocke, ebenso wie die Kirchen bei der Kirchweihe, zur Ehre eines Heiligen benennen und unter den Schutz desselben stellen wollte. Hören wir eine Glocke läuten, so mögen wir uns vorstellen, der Heilige, dessen Namen die Glocke trägt, berufe uns zum Lob und Dienste Gottes. — Auch sogenannte Taufpaten sind bei der Weihe einer Glocke gegenwärtig; diese sind indessen bloß Zeugen, daß die Glockenweihe wirklich stattgefunden habe.

Endlich wird unter die Glocke ein von Thymian, Weihrauch und Myrrhen duftendes Rauchfaß gestellt. Es soll hiemit der Wunsch der Kirche ausgedrückt werden, daß überall, wohin der Laut der Glocke dringt, Alles ebenso mit Gnade und Segen erfüllt werde, als der innere Theil der Glocke voll der Wolgerüche wird.

Zum Schlusse der ganzen Ceremonie wird durch den Diakon das Evangelium von Martha und Maria, aus dem zehnten Kapitel des heil. Lucas, abgesungen, worin erzählt wird, daß die fromme Martha Christum in ihrem Hause aufgenommen und bewirtet, Maria aber sich zu den Füßen des Heilandes gesetzt und mit inniger Begierde das Wort Gottes aus seinem Munde angehört habe. Die Ursache, warum bei der Einweihung einer Glocke dieses Evangelium gesungen wird, ist 1) weil der neu gesegneten und gesalbten Glocke nun eine Stelle in dem Hause Gottes eingeräumt wird, gerade wie Maria und Martha einst Christum in dem ihrigen aufnahmen; 2) damit wir beim Rufe der Glocken uns erinnern, daß wir ebenso eifrig und begierig zur Anhörung des göttlichen Wortes und zur geistlichen Mahlzeit am Tische des Herrn in der Kirche uns versammeln sollen, wie die frommen Schwestern Martha und Maria Christum bei ihrem Tische empfingen und sich von ihm mit dem Brote des ewigen Lebens erquicken ließen. — Möchten es daher der Gläubigen recht viele sein, welche bei dem Vernehmen des Glockenhalles, eingedenk der Worte Jesu an Maria (Luk. 10, 41. 42.), zum Gebete und zu gottseligen Uebungen aufgemuntert werden.

Aesthetisch betrachtet, ist der Glocke gewiß Schönheit und Würde vom ersten Range eigen, — diejenige nämlich, welche Künstler das Große, das Erhabene nennen. Mit welcher Begeisterung würde Pythagoras, der den Hammerschlägen der Schmiede sein Ohr lieh, das summende Getöne unserer Glocken beim Beginn einer kirchlichen Feierlichkeit gehört haben!

Was regt sich aber in mir bei ihrem fernen wolbekannten Schalle? — Wohin ziehen ihre die Luft durchhallenden Töne meine Sinne, Gefühle und Gedanken mit sich fort? — — —

Hinüber, ach! hinüber in das stille, ewige Seelenland, — hinüber, wo kein Abend mehr eingeläutet wird und kein Morgen mehr ist, wo die Sonne nicht mehr unter- und der Mond uns nicht mehr aufgeht, — wo der Herr unser Licht ist! —

Und was ist's denn und wie geht's zu, daß die einfachen sich immer gleichen Töne der Glocke gleichsam die verschiedenen Farbentöne meines Innern annehmen und sich mit allen Arten meiner innersten Gemütsbewegungen so geisterartig vermählen?

Was ist es nach dem Allem doch, daß man jede Seelenstimmung in die wunderbarlichen Töne der Glocke hineintragen und wie eigens darin für unser Herz wiederhallend vernehmen kann? Denn es ist doch wirklich wahr:

> Was unten tief dem Erdensohne
> Das wechselnde Verhängniß bringt,
> Das schlägt an die metall'ne Krone,
> Die es erbaulich weiter klingt.

Das ist's, daß sie rein und durchaus in ihrem Klange nichts Irdisches ausdrückt, keine Art von Sinnengenuß zu vernehmen oder auch nur zu begleiten fähig ist, und, wie sie in den höheren Räumen, den Sternen näher, ätherisch verschwimmt, also ihrer innersten Natur nach auch nur zum Höchsten aufrufen und der wechselnden Zustände des Lebens allein nach ihren übersinnlichen Beziehungen durch ihre Laute der Seele zuführen kann.

Darum bringen der Glocke himmelansteigende Geistertöne die Wunder der übersinnlichen Welt meiner Seele nahe, daß ich das ewige Ferne darin innerlich schaue und mir aneigne. Ach! wie gedankenlos hören wir gemeiniglich das Geläute der Glocken an, und wie fremd und unvernehmlich ziehen diese Töne an unseren Herzen vorüber! — Aber, indem sie durch Andacht heiligen Ernst mit den süßen Träumen und Glaubensbildern himmlischer Zustände bei uns vermählen, wissen sie uns das ewige Halleluja und den Chorgesang der Seraphim und Cherubim wohl zu deuten, vergegenwärtigen, ja veranschaulichen sie dem Auge unseres Geistes das, was außer und über den Sternen und nur im Menschen ist — das himmlische Vaterland!

Nur das Christentum, nur eine solche Himmelslehre bedurfte zu ihrer öffentlichen Vekündigung, sowie zur Weihe ihrer äußerlichen Rituale und heiligen Symbole eines sich der Sphären-Harmonie nähernden, zu den überirdischen Räumen emporsteigenden reinen Klanges — der übersinnlichen ätherischen Geistessprache des Metalls, oder der Glocke.

Das sind ungefähr die Gefühle, welche das Glockengeläute erzeugt. Gewiß sind diese Gefühle um so schöner und edler, da sich damit jederzeit ein dunkles Andenken an den Himmel vereinigt. Hätte man die Glocken an jedes andere Monument, als an die Kirchen, befestigt, so würden sie ihren moralischen Einklang mit unserem Herzen eingebüßt haben.

Also ist die religiöse Bedeutung der Glocke zu fassen! —

Aus Wanderungen ꝛc.

III. Literatur, Kunst, Reden, Abhandlungen.

1. Symbole.

Der Arm ist ein Sinnbild der göttlichen Allmacht, die Hand das des Wolwollens und Gebens; die Asche ist das Sinnbild der Buße. Die Natur feiert jährlich gleichsam ein Auferstehungsfest im Frühlinge, und unsere Kirche hat die Osterfeier auf jene Zeit verlegt. Osterlichter, Ostereier ꝛc. sind Sinnbilder, die aus dem neu erwachten Naturleben entlehnt sind. Das Auge ist Sinnbild des göttlichen Schauens, der Allwissenheit. Der Baum ist Sinnbild des Lebens und des Todes. Das Beil ist Sinnbild der Zerstörung. Der Beutel ist das Attribut des Judas Ischarioth. Die Biene ist das Sinnbild des Fleißes, der Reinheit, der frommen und einigen Gemeinde, daher der heil. Ambrosius die Kirche mit einem Bienenkorbe verglich. Der Bogen ist Sinnbild des Krieges, der weltlichen Macht. („Ich will ihren Bogen zerbrechen, spricht der Herr." Jerem. 49, 36.) Bücherrollen sind auf Kirchenbildern das Attribut der Propheten, Evangelisten, Kirchenväter. Burg ist Sinnbild des Festen, Schützenden („Gott ist meine Burg"). Die Ceder ist das Sinnbild des Emporstrebenden, die Cypresse das des Todes. Die Dornen sind ein Sinnbild der Schmerzen; die Lilie unter den Dornen ist allgemeines Sinnbild der höchsten sittlichen Reinheit und Unschuld unter den Gefahren der Sünde und unter den irdischen Leiden. Die Eidechse, welche bekanntlich gern in der Sonne sitzt, gilt als Sinnbild des Lichtes.

So erklärt die Symbolik oder Sinnbildkunde Vieles, was dem christlichen Cultus und dem Gebiete der bildenden Kunst angehört. Auch die Poesie ist reich an solchen Beziehungen. Im Epos von Joseph Pape „der treue Eckart" (Münster 1854) heißt es z. B.:

Da sprach Herr Volker: „Wer sitzet dort jungfräulich auf dem Throne,
Und trägt aus sieben Sternen licht die allerreichste Krone?"
Versetzt der Meister: „Gott hat ihr mit Sternen das Haupt gezieret,
Da er als Himmelskönigin zum Throne sie geführet.
Es ist ihr Name wunderbar: des Schiffes Steurer schauen
Zu ihrem Glanz und grüßen sie, den Meerstern, mit Vertrauen;
Die Menschen in ihrem Herzeleid erheben zu ihr die Hände,
Zur Helferin der Christenheit, daß sie die Nöten wende."

Wie das Kreuz Symbol oder Sinnbild der Christenheit, so sind hier die Sterne das Symbol der Himmelskönigin, und die symbolische Benennung „Meerstern“ kommt ihr zu als helfende, rettende Himmelskönigin.

Wie der Spruch und die Allegorie, so gehören auch die symbolischen Beziehungen der Sprache nur der Poesie an. Wenn wir die einzelnen Ausdrücke näher ins Auge fassen, so ergibt sich Folgendes: Symbol (ursprünglich ein aus der Vergleichung Gefolgertes) ist überhaupt die Versinnlichung einer Idee oder einer Wahrheit durch einen ihr mehr oder weniger verwandten Gegenstand, also das Bild, die Verkörperung einer Idee, sei es in einer Handlung oder in einem Gegenstande (Sinnbilde). Das Beigelegte, Aeußerliche, das zur nähern Erklärung oder Verdeutlichung des dargestellten Gegenstandes dient, die charakteristische Beigabe, heißt man in der bildenden Kunst Attribut, z. B. der Adler ist das Attribut des Evangelisten Johannes, der Bienenkorb das Attribut des heil. Ambrosius, ein Schwert oder Buch das des Apostels Paulus, der Schlüssel das des Apostels Petrus u. s. w. Das Wort Emblem (griechisch emblema, was an- oder eingesetzt ist, z. B. Zierrathen am Geschirr) bezeichnet eine sinnbildliche Verzierung, namentlich das Wappen. Emblem ist Bild ohne Text; Motto ist Spruch ohne Bild; Devise sind Worte in Verbindung mit einem Bilde.

Der Löwe ist das Sinnbild der Stärke; der Löwe ist auch ein Attribut des heil. Markus; der (geflügelte) Markus-Löwe ist Emblem der Stadt Venedig.

Ein besonders für Preußen und Oesterreich wichtiges Sinnbild ist der Adler. Dieser Vogel fliegt am höchsten, hat die schärfsten Augen, ist der stärkste unter den Vögeln und daher ein Sinnbild der Allgewalt. Im zweiten Buche Moses 19, 4 spricht der Herr: „Ihr habt gesehen, wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und habe euch zu mir gebracht.“ Der Adler ist auch Attribut des heiligen Apostels Johannes; im Mailänder Dom hält der Adler dem heiligen Johannes das Dintengefäß. Sofern der Adler als wieder aufsteigend zum hohen Himmel, gleichsam seiner Heimat, gedacht wurde, erschien er als Sinnbild der Verjüngung und Wiedergeburt. Im Psalm 102, 5 heißt es: „Der dein Verlangen mit Gütern erfüllt, daß deine Jugend sich erneuert wie des Adlers.“ So sagt Isaias 40, 31: „Die auf Jehova hoffen, verjüngen die Kraft, erneuern das Gefieder wie Adler.“ Der heilige Ambrosius vergleicht Christum, der seine Kirche schützt, mit einem Adler, der sein Nest gegen eine Schlange vertheidigt. Ein erhabenes Bild ist das in Dante's „Paradies“ (18, 9), wo die Seelen der Seligen im Fluge sich zusammenscharen und am Himmel die Figur eines ungeheuren Adlers bilden. In der Legende kehrt der Adler oft wieder als Sinnbild göttlichen Schutzes.

Symbol (Wahrzeichen) ist im Sinne des alten deutschen Rechts die bildliche Vollbringung eines Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder auf persönliche Verhältnisse, und beruhen in der Idee, daß Sache oder Person dabei selbst sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen der wirklichen Theilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gestellt, ein Wagen gefahren, ein Feuer auf ihm entzündet, als Zeichen eingetretener Besitznahme; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh, entschuhet sich, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Geberde redet, das Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus.

Die häufigsten Symbole waren folgende:

Erde, Staub, Gras haben als Symbol genommen immer denselben

Sinn. Sie wurden verwendet zu der Feierlichkeit des Bündnisses, der Schwüre, der Uebertragung von Grund und Boden, als Zeichen der Besiegung und Unterwerfung.

Der Halm, der geknotete, gegliederte Stengel des geschoßten Korns, wurde geworfen oder gereicht, meistens zum Zeichen feierlicher Ablassung von Grundstücken durch Geschenk, Verkauf oder Verpfändung. In Urkunden lautet die Formel: mit Halm und Munde, d. h. mit ausgesprochenen Entsagungsworten und geworfenem Halm.

Wurde bloßes Ackerland oder Wiese übertragen, so genügte die Scholle oder das Rasenstück; war es Baumgarten, Waldgrund, Weinberg, so pflegte ein Ast oder Laubzweig, eine Rebe gebrochen und in die Scholle gesteckt oder auch dargereicht zu werden.

Stab, Rute, Stecken hat mehr als eine symbolische Beziehung. Der Stab diente bei den Fürsten zum Zeichen der Länder- und Güterabtretung. Er ist aber auch das Zeichen höchster Gewalt; Könige, Fürsten, Richter u. a. Vorgesetzten halten ihn in der Hand. Der Stab des Königs und Richters ward von Bittenden, Gelobenden, Schwörenden angerührt. Ueber dem Haupt des Verurtheilten wird der Stab gebrochen und ihm vor die Füße geworfen, ein noch jetzt bei feierlicher Hegung peinlichen Gerichts vorkommender Gebrauch. Statt: Jemanden verurtheilen, sagt man sprichwörtlich: den Stab über ihm brechen. Die verschiedenen Anwendungen dieses Symbols lassen sich auf zwei Ideen zurückbringen, des Aufgebens und Besitzens der Gewalt; wer den Stab hält und trägt, übt Gewalt aus, wer ihn hingibt, wegwirft, bricht, der läßt seine Gewalt fahren.

Die Hand, symbolisch betrachtet, gleicht dem Stab in der Bedeutung von Gewalt, wie schon die Redensarten „etwas in der Hand halten" und „aus der Hand geben" anzeigen. Allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge, denen die Sitte kein feierliches Symbol vorschrieb, war der Handschlag. Zum Eidschwur ist die Hand wesentlich; im Nibelungenlied heißt es: Ihr sollt gedenken, was mir schwur Eure Hand. Gebrauch war, daß der Schwörende mit der rechten Hand etwas hielt oder berührte, z. B. den Schwertgriff (bei den Heiden), geheiligte Dinge (bei den Christen); oder man legte auch die Rechte auf Brust und Herz. Handauflegen geschieht bei manchen feierlichen Handlungen; überhaupt sind Hand und Finger auf vielfache Weise bei allen Völkern zeichenhaft und bedeutsam. Der Fuß ist schon ein selteneres Symbol.

Der Hut ist ein Symbol der Uebertragung von Gut und Lehen. Der Uebertragende oder an seiner Statt der Richter pflegte den Hut zu halten, der Erwerbende hinein zu greifen oder einen Halm darein zu werfen; der Hut war, gleich der Fahne, Feldzeichen; wer ihn aufsteckte, forderte das Volk zur Heer- und Gerichtsfolge auf, und hatte die Gewalt dazu. Auch Geßlers aufgesteckter Hut in der Schweizersage ist Symbol der Obergewalt zu Gericht und Feld.

Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh wurden bei Franken, Alemannen, Longobarden und Sachsen Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt. Der König oder Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen ausgesprochenen Bannes. Wie mit dem Handschuh Gut abgelassen oder ein Verbrecher alles seines Gutes für verlustig erklärt wurde, so scheint auch der im ganzen Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhes, die Aufforderung zum Kampf, eigentlich auszudrücken, daß der Werfende oder Darbietende seinem Gegner Frieden und Freundschaft aufsage.

Der Mantel ist ein Zeichen des Schutzes, besonders der Mantel von

Königen und Fürsten. Mit Aufrichtung der Fahne, wie des Hutes, wurde das Volk aufgeboten und versammelt. Bei Märkten stellte man zum Zeichen der Marktfreiheit Fahnen auf. Die alten Kriegsordnungen legten dem Fähnrich auf, sein anbefohlenes Fähnlein zu verwahren und in Ehren zu halten. Würde er vom Feinde so gedrungen, daß ihm die rechte Hand abgeschossen wäre, soll er das Fähnlein in die linke nehmen, und wird ihm auch die abgeschlagen, so soll er es mit den Stümpfen zu sich ziehen, sich darein wickeln, Leib und Seele dabei lassen.

Das Schwert ist Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt über Leben und Tod.

Schlüssel sind das Symbol hausfräulicher Gewalt. Neuvermählten wurden die Schlüssel gegeben, Geschiedenen forderte man sie ab.

Ringwechsel ist noch heute feierliches Zeichen des geschlossenen Eheverlöbnisses. Daß auch der bloße Handschlag gegolten, beweist der noch jetzt in Niedersachsen gebräuchliche Ausdruck: Sie haben Handschlag gehalten, d. h. sie sind versprochen, verlobt.

Nach Vernaleken.

2. Wanderers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

Dieses einfache, rührende Lied mit seinem vielsagenden Schlusse dichtete Göthe um das Jahr 1783 auf dem Gickelhahn, einer lustigen Bergeshöhe bei Ilmenau, und schrieb es mit Bleistift auf den hölzernen Fensterpfosten eines dort stehenden herzoglichen Sommerhäuschens. Gern weilte der Dichter in dieser Waldeinsamkeit. Noch in den spätesten Tagen seines Lebens, ein Jahr vor seinem Tode, zog es ihn hin zu jener Höhe, und die reichen, manigfaltigen Erinnerungen früherer Tage klangen in leisen Tönen fort. Oefters genoß er hier oben des sorgenstillenden Schlummers, und wenn die Zerstreuungen an dem Hofe zu Weimar kein Lied, keine Dichtung aufkommen lassen wollten, so floh er nach den stillen Bergen Ilmenaus, und der Geist der Dichtung zog in ihn ein und bot ihm Freuden, die das Leben am Hofe nimmer bieten konnte. Im freien Schwunge der Gedanken erhob sich sein Geist aufwärts, und was das Herz bewegte, es wurde einem Liede anvertraut.

Göthe hat mehr als ein anderer Dichter seine Poesieen an die Erlebnisse und Eindrücke seines Lebens unmittelbar angeknüpft. Sich genau so gebend wie er eben war, hauchte er den Poesieen sein eigenes Leben ein. Dadurch haben dieselben in so hohem Grade die Wahrheit der sinnlichen Erscheinung erreicht, und sein reiches, manigfaltiges Leben ist ihm ein unerschöpflicher Quell poetischer Stoffe geworden. Auch das vorliegende Gedicht trägt das Motiv seiner Entstehung in dem Leben des Dichters. Es ist der Ausfluß einer sanften Wehmut und einer unnennbaren Sehnsucht, die nur des stillen Friedens, den der Abend über die Bergeinsamkeit ausgegossen hatte, bedürfte, um sich zu einem tröstenden Liede zu gestalten. Göthe war, als er das Lied niederschrieb, in seinen dichterischen Produktionen durch neu übernommene Amtsgeschäfte sehr gelähmt. Dies machte ihn still und ernst; er sehnte sich

aus der zerstreuenden Amtsthätigkeit nach Ruhe. Auch fühlte er, daß die stürmischen Regungen seines Dichterherzens sich zu klären begannen. Wie es in diesem Herzen gewogt, welche Qualen und welche Freuden es durchzuckt haben, ehe es den Frieden eines beruhigten Gemüts fand, zeigen seine Jugendprodukte, zeigt sein Werther, in welchem er sich mit allen Leidenschaften gegen die zu Recht bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft aufwarf, zeigt sein Götz, in welchem er gegen die verdorbene Staatskunst des deutschen Reiches auftrat, zeigt sein Faust, der alle äußerliche, bloß schulmäßige Gelehrsamkeit verspottet u. s. w. Dieser Trotz legte sich allmählich, und die Vorahnung, welche Göthe davon hatte, fand vielleicht in den Schlußworten unseres Gedichtes einen Ausdruck. Oder hat der stille Friede, in welchen der Wald am Abend versinkt, sein bewegtes Herz an den sorgenstillenden Schlummer, oder gar an die Ruhe des Grabes, das alles Leid von hinnen nimmt, gemahnt? Bestimmt ausgesprochen ist dies nicht. Diese räthselhafte Vieldeutigkeit verleihet dem Gedichte einen hochpoetischen Reiz. Es ist mehr, als ein bloßes Gelegenheitsgedicht. Jede unbefriedigte Sehnsucht, jede stille Wehmut löst es auf in die seligste Ruhe, und einmal vernommen, klingen seine Töne unsterblich fort.

Bergeinsamkeit macht still, darum ist das Lied kein langes Lied, und die Verse, welche Andere später noch dazu dichteten, entsprechen schon deshalb dem Göthe'schen Verse nicht. Bezweckt man Erhebung des Gemüts, so muß man in großen Zügen malen, muß alle Nebenvorstellungen sorgfältig entfernen und darf nicht in's Detail gehen. Die ungewöhnliche poetische Kraft des kurzen Liedes beruhet eben mit in seiner Kürze. Außerdem trägt auch die metrische Form desselben viel zu seiner großen Wirkung bei. Es wechseln der trochäische, jambische und dactylische Rhythmus. Feierlich leitet sein Anfang mit dem ernsten Trochäus den Blick nach Oben, nach der lichten, ruhigen Höhe über dem Walde, wo alle Schmerzen verstummen. Dann folgt das Nähere, der Wald mit seinen Bäumen und seinen Vögeln. Der Vers wird hier durch die auftretenden Jamben und Dactylen lebhafter, die inneren Gefühlsaufregungen, deren Wellen noch leise fluten, gleichsam versinnlichend. Von schöner Wirkung ist besonders die auf einmal eintretende raschere Bewegung in den Worten: „Die Vöglein schweigen im Walde," gegen welche dann der Schluß mit seiner langsamen Bewegung und seinen tiefen, das Gedicht gleichsam ausläutenden, vollen Vocalen um so mehr absticht. Auch die Reime, wie die Kürze einzelner Verse unterstützen die Wirkung des Ganzen. Vorherrschend ist in den Reimen das ernste, schwere U und Au. Das A in dem schönen Worte „bald" tönt wie die reinste zum Himmel sich emporschwingende Freude. Mit der größten Geschmeidigkeit schließen sich die Klänge der Worte den Empfindungen an. Das ganze Lied ist eine Musik der lieblichsten Töne.

Es war im Jahre 1831, als Göthe zum letzten Male auf dem Gickelhahn war. Den 26. August war er mit seinen beiden Enkeln nach Ilmenau gekommen, und Tags darauf besuchte er in Begleitung des Berginspectors Mohr zu Kammerberg, dem wir diese Mittheilung verdanken, den Gickelhahn. „Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel," so erzählt Herr Mohr, „gewährte die trefflichste Witterung. Göthe hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich ihn zu besuchen bitten lassen; doch kam ich erst spät Abends aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit früh 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, die er seit 30 Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst so oft und viel hier gewesen, wieder zu sehen. Seine beiden Enkel seien schon in Begleitung

des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann, ob man wol bequem zu Wagen nach dem Gickelhahn fahren könne. Er wünschte das auf demselben befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Landstraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Melaphir-Fels, sowol wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten in Feldsteinporphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstrats König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und getrockneten Wege in ein freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten, ihm sehr wol bekannten Fahrstraßen verglich. Ganz bequem waren wir so auf den höchsten Punkt des Gickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung erfreute und dabei ausrief: „Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!" Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein! Ich kann zu Fuß dahin gehen, und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen." Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch stehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wolbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterverschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Theil desselben. Ich erbot mich, ihn zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht gut." Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wol möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen." Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spürest du ꝛc.

Den 7. September 1783. Göthe.

„Göthe überlas diese wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein weißes Taschentuch hervor, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmütigem Tone: „Ja, warte nur, balde ruhest auch du!" schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen." —

Zum Schlusse möge noch ein zweites Lied hier Platz finden, das dieselbe Ueberschrift „Wanderers Nachtlied" trägt und wahrscheinlich um dieselbe Zeit gedichtet wurde. Es ist ebenfalls ein treues Abbild der Gemütsstimmung des Dichters, der, des ruhelosen Treibens und des rastlosen Jagens müde, sich nach einem Frieden sehnte, der, unabhängig von des Lebens Wechselfällen, auf die Dauer glücklich macht.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,

Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

C. Gude.

3. Skulptur und Malerei im Mittelalter.

Unter den Künsten, die der Religion dienten, zeichneten sich schon früh in Deutschland die Bildhauer-, Gieß- und Schneidekunst aus. Sie knüpften sich in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie wurden eins mit derselben, indem die Dome, aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt, selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skulptur auch bei den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers hinter den Griechen zurückblieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen, und wandten auf das Besondere nur insofern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höheren zusammengesetzten Kunstwerkes seine Stelle einnehmen sollte. Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I. in Magdeburg, und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Otto's III.; indessen erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höheren Bedeutung, und selbst die großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Gerade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß alle ihre Zweige nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhingen, daß sie vereinigt die höchste Einheit des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte; daß sich eine Gesammtwirkung erzeugte, darin jede Kunst in der andern sich darstellte und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzeln hätte hervorbringen können, bei Weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand, als aus Skulpturen, und diese Skulpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Malerei, und alle Bilder hatten wieder keine andere Bedeutung als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen, und sprach, wie Gott aus den Wolken, in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabene Haupt der Thürme, und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Laut aller Zeugnisse waren schon im zehnten und eilften Jahrhunderte die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vielen Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand darboten. Auch weltliche Malerei ward schon gepflegt, wie das von den Zeitgenossen als trefflich gerühmte Gemälde der Merseburger Schlacht (933) beweist. Zuverlässig erhob sich aber die Malerei im Ganzen erst mit der Baukunst zu einer höheren Bedeutung. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemälde, die aus der früheren Steifheit sich loswinden, wie die Skulpturen aus den starren Linien der früheren Bauweise. Wie sie örtlich dem Allerheiligsten des Hauptaltars als

Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfeilern, Gewölben, und in der Glasmalerei den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbindung und Unterordnung die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn selbst oder der heil. Jungfrau oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen sich harmonisch anschließen, und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt sein, etwa die Lebensgeschichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darstellen und auf ihn hinweisen. Alle stellten heilige Gegenstände oder im Profanen das Heilige dar. In diesem Sinne wurden sie auch bis in's fünfzehnte Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemalt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müssen glaubte. Alles, was sie darstellen, Landschaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus; denn das Wesen des Göttlichen ist Ruhe. Ganz in demselben Sinne aber, wie die Baukunst in ihrem unendlichen Reichtume von Verzierungen, bemühte sich auch die altdeutsche Malerei, die höchste Lebendigkeit der Farben, die getreueste Darstellung der Natur in ihren manigfaltigen Einzelnheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur sich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinste. Dadurch unterscheidet sich die altdeutsche Malerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beiden großen späteren Schulen: der italienischen, in welcher jene geistige Bedeutung, die Idee oder das Ideal, allein überwiegt, oder der niederländischen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgesunken. In der deutschen war Beides verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Malerei trieben, erscheint die erste große Malerschule im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu Köln, angeregt wahrscheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmter Meister war im vierzehnten Jahrhundert Wilhelm von Köln. Schon im zwölften Jahrhundert erscheint ein berühmter Maler, Heinrich von Bayern, im dreizehnten Jakob Kern von Nürnberg, im vierzehnten eine Malerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nikolaus Wurmser, Hofmaler Kaiser Karls IV. Seit dem vierzehnten Jahrhunderte kam auch die Glasmalerei erst in Flor. Desgleichen ist schon in Oel um diese Zeit gemalt worden. Der Hauptsitz der Malerei scheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Köln gewesen zu sein, die im ganzen Mittelalter ausschließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Kölner Schule erreichte keine andere, und jener Wilhelm steht als die lieblichste Erscheinung im Hintergrunde der Malerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Johann von Eyck auf, der die Oelmalerei und in ihr die äußerste technische Fertigkeit der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geist der deutschen Malerei zuerst in seiner vollendeten Reinheit entwickelte, also daß in ihm alle frühern Richtungen und Versuche ihren Gipfel und Einigkeitspunkt finden, und seitdem erst eigentlich das goldene Zeitalter der altdeutschen Malerei beginnt, das bis in's sechszehnte Jahrhundert gewährt hat.

Eine besondere Art von Malerei war die auf Pergament in den Handschriften. Schon Karl der Große besaß Andachtsbücher mit Bildern, und fast alle Handschriften bis auf die späteste Zeit des Mittelalters sind damit angefüllt. Ihr Kunstwert ist sehr verschieden; einige sind trefflich; in Farben übertreffen sie Alles, was die heutige Zeit aufweisen mag. Dieser Farbensinn der Deutschen zeigt sich überall. Ihre Glasmalerei beruht wesentlich darauf. Auch in Oelgemälden haben sie eine Kraft und Reinheit, ein Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns verloren gegangen ist.

Vieles Andere noch diente zur Verherrlichung der Kirchen: der Glanz der Lichter, der Wolgeruch des Weihrauchs, die rhythmischen Bewegungen der Priester, die Pracht des Priesterornats, der Gefäße, die Festlichkeit der Prozessionen u. s. w. Die Musik bewegte sich noch in einfachen großen Tönen, und ward erst in der spätern Zeit von den Deutschen in demselben Geiste ausgebildet, wie die Baukunst und Malerei, so daß auch sie das Erhabenste je in der manigfaltigsten Fülle der Töne darstellte. Damals war auch die Musik noch eng mit dem Gesange verbunden, und den einfach vorgetragenen feierlichen Kirchenmelodieen entsprachen lateinische Lieder voll des tiefsten Gefühls. Unter dem letzten Salier hatte schon Guido von Arezzo in Italien die Harmonie in die Musik eingeführt. Unter Barbarossa verbesserte Franko von Köln die Notenschrift und den musikalischen Takt.

W. Menzel.

4. Das deutsche Mittelalter.

Vergegenwärtigen wir uns vermittelst weniger kunstloser Umrisse die Zustände der Welt, wie sie von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Hinsicht auf Politik, Glauben, Sitte, geselliges Leben, Kunst und Wissenschaft waren, so tritt uns zunächst die höchst einflußreiche Bedeutung der christlichen Kirche entgegen. Es war der Geist des Christentums in den Völkern des Occidents und vor Allem in dem deutschen Volke zum eigentlichen Volksgeiste geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirierte, der aber auch die Massen, nicht als Lehre, sondern als Thatsache, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebenselement völlig durchdrungen hatte; es war das Christentum zumal bei den Deutschen nicht etwa ein bloßes Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen; es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit, und eine Befriedigung durch die Gaben derselben so allgemein, wie sie seitdem nicht wieder gewesen ist, und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und der Päpste länger als zwei Jahrhunderte diesem höchsten geistigen Wolgefühl nichts anhaben konnten. Wo eine solche, in sich einige, unangefochtene geistige Befriedigung herrscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlechte und vor Allem dem deutschen Volke gewährte, da wird auch die Poesie (die in geistiger Unruhe und Unbefriedigtheit, im Hader und Zwiespalt niemals gedeihet, vielmehr ihren gewissen Untergang findet) ihren Culminationspunkt erreichen, freilich aber auch von denen, welchen die liebevolle Thätigkeit fehlt, sich in jene befriedigten Zustände, in jenen ungestörten geistigen Genuß, in jene unbefangene Sicherheit des Wissens und Glaubens zurückzuversetzen, kaum richtig gewürdigt, ja kaum verstanden werden. Höchst charakteristisch ist es darum auch, daß schon von den alten Dichtern, auf das Eindringlichste und Eifrigste und gleichsam in die Wette von den Dichtern eben dieser unserer Blütezeit der Zweifel als der unglücklichste und zerrüttendste, als ein wahrhaft seelenmordender Zustand geschildert wird. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu, in sich selbst zusammengefaßt, mit sich selbst einig und seiner selbst gewiß; was der Deutsche war, war er ganz, mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christentum, welches eben den Menschen ganz haben will, mit Leib, Seele und Geist, und dieser Charakter kam dem Christentum entgegen; er fand in demselben die Ruhe, das Vollgefühl des Lebens und die zweifellose Sicherheit, die ihm Bedürfniß war, und durch welche er die Fähigkeit erhielt, sich in seinen tiefsten Lebensregungen, in seinem wahrsten Sein zu offenbaren.

In diese Zeit des höchsten geistigen Wolgefühls fällt das Ereigniß, welches geeignet war, dasselbe zum klarsten Bewußtsein und zur äußeren That zu bringen: die Kreuzzüge. Der Deutsche fühlte sich bereits als christlichen Helden, und jetzt konnte er das christliche Heldentum auch bewähren durch glänzende Thaten. Es blieb nicht bloß ein Heldentum des inneren Sinnes, des Gefühles, welches leicht in sich selbst hätte versinken, welches nach dem treffenden und noch heute üblichen Ausdrucke der ritterlichen Poesie jener Zeit sich hätte verliegen können; alle Nerven mußten sich anspannen, alle Geister lebendig werden, und so erst wurde die deutsche Nation von außen wie von innen, so erst wurde sie ganz das, was sie sein sollte, und erhielt damit erst die volle Befähigung und die höchste Weihe, diesem durch die That offenbarten tiefen und sichern Lebensbewußtsein auch den vollen poetischen Ausdruck zu geben. — Indeß die Kreuzzüge haben noch eine andere, für die reiche Entwicklung der damaligen Poesie, wenn auch nicht in gleichem Grade wie die eben erörterte unmittelbar, jedenfalls mittelbar wichtige Bedeutung. Nenne man die Kreuzzüge immerhin ein phantastisches Unternehmen, ein Urtheil, welches sich notdürftig vor dem Richterstuhl der weltlichen Geschichte, auf keinen Fall vor dem höheren Tribunal der christlichen Culturgeschichte rechtfertigen läßt, nenne man sie aber immerhin so, eben dies Phantastische war ein nicht geringeres Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten jener Zeit. Ein halbes Jahrtausend hatte die deutsche Nation in stiller Beschränkung auf sich selbst gelebt, höchstens den eigenen Herd vertheidigt gegen die Angriffe räuberischer Ungarnhorden; ein halbes Jahrtausend hatten lange Reihen von Generationen still und zufrieden in den engen Ringmauern und schmalen Gassen ihrer Städte, in den einfachen Burgen, in den stillen Dörfern und auf den einsamen Gehöften am Waldessaum und auf der grünen Heide gewohnt; was draußen war, war fremd und unbekannt, nicht gesucht und nicht begehrt. Jetzt mit einem Male wurde eine fremde, glänzende Welt, wurde die nie gesehene Pracht des Orients vor ihnen aufgethan; eine zauberische Ferne voll lebhafter, glänzender Farben that sich vor den erstaunten Blicken auf; die Kreuzheere der Franzosen zogen die wieder eröffneten Völkerstraßen entlang auf ihren reichgeschmückten Rossen, in glänzenden Kriegsgewändern, voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegerlust und Sangesjubel, vor den erstaunten Augen der zuschauenden Deutschen vorüber; mit einem Worte, es erwachte in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne, aus bitterem Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbtheil deutscher Jugend ist, wenn sie den ersten Schritt aus dem Vaterhause in die unbekannte Fremde thut. Diesen Seelenzustand repräsentieren unsere Gedichte dieses Zeitraums sämmtlich; einige, wie der unsterbliche Parcival Wolframs von Eschenbach, sind sogar zum größten Theile auf denselben gegründet, und bleiben dem in ihren eingreifendsten Momenten unverständlich, welcher diesen Zustand nicht in sich erfahren hat oder nicht in sich wiederzuerzeugen vermag.

Nehmen wir zu allem diesem noch hinzu die politische Größe des damaligen deutschen Reichs; sehen wir in dem deutschen Kaiser das weltliche Haupt der Christenheit, in den deutschen Heeren, dem Adel mit seinen Gefolgschaften den Kern der europäischen Tapferkeit, in dem deutschen Volke unter seinem Kaiser die weltgebietende Nation; wenden wir unsern Blick auf die Personen, welche damals auf dem deutschen Kaiserthron saßen, auf die lebensfreudigen und lebensmutigen, begeisterten und von den höchsten Ideen erfüllten Hohenstaufen: so werden wir gestehen müssen, daß kein Zeitraum reicher an den fruchtbarsten, bewegendsten, ja entflammendsten poetischen Elementen ge-

wesen sei, als eben diese Zeit, die wir betrachten. War doch der mächtige Friedrich, der erste Hohenstaufe, selbst eine poetische Figur ersten Ranges, von dem Augenblicke an, wo er den Herrscherstab mit kräftiger Hand ergriff, bis die Fluten des Saleph ihn verschlangen, — also, daß das deutsche Volk seinen deutschen Kaiser mit dem flammenroten Barte noch heute nicht vergessen hat, und von seinem Wiedererwachen in der Tiefe des Kyffhäuserberges das Wiedererwachen der höchsten Herrlichkeit der deutschen Nation erwartet. Endlich aber werden wir in Anschlag zu bringen nicht vergessen, daß damals, wie die äußere Einheit der Nation, auch die innere Einheit noch fortbestand; nicht allein das Bewußtsein der Volksgröße, das allgemeine, lebhafte, stolze Nationalgefühl durchdrang damals alle Stände, alle Geschlechter und Individuen, sondern bei aller allmählich sich ausbildenden Scheidung der Volksklassen, der Edeln und Unedeln, der Freien und Hörigen, der Geistlichen und Laien, und bei der beginnenden Ausbildung verschiedener geistiger Bedürfnisse dieser Theile der Gesellschaft waren die besten poetischen Monumente ein Gemeingut aller dieser Theile: ein Gemeingut die Erinnerung an die sagenberühmten Helden der Vorzeit, die Kenntniß der alten Lieder und die Freude an denselben, ein Gemeingut war die Sprache, die nicht wie heutzutage in unbehilfliche Volksdialekte und überverfeinerte Conversationssprache zerfiel; ein Gemeingut die Sitte und Lebensgewohnheit in ihren edelsten, von den Vätern ererbten und treu bewahrten Zügen. Erinnern wir uns nun, daß nur dann die rechte Lebendigkeit, die rechte Freude, der höchste Genuß vorhanden ist, wenn unser Leben, unsere Freude, unser Genuß, unser Streben überhaupt von einer großen Anzahl Mitgenießender und Mitstrebender getheilt wird; so werden wir die poetische Höhe jener Zeit begreifen können, in welcher ein angeschlagener Liederton alsbald fortklang von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und tausend einstimmende Töne aus der Nähe und Ferne, aus der Höhe und aus der Tiefe des Volkes ihm freudig antworten.

Vilmar.

5. Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Die Stelle*), wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkt vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saales, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzu hohen Thüren, den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen sahen. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen.

---

*) Nämlich zu Mailand auf einer Wand des Refektoriums von St. Maria della Grazia.

Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein! sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von 28 Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Notwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier eilf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verrät.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonardo dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmerts mich! — Komm her! — Dies ist ein Schelm, — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. Dies merket besonders wol, meine Zuhörer!" — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht, in Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken

aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei? Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf der linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie auf's lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bins nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bins nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wol noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab ichs nicht gesagt! Habe ichs nicht immer vermuthet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannes, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakobus der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

J. W. v. Goethe.

6. Bund der Religion mit der Kunst.

Wenn ich von dem wesentlichen, ewigen Bunde zwischen Religion und Kunst rede, so meine ich gar nicht die bloß politische Religion, die das Ewige zur Nothilfe des Zeitlichen macht; meine nicht bloß ästhetische Religion, die nur in unbestimmten Gefühlen des Göttlichen schwimmt; meine nicht die Religion des bloßen Begriffes, die nie das Herz ergreift und das Leben begeistert; meine auch nicht die bloß moralische Religion, die nur die Tugend vergöttert und keinen anderen Gott als das Gewissen und die Selbstständigkeit des Tugendhaften anbetet: sondern ich meine nur die Eine, die wahre, die ewige Religion, die nach dem Ausdrucke eines unserer merkwürdigeren Zeitgenossen die Religion der ersten Menschen, älter als aller Irrtum und aller Götzendienst war, und die in Christus mit aller Fülle jenes Lichtes sich offenbarte, welches theils ganz verdunkelt, theils noch in andeutender Hülle verborgen war. Und diese Eine, wahre, ewige Religion will ich jetzt nicht nach ihren Grundlehren, die sie dem Glauben darlegt, nicht nach ihren hohen Mustern, die sie der Nachahmung empfiehlt, nicht nach ihren tiefen Wirkungen in der Welt, die das Beste und Höchste in der Weltgeschichte ausmachen, sondern nach ihrem inneren Sein im Menschen betrachten.

Die Eine, wahre, ewige Religion, nach ihrem inneren lebendigen Sein im Menschen betrachtet, ist aber nichts als das Leben des kindlichen Gemütes in dem Einen, wahren Gott, ist nichts anderes als das Leben des Glaubens, der in Gott als der ewigen Wahrheit, das Leben der Liebe, die in Gott als der ewigen Schönheit, das Leben der Zuversicht, die in Gott als der ewigen Treue den Einen unwandelbaren Ruhepunkt gefunden hat. Nur diese Religion ist da, wo sie ist, innerlich, ist innig, ist Geist und Leben, ist unsichtbar. Die Religion, als das innere Leben, hat aber einen unaustilgbaren Trieb, sich zu offenbaren, sich anschaubar, hörbar, genießbar zu machen, sich in einen Leib zu gestalten, in dem sie gesehen, gehört, gefühlt, genossen werden kann; denn sie ist eine Flamme aus der höheren, ewigen Welt, die im Gemüte lebend und webend sich unmöglich halten kann, sondern sich offenbaren muß, sich außer sich bewegen muß, die empfänglichen Gemüter ergreifen, durchdringen, sich gleichmachen und mit sich vereinigen muß. Insofern nun das innere Leben der Religion sich offenbaret, sich äußerlich macht, ist sie, was sie heißt, die äußere Religion; insofern sie empfängliche Gemüter ergreift, durchdringt und mit sich vereinigt, wird sie eine gesellige, eine gesellschaftliche, eine unzählige Glieder in einen Leib bindende Religion. Die Eine, wahre, ewige Religion hat also in sich einen unendlichen Trieb sich zu offenbaren, sich äußerlich darzustellen, hat einen unendlichen Trieb in sich, entzündbare Gemüter zu entflammen und mit dem Feuer ihres Geistes zu taufen.

Nun sind wir bei der eigentlichen Frage, die nicht nur die fruchtbarste Antwort in sich trägt, sondern die sich auch selbst beantwortet — bei der Frage: Wenn die Religion ein inneres Leben, wenn sie ein unsichtbares Leben ist, das sich notwendig sichtbar äußerlich machen will, wenn sie durch Selbstoffenbarung empfängliche Gemüter ergreifen, durchdringen und mit sich vereinigen will — deutlicher und mit einem Worte, wenn sie Kirche werden, als Kirche in der Welt erscheinen und in der Welt leben will, so wird sie wol auch Organe ihrer Offenbarung, Organe der Vereinigung der Menschen haben? Und diese Werkzeuge ihrer Offenbarung, ihrer Menscheneinigung werden wol Kinder ihres Geistes, so edel, so groß, so heilig, so himmlisch sein müssen, wie sie? Und diese himmlischen Organe, die das Leben der

Religion offenbaren, die es in empfänglichen Gemütern entzünden, die die Religion als Kirche darstellen, was sind sie anders, als die Eine heilige Kunst, die das Leben der Religion im Aeußern offenbart, die es in empfänglichen Gemütern entzündet, die es in einem Vereine gleichfühlender Wesen darstellt! Es gibt also, wie Eine, wahre, ewige Religion, so Eine heilige Kunst, die das Leben der Religion herausbildet und in empfängliche Gemüter einbildet und wie in Einem Leibe mehrere von Einem Geiste belebte Glieder abbildet.

Diese heilige Kunst, die in ihrem Wesen eine und dieselbe, was wirket sie denn aber, wenn sie in ihrem Berufe thätig ist? Diese Eine heilige Kunst, wenn sie in ihrem Berufe arbeitet, sehe ich vorerst, in sich gesenkt, sinnen und sinnen, wie sie für die religiösen Gemüter eine Stätte zur Vereinigung, eine Stätte zur Offenbarung ihrer Gefühle in der Idee entwerfen, und die entworfene außer sich im Raume darstellen möge; ich sehe sie, wie sie — den Sternenhimmel als die große Domkirche des Naturtempels ansehend, und ahnend, was kein Sternenhimmel ausdrücken kann — dieselbe Domkirche des Naturtempels und was über den Sternen liegt auf Erden nachbildet, und eine Peterskirche in Rom, eine Paulskirche in London, oder eine Stephanskirche in Wien, eine Frauenkirche in München, eine Martinskirche in Landshut entwirft und darstellt. Die Eine heilige Kunst ist bauend, ist Baukunst geworden.

Die Eine heilige Kunst, nicht zufrieden, eine hohe, lichte Stätte, die durch ihre Größe an die Unermeßlichkeit des schaffenden Gottes erinnert, gebaut zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen auszudrücken, kann nicht ruhen, bis sie das innere Leben der Religion so wunderbar und kräftig ausgesprochen hat, daß es aus Holz, aus Elfenbein, aus Stein, aus Marmor, aus Erz, daß es von der Leinwand und von den Mauern, und von der Decke des Tempels herab spreche an das fromme Herz der Gemeinde; daß das Leben der Religion sich von nun auch in stummen Gemälden predige; daß es von nun an in allen Sprachenarten Eine Sprache führe; kurz, die Eine heilige Kunst ist zeichnende, ist bildende Kunst geworden, ist insbesondere bildhauend, bildmalend geworden.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion durch Gemälde, Statuen u. dgl. dargestellt zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestalten auszudrücken, ruhet nicht, bis sie, die Gesinnungen der Religion noch weit eindringlicher in himmlischen Gesängen darstellend, die Menschenstimme besonders zum dolmetschenden Organe der Religion eingeweihet hat, daß sie, singend und lehrend, nur Gottes Wunder verkünde, d. i. die Eine heilige Kunst ist nun auch heilige Redekunst, heilige Poesie geworden. Jetzt betet die Gemeinde an, denn das lebendige Wort Religion hat sie durchdrungen, das lebendige Gefühl der Religion hat sie zum Lobe Gottes beflügelt.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, in himmlischen Gesängen und heiligen Reden das Leben der Religion ausgedrückt zu haben, immer gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestalten auszudrücken, ruhet nicht, bis sie die tiefsten Gefühle zum höchsten Schwunge gebracht, bis sie die Töne der Menschen und die tiefverborgenen Töne der Saiten und die Töne der Orgel und die Töne unzähliger anderer Instrumente zum wundervollen Einklange unter einander und mit dem Liede der Sphären zusammenstimmen gemacht hat, bis sie himm-

lische Musik geworden ist und das große Halleluja der oberen Chöre im Himmel in den niederen Chören der Erde nachtönet.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion durch die Sprache der Engel, durch Musik ausgedrückt zu haben, immer neu gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen zu offenbaren, ruhet nicht, bis sie den schönsten Nachhall der Poesie und Musik, ein neues, kräftiges Organ, die Völker zur Andacht zu sammeln und die Gemüter zur Andacht zu stimmen, ich meine die Sprache der Glocke, erschaffen hat — die an Schiller einen würdigen Lobredner gefunden hätte, wenn sie eines solchen bedürfte. Die Eine heilige Kunst schämt sich also nicht, eine Vollenderin der Poesie und Musik durch die Sprache der Glocke geworden zu sein.

Diese Kunst, nicht zufrieden, die Völker zur Andacht versammelt und zur Andacht gestimmt zu haben, immer neu gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion durch neue Gestaltungen auszudrücken, ruhet nicht, bis sie Allem, was in der äußerlichen, geselligen Religion in das Auge fallen kann, jenes Gepräge von Reinheit, von Schönheit, von Glanz, von Harmonie, gegeben hat, das im Stande ist, die Gemüter zur Lauterkeit, zur Schönheit, zur unwandelbaren Harmonie zu erheben. Sie schämt sich also nicht, das Köstlichste, was die Erde in ihrem Schoße erzeugt, Edelsteine, Gold, Silber zu Symbolen der inneren Geisteslauterkeit, Schönheit, Festigkeit einzuweihen. Sie weiß wol, daß Christus arm war, nicht habend, wo er sein Haupt hinlehnte, daß Maria, die Seligste, arm war, daß die heiligen Apostel arm waren, daß alle großen Menschen aller Zeiten kein sonderliches Gewicht auf Gold, Silber, Edelsteine gelegt haben; aber sie weiß auch, daß das Gemüt im Drange, die Schönheit des innern heiligen Lebens auszudrücken, nicht zerbrochene Töpfe und dergleichen zu Denkbildern seines Strebens, sondern vielmehr den köstlichen Edelstein zum Sinnbilde seiner Lauterkeit, das feinste Gold zum Sinnbilde seiner Reinheit, und die unerschütterten Felsen zum Sinnbilde seiner innern Festigkeit macht.

Die heilige Kunst ist also, als Inbegriff der schönen Künste und als Freundin aller übrigen Künste, ein Organ der Einen ewigen Religion, sie zu offenbaren, sie in empfängliche Gemüter einzubilden, sie im Verein harmonischer Gemüter als Kirche darzustellen. So groß und herrlich aber dies Alles immer sein mag, so ist es doch nicht Alles. Denn die Eine ewige Religion hat nicht nur in den Gemütern, darin sie wirklich wohnt, ein Leben nach außen, wodurch die innere Religion geoffenbart, wodurch sie in empfänglichen Gemütern geweckt, wodurch die harmonischen Gemüter zu Einem Leibe verbunden werden, die Eine wahre Religion hat auch ein Leben hinein, ein Leben zurück, ein Leben tief einwärts. Denn die heilige Flamme, die z. B. von tausend Gemütern ausströmt, um sich zu offenbaren, um sich mit ihres Gleichen zu vereinigen, fällt, durch die Offenbarung und Vereinigung, mit tausendfach verstärkter Feuerkraft auf den alten Herd, aus dem sie ausgestiegen ist, auf dieselben Gemüter zurück, und zurückfallend erhält sie die Flamme da, wo sie noch lebt; stärkt sie, wo sie erschwacht; erhöhet sie, wo sie zu sinken beginnt. J. M. Sailer.

7. Johannes von Fiesole.

Johannes von Fiesole (geb. 1387, gest. 1454), der vor seinem Eintritt in den Dominicanerorden Guido hieß und nach seinem Geschlechts-

namen Tosini genannt wurde, kam von Fiesole, wo er eingekleidet ward, in das Marcuskloster zu Florenz. Ohne Lehrer und Führer in der Malerei wurde er durch sich selbst Meister in seiner Kunst, indem er in stiller, den Augen der Welt entzogener Thätigkeit jenes hohe Talent ausbildete, das Gott gnadenvoll in ihn gelegt hatte. Die klösterliche Einsamkeit, dem Gebet und dem ruhigen Wirken so günstig, liebte er aus Neigung, wie denn sein ganzes Leben nur eine Abwechslung, oder vielmehr eine innige Verbindung von Gebet und künstlerischer Darstellung war. Denn alle seine Arbeiten fing er mit Gebet an, wie er sie unter Gebet fortsetzte und mit Gebet endete. Gelang ihm etwas nicht nach Wunsch, so suchte er den Grund in sich, indem er glaubte, er habe nicht ernst und brünstig genug gebetet. Seine Seele schien ihm alsdann wie mit einem Flor umschleiert zu sein, und er betete fort, bis dieser wie durch höhere Hand hinweggezogen ward, und heiteres, göttliches Licht seinen Geist wieder schöpferisch erfüllte. All sein künstlerisches Schaffen war aber nur ein Dienst, den er dem Heiligen weihte, die Verklärung Christi durch die Kunst seines ganzen Lebens einzige und höchste Aufgabe. Malen nannte er daher mit dem Heilande umgehen. Deßwegen war ihm auch seine Kunst, die so nur Einen Zweck hatte, nicht ein Mittel zu Gewinn und zu Bereicherung: Alles, was er erhielt, gab er den Armen. Denn Johannes da Fiesole war ein überaus liebevoller, milder, und dabei höchst zarter, freundlicher Geist, voll Innigkeit, voll Tiefe, voll Einfalt, voll Demut und Lauterkeit. Seine große Bescheidenheit gab er an den Tag, als er, nach Rom berufen, um die päpstliche Capelle auszumalen, vom heiligen Vater, Nikolaus V., ausersehen wurde, Erzbischof von Florenz zu werden. Denn er schlug diese hohe Stelle demütig aus, indem er einen Andern dazu vorschlug, den er für würdiger hielt. Mit solchen Eigenschaften war er nicht nur der Stolz und die Liebe seines Klosters, sondern er wurde seines himmlischen Gemütes wegen auch noch der Englische, Angelicus, genannt.

Seine Gemälde waren der Ausdruck seines Charakters, daher auf Allen sein tiefes, inniges und frommes Gemüt, seine reine und heilige Seele. Diese Milde, diese Anmut, diese Einfalt, diese in Gott heilige Andacht, diesen zarten Lichtglanz demütiger Liebe, diese holde Unschuld der Engel, die seine Gestalten an sich tragen, sie hat, vielleicht Einen ausgenommen, Raphael, und diesen nicht unbedingt, kein Meister mehr nachahmen können, weil Keiner sein engelreines, himmlisches Gemüt in sich trug. Zu den Werken, in welchen er in solcher Art den Charakter seines geistigen Wesens ausdrückt, gehören die Darstellungen des Himmels, deren Figuren wie aus dem Paradiese, das uns Dante besungen, sind, so wie die Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Alle seine Gemälde aber gehören zu Einem und demselben Ganzen, sind nur die verschiedenen Blätter Eines und desselben Buches, dessen Gegenstand die Verherrlichung Christi in einer seligen Menschheit ist. Darum überall die Eine lichte Klarheit, die Eine Reinheit und Lauterkeit, dieselbe Stille und Sanftmuth, dieselbe Tiefe und Innigkeit, dieselbe Anmut und Lieblichkeit, dieselbe Andacht und Begeisterung, dieselbe hohe Ruhe, derselbe tiefe Frieden, den die Erde nicht gibt, sondern nur der Himmel, und den hienieden nur diejenigen in sich tragen, die jetzt schon Kinder Gottes sind. Seine Farben sind nicht Farben gewöhnlicher Art. Denn sein Weiß ist der glänzende Strahl des Lichtes, sein Blau das azurne Blau des Himmelsgewölbes, sein Rot bald das der Rose, bald das der Morgenröte, sein Gelb so freundlich und sein Grün so frisch, wie bei keinem Andern. Alles erinnert an eine andere Heimat, an ein besseres Leben in Licht und Herrlichkeit.

Dieser Johannes Angelicus da Fiesole ist es, der uns, noch

so recht in der Vorhalle der heiligen Geschichte, mit einer Darstellung der Verkündigung begegnet. Wer dieß Gemälde das erstemal sieht, gesteht gerne, es gehe ihm in demselben wie mit Einmal eine höhere Welt auf. Es befindet sich im Kloster St. Marco zu Florenz und ist in Fresco. Der Künstler hat in dasselbe seine volle schöne Seele hineingelegt; es ist darum auch durchaus eigentümlich: das Ganze aber von so unbeschreiblicher Anmut, Zartheit und Lieblichkeit, von so großer Tiefe, Wahrheit und Innigkeit, daß schon Michel Angelo von diesem Gemälde gesagt haben soll, in bloß menschlicher Kraft liege es nicht, ein so holdes und jungfräulich süßes Bild zu gestalten, es sei denn, der Meister habe das Urbild gesehen. Und G. Vasari setzt in seiner Künstlergeschichte hinzu, es scheine in Wahrheit nicht von einem Menschen, sondern im Paradiese gemalt zu sein. Auch die Gestalt des Engels ist von hoher Schönheit, besonders das Profil des Kopfes, von welchem das lockige Haar an den Wangen leicht nach dem Nacken hinabfließt.

Diesem kunstreichen Maler wurde folgende treffende Grabschrift gesetzt:

Nicht ertheilet mir Lob, weil ich war ein zweiter Apelles,
Nur weil ich allen Gewinn, Christus! den Deinen geweiht.
Andere Werke verlanget die Erd' und andre der Himmel;
Mich, Giovanni *) genannt, zeugte Etruriens **) Zierd.

Ein schönes Gedicht über unsern Fiesole von G. Görres ist folgendes, das sich, neben dem, daß es durchaus würdig gehalten ist, noch durch eine gewisse kräftige Gemütlichkeit auszeichnet.

In der Zelle heilgem Frieden,
Fern vom Lärm der Welt geschieden,
Malt ein Bruder fromm und mild
Betend ein Marienbild.

Seinem Auge, Licht erfüllet,
Scheint die Erde nachtumhüllet;
Bilder einer höhern Welt
Schaut sein Geist von Gott erhellt.

Was, umrauscht von Geisteswehen,
Andachtsvoll er so gesehen,
Malt er dann zu Gottes Preis
Mit der Demut stillem Fleiß.

Und der Seele Engelklarheit,
Seines Glaubens heil'ge Wahrheit
Leuchtend aus dem Bilde strahlt,
Das der Bruder betend malt.

Doch wer naht der reinen Schwelle?
Wer betritt die stille Zelle?
Nicolaus von Gott geweiht
Zum Vater aller Christenheit.

Und ergriffen von Entzücken,
Sieht er mit gerührten Blicken
Bald das wundervolle Bild,
Bald den Bruder fromm und mild.

Hör' mein Sohn! ich bin gekommen,
Weil ich viel von dir vernommen,
Wie dein Wandel makelfrei,
Deine Kunst so heilig sei.

Deinen Lohn sollst Du erblicken
Sollst Florenz als Bischof schmücken;
Denn der Kirche ziemet nicht
Zu verbergen solches Licht.

Flehend sank der Bruder nieder:
Sieh den kleinsten aller Brüder,
Deine allzugroße Huld
Würde nur zur ew'gen Schuld.

Nimm! o nimm von mir die Gabe;
Allzuschwach dem Bischofsstabe,
Wärs um meine Ruh' geschehn,
Müßt ich stets den Richter sehn.

Doch ich weiß der Brüder Einen;
Frömmer, heilger gibt es keinen,
O erwähl' zum Bischof ihn,
Wiss' sein Nam' ist Antonin.

Als, von Thränen unterbrochen,
So der Bruder fromm gesprochen,
Hat der Vater, tief gerührt,
Seines Sohnes Wunsch vollführt.

---

*) Johannes. **) Magello, Ort im Florentinischen.

Mit dem Hirtenstab gezieret
Hat Florenz gar weis' regieret
Antoninens milder Geist,
Den die Kirche heilig preist.

Und der Bruder fromm und milde,
Malte fort an seinem Bilde.
Wie, von heil'ger Lieb entzückt,
Er es tief im Geist erblickt.

Und in klarem Engelscheine
Glänzt Fiesole der Reine,
Der so hell im Lichte steht,
Weil die Kunst ihm ein Gebet.

A. Staudenmaier.

8. Der christliche Kirchenbau in seiner Geschichte und sinnbildlichen Bedeutung.

Die erste christliche Gemeinde bestand schon vor dem Hingange des Gottmenschen zum Vater und wurde von seinen Aposteln und Jüngern gebildet, deren bekanntlich mehr als fünfhundert waren. Nach dem Pfingstfeste und der Predigt des Petrus wuchs diese Zahl um dreitausend, und nunmehr bildeten sich an verschiedenen Orten kleine Gemeinden. Wenn diese auch Versammlungsorte zur gemeinsamen Gottesverehrung hatten, so war doch schon deshalb von christlichen Kirchen im heutigen Wortsinne keine Rede, da die Christen genötigt waren, ihren Gottesdienst und ihr Bekenntniß noch geheim zu halten. Die Wohnhäuser frommer, besonders hervorragender Christen und Christenfreunde waren auch die ersten Tempel oder Versammlungsorte zur Feier des heiligen Liebesmahls. Wenn auch, so viel uns bekannt, die heiligen Apostel kein Eigentum in Jerusalem besaßen, so kamen sie doch, wie wir wissen, gleich nach Christi Auferstehung zusammen, und ihr Meister erschien ihnen im Speisesaal. Auch die von Emaus zurückeilenden Jünger wußten sofort ihre Freunde und Glaubensgenossen in Jerusalem zu finden. Im Innern des Hauses und bei verschlossenen Thüren erschien der Heiland, um den Thomas zu überzeugen.

Die Kirchengeschichte weist mehrmals und ganz unzweifelhaft darauf hin, daß die ersten Christen in verschiedenen Gemeinden ihre Versammlungshäuser hatten und sich insbesondere im Oberstocke derselben zusammenzufinden pflegten (Apostelg. 2, 2. — 4, 23. — 12, 12. — Brief a. d. Collosser 4, 15. — Philem. 2. — Apostelg. 20, 8. 9. — Brief a. d. Römer 16, 5.). Viele solcher Versammlungsorte nahmen späterhin auch die Leiber der heiligen Blutzeugen oder Martyrer in Verwahrung und wurden dadurch eigentlich erst zu Kirchen. Schon im zweiten Jahrhunderte gab es gar manche Versammlungshäuser, welche zugleich Kirchen waren, d. h. einen Opfertisch hatten, der im Innern Ueberreste von Blutzeugen barg. Daß diese Versammlungsorte im obersten Stocke lagen, sicherte sie vor Störung und gewährte frische Luft. Gerade im obern Stocke konnte auch der Raum schon aus baulichen Gründen am größten sein und Seitengemächer haben, welche die Trennung der Geschlechter, der Büßer und Katechumenen erleichterte.

Nach vielen und schweren Verfolgungen durfte endlich unter Kaiser Konstantin die christliche Kirche ihr Haupt frei erheben und ungehindert ihre Tempel bauen. Diese scheinen Dominica oder in griechischer Sprache Kyriaka, d. h. Häuser des Herrn, genannt worden zu sein, woher unsere Benennungen Dom und Kirche entstanden sind. Der Kaiser und dessen Mutter Helena förderten den christlichen Kirchenbau mit besonderer Liebe. Die Gesetze des christlichen Kirchenbaues sind aber keineswegs von Konstantin und dessen Baumeistern gemacht worden, sondern haben sich aus den Bedürfnissen des

christlichen Gottesdienstes und diesem entsprechend herausgebildet. Schon in der Offenbarung Johannis Kapitel 11, Vers 1 und 2 wird darauf hingewiesen, daß der Tempel einen Altar als Opferstätte, einen Raum für die Gemeinde und eine Vorhalle habe, und diese Räumlichkeiten, auf welche wir später nochmals zurückkommen müssen, entsprechen auch genau dem Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes. Wie sich diese drei Räume in den vor- und nachkonstantinischen Kirchen finden, so kann man sie auch schon in den Katakomben unterscheiden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie vom Hausgottesdienste herstammen. Wenn aber nicht mehr die Kirche unter Verfolgungen zu leiden hatte, wenn die Gläubigen frei und offen ihre Andacht verrichten durften, so war es natürlich, daß die durch jene Räume gebotene Grundform aller Kirchen sich auch freier entwickeln und großartige Verhältnisse schaffen konnte. Es leuchtet ein, daß das längliche Viereck (der Speisesaal) die Grundform christlicher Tempel sein mußte, und man pflegte jene Kirchen, welche diese Grundform des Viereckes entschieden aufweisen oder beibehalten haben, Basiliken zu nennen. Dieser Name ist der griechischen Sprache entlehnt und war besonders im Abendlande (Rom, Afrika) gebräuchlich.

Da das griechische Wort basileus so viel als König heißt, so lag es nahe, die Gotteshäuser, als die Häuser des Herrn aller Herren, des Königs aller Könige, Basiliken, d. h. königliche Häuser, Häuser des Königs zu nennen, und es drückt dieses Wort daher dasselbe aus, was das früher erwähnte Wort Kyriaka (Kirche) bezeichnet. Manche wollen dieser Benennung einen andern Ursprung unterschieben, indem sie der Ansicht sind, daß die ersten christlichen Kirchen aus königlichen Gerichtshäusern, welche den Namen Basiliken führten und den Christen überlassen worden, entstanden seien. Diese Ansicht hat jedoch sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Griechenland, auf welches man doch zuerst zurückgehen mußte, hatte nach neuern gründlichen Forschungen gar nicht solche Gebäude, wie die waren, welche bei den Römern Basiliken genannt wurden, und die zur Blütezeit Athens erbaute Stoa basileios, d. i. Königshalle, war allerdings ein Gebäude, in welchem der sogenannte König Gericht hielt, hatte aber keine Verwandtschaft mit den römischen Basiliken, welche lange vor Christi Geburt (schon um 570 nach Roms Erbauung) üblich waren. Diese römischen Basiliken waren Prachthallen, weshalb auch ihr Name, und dienten hauptsächlich zu Kaufhallen oder waren Hallen zum Lustwandeln, hatten aber mit Richtern und Gerichten nichts zu schaffen, waren keine Gerichtshäuser. Ihre wesentlichen Eigenschaften bestanden in prachtvollen Säulengängen mit einem Mittelraume, und machten sie keineswegs besonders geschickt, in christliche Kirchen umgewandelt zu werden. Die christliche Basilika ist aus dem Christentume selbst geboren, und aus den Bedürfnissen des christlichen Gottesdienstes entstanden.

Die ursprüngliche Gestalt christlicher Kirchen ist das längliche Viereck, entsprechend den älteren Speisesälen, oder der Gestalt der Arche Noe's. Der heilige Augustinus spricht hierüber merkwürdige Worte. „Die Arche Noe's", sagt er, „welche die Gestalt der Kirche trug, war erbaut aus viereckigem Holzwerke. Und was soll das viereckig heißen? Merke wol auf den Vergleich! Dem viereckigen Steine soll auch der Christ gleichen. Nie fällt er, auch wenn er angestoßen wird, und wirft man ihn um, so fällt er auch dann nicht. Wie man auch immer einen viereckigen Stein wenden mag, er steht immer aufrecht, und so finde auch den Christen jedes Ungemach aufrecht stehend!" Auch der Tempel Salomo's war ein längliches Viereck, gleich der Stiftshütte, und der neue Bund ging in seinen Bauwerken ebenfalls gerne auf diesen zurück, um so mehr, da das Viereck nach den älteren Vorstellungs-

weisen zugleich der Erdgestalt entsprach und diese durch das große viereckige Tuch wieder versinnbildet wurde, welches Petrus im Gesichte sah. Der Norden dieses Vierecks war die Wohnung der Finsterniß, der höher gelegene Osten die Quelle des Lichtes. Noch bis in's Mittelalter hinein behauptete sich die Vorstellung von der viereckigen Gestalt der Erde.

Wenn man bisweilen schon im vierten Jahrhundert die Kreuzform beim Kirchenbau übte, so widerspricht dies keineswegs dem eben Gesagten, denn das Kreuz ist ja nichts weiter als zwei Vierecke (längliche), von denen das eine das andere durchschneidet, das Kreuz sind zwei Vierecke, welche das alte und neue Testament versinnbilden. Wenn Kaiser Konstantin gern im Achtecke baute, so ist darin ebenfalls das griechische Kreuz enthalten, d. h. ein solches, in welchem beide Balken einander gleich sind. Verbindet man die Ecken eines solchen Kreuzes mit einander, so entsteht das Octogon oder Achteck.

Daß die Kreuzform in den christlichen Kirchen übrigens Grundform, und mindestens durch die innere Einrichtung angedeutet wurde, hängt notwendig mit der hohen Verehrung zusammen, welche der Christ vor dem Kreuze, als dem wahren Lebensbaume, empfand. Bei den Römern und Juden war das Kreuz ein Zeichen der schimpflichsten Strafe, mit Schmach und Fluch behaftet, und es darf nicht wundern, daß gerade die Verehrung des Kreuzes die Christen den Römern wie den Juden verächtlich machte und deren Spott erweckte. Nichtsdestoweniger rühmte sich der Christ in nichts als im Kreuze und fand in diesem seinen Mut und seinen Trost, in und mit dem Kreuze lebte, litt und starb auch der Christ. Schon Tertullian (zweites Jahrhundert) sagt: „Bei jedem Schritt und bei jeder Bewegung, jedem Ein- und Ausgange, beim Kleider- und Schuhanziehen, bei Bad, Tisch, Licht, Bett, Sitz und jedem beliebigen Geschäfte bezeichnet der Christ die Stirne mit dem Kreuzeszeichen." Der heilige Augustinus sagt uns öfters, daß christliche Geschäfte nur mit einem Kreuzzeichen beginnen sollen, und wie voreinst Moses vorbildlich gegen Amalek mit ausgestreckten Armen, also in Kreuzesform betete, so beteten früher auch Priester und Laien. Kaiser Konstantin siegte im Kreuzeszeichen, und bald wurde es die Fahne und das Feldzeichen der irdischen Könige, wie es das Siegeszeichen des himmlischen Königs gewesen. Wie der Priester noch heute das Kreuz auf dem Opferkleide trägt, so war es in ältesten Zeiten auch ein Hauptschmuck der Häuser, vom niedrigsten bis zum höchsten. Wol dürfte es uns daher befremden, wenn das Kreuz nicht auch beim Bau und in der Einrichtung christlicher Kirchen Grundlage und Richtschnur geworden wäre. Das Kreuz, als doppeltes Viereck, sinnbildete, wie schon gesagt, die Welt und den alten und neuen Bund. Darum singt auch Sedulius, ein christlicher Dichter des fünften Jahrhunderts, welcher die Geschichten des alten und neuen Testaments in Versen beschrieb, in seinem Osterliede vom Kreuze:

> Der viereckigen Welt vier Gegenden sind in dem Kreuz da,
> Glanzvoll leuchtet der Ost vom Scheitel des Schöpfers des Weltalls,
> Aber den heiligen Fuß rührt sinkenden Abendgestirns Flut,
> Nordwärts streckt sich die Rechte, den Süd in der Mitte die Linke.
> So lebt ganz die Natur von des schaffenden Herrn Gliedmaßen,
> Und allwärts lenkt Christus die Welt, die im Kreuze umfaßt ist.

Das Haupt des Kreuzes liegt also im Osten, und dies leitet uns zunächst auf die Richtung (Ostung) der ganzen Kirche. Das Gebet des Christen soll nach Osten, also auch nach der Gegend seines Tempels gerichtet sein, wo

schon in den ältesten Zeiten das Bild des Heilandes prangte. Von Westen nach Osten, von der Nacht zum Lichte soll er sich wenden, wie die ganze Kirche von der Nacht zum Lichte zeigt und führt, und deshalb ihren Eingang im Westen hat. Apostolische Satzungen gebieten diese Richtung ausdrücklich, und schon Tertullian sagt auf's Deutlichste: Das Haus unserer Taube (d. i. der Kirche) sei einfach, hochgelegen und gegen das Licht; denn es liebt die Gestalt des heiligen Geistes (die Taube) den Osten, in dem Christus versinnbildet wird. Der heilige Athanasius spricht, schon die Apostel hätten sich beim Gebete nach Osten als nach der Gegend des Paradieses gewendet, wohin wir Vertriebenen zurückkehren sollten, als zur eigentlichen Heimat. Im 14. und 15. Jahrhundert richtete man die Kirchen auch nicht selten nach Nordost, also nach der Gegend, wo das hohe Sommerlicht aufgeht. Unser Heiland soll auf Golgatha gegen Osten gehangen und nach Westen hingeschaut haben, und die erwähnte nordöstliche Richtung erklären Manche sinnig damit, daß der sterbende Erlöser das Haupt nach rechts, also nordwärts, geneigt habe.

Daß die Kirchen hoch liegen, als Warten über das Land schauen, will schon Tertullian. Sie erinnerten durch diese Stellung nicht bloß an die früher erwähnten Versammlungen der ältesten Christen im Oberstocke des Hauses, sondern auch an das Sursum corda, was uns jedes heilige Meßopfer zuruft. Wenn nach dem bekannten Ausspruche des Heilandes seine Kirche auf den Felsen gebaut ist, konnten dann seine Kirchen eine passendere Stellung haben? Die Kirche Christi ist nach dem Evangelium die Stadt Gottes, die auf dem Berge liegt (Matth. 5, 14), und die einzelnen Kirchen sollen diesem entsprechen. Wie sie durch ihre hervorragende Stellung an das irdische Sion erinnern, so rufen sie uns auch die heilige Stadt auf dem Berge in's Gedächtniß, welche das wahrhafte Jerusalem vorstellt und Offenbarung Kap. 21, Vers 10 erwähnt wird.

Der Mittelpunkt des ganzen christlichen Cultus ist das Opfer, und daher muß auch jedes kirchliche Gebäude zuerst eine Opferstätte (Altar) haben, ohne welche es keine Kirche sein würde. Dieses Opfers und der Segnungen desselben soll aber auch die Gemeinde theilhaftig werden, sie soll außer dem Opfer noch kirchliche Belehrungen empfangen, weshalb die Kirche ferner eines Raumes für die Gemeinde bedarf. Die alte Kirche übte aber auch noch das Strafrecht und legte Bußübungen auf, sie übte Werke der Mildthätigkeit an Armen, und auch für diese Zwecke bedurfte sie eines Raumes, welchen man Vorhof nannte. So hat jede Kirche drei Theile, die Opferstätte (Thysiasterion), das Schiff für die Gemeinde (Naos) und den Vorhof (Aula).

Die Opferstätte pflegt heutzutage den Namen Chor (das) zu führen und wurde schon im vierten Jahrhundert so genannt. Man übertrug diesen Namen aus dem Griechischen, wo er Opferreigen bedeutet. Wie Chor (der) auch einen Verein von Sängern bezeichnet, so war und ist mit dem Gottesdienste der Gesang stets in innigster Verbindung, und es erklärt sich hierdurch auch die Bezeichnung der Opferstätte als Chor, insbesondere, da die Sänger sich hier aufzustellen pflegten. In den ältesten Zeiten war das Chor der Kirchen meistens klein, bildete einen Halbkreis und war etwas erhöhet, weshalb man es auch damals, wie noch jetzt, das hohe Chor nannte. Je mehr die Zahl der Geistlichen, besonders der Mönche, wuchs, desto mehr stellte sich, namentlich bei den Klosterkirchen, das Bedürfniß heraus, das Chor zu erweitern und mehr nach Westen hin auszudehnen. Schon die manigfachen Andachten der Klostergeistlichen zu so verschiedenen Tageszeiten, und das ganze klösterliche Leben machten eine Abschließung von den Laien auch in der Kirche notwendig. Auch in den Pfarrkirchen wurde zu demselben Zwecke das Chor

erweitert, denn die Weltgeistlichkeit ahmte vielfach das klösterliche Leben in sogenannten Stiftern nach, wo die Canonici gemeinsam, gleich Mönchen, lebten. Oft bewahrten sich diese Geistlichen auch den Abschluß vom Volke und die ungestörte Ruhe der Andacht dadurch, daß sie zwei Chöre in den Kirchen anbrachten, eines nach Osten für den Klerus, eines nach Westen für die Gemeinde. Auf eine sehr interessante Weise half man sich auch durch die sogenannten Doppelkirchen, welche nichts anderes sind, als zwei durch's Gewölbe getrennte, übereinander stehende Kirchen, von welchen die obere den Altar hat. Unweit desselben ist in die Scheidewand des Gewölbes eine Oeffnung, durch welche es den im untern Kirchenraume befindlichen Personen möglich wird, den im obern Raume gehaltenen Meßopfern und Andachten zu folgen. Im oberen Raume waren dann die Religiosen, insbesondere auch die Nonnen, im unteren die Weltlichen. Ein merkwürdiges Beispiel einer solchen Doppelkirche bietet Schwarzrheindorf bei Bonn. Hier war der obere Raum nur für die geistlichen Jungfrauen. Die Trennung der Geistlichkeit von den Laien, namentlich während des heiligen Opfers, ist übrigens uralt, weshalb denn auch der heilige Ambrosius, Bischof zu Mailand, selbst dem großen Theodosius die gebührende Stelle vor den Chorschranken anweisen konnte. Es war eine Strafe für unwürdige Priester, aus dem Chore zu den Laien verwiesen zu werden, wie dies der Bischof Trophimus beweist, welcher wegen bei der Christenverfolgung bewiesener Schwäche ungeachtet seiner späteren Reue und Buße unter die Laien gestellt wurde.

Wie das Chor des Altars wegen da ist, so ist der Altar als Opferstätte auch der Mittelpunkt des Chores. Der Altar ist, wie Paulus sagt, der Tisch des Herrn, wo das Liebesmahl und Opfer wiederholt wird, und hat gleich der Tafel, an welcher der Heiland saß, und gleich der ganzen Kirche, die Gestalt eines länglichen Viereckes. Anfänglich von Holz, wurde der Altar nach dem Siege des Christentums von Stein gebaut und mehr und mehr ausgeschmückt. Im Innern des Altarschiffes befand sich eine Höhlung, in der die Gebeine (Reliquien) irgend eines Martyrers aufbewahrt wurden, ein Gebrauch, der uralt ist und ohne welchen der Altar nicht Opferstätte sein könnte. Wie Johannes schon in der Offenbarung (Kap. 6, V. 9) die, welche um des Wortes Gottes willen getödtet worden, unter dem Altare erblickt, so weist auch der heilige Cyprian in seiner Schrift vom Lobe des Martyrertums darauf hin, daß die Leiber der Blutzeugen unter heiligen Altären geborgen würden. Mit glühender Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung sammelte man die Ueberbleibsel der standhaften, bis zum Tode treuen Martyrer, hielt sich beglückt und geheiliget durch deren Besitz und schätzte ihn über alle irdischen Güter. Kaiser und Könige wußten sich nichts Kostbareres zu schenken, als solche Reliquien. Wie hätten sie im Altare fehlen dürfen! Die ersten Christen fühlten hierin menschlich, und es war dem leeren Aufkläricht der letzten Jahrhunderte aufbehalten, über die Verehrung der christlich-sittlichen Helden des starkmütigsten Willens zu spotten und sich dafür an den Ueberbleibseln, Papierschnitzeln und Kleiderresten ihrer großen Dichter, Eroberer, politischen und religiösen Reformatoren zu erlaben. Während jeder nicht ganz verwilderte Sohn das Bild seines Vaters ehrt, eifert man im seltsamsten Widerspruche gegen die Verehrung der Martyrer und Heiligen! „Unter ewigen Altären ruht heiliges Gebein", singt ein alter Kirchendichter, und so ist's jetzt noch und wird es durch alle Jahrhunderte sein.

Es kann, ehe wir in Betreff der Altareinrichtung weiter gehen, schon jetzt erwähnt werden, daß früher und das ganze erste christliche Jahrtausend hindurch der feiernde Priester während der heil. Handlung auch im Osten des

Altares, also nach jetzigem Sprachgebrauche hinter demselben stand, und das Antlitz nach Westen, also nach dem Volke gewendet war. Erst als man die Altäre mehr ausschmückte und mit der jetzt allgemeinen Hinterwand versah, mußte auch der Priester seine Stellung ändern.

Die ältesten Kirchenaltäre hatten eine Art Baldachin oder Himmel über sich, welcher auf vier oder sechs Säulen ruhte und das Ciborium (von cibus, die Speise) hieß. Der Altar war dadurch gleichsam eingeschlossen, worauf die Worte hindeuten, mit denen die heil. Messe beginnt: „introibo ad altare Dei, d. i. ich will eingehen zum Altare des Herrn!“ — Ueber diesem Ciborium prangte ein Kreuz, zu welchem sich der betende Christ hinwandte, sich erinnernd an jene eherne Schlange in der Wüste, deren Anblick dem Tode vorbeugte. Daß an diesem Kreuze auch das Bild Christi prangte, geht schon aus den Worten des Lactantius, eines Zeitgenossen Konstantins, hervor, wenn er sagt: Wer immer du eintrittst mitten in die Kirche, sieh nach mir, der schuldlos für deine Sünden litt!

Wie einst die Jünger Jesu und die ersten Christen beim Dunkel der Nacht zusammen kamen und ihren Versammlungsort mit Lichtern erhellen mußten, so hat auch die Kirche diesen Gebrauch beibehalten und das Ciborium um so mehr mit Lichtern geschmückt, da Christus sich selbst das Licht der Welt nennt, und wir durch Ihn nicht mehr in der Finsterniß, sondern im Lichte wandeln. Aber auch mit Blumen wurde die Decke des Ciboriums geschmückt, wie denn schon der heil. Augustinus erzählt, daß eine blinde Frau zum Grabe d. i. Altare des heil. Stephanus nur Blumen brachte. Im Innern, unter der Decke des Ciboriums, gerade unter dem Kreuze, hing nun an Kettchen das heil. Gefäß, in welchem die heil. Wegzehr für Kranke und Sterbende, also der hochheilige Leib unseres Herrn Jesu Christi, aufbewahrt wurde. Das Gefäß selbst hatte gewöhnlich die Gestalt einer Taube, weshalb Tertullian in der früher angeführten Stelle die Kirche auch das Haus unserer Taube nennt, und wird im Griechischen Peristerion genannt, von peristera, d. i. die Taube. — Noch im achten Jahrhundert bestand diese oben beschriebene Einrichtung.

Die erwähnten Säulen des Ciboriums waren außerdem mit Vorhängen versehen, welche zugezogen werden konnten, so daß dadurch der Altar dem Blicke der Menge verhüllt wurde, wie einst im salomonischen Tempel das dunkle Allerheiligste geschieden war. Aber diese Verhüllung hing auch notwendig mit den frühesten Verhältnissen der Christen zusammen. Schon wegen der Lehrlinge oder Katechumenen waren die Vorhänge nötig, da sie bekanntlich als noch Ungetaufte nicht zur Darbringung und zum heiligen Mahle zugelassen wurden und nur am belehrenden ersten Theile der Messe (Katechumenen-Messe) Theil nehmen durften. Während der Dauer dieser Katechumenen-Messe blieben die heiligen Gefäße verhüllt und den Ungeweihten entzogen. Auch während der heiligen Wandlung zog man die Vorhänge vor und erst bei der Elevation der heiligen Hostie und des Kelches wurden sie hinweggezogen. Da die Christen während der ersten sechs bis acht Jahrhunderte in den einzelnen Gegenden immer noch nicht sicher vor heidnischen Ueberfällen und der böswilligen Neugier Uneingeweihter waren, so erklärt sich auch hieraus die Notwendigkeit der Verhüllung des Opfertisches und der heiligen Gefäße. Wurde doch Papst Stephanus zu Kaiser Valerians Zeiten während des heiligen Opfers bei einem Ueberfalle enthauptet!

Nach Kreuser von L. Kellner.

9. Die Macht des Dichters.

In alten Zeiten hat es sich einmal zugetragen, daß ein Dichter oder vielmehr Tonkünstler, wiewol die Musik und Poesie wol ziemlich eins sein mögen und vielleicht ebenso zusammengehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler über's Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn in's Meer zu werfen und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn in's Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine noch das andere konnte sie bewegen, denn sie fürchteten, daß er ihre bösliche That einmal verraten könnte. Da er sie nun so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig in's Meer springen. Sie wußten recht wol, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Die Schiffer standen feindselig allein mit fest verstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heiterer Stirn in den dunklen Abgrund hinab, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so wert gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden und hatte sich in einem mörderischen Kampfe geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig blieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand geraten, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Not das Leben davon und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern an's Land, und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthieres, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselbe in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Novalis.

10. Die irdische Schönheit nicht wesenhaft.

Es hat gleichmäßig in der bewußtlosen Natur wie in der Menschenwelt das Schönste jedesmal das kürzeste Leben, wie wenn es auf Erden nicht den rechten Platz hätte. Die Blume, der Schmetterling, die goldgeränderte Silberwolke, der Sonnenaufgang, der Frühling zeigen sich, um schnell wieder zu vergehen. Und bei den Menschen scheint die Schönheit gerade solches Alter, Geschlecht und solche Constitution sich auszusuchen, wo schneller Wechsel ihr die Wohnung alsbald aufkündigt. Die größte Schönheit findet sich im Süden, wo aber so außerordentlich eilig der Mensch ausgeblüht hat; Göthe behauptet, der Mensch befindet sich nur einen Augenblick lang im Gipfel seiner höchsten Schönheit, und ein englischer Arzt will bemerkt haben, daß in der Zeit, wo die Auszehrung in einem Menschen anfängt zu graben, oft die zarteste Anmut an ihm erscheint. Ja, selbst in der Zeit, wo die Menschengestalt schon am Rand der gräulichsten Verwüstung liegt, in der so furchtbar flüchtigen Zeit zwischen Tod und Verwesung, blickt oft wieder eine ungewöhnliche edle Schönheit zum Abschied über das Antlitz des Gestorbenen hin. Warum ist es so eingerichtet, und warum will die Schönheit nirgends eine bleibende Stätte auf Erden finden?

Ich sah einmal ein Gemälde, welches eine Frau vorstellt, jung und schön, aber mit einem Zuge von Schwermut; sie hält einen Spiegel vor sich, in welchem Kleinodien strahlen. Die Erde ist ein solcher Spiegel. Das Schöne, was an Natur und Menschen erscheint, ist nicht wesenhaft darin vorhanden, sondern nur der Reflex von Idealen, die in einer andern Welt wirklich sind. Wie nun der Diamant, der aus dem Spiegel widerstrahlt, nicht erfaßt wird, wenn man in den Spiegel greift, sondern die Hand in solchem Zugreifen nach dem abgespiegelten Bilde von dem wirklichen Edelstein sich entfernt: so ist es auch ein vergebliches Bemühen, sich in Besitz und Genuß des Schönen bleibend setzen zu wollen, indem man nach den irdischen Dingen hascht, an welchen das Schöne vorüberspiegelt. Das Schöne auf Erden erscheint so reizend und vergänglich zugleich, um eine Sehnsucht nach einer Welt und einem Zustande zu wecken, wo die Schönheit wesenhaft und ewig ist; und wer diese finden will, darf sie nicht im Schimmer des Erdenspiegels suchen, sondern in entgegengesetzter Richtung, in dem Versagen und der Selbstverläugnung eines wahren Christenlebens. — Das Thier frißt die schönste Blüte ab, und nur wer Menschenaugen hat, sieht sie an und sieht Gottes Finger darin.

A. Stolz.

11. Das Weihnachtsfest in seiner Einwirkung auf die Kunst.*)

Wenige Tage nur sind es, daß jenes Fest vorüber, auf welches schon Monden vorher das Alter wie die Jugend sehnsüchtig und mit gleichem Rechte gehofft hatte, und wol mit gleichem Rechte, weil nicht bloß im Empfangen Seligkeit liegt, sondern auch im Geben, ja im letzteren noch mehr. Es war ein lieblicher Stern in der trüben Winterszeit, der in gleicher Weise, wie man auf sein Erscheinen gehofft hatte, auch noch lange in der Erinnerung leben und erst dann ganz erbleichen wird, wenn wieder die Vorbereitungen auf das folgende Fest unser häusliches Leben und Wirken durchwehen. Wie

*) Vortrag zum Besten einer Armenschule.

man sich seiner Jugendjahre erinnert, so auch der Weihnachtszeit. Auch in uns lebt sie noch mit ihrem Kinderjubel und ihren stilleren Elternfreuden, und das Andenken daran wird um so reiner und dauernder sein, je mehr wir sie auffassen als das, was sie ist, als ein Fest der höchsten Gottes- und Menschenliebe. Wie manche stille Wolthat, wie manche Nachtwache, wie manche unermüdet fleißige Nadel in diesen kurzen, trüben Tagen! Und dabei so gar keine Gewinnsucht, keine zeitliche Rücksicht auf Ehre und Lohn, denn es geschah ja das Alles um der Kinder und Armen willen. Und wie wären diese Opfer und Mühen möglich ohne jenes innere Licht des Glaubens und der Liebe, welches am hellsten in weiblichen Herzen flammt und diesen jene rührende Ausdauer gibt, die über den Gedanken an die Freude Anderer sich selbst vergißt. Lebe nur immer in den schönen Gefühlen solcher Erinnerungen, freue dich immer, weibliches Herz, über dein stilles Wirken; diese Freude theilen Engel mit dir!

Darf es uns wundern, wenn dieses Fest unendlicher Liebe, wie es zu den schönsten Handlungen der Wolthätigkeit ermunterte, gleicherweise auch jede andere höhere Richtung unseres geistigen Lebens befruchtete und sich demnach auch mit der Kunst verband, diese auf's Innigste durchdrang und zu Schöpfungen aufrief, welche eine so allgemein verständliche und zu Herzen gehende Sprache reden, daß ihnen Theilnahme und Mitgefühl überall gesichert sind. Ist doch die wahre Kunst, wie und in was sie auch bilde, Darstellung des Unendlichen im Endlichen. Das Schöne, Wahre und Gute, das sie uns bietet, ist ja selbst nur eine Offenbarung des Göttlichen oder, was dasselbe ist, eine Erscheinung des Ewigen im Irdischen. Hervorgegangen aus dem Triebe und Bedürfnisse des Geistes, Ideale in einer sinnlichen Gestalt festzuhalten und symbolisch darzustellen, hatte die Kunst vom Anfange an nicht die Aufgabe, bloß die Wirklichkeit in dem ihr entsprechenden materiellen Bilde darzustellen, sondern demjenigen einen sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck zu geben, was sich den Sinnen nicht unmittelbar erschließt und nur vom Menschengeiste unmittelbar geschaut werden konnte. Trat eine Thatsache im Leben auf, wirkte irgend eine höhere Wahrheit befruchtend auf die Strömungen des Lebens, so mochte der Geist diese nicht der Vergänglichkeit oder Vergessenheit preisgeben, sondern in irgend einer wahrnehmbaren Gestalt festhalten und sich und Andere damit dauernd erbauen und erfreuen. Die Kunst nahm also von Anfang ab ihren Ausgang aus dem geistigen Leben und aus dem Ringen des Geistes nach einem höheren und Edleren, als die Wirklichkeit bietet; ihre Entwicklung und Vervollkommnung ging daher gleichen Schritt mit der höheren Lebensrichtung. Weil aber diese sich wieder genau an die Erkenntniß des Göttlichen anschloß, so erhellt gar bald, daß die Kunst auch von jeher im innigsten Zusammenhange mit der Religion stand. Wie die Kunst vorzugsweise das höhere Sein, das Geistige und dessen Beziehungen bildlich darstellen wollte, so wurde und war sie auch eine neue Schöpfung in der Welt. Wie Gott nach seinen eigenen Ideen die Dinge aus dem Nichts hervorrief, so hat er dem Menschen die hohe Fähigkeit gegeben, den vorhandenen materiellen Stoff nach seiner eigenen Idee zu gestalten. Auf den göttlichen Ursprung weisen die meisten Völker der verschiedensten Zeiten hin, weil eben die Schöpferkraft und die Begeisterung des wahren Künstlers nicht auf gewöhnliche Weise erklärt zu werden vermag und ein Geheimniß der menschlichen Natur bleibt, das nur durch Den gelöst werden kann, von Dem die Natur ist. Diesen Glauben der Völker vom göttlichen Ursprunge der Kunst hat auch Gott selbst gerechtfertigt, indem die Schrift sagt, daß Er den Künstler erfülle mit dem Geiste der Kunst.

Wenn sie aber der Ausdruck des geistigen Lebens eines Volkes ist, so mußte die christliche Kunst notwendig eine andere werden, als die vorchristliche war. Während letztere vorwiegend nur der Idee des Schönen diente und diese in der menschlichen Gestalt und deren Vergötterung verwirklichte, so hat die christliche Kunst dem Schönen tieferen sittlichen Gehalt gegeben und ihre Aufgabe nicht im Sinnenreize, sondern wesentlich darin erkannt, das Endliche und Menschliche mit dem Göttlichen zu durchdringen, zu beleben und zu verklären, und es in seinen höchsten Beziehungen darzustellen.

Wenn es uns nach dieser Auffassung der Kunst nicht wundern darf, daß sie auch aus dem Weihnachtsfeste und dessen hoher Bedeutung Stoffe zu den schönsten Schöpfungen nahm, so möchte es schon eher befremden, daß die christliche, der Weihnachtszeit dienende Kunst sich auch der starren, leblosen Natur zuwandte und in ihren poetischen Gaben an diese anknüpfte. Was Leonore vom Tasso sagt:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte —

das gilt auch hier vom Dichter. Wie der Geist mit dem Leibe und durch diesen mit der gesammten Natur zusammenhängt, so soll auch in dieses Wechselverhältniß der göttliche Segen, die Kraft der Entsündigung hineinreichen und Harmonie des Geistes- und Naturlebens erzeugt werden. Wie es nun das Weihnachtsfest ist, welches an die Fülle der Zeiten, an die höchste Gottesliebe und Versöhnung erinnert, so überträgt sich das frohe Gefühl der Erlösung auch auf die erstarrte winterliche Natur, daß auch sie uns heller, schöner, reiner, ja entsündiget erscheint. Sie lebt mit uns, sie empfindet und theilt unsere Freude, das Licht hat wieder gesiegt und Himmel und Erde scheinen trotz der eisigen Fesseln des Winters uns in stiller Erhabenheit ein freudiges: „Christ ist erstanden!“ zuzurufen.

Es ist, als hätte der Himmel
Die Erde versöhnend geküßt,
Daß unter des Leichentuchs Schimmer
Von ihm sie träumen müßt'.

Am schönsten drückt wol diese Anschauung der Natur und diese verklärenden Empfindungen folgendes kleine Gedicht Eichendorffs aus:

Weihnachten.

Markt und Straßen steh'n verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein steh'n und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wand're aus den Mauern
Bis hinaus in's freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schneees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen: —
O du gnadenreiche Zeit! —

Und wenn wir mit dem Dichter das frohe Gefühl der Erlösung auch auf die Natur übertragen, und wenn das in Bethlehems Nacht aufgegangene Licht auch sie beleuchtet und verklärt, so liegt es wieder nahe, daß wir ihre

spärlichen winterlichen Gaben mit poetischem Sinne benutzen, um das schönste der Feste dadurch zu verherrlichen und in seiner hohen Bedeutung auch dem kindlichen Sinne näher zu bringen. Was ist auch der flimmernde Weihnachtsbaum anders, als ein poetisches Sinnbild und Gleichniß der tiefen Bedeutung des Festes. Es ist der Baum des Paradieses, aber nicht mehr der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, sondern der Baum des Lebens, unwandelbar und immergrün, wie unsere Hoffnung. Wir schmücken ihn mit Lichtern, weil ja Christus das Licht der Welt ist, und wir behängen ihn mit Gaben, unter denen der bedeutungsvolle Apfel nicht fehlen darf, um an die Woltthaten und Verheißungen zu erinnern, welche denen zu Theil werden, die sich dieses Licht zum steten Führer wählen. Wir wenden uns mit diesem Baume zunächst an die Jugend und lassen seinen hellen Schimmer in die Kinderstube dringen, weil da noch gläubige, zweifellose Herzen schlagen, in denen jeder edle Lebenskeim um so tiefer wurzelt, je mehr er mit Freude und Wolthun befruchtet wird.

Wenn aber das Weihnachtsfest schon auf eine höhere poetische Auffassung der Natur und ihrer Gaben hinwirkt, wie viel mehr muß es auf die freieren Kunstschöpfungen eingewirkt und Maler und Dichter befruchtet haben. Ich kann aus der Fülle des dargebotenen Schönen nur Einzelnes hervorheben, aus dem reichen Kranze nur einige wenige Blumen pflücken, aber ich werde versuchen, diese wenigstens nicht ihres Duftes zu berauben.

Zunächst ist es die Geburt des Heilandes selbst, welche als Motiv des Festes durch Maler und Dichter gefeiert wurde. Wer kennt nicht Antonio Allegri's (Correggio's) herrliche, unter dem Namen der Nacht bekannte, in der Dresdener Gallerie befindliche Schöpfung! Wer hat sie nicht gesehen, oder nicht wenigstens von ihr gehört! Sie rechtfertiget vollkommen den entzückten Ausruf des Künstlers: Auch ich bin ein Maler! Bekanntlich geht alles Licht vom Kinde aus, und in Oehlenschlägers Drama hat der Feind Correggio's, der hämische Battista, nicht unrecht, wenn er ausruft: „Ihr laßt das Kind wie ein Johanniswürmchen leuchten!“ denn das Licht ist kein Glorienlicht oder Heiligenschein, sondern das Kind ist selbst das Licht, weshalb auch Tieck seine Beurtheilung des Gemäldes mit den Schriftworten begann: „Und das Licht schien in die Finsterniß, aber die Finsternisse begriffen es nicht.“ Mit der letzten Hälfte dieses Ausspruches will Tieck die Ansicht rechtfertigen, daß die geblendeten Hirten, insbesondere ein älterer, als Repräsentanten derjenigen zu betrachten sein möchten, welche das Licht der Heilserkenntniß zurückwiesen oder nicht fassen konnten. Der Mittelpunkt des Bildes ist das Kind mit der Mutter. Letztere hat sich tief auf das Neugeborne herabgeneigt, sie kann das schöne lebendige Räthsel kaum fassen, es ist zu groß und wunderbar. Ihr eigenes Leben, ihre Liebe und Hoffnung selbst liegen außer ihr, vor ihr da in der Gestalt eines lieblichen Kindes. Keine Seele ist jetzt rein genug, der Mutterfreude in die entzückten Augen zu sehen; ihre Blicke, von den langen Wimpern sanft verschleiert, gehören ganz dem rosig leuchtenden Kinde, zu dem sie herabgesenkt sind.

„Auf deinem holden Knaben ruht dein Blick,
In seligste Betrachtungen verloren, —
Das Licht der Erde, welches du geboren,
Strahlt seinen ew'gen Glanz auf dich zurück!“ —

Da liegt das Kind, so hilflos und doch so reich an Liebe und mit dieser wieder reich an Hilfe. Das junge Leben empfindet die Nähe der mütterlichen Brust; die zarte linke Schulter, das Händchen zwischen den Wickelbändern

und die rosigen Füßchen haben sich herausgebohrt, wie Blumen aus den aufbrechenden Knospen. Rechts von dieser Hauptgruppe stehen die Hirten, ein Jüngling, der mit andächtigem Entzücken emporblickt, vor ihm sein treuer Hund, links von diesem Jünglinge ein alter, rüstiger Hirt, den Stab in der Linken, mit der Rechten nach dem Haupte greifend. Rechts vom Jünglinge, zunächst der Mutter, tritt vor die beleuchtete Hauptsäule des Gebäudes eine Hirtin, in der Rechten ein Körbchen mit zwei Tauben tragend, die Linke zum geblendeten Auge erhebend. Weiter hin in einiger Ferne zieht Joseph als würdiger, bärtiger Alter ein Maulthier, welches zum Glanze herandrängt, mit Ernst und Unmut zurück; in noch weiterer Ferne erkennt man durch die große Oeffnung des halb verfallenen steinernen Gebäudes ein Paar junge Hirten, mit einem Stier an der Tränke beschäftiget, eine Nebengruppe voll Frieden und Ruhe, wie Hirtenhütte und Haus weiter hin. Ueber die sanften Anhöhen, welche die Fernsicht schließen, dämmert schon der Morgen heran. Das ganze Bild ist eine Idylle, aber eine heilige. Denn jener über den Hügeln heraufdämmernde Morgen erinnert an den neuen, schöneren, größeren, der in jener Nacht über die erwartende Menschheit heraufgezogen. Der Eindruck des Ganzen wird noch ahnungsreicher und heiliger durch die links neben dem Beschauer in zarter Verschlingung leicht dahinschwebenden Engelsgruppen, welche an den Jubelgruß aus der Höhe erinnern, womit die Hirten des Feldes begrüßt wurden. — Das Helldunkel des Bildes ist am glücklichsten in einem älteren Kupferstiche von Sloane (London 1802) nachgeahmt, in neuester Zeit hat Achill Lefevre das Gemälde ebenfalls wieder durch einen größeren Kupferstich vervielfältigt, der ziemlich gelungen ist. Durch dieses Bild wird man von selbst auf einen alten Gebrauch hingeleitet, welcher die Kunst auch in das stille Heiligtum der Familie einführte und dem Kinderjubel eine tiefere, gemütliche Basis gab. Dieser Gebrauch, welcher aus Italien stammt, dort unsern Christbaum vertritt, aber sich selbst bis nach dem kalten Schweden fortgepflanzt und hier wie in Deutschland sich noch erhalten hat, besteht darin, daß man in der Bescherungsstube eine bildliche Darstellung der Geburt des Erlösers aufbaute. Das Kind in der Krippe, Maria und Joseph, Hirten und Engel, Thiere des Feldes, nichts wurde vergessen. Bis zum Dreikönigstage hin war jeder Abend ein erneuerter Weihnachtsabend, und der Stern aus dem Morgenlande mit den drei Weisen, welche er herbeigeführt, waren die letzte Erweiterung, mit welcher die Gruppierungen abgeschlossen wurden. Es ist und war nichts Seltenes, daß ein etwas geläuterter Geschmack nach dem Muster irgend eines guten Bildes eine gar hübsche Gruppe zusammenfügte, die unter passender Beleuchtung den lieblichsten Anblick gewährte und ein unverdorbenes, frommes Kinderherz gar tief ergreifen mußte. Wer den kindlichen Sinn und dessen gemütlich-poetische Stimmung kennt, der wird auch ohne weitere Erörterungen den heilsamen, lange selbst in Träumen nachwirkenden Eindruck dieser Vorstellungen ermessen, welche unter dem Namen Präsepien oder Krippen sogar für die Kunstgeschichte Bedeutung gewonnen haben.

Neben solchen Darstellungen war das schlummernde Christuskind noch ein besonders willkommener Gegenstand für die Kunst. Welche tiefe, zugleich erhabene Empfindungen und Betrachtungen knüpfen sich in der That an den Schlummer dieses göttlichen Kindes! Bei aller Hoheit und bei allem überirdischen Wesen das rein Menschliche des Schlummers, — welche Unschuld und Ruhe im Gegensatze zu den späteren Kämpfen und Leiden; das Kind schläft vor den Stürmen des Lebens, wie einst der Meister im Sturme des Meeres schlief, und diese Ruhe kann auch uns mit jenem Vertrauen

erfüllen, welches die Jünger beseelte, als sie im Wogengedränge riefen: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde!

Unter den bildlichen Darstellungen ist Albano's Gemälde, welches das Kind auf dem Kreuze schlummernd darstellt, wol die ergreifendste Schöpfung religiös-begeisterter Kunst. Das Kind schläft auf seiner künftigen Marterstelle wie auf einem Ruhebette, sein liebliches, dem Beschauer zugewendetes Antlitz ist voll heiliger Ruhe und Stille, dabei zieht eine so siegesfreudige Zuversicht über dasselbe hin, als wolle es Jedem sagen, daß Liebe und freudiger Gehorsam auch das Härteste und Schwerste leicht machen.

Nicht minder hat sich auch die Poesie gerne mit der hütenden Muttersorge für das schlummernde Kind beschäftiget und von den ältesten Zeiten der lateinischen Kirchenhymnen bis auf heute haben christliche Dichter gern Maria die lieblichsten Wiegenlieder in den Mund gelegt. Den höchsten Preis unter diesen Schlummerliedern möchte der Spanier Lope de Vega errungen haben, und ich erlaube mir, ihn nicht in E. Geibel's neuester Uebersetzung, sondern in der älteren Diepenbrock's vorzuführen, weil diese die Innigkeit des Originals wol am treuesten wiedergibt:

Als die hohe Magd, die Benedeite,
Den erhab'nen Gruß und die Verheißung,
Die der Himmelsbote ihr verkündet,
Daß sie aus des Höchsten Kraft begnadet
Gottes Mutter werden sollt' — erfüllt nun
Sah und in der Krippe weinend liegen
Den verheiß'nen Sohn, der mit des Menschen
Leib des Menschen Leid auch angenommen,
Sprach sie zärtlich klagend also:
„Warum weinst du, süßes Kind? o fühlest
Du so bald schon meiner Armut Nöten?
Nicht besitz' ich andere Paläste,
Würdig zu empfangen Dich, als meine
Arme, meinen Schoß und meinen Busen,
Die Dich tragen, schützen und erquicken.
Mehr vermag ich nicht, Du weißt es selber,
Herzenslieb, es würden Deine Himmel,
Was ich mehr vermöchte, mir beneiden." —
Also spricht sie, und es rührt die Zunge,
Antwort ihr zu lallen, nicht der Kleine,
Ob er gleich des Vaters unermess'ne
Weisheit und des Ew'gen ew'ges Wort ist.
Aber ohne Laut und ohne Zeichen
Prägt er in der Jungfrau reine Seele
Trost und Antwort; und in ihren Armen
Taucht in Schlummer er der Augen Sterne,
Während sie mit süßem, zartem Liede
Also unterbricht die Himmelschöre:

Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel,
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind;
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brausen
Zornige Winde
Wirbelnd durchsausen,
Schweiget, o schweiget,
Es schlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,

Schweige, o schweige,
Sausender Wind!
Stille, ihr Zweige,
Es schlummert mein Kind.

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach! und mir fehlen
Schützende Decken.
Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind;
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Wol wäre es hier am Orte, noch die Einwirkung des Weihnachtsfestes auf die Kunst, insofern diese die Mutterliebe durch das Kind auf dem Schoße der Mutter darstellt, näher zu schildern. Ich sollte noch zeigen, wie Italiener und Deutsche im Sinne von Schillers Worten:

„Höheres bildet die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn." —

wetteiferten, Würdiges zu leisten, wie der Italiener dem Griechentume verwandt das Ideale mehr in der vollendeten Form und äußeren Schönheit suchte, der sinnige, tiefe Deutsche jedoch nach Darstellung des inneren frommen Gemütslebens, der vollen Hingabe an das Göttliche rang, und wie endlich Raphael beides in so hoher Vollendung vereinigte, daß der Geist seiner Gemälde wieder auf die Dichtkunst mächtig einwirkte. Ihm nahe steht Hannibal Caracci, und über eines seiner Bilder sang J. G. Jakobi folgende Strophen, welche an Innigkeit denen des Spaniers nicht nachstehen dürften:

Holdes Kind, das in der Mutter Schoß
Eingeschlummert liegt! Des Himmels Melodieen
Tönen Dir im Traum, und Engel knieen
Vor dem Flüchtling, Dessen Erdenlos
Müh' und Arbeit ist. — Wie niedrig und wie groß!
Um Dich her in andachtsvoller Stille
Berg und Thal! Aus großer Hülle
Ragt hervor die kleine, schwache Hand,
Die, zum Wolthun ausgesandt,
Ueber Meer und über Land
Ruhe bringen soll und Segen.
Liebend weh'n die Winde, rieselt hin der Fluß;
Denn mit leisen Herzensschlägen
Hält die Mutter ihres Säuglings Fuß,
Ach, der auf bedornten Wegen,
Guten Seelen nach, die sich verirrt,
Tief im Staube wandeln wird,
Aber künft'ger Herrlichkeit entgegen
Unter Schmach und Elend geht. —

Wie nahe läge solchen Dichtungen und dem darin waltenden Geiste auch der Gedanke, daß wir in unsern Kindern nicht das lieben sollen, was sie etwa werden können, sondern das, was sie sind, was wir Schönes und Göttliches in ihnen erblicken, seit in jener heiligen Nacht das Licht von einem Kinde in die Welt ausstrahlte. Ich möchte noch darauf hindeuten, wie nahe es deshalb auch liegt, der Kindheit und Jugend vollste Mutterliebe zu widmen, und die ersten zarten Keime des Göttlichen in ihr mit Sorgfalt zu pflegen, und daß dies ein heiliger Dienst sei, an dem Jeder Theil nehmen kann, da wir die Armen und deren Kinder allezeit um uns haben, da wir ja auch bei uns hören können, wie:

Das Kindlein weint und spricht:
Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht!

Aber die Zeit, welche diesem Vortrage gegönnt sein durfte, ist verstrichen, und es bedarf auch meiner schwachen Stimme nicht, um arme Kinder an liebevolle Herzen zu legen und der geistigen und leiblichen Pflege zu empfehlen. Der heutige Abend überzeugt ja, daß sie nicht vergessen sind, und sie werden immer an unsern Herzen liegen, da ja die erste Armenschule recht eigentlich in jener Zeit gestiftet wurde, wo das unvergeßliche Wort erklang: „Lasset die Kinder zu mir kommen!"

Kellner.

12. Das Weihnachtsgeschenk, oder: wie sollen wir lesen?

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie errötete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir zu ihrer Rechtfertigung die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armut freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.

„Ich habe es dir schon mehrmals gesagt: Ein wenig Athem und ein paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal Beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so großen Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutigen Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest, so ist es noch immer einer, daß es aus Lernbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Wert des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und sie verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Mut und Uebung, um sie ganz zu erreichen.

„Unsere Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur oder Kopien von guten Originalen malt. Jene sind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Kopien nur als Studien, — so nennen sie ihre Uebungsstücke, — um ein richtiges Auge und eine richtige Hand zu bekommen. Schlechte bleiben dabei stehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm. Es kommt also Alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende Alles zurückbringen —, so anzusehen, als ob wir es aus unsern eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt: werde aus einer Leserin eine Schriftstellerin! Wenn du liesest, so sondere den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder, sie sind alsdann dein, sowie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr wert sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswertes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken sein; du wirst in Kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat: so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eigenen Schatze unserer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß, und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. — Das Denken gibt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

Garve.

13. Aus einer Rede bei der Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg, am Pfingstfeste 1840.

Seit vier Jahren stand dieser Gottestempel geschlossen und verödet. Der seit vier Jahrhunderten täglich ihn durchschallende Laut der Psalmen war verstummt; keine Hymnen, keine Orgeltöne erklangen mehr in ihm; selbst die Glocken schwiegen, und im verschlossenen Innern erdröhnten die Werkzeuge der Bauleute, Hammer und Meißel der Steinarbeiter; Gerüste wurden gebaut und wieder abgetragen; Alles lag voll Schutt und Trümmer, und Verwüstung und Zerstörung herrschte überall. Traurig anzusehen, und doch wieder erfreulich; denn es galt ja, ein großes, schönes Werk zu vollbringen. Was im Laufe mehrerer Jahrhunderte ein verirrter Kunstgeschmack darin verunstaltet, was unverständige Prunksucht und kleinliche Eitelkeit Entstellendes hineingebaut, sollte daraus entfernt, das oft schonungslos Verstümmelte und nachlässig

Zerbrochene in ursprünglicher Gestalt wieder ergänzt, vom Anfang her unvollendet Gebliebenes möglichst vollendet, und, so weit die Mittel reichten, die reine Urform hergestellt werden. Und so ist es geschehen! Dank dem kunstsinnigen Könige, der Anschlag und Mittel dazu gab; Dank den Behörden und Künstlern, welche die Ausführung beförderten und leiteten!

Wer seit vier Jahren diesen Dom in seinem Innern nicht mehr gesehen, wird ihn heute kaum wiedererkennen. Frei schweift nun der Blick durch die majestätischen Hallen hin, nicht mehr, wie ehemals, durch die hölzernen Bühnen und Logen, die eine vergangene kleinliche Zeit sich hineingebaut hatte, als sei ihr der Raum zu groß für ihren Athem und ihre Begeisterung. Frei streben die gewaltigen und doch schlanken Pfeiler himmelwärts, nicht mehr verunstaltet durch geschmacklose Grabdenkmale, welche die Eitelkeit, gleich krüppelhaften Auswüchsen, an sie hingeklebt, der es gleich galt, ob sie Gottes Haus verunstalte, wenn nur Name und Wappen über den modernden Gebeinen ihrer ehemaligen Träger prunkten. Großartig breitet dort über dem Mittelschiff, wo eine unförmliche Kuppel das Auge verletzte, ein neues kühnes Gewölbe sich aus, die bedeutungsvolle Kreuzgestalt des großen Ganzen wieder in engerer Kreuzform zusammenschließend. Nicht mehr hemmen den Blick die schweren Eisengitter, die gefängnißartig das innere Heiligtum absperrten: frei blickt nun das Auge auf den Hochaltar hin; ungehindert können die Gläubigen Theil nehmen an der heiligen Handlung des Priesters am Altare. Auch der steinerne Boden, der im Laufe der Jahrhunderte durch die Fußtritte darüber hingegangener frommer Geschlechter ausgehöhlt, oder über ihren vergessenen Gräbern eingesunken war, — das einzige Rührende in der großen wüsten Entstellung! — auch der Boden ist neu gelegt, und sicher gleitet nun der Fuß über die ebene Fläche dahin. Orgel und Musikchor, die damals in jene hohe Halle dort bühnenartig hineingezimmert waren, sind verschwunden, geheimnißvoll dringt hinter dem Hochaltare die Macht der Töne hervor, um alle Sinne, alle Herzen dorthin zu lenken, wo die heiligen Mysterien gefeiert werden. So steht nun der herrliche Bau in seinem Innern in ursprünglicher Würde wieder da. Reinheit des Styles und Einheit des Raumes, das heißt Entfernung aller fremdartigen Zuthaten am Gebäude, und aller Hindernisse, welche der sichtlichen Verbindung der versammelten Gläubigen unter sich und mit dem Priester und dem Altare im Wege standen, also Reinheit des Baues und Einheit der Kirchengemeinde, das ist der lohnende Gewinn dieser vierjährigen Unterbrechung. Reinheit und Einheit, zwei auch im Geistigen höchst bedeutungsvolle Worte!

Wenn nun der Wiedereinzug in den also gereinigten Tempel gerade heute, am heiligen Pfingstfeste, stattfindet, so liegen darin Beziehungen, die ich nicht erst aufsuchen, die ich, da sie sich selbst darbieten, nur aufnehmen darf, um das Fest und das Ereigniß gleich lehrreich und bedeutungsvoll für uns zu machen. Denn das Fest erinnert uns an jenen ernsten Pfingsttag, wo die durch den Tod und die Erhöhung des Erlösers gereinigte Menschheit in ihren Erstlingen wieder zum Tempel Gottes eingeweiht ward, — durch den mit Windesbrausen und in Feuerzungen herabkommenden heiligen Geist, der an diesem Tage die christliche Kirche sich erbaute zuerst aus den zwölf Grundsäulen, den Aposteln, dann aus den übrigen Jüngern und den Dreitausend, die auf die Predigt Petri schon am ersten Tage gläubig und als erste Bausteine eingefügt wurden in den göttlichen Bau, dessen Eckstein Christus ist.

Zu dem Baue dieses geistigen Tempels sind auch wir berufen; auch wir sind zu Bausteinen an diesem ewigen Gotteshause erwählt; denn auch

an uns ist das Wort des Apostels gerichtet: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1. Kor. 3, 16.) Und wiederum: „Ihr seid erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, wovon Jesus Christus der Eckstein ist, durch welchen das ganze Gebäude zusammengehalten wird und emporwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, durch den auch ihr mit eingebaut seid zu einer Wohnung Gottes im Geiste!“ (Ephes. 2 20—22.)

Von diesem geistigen Tempelbaue Gottes in der Menschheit will ich daher heute zu euch reden, von dem Werke, welches das Ende aller Wege Gottes, das Ziel seiner ganzen Schöpfung ist, um dessentwillen allein alle Dinge bestehen. Auch dieser steinerne Dom ward ja nur erbaut zur geistigen Erbauung der Christengemeinde; heilige Feste werden darin gefeiert, Gottesdienst und Predigt darin gehalten zur Erbauung; und so möge mir denn heute Dom, Fest und Predigt Anlaß, Stoff und Mittel werden, euch im Geiste zu erbauen durch die Gnade und Kraft des ewigen Baumeisters, des heiligen Geistes Gottes! Er löse mir die Zunge und auch Ohr und Herz!

Mit Recht bewundern wir diesen majestätischen Dom als ein erhabenes Werk menschlicher Kunst: diese hohen, mächtigen Pfeiler, diese weiten Hallen, diese kühnen Bogen, diese schwebenden Gewölbe, nur gehalten durch Druck und Gegendruck, durch kunstreiche Spannung, die das eiserne Gesetz der äußern Welt, das Gesetz der Schwere, aufhebt durch die Schwere selbst, und diese gewaltigen Massen schwebend erhält, uns sinnbildend, wie auch in uns die Wucht der sündhaften Schwere, die uns kraft der sinnlichen Triebe zur Erde niederzieht, überwunden werden soll durch die Macht der heiligen Liebe, die, uns innig verbindend, uns Alle himmelan hebt! — Aber wie herrlich und großartig auch dieser Dom, was ist er gegen die Werke Dessen, Der nicht bedarf der Tempel von Menschenhänden erbaut? Riesenhaft erscheint uns wol dieser Bau, und doch! entfernt euch wenige Stunden weit, und schauet zurück nach ihm: kaum findet ihr ihn wieder; er schwindet zu einem dunklen Punkte zusammen, kaum erkennbar dem Blicke!

Und nun wendet euch mit mir zu den Hochgebirgen: welchen Tempel des Herrn erschauen wir dort! Pfeiler, aus den tiefsten Tiefen der Erde bis weit über die Wolken hinaufragend, ihr krystallenes Dach von ewigem Eis und Schnee, donnernde Lawinen und Gletscherkrachen das Glockengeläute, Wolken der Opferdampf, Sturmgeheul das Orgelspiel, Brausen der Wasserfälle das ewige Psalmengebet, das wiederholt durch die Thäler, das, wie der Psalmist sagt: „Ein Abgrund dem andern zuruft!“ (Ps. 41, 8.) Was ist das Werk der Menschenhand gegen diese Werke Gottes?

Und nun wiederum blicket in einer klaren Nacht über euch nach den Sternen: welch’ ein anderer Tempel Gottes eröffnet sich euch dort! Ausgespannt ist die unermeßliche Veste des Aethers, Räume umfassend, deren Ausdehnung unserem irdischen Sinne unergründlich, undenkbar ist; unzählige Lichtwellen wälzen sich in ihm, Lichtströme fluten hindurch, deren jeder Tropfen eine Sonne, jede Welle ein Weltensystem ist. Aus unzählbaren Sternen fließen die Lichtstrahlen in dein kleines Auge zusammen, Strahlen, die, mit der Schnelligkeit des Blitzes, Jahrtausende brauchten, ihren Weg zurückzulegen bis in dein Auge. Diese Sonnen alle mit ihren dienstbaren Welten tanzen vor dem Herrn ihren Reigen; „er nennt sie alle mit Namen“ (Ps. 146, 4.). „Er führt sie, wie ein Heer, bei der Zahl heraus; freudig leuchten sie vor ihm auf ihrer Wacht, und wenn er sie hervorruft, antworten sie: „Hier sind wir!“ (Baruch 3, 44. Isai. 40, 26.) Er weiset ihnen ihre

Bahnen, die sie nicht überschreiten; in majestätischer Ruhe, in schönem Ebenmaße wandeln sie vor seinem Blicke, und die Harmonie ihres Sphärenklanges ist sein ewiger Lobgesang. Und dieses lichte, wolgeordnete Weltall, gegen das unsere Erde mit all' ihrer Herrlichkeit weniger ist, als ein Tropfen am Eimer, als ein Sandkorn am Meeresufer, ist es nicht ein würdiger Tempel Gottes? Und wer erbaute ihn? Sein heiliger Geist, die ewige Weisheit. Hören wir sie selbst reden! Also spricht sie durch Salomo's Mund: „Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen; als er nach sicherem Gesetze den Abgrund in die Runde umfaßte; als er den Aether droben festete, und die Brunnen der Tiefe abwog, als er dem Meere sein Ziel setzte und den Wassern ihre Grenze, als er den Grund der Erde legte, da war ich bei ihm als der Alles ordnende Werkmeister" (Sprüchw. 8, 27.). Und was setzt die ewige Weisheit, der Geist Gottes hinzu: Höret das wunderbare Wort: „Meine Freude ist auf der Erde, und meine Lust ist's, zu wohnen bei den Menschenkindern!" Also alle die wunderbare, unerforschliche Herrlichkeit der himmlischen Schöpfung genügt Gott nicht; auf ein anderes verborgenes Ziel hat er es abgesehen, nach einem andern Tempel noch verlangte ihn. Und welcher ist dieser Tempel? Du selbst bist es, o Mensch! Deine Seele ist es, mit der Fähigkeit ausgerüstet, ihn zu erkennen, ihn zu lieben; mit der Bestimmung, alle jene sichtbare und unsichtbare Herrlichkeit ewig mit ihm zu theilen, ewig mit ihm zu beherrschen. Deshalb sprach er, nachdem der Geist Gottes auf den uranfänglichen Wassern sein Werk vollbracht hatte: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und zu unserem Gleichnisse" (1 Mos. 1, 26.). Und er formte ihn aus Erde und hauchte ihm in's Antlitz seinen Hauch des Lebens. Nun war der wahre lebendige Tempel Gottes erbaut und eingeweiht und der heilige Geist hatte Besitz von ihm genommen. Aber eben weil es ein lebendiger, geistiger Tempel, ein Tempel der Liebe sein sollte, darum ward die Behauptung dieser Würde und der damit verbundenen Seligkeit in die Freiheit des Menschen, in seine eigene Wahl gelegt. Er sollte die heilige Stätte, den Altar Gottes in sich hüten, und das ununterbrochene Opfer kindlichen, liebenden Gehorsams darauf darbringen. Allein von dem neidischen Versucher verlockt, ließ er den Keim alles Bösen, die Selbstsucht, in sich Wurzel fassen, wollte nicht mehr Gottes Tempel, sondern selbst wie Gott sein; er sündigte, vertrieb aus sich den heiligen Geist, und fiel dem Tode und dem Verderben anheim; die sündhafte Wurzel der Selbstsucht, die er in seine Natur eingepflanzt, wucherte fort, und entwickelte sich mit vergiftender Gewalt in seinen Nachkommen. Der irdische, fleischliche Sinn verdunkelte immer mehr das Licht des Geistes; das Geschlecht versank in gräuelhafte Sünden, und als Gott sah, daß alles Fleisch seinen Weg verderbt hatte auf der Erde, gereute es ihn seiner Schöpfung, und er sprach: „Mein Geist soll nicht bleiben in dem Menschen ewig; denn er ist Fleisch!" (1 Mos. 6, 3.) Und die Sündflut vertilgte das entartete Geschlecht, ohne in den wenig Geretteten die Wurzel des Bösen zu tilgen. So war nun der Tempel Gottes in der Menschheit wieder entweiht und zerstört und der heilige Geist aus ihr gewichen. Und doch konnte er, der Liebende, sie nicht ganz verlassen. Wie er einst über den chaotischen Wassern der Sündflut geschwebt hatte, so schwebt er jetzt auch wieder, auf eine neue Schöpfung sinnend, über den Wassern der Völkerströmung fort und von Geschlecht zu Geschlecht bereitete er sich irgend ein reines Haupt, auf dem er sich niederlassen konnte, um mit dem Oelzweige der Hoffnung auf die künftige neue Schöpfung und Begeisterung durch den Erlöser hinzudeuten. Angefächelt von seinem Flügelschlage, berührt von seinem Hauche, sprachen dann die Propheten begeisterte,

geheimnißvolle Worte von der großen Zukunft. Dann sang David „von dem Geiste, den der Herr aussenden, der Alles neu schaffen, und das Antlitz der Erde erneuern werde; von dem Erlöser, der als Besieger des Todesgefängnisses in die Höhe des Himmels hinauffahren, und dort geistige Gaben für die gesammte Menschheit empfangen werde" (Ps. 103, 30; 67, 19. Ephes. 4, 8.). Isaias sang „von dem Zweige, der aus der Wurzel Jesse sprossen, und auf welchem ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Gottseligkeit; von dem Wasser geistiger Erquickung, das dann Alle frohlockend schöpfen werden aus dem Brunnen des Erlösers (Isai. 12, 3. Vergl. Joh. 7, 37.). Jeremias „von dem neuen Bunde, den der Herr mit seinem Volke schließen, und wie er sein Gesetz in ihre Herzen schreiben, und alle ihre Sünden vergessen und er ihr Gott sein werde und sie sein Volk" (Jerem. 31, 33.). Ezechiel „von dem neuen Herzen und dem neuen Geiste, die anstatt des steinernen Herzens den Menschen werden gegeben werden" (Ezech. 11, 19.); und Joel „von dem Geiste Gottes, der alsdann werde ausgegossen werden über alles Fleisch (Joel 2, 23.).

Und als nun die Fülle der Zeiten erschien, da war es wieder der Geist Gottes, der dem Sohne Gottes den Tempel baute in dem jungfräulichen Schoße Mariä; er war es, der Johannes den Täufer schon vor der Geburt heiligte und ihn rüstete zum Herolde des von den Propheten verkündigten, nun herannahenden neuen Gottesreiches. Er war es, der bei der Taufe im Jordan in Taubengestalt auf den Herrn herabschwebte, und ihn dem Täufer bezeichnete als den Begründer und Herrn des Reiches, „der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt tragen, und taufen werde, nicht bloß mit Wasser, sondern mit Feuer und dem heiligen Geiste" (Joh. 1, 29. Matth. 3, 11.). Und als nun die göttliche That der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen am Kreuze vollbracht, und durch seine Auferstehung und Himmelfahrt besiegelt war, da war es der vom Vater und vom Sohne gesandte heilige Geist, der in Wesens- und Willens-Einheit mit dem Vater und Sohne die Fortführung und Vollendung dieses großen Werkes übernahm, die Ausbreitung des Reiches Gottes, den Bau der Kirche, die Heiligung der Menschenseelen; wie Christus der Herr es seinen Jüngern verheißen hatte: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt; ihr aber werdet ihn kennen; denn er wird bei euch wohnen und in euch sein; er wird euch leiten in alle Wahrheit, und wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Derselbe wird mich verherrlichen (wird mein Werk siegreich und herrlich hinausführen), denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden" (Joh. 14, 16. 17. 26; 16, 14.).

Und diese göttliche Verheißung ward am Pfingstfeste göttlich erfüllt. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und herab strömte mit Sturmesbrausen und in Feuerflammen der heilige Geist Gottes und erfüllte die harrenden Jünger und rüstete sie zu ihrem großen Werke. Zwölf arme unwissende Fischer waren es, aus dem verachtetsten Winkel des verachtetsten Landes der Erde, zaghafte Anhänger eines an's Kreuz Genagelten, eines unter Spott und Hohn auf der Richtstatt Gestorbenen. Und diese sollten die Welt aus ihren Angeln heben? Sollten die Menschheit in ihren Höhen und Tiefen umgestalten? Sollten das Angesicht der Erde erneuern? Ja, das sollten sie, aber nicht sie, sondern der Geist Gottes in ihnen! Und durch welche Mittel? Durch das Wort vom Kreuze, durch das Wort, mit dem

Petrus in seiner ersten Predigt sogleich dreitausend Seelen gewann, durch das Wort: „So wisse denn nun das ganze Haus Israel für wahr und gewiß: dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, ihn hat Gott zum Herrn und zum Heiland gemacht. So thuet Buße, und ein Jeder lasse sich taufen in dem Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, und auch ihr werdet die Gabe des heiligen Geistes empfangen" (Apostelgesch. 2, 36.). Dieses Wort, das damals durch den heiligen Geist aus dem Munde Petri in allen noch so verschiedenen Sprachen seiner Zuhörer ertönte, es tönt noch heute fort in dem Munde der Kirche in mehr als hundert Sprachen über den ganzen Erdkreis; und wo es ertönt und wo es gläubig aufgenommen wird, da erbaut der heilige Geist die Kirche, den Tempel Gottes. Von dem Mittelpunkte des Kreuzes, von dem durchstochenen Herzen des Erlösers hat sich die Kirche in den vier Kreuzhallen nach allen vier Weltgegenden ausgebreitet, gegen Morgen und gegen Abend, gegen Mittag nnd gegen Mitternacht, und darum liegt auch dieser steinernen Kirche dieselbe bedeutungsvolle Form zu Grunde. Und dieses Wort vom Kreuze, „den selbstgerechten Juden ein Aergerniß, und den selbstweisen Griechen und Römern eine Thorheit," es hat dennoch in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt gesiegt, sowol die griechische Weltweisheit, als die römische Weltmacht, die sich beide mit vereinten Kräften, mit allen Waffen des Wissens, der List, des Truges, des Spottes und der rohesten, grausamsten Gewalt dagegen stemmten, und es in Strömen Blutes zu ersticken und mit Feuer und Schwert verstummen zu machen drei volle Jahrhunderte lang vergeblich sich abmühten. Denn was vermag menschliche Gewalt gegen die Macht des Geistes Gottes? Wenn heute alle Gewalthaber der Erde alle ihre Macht und ihre Heerhaufen versammelten, um den Wind, der aus Westen weht, zu hemmen und ihn nach Osten umzuwenden, — würde es ihnen gelingen? Der Wind würde ihrer Ohnmacht spotten und, den Staub der Erde ihnen in die Augen streuend, über ihren Häuptern frei dahinfahren. Wenn dies vom irdischen Winde gilt, wie vielmehr, spricht Christus, „von Allem, was aus dem Geiste Gottes geboren ist?" (Joh. 3, 8.) So konnte denn auch schon der Afrikaner Tertullianus nach kaum zweihundert Jahren den erstaunten Römern triumphierend zurufen: „Wir Christen sind von gestern, und doch haben wir all' das Eure erfüllt, eure Städte und Inseln, eure Kastelle und Ansiedelungen, eure Heerlager, sogar den Palast, den Senat, das Forum! Nur eure Götzentempel lassen wir euch. Je öfter ihr uns abmähet, desto üppiger sprossen wir hervor; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Christen!"

Dasselbe Wort vom Kreuze, verkündet in der Macht des heiligen Geistes, war es, das in folgenden Jahrhunderten die wilden Fluten der aus dem Norden hervorbrechenden Völkerhorden, darunter auch unsere Altvordern, bändigte und durch die Macht des Glaubens, der Liebe und der christlichen Gesittung diese wilden Löwen und Tiger zu frommen Lämmern zähmte, ohne ihre edle Kraft zu brechen, und so in einem Sinne die alte Prophezeiung des Isaias erfüllte: „In jenen Tagen wird der Wolf friedfertig bei dem Lamme wohnen und der Panther bei dem Böcklein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben, und die ganze Erde wird voll sein von der Erkenntniß des Herrn" (Is. 11, 6; 65, 25.).

So steht nun die christliche Kirche seit achtzehn Jahrhunderten unerschüttert da, erbaut von dem heiligen Geiste über dem Hügel von Golgatha durch das Wort von dem Kreuze der Erlösung. Und dieses Wort vom Kreuze, das in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt umgestaltet hat, das wollen sie uns heute in ihrer Eintagsweisheit für einen Mythus,

für ein Märchen ausgeben, für Lug und Trug und Menschenerfindung? Mögen sie es versuchen! Sie sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten sein, welche sammt ihren Werken der heilige Geist „hinwegweht wie Spreu mit dem Hauche seines Mundes! (Isaias 40, 24. Vgl. 2 Thess. 2, 8.) Ja, so wahr auf der gesammten Menschheit das dumpfe, drückende Gefühl einer alten schweren Erbschuld lastet; so wahr in allen Religionen aller Weltalter und aller Erdstriche die dargebrachten Blutopfer von jenem Schuldgefühle und dem Sühnungsbedürfnisse zeugen; so wahr in der ganzen Menschheit und in dem Innern eines Jeden, auch des Besten, die große Kluft gähnt zwischen dem Sollen und Wollen, zwischen dem Wollen und Thun, und zwischen dem Thun und Gewissen, und die andere große Kluft zwischen dem Glückseligkeitstriebe und seiner nie erreichten Befriedigung; so wahr der erschütternde Anblick von Sünde, Gräuel, Elend, Unterdrückung und Ungerechtigkeit durch alle Zeitalter in ganzen Völkern, wie in Familien und Einzelnen, dem Menschenfreunde die Brust zerpreßt, der sie alle beglückt sehen möchte, und sich wehmütig fragt: „Warum sind sie es nicht?" — so wahr ist das christliche Wort vom Kreuze, vom Sündenfalle und von der Erlösung durch den Gottmenschen und der Heiligung durch seinen Geist ein nicht zu beseitigendes, nicht sich verflüchtigendes Wort, — das göttliche Wort des Lebens, das nicht nur dem Denker alle jene Räthsel löset, sondern das, gläubig aufgenommen in das Gemüt, alle jene Wunden heilt in denen, welche zur wahrhaften Wiedergeburt aus dem Geiste Gottes gelangen. — —

O was wäre die Menschheit, wenn die heilige Liebe, von der der Apostel Paulus sagt: „sie ist langmütig und freundlich; sie beneidet nicht, sie bläht sich nicht auf, sie ist nicht ehrsüchtig, sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges, sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern sie freut sich über die Wahrheit; sie trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles" (1 Korinth. 13, 4—8.), wenn diese heilige Liebe überall und in Allen herrschte; wenn das einfache, Alles umfassende Gebot: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst," überall erfüllt würde; wenn anstatt des erstarrenden, satanischen Geistes der Selbstsucht nur der heilige Geist Alle beseelte! Dann wären auf der ganzen Erde keine blutigen Kriege mehr, keine Unterdrückung, keine Tyrannei, keine Empörung, keine Sklaverei, keine Spaltung, keine Parteisucht, keine Processe und Feindseligkeiten, keine Armut und Not; mit dem sittlichen Uebel wäre auch der größte Theil der leiblichen Uebel von der Erde verbannt. Erfüllt wäre, was wir täglich im Vaterunser flehen: „Dein Reich komme zu uns, Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden!" Die ganze Menschheit wäre in heiliger Reinheit und Einheit wieder ein Tempel Gottes; sie wäre im Großen, was ihr Vorbild, die erste am Pfingstfeste gegründete apostolische Gemeinde in Jerusalem, war, von der es heißt: „Alle waren erfüllt von dem heiligen Geiste, und die ganze Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Nicht ein Einziger sagte, daß das, was er besaß, sein eigen sei, sondern sie hatten Alles gemein. Täglich verharrten sie einmütig im Tempel, brachen das Brot in den Häusern umher und genossen die Speise mit Fröhlichkeit und Einfalt des Herzens; sie lobten Gott und waren beliebt beim ganzen Volke" (Apostelgesch. 4, 31; 2, 46.).

So ist denn nun der heilige Geist das Lebensprincip der christlichen Kirche im Ganzen wie im Einzelnen; wo er nicht ist, da ist Finsterniß, Erstarrung, geistiger Tod. Er ist es, der die christliche Wahrheit in der Kirche aufrecht erhält gegen alle äußere Anfechtung des Unglaubens und des Irrtums, wie gegen alle innere Verderbniß der Sittenlosigkeit, der Heuchelei und

des Aberglaubens. Er ist es, der in allen ihren Heiligen gewaltet, und sie durch alle Kämpfe siegreich hindurch geführt hat und hindurchführen wird bis an's Ende der Zeiten. Er ist es, der in ihren Sacramenten das Heil wirkt und im Munde ihrer Priester die Vergebung der Sünden verkündet und verleiht. Alles wahrhaft Gute, vom Kleinsten bis zum Größten, das in der Menschheit geschieht, entsteht unter seinem göttlichen Anhauch; denn ohne ihn ist und gedeiht nichts Gutes. Ihr habt ein liebliches Bild seines Wirkens in dem anbrechenden Frühlinge gesehen. Wie die milde Mailuft die Kälte des Winters verscheucht und alle Lebenstriebe hervorlockt; wie der warme erquickende Regen Alles ergrünen, alle Keime, alle Knospen sich entfalten macht, jede Erdscholle mit grünem Leben bedeckt, und nur den harten, kahlen Felsen nackt und todt läßt: so wirkt der heilige Geist in den Seelen der Menschen. Wie gering auch die Empfänglichkeit, wie arm und dürr auch der Grund des Herzens sein mag: wo nur irgend eine Wurzel, ein Keim des Guten Raum und Stätte findet, wo der Wille sich nicht verschließt, da befruchtet er es, erwärmt es mit göttlicher Liebe, und nur die harten, kalten, widerspenstigen Herzen läßt er unberührt und verstockt. Alle Menschenseelen möchte er anregen, beleben, in Besitz nehmen und zu seinem Tempel machen; er wirbt um eine jede, arbeitet an einer jeden, versucht es mit ihr auf alle Weise, durch innere Anmahnung und äußere Weckrufe, durch Glück und Unglück, Leid und Freude, Trost und Traurigkeit. Auch meine schwache Stimme, die jetzt hier vor euch ertönt, ist ein Liebesruf von ihm an eure Herzen; wer ihm nicht widerstrebt, wer ihm Gehör gibt und seinen Mahnungen folgt, dem wird er ein bleibender süßer Gast, „und gibt sich ihm als Pfand des ewigen Lebens in's Herz!" (2 Korinth. 1, 22. Ephes. 1, 14.)

M. v. Diepenbrock.

14. Von der Schmeichelei.

Schmeichelei begeht, wer Jemand erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihn geflissentlich angenehm davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei sei grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln wegen seiner Geldkasten, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeichelei ziemlich grob, und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wol mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmut, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeichelei blenden und betrügen lassen, sind schwache, eitle Leute, und diejenigen, welche sich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite Anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und herrschenden Neigungen auszuspüren, um sodann ihre Maßregeln darnach zu nehmen. Jeder ehrliebende Mensch schämt sich, nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit Anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann etwas verächtlicher sein, als solche Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf eine so niedrige Art erhaschen; oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst eine so niedrige Seele, und ist in

Gefahr, bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wol von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist, und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet Alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend, welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt, jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in gute Eigenschaft verwandelt! Bei dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geizige wirtlich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich notwendig zu machen, erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen. — Mit der Schmeichelei muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit. Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit, Andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Ehrbarkeit und Anstand streitet, Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen, billigen Wünsche; das Alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Charakter ziemen und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit zu beleidigen und ohne seine übrigen wichtigern Pflichten zu versäumen. Mancher wird also als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß höflich und gefällig ist, und wird von Andern beneidet, welche nicht selbst diese Gaben besitzen, oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vortheile zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist Alles, was er ist, aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheiles; und er sucht nie deswegen an Jemanden das Gute zu vergrößern, oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur, um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

Gottfr. Seume.

15. Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so Vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergeblich bemüht. Thoren sind es, welche sich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, die Tugend uns glückselig und zu wahrhaft großen und berühmten Leuten machen. Wie unverantwortlich und grausam sind unsere Sittenlehrer seither mit uns umgegangen? Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider — glückselige Erfindung! — nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nun-

mehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Anzuge, und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu leisten, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vierundzwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seiner altväterischen und einförmigen Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten Male wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm nicht der Thürsteher den ersten Schritt in's Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht bemerken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänigst aufzuwarten; ein Lakai weiset ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine. Er steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihro Excellenz seine ganz unterthänige Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!" — Aber wäre es nicht möglich? — „Kurz, nein! Ihre Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten. Der Herr kann morgen wieder kommen!" — Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Menschen durch seinen guten Rat glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waisen schützt, Niemand um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung der Vorzimmer zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügelthüren mit einer ehrfurchtsvollen Geschäftigkeit auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demütige Stellung, der Kammerdiener fliegt in's Zimmer des Herrn, es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin, Ihro Excellenz eilen entgegen, und wem? Einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisiert ist, sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen; nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel es ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringste gelernt, womit er dem Vaterlande oder sich selbst dienen könnte, und womit er Jemand dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Ihro Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruches. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entronnen ist und die Treppe hinunter kommen kann. Es geschieht ihm recht! Der Thor! warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber

man muß ihr durch eine äußerliche Pracht die Augen öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwicklung des Spiels abzuwarten.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Wert unserer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, wie meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel hervorspringen, so wie das erste Roß am Ufer mutig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach. Ich stehe dann bei dem Meister, halte den Hut unter'm Arme und bleibe länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewöhnt, daß er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er kennt die Hochachtung, welche ich gegen die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren; und weil uns der Körper, der in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demütige Miene anzunehmen, wenn wir die Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunlichen Wirkungen des Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmütig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich vor einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfes sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingenswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude hatte flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist. Diejenigen, denen zum Trost ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannt gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein, die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung anzunehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuten erfahren, daß man diese meine Ermahnung nicht in Acht nähme, und, wie es bei den Meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen, so werden ich und meine Freunde sie öffentlich demütigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihre Weste meiner unterthänigsten Verehrung zu versichern; ich empfehle mich Ihrem gestickten

Kleide zu gnädiger Beschützung; das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags; der Himmel erhalte Ihren Sammetrock noch viele Jahre.

Rabener.

16. Einsamkeit.

(Aus einem Briefe.)

Sei mir gesegnet, ruhiger Abend! heilige Stille, du Freundin ernster Gedanken! — Glänzend und majestätisch stand noch vor einigen Augenblicken die Sonne am glühenden Horizont. Nun ist sie mit einem Male verschwunden, und mit ihr der goldene Widerschein und der Purpur an den emporragenden Felsen. So verschwindet der Glanz, so verschwinden die Freuden dieses Lebens. Augenblicklich sind sie dahin; sie verschwinden, indem sie glänzen. In feierlicher Stille hebt sich nun der volle Mond an der schweigenden Morgenseite empor und bescheint mit seinem entlehnten Lichte tausend Thränen, von denen die große Welt nichts wissen will. Nun so sei mir willkommen, stiller Abend! dir seien die Stunden des Nachdenkens gewidmet, des Nachdenkens über Wahrheit und Tugend! „Einer jeden Sache," sagt ein weiser Mann, „ist ihre Zeit bestimmt, und alle Geschäfte unter dem Himmel haben ihren Augenblick." Nur ist es zu bedauern, daß das rege Verlangen des menschlichen Geistes, zu wissen, oder in die Zukunft zu sehen, sich gemeiniglich auf die Erde beschränkt. Ich habe aber gefunden, daß die bedeutendsten Augenblicke diejenigen waren, da ich am Ende des Tages, mir selbst überlassen, die großen und kleinen Erfahrungen überdachte, mit denen mich der hingelebte Tag gesegnet oder entrüstet hat; oder wenn ich zu dem gestirnten Himmel empor sah und überlegte, was jener griechische Weise zu den Sternen deutend sagte: „Dort ist mein Vaterland!" — In solchen Augenblicken erheben sich Geist und Herz über alle Lehren und Leiden der Zeit hoch empor. — Da schweigt nun Alles um mich her, und in dieser beredtsamen Stille breitet die Phantasie ihre gesammelten Schätze aus, und tausend Gestalten erheben sich im schnellen Fluge, ohne da zu sein. Dennoch führen sie mich durch die Regionen des Himmels und der Erde, von einem Pole zum andern, von einer Aussicht in die andere, von der Vorwelt in die Zukunft, von dem Natürlichen bis in das Unbegreifliche, von Städten und Palästen bis zum armen Strohdach, von der Schikane bis in den Schoß der seltenen Freundin, von undankbaren Arbeiten bis zum Troste glücklich überstandener Leiden, von dem Bewußtsein einer guten Handlung bis zum Throne des Vergelters, von den Pflichten meines Standes zu glücklichen Aussichten, von den Werken der Liebe zu ihrer Krone, von der Zeit bis in die Ewigkeit.

O! es gibt gewisse wichtige Momente für den Menschen, und diese sind die Momente eines ruhigen Blickes aus der Welt in sich selbst hinein, und von da aus in das große Jenseits. Da sieht und hört er Vieles. Eine einsame Stunde kann große Dinge eröffnen. Soll das wichtigste Geschäft einer ewigen Zukunft keinen Augenblick haben? Thürme bis in die Wolken bauen und den Himmel vergessen, ist der äußerste Grad der Kurzsichtigkeit. —

Oft habe ich dem Gedanken nachgehangen, wie es doch komme, daß jene großen Geister der alten und neuen Zeit, welche es sich herausgenommen, Gott auf seinem Throne zu bestürmen oder die Grundpfeiler der Religion zu erschüttern, dennoch wieder solche Aeußerungen und Maximen aufstellten, welche durch einen glücklichen Widerspruch nur dazu dienten, sich selbst zu widerlegen: und daß sie in zerstreuten Zügen von göttlichen Dingen wie Begeisterte sprachen, so daß man ihre Behauptungen selbst zur Vertheidigung der Religion gebrauchen konnte. Und es kam mir vor, als liege der Grund einzig

in dem glücklichen Augenblicke stiller, ruhiger Besinnung, wo der Mensch, von keiner Leidenschaft getrieben, entfernt von der Reibung der stürmischen Welt und der gesellschaftlichen Einwirkung, in stiller Einsamkeit die Sprache seines Gewissens hört. Wol dem, dachte ich, der diese Stimme vernimmt, und das tolle! lege! (nimm und lies!) nicht versäumt, wenn der Strahl der leuchtenden Vorsehung wie ein Blitz in seine Seele fährt!

Mit dankerfülltem Herzen bekenne ich die Dienste, welche mir manche einsame Abendstunde geleistet hat, wenn ich, dem stillen Selbstgefühle überlassen, meine Gedanken, meine Handlungen und meine Erfahrung mit dem großen Zwecke des Menschen verglich, und als wahrer Freund meiner selbst — nicht alle Menschen sind sich selbst die besten Freunde — in mein Herz zurückkehrte, oder wenn ich die gesammelten Früchte des Tages durchsah. Die erste Residenz des Geistes ist die Einsamkeit. Ohne ihr Mitwirken bleiben Lektüre und Erfahrung unverdaut. Nur in ihrem Schoße haben sich edle Denker gebildet, und nur in ihrem Schoße ist ihnen ein schöneres Licht aufgegangen, das sie vermochte, ihre eigenen Werke zu widerrufen, nachdem sie die nur zu sehr verfeinerten Seifenblasen der irdischen Weisheit gesehen und in ihrem Wesen erkannt hatten. Nur in ihrem Schoße hört der Mensch jene durchdringende Sprache, welcher er sich so gerne entzieht. — Freundin! verkenne den Wert der seligen Momente nicht, wo du in ruhiger Besinnung über das Wichtigste deines Daseins nachdenken kannst! Am großen Tage der Vergeltung, wo die Verdienste streng gewogen werden, hat die Entschuldigung kein Gewicht: „Ich habe nicht Zeit gehabt, auf die Ewigkeit zu denken.“

Kornemann.

17. Aus einer Erntepredigt.

Ruhe nach langem, aber redlichem Mühen predigt euch die Zeit der Ernte. — Betrachtet die Natur! Immer kürzer werden die Tage, immer länger die Nächte, als wollten sie zur Ruhe winken. Der Baum, der Blätter und Früchte getragen, hat seine Lasten abgeschüttelt, er treibt nicht mehr. Die Fluren, die euch ihre Garben geboten, haben ihr Kleid abgelegt, sie ruhen. Tausend lebendige Geschöpfe lagern sich jetzt wieder zum langen Winterschlafe. Wie viel liegt darin für den Menschen, wie viel Hinweis und Trost! Nicht immer soll des Lebens Unruh' währen, es kommt eine Zeit der Stille und des Friedens. Nicht immer soll der Schweiß der Arbeit von der Stirne rinnen, es kommt ein Abend mit erquicklicher Kühle vom Himmel herab. Nicht immer soll des Tages Hitze beugen und das Leben beschweren, es winken kühlende Schatten dem getreuen Arbeiter zu. Dem Getreuen, meine Geliebten! O, daß wir getreu erfunden würden! Der Müden sehe ich wol viele und der Gebeugten, die unter der Last der Arbeit lange geseufzt; aber daß Alle auch getreu erfunden würden! Wie sanft würdet ihr dann ruhen! Sanfte Ruhe aber geben nicht die Ehren, nach denen ihr geizt; nicht die Freuden, die sinnlichen, nach denen ihr hascht; nicht die Besitztümer der Erde, deren ihr nicht genug haben könnt. Sanfte Ruhe gibt ein unverletztes Gewissen, ein lebendiger Glaube und eine gläubige Tugend; sanfte Ruhe gibt ein Leben voll Liebe, Geduld und Gottseligkeit. Darum wol euch, ihr Getreuen in Amt und Beruf, die ihr bebaut das Feld der Wahrheit, der Tugend und der Gerechtigkeit! Ihr mögt wol viel Arbeit gehabt haben, und viel Undank und Verkennung dabei! Aber seid getrost, es folgt der Friede für euch, und für euren Namen die Achtung und Ehrfurcht aller Guten und Edlen. Wol euch, ihr Väter und Mütter, die ihr den Kindern gewesen, was ihr sein

solltet! Ihr mögt wol viel Mühe und Kümmerniß gehabt haben; aber seid getrost, es folgt die Zeit der Ruhe, und in die Ruhe folgt euch die Liebe, die Dankbarkeit, das Gebet derer, die euch Gott gegeben, und die ihr für Gott gebildet und erhalten habt. Seid auch getrost, ihr Armen, die ihr das Ende eures Mangels und eurer Mühseligkeit nicht absehen könnet! In Dessen Armen die Welt ruht, in Dessen Armen werdet auch ihr ruhen von den Sorgen des Lebens. Seid getrost, ihr täglich geplagten Brüder, die im Dienste ihrer Lebensaufgabe ihre Kräfte aufreiben und recht zur Mühe und Arbeit ausersehen scheinen! Der Tag, dessen Sonne euch auf's Haupt brennt, neigt sich, es wird Abend, und der Abend nimmt euch euer Joch ab und bettet euch zur Ruhe. Seid getrost, ihr Kranken und Leidenden, die den Tod herbeiseufzen und nicht finden können! Er kommt, er kommt gewiß: wie ihn der Vater der Welt in die Natur sendet, so wird Er ihn euch senden; darum haltet euch bereit, denn des Winters Anfang, den wissen wir wol, aber des Vaters Ruf, den wissen wir nicht, ob er am Abend ertönt, oder um Mitternacht, oder am Morgen.

Und diese Ruhe, meine Geliebten, fürchtet ihr sie etwa, weil über der Pforte, die zu ihr führt, das Schreckenswort zu lesen ist: Sterben? Da hört abermals, was die Zeit der Ernte euch predigt: nach der Ruhe neues, ewiges Erwachen. Darum streut ja der Landmann in die ersterbenden Felder den Samen aus, weil er weiß, es lebt nicht fort, was nicht zuvor stirbt, und was stirbt, wird wieder aufleben. Die Todtenstille des Winters wird weichen und ein neues Leben sich regen in allen Pulsen der sich verjüngenden Schöpfung. Wo die kalte Hülle von Schnee wie ein weites Leichengewand die einsamen Fluren deckte, da werden grüne Saaten aufkeimen, da duftige Kräuter entsprießen und würzige Blumen sich entfalten. Das starre Eis der Flüsse wird wieder zur lebendigen Flut, in welcher der Sonne Bild sich reiner spiegelt; in dem erwärmten Boden wimmeln von Neuem zahllose Geschöpfe, in der milden Luft ertönt wieder der Vögel munteres Lied, und auf der erwachten neu verklärten Erde bewegt sich ringsum ein frisches, fröhliches Leben. O schönes und doch so schwaches Bild des höheren, reineren Lebens, das unser wartet über den Gräbern! Was das Allmachtswort des Weltenschöpfers unbegreiflich zwar, aber doch unwidersprechlich und vor Aller Augen thut in der leblosen Natur, das wird Er schöner und herrlicher noch an uns vollenden. Die Natur weist darauf hin, der Apostel bestätigt es, und Christus hat es uns durch seine Auferstehung zur unumstößlichen Gewißheit erhoben. Was du säest, sagt die Schrift, lebt nicht, es stürbe denn zuvor, und was du auch säest, so säest du nicht den Körper, der werden soll, sondern bloßes Korn, Gott aber gibt ihm einen Körper: — so wird der Leib gesäet in Verweslichkeit, auferstehen aber wird er in Unverweslichkeit; gesäet wird ein thierischer, auferstehen wird ein geistiger Leib.

Förster.

18. Die heiligen Zeiten.

Zu den Mitteln der Kirche, das Leben des Menschen zu erhöhen und zu veredeln, gehören auch die heiligen Zeiten, welche das Kirchenjahr bilden. Geht der Christ mit seinem Gemüte in das Kirchenjahr ein, so nimmt er innigen Antheil an der heiligen Trauer und der heiligen Freude der Kirche, und sein Leben ist nach innen und außen ein wahrhaft kirchliches. Er lebt das ganze Jahr hindurch in frommer Erinnerung, was zum Heile der sündhaften Menschheit durch die Barmherzigkeit Gottes geschehen ist, und kennt

keine edlere Trauer und keine reinere Freude, als die er mit der Kirche theilt. Gedenket er z. B. des Tages dreimal beim Glockengeläute, daß Maria von dem Engel des Himmels als die Mutter des Erlösers begrüßt wurde, so erinnert er sich der Verheißung Gottes, der unglückseligen Menschheit einen Erlöser zu senden, preiset Gottes Wahrhaftigkeit und Treue, sein liebevolles Vaterherz gegen seine hilflosen Kinder und seine ewige, unverletzliche Gerechtigkeit und Heiligkeit, freuet sich, daß er in der Zeit der Erlösung lebt und fühlt sich zu kindlichem Danke verpflichtet. Wie in Betreff des englischen Grußes, so verhält es sich mit den heiligen Zeiten der Kirche. Dieselben sind geeignet, eine heilige Trauer über das selbstverschuldete Verderben der Menschheit, eine lebhafte Sehnsucht nach voller Erlösung durch Jesus, heilige Freuden, Bewunderung der unendlichen Liebe Gottes, Lobpreisung und Dank, ernste Entschlüsse und Angelobungen zu erwecken und somit das Leben des Christen zu nähren und zu pflegen. Indem die Kirche sich ein von dem gemeinen abweichendes Jahr angeordnet hat, macht sie den Christen aufmerksam, daß er zwei Zeiten zu unterscheiden habe, von welchen die eine sich mehr auf sein zeitliches, die andere mehr auf sein unsterbliches Leben bezieht. Wie es zwei Sonnen gibt für das menschliche Leben, — die natürliche Sonne und die Sonne der Gerechtigkeit, Christus, beide aber einander nicht ausschließen, so besteht neben dem natürlichen Sonnenjahr für den Christen ein Jahr der Sonne der Gerechtigkeit, ein christliches oder kirchliches Jahr. Und wie das natürliche Jahr die Zeit umfaßt, welche in die weiteste Entfernung der Sonne von der Erde und ihre höchste Annäherung an diese fällt, so umfaßt das kirchliche Jahr die Zeit, in welcher sich die Menschheit am weitesten von der Sonne der Gerechtigkeit entfernt hatte, und schließt mit der Vollendung des Reiches Gottes oder der vollendeten Vereinigung mit Christus. Das Kirchenjahr stellt daher die Geschichte der Menschheit auf eine großartige und geistreiche Weise — in großen Umrissen — in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Wer sich daher gläubig an die Kirche anschließt und ihr Jahr mit frommem Sinn durchlebt, dessen Herz wird nicht nur mit heiliger Freude und Trauer, sondern dessen Verstand auch mit einer Weltansicht erfüllt, die sich außerhalb der Kirche nicht gewinnen läßt. Obgleich das Kirchenjahr unabhängig vom Sonnenjahr besteht, so schließen sich doch die heiligen Zeiten desselben sehr passend an die Jahreszeiten der Natur an und werden durch diese in ihrem Eindrucke verstärkt.

Das Kirchenjahr umfaßt d r e i heilige Zeiten, die Weihnachtszeit, die Osterzeit und die Pfingstzeit, die durch besondere Feste ausgefüllt sind. Die Weihnachtszeit umfaßt die Adventszeit, das Geburtsfest des Heilandes, das Gedächtniß des ersten Blutzeugen Christi und des Apostels und Evangelisten Johannes, der besonders die Menschwerdung des Sohnes Gottes verkündigt hat, das Fest der unschuldigen Kinder, und schließt sich mit dem Beginn der Fastenzeit ab. Diese kirchliche Zeit richtet den Blick der Gläubigen auf den Zustand der Menschheit v o r der Ankunft des Erlösers und legt dem Herzen derselben nahe, was uns Gott in seinem Sohne geschenkt hat. Weil uns das Christentum nur dann erst recht verständlich wird, wenn wir uns in den Zustand der Juden und Heiden in Gedanken zurückversetzen, und nur unter dieser Voraussetzung die unendliche Liebe und Wolthat Gottes in der Dahingabe Seines Sohnes erkennen, so beginnt auch die Kirche ihr Jahr mit dem Advent, d. h. mit der Ankunft Jesu Christi oder mit der Erinnerung, daß der Erlöser einmal gekommen ist, aber am Ende der Zeiten wieder kommen wird. Die Ankunft oder die Menschwerdung des Sohnes Gottes hat aber ihren Grund in dem religiös-sittlichen Zustande der alten Welt; darum wird

unser Blick notwendig auf jene Zeit gerichtet. Erforschen wir jene Zeiten genauer, so finden wir ein von seiner Idee abgefallenes Leben voll Finsterniß, Verkehrtheit, Kraft- und Mutlosigkeit, Trostlosigkeit und Verzweiflung, voll Elend und Verderben. Da aber der Geist des Menschen sich nicht selbst aufgeben und seine ewigen Bedürfnisse nicht unterdrücken kann, finden wir unter den Heiden ein jammerhaftes Seufzen und eine stille Sehnsucht nach einem bessern Zustande, unter den Juden aber eine sehnsuchtsvolle Erwartung eines verheißenen Retters. Mit Wehmut und Trauer wird das Herz des Christen erfüllt, wenn er sich lebhaft zu Gemüte führt, daß die Menschheit sich durch eigene Schuld so sehr entwürdigt und in so großes Elend gestürzt hat. Die winterliche Jahreszeit der Natur, die Kürze und Dunkelheit der Tage und die Erstorbenheit des Naturlebens versinnbilden die Geistesnacht und die Erstorbenheit des geistigen Lebens der alten Zeit, und eignen sich zu der kirchlichen Wehmut und Trauer. Der Christ fühlt sich besonders in dem Hinblick auf die zweite Ankunft Christi zum Gerichte in dieser Zeit aufgefordert zur Buße, um sich im Leben immer mehr mit Christus zu verbinden, und vor dem Weltenrichter einst zu bestehen. Um diejenige Jahreszeit, in welcher sich die Sonne der Erde wieder zu nähern, die Tage länger zu werden und mehr Licht zu verbreiten beginnen, feiert die Kirche die Menschwerdung des Sohnes Gottes, den Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit. Mitten in der Geistesnacht der Welt und in der Erstorbenheit des höheren Lebens der Menschheit wurde in einem Winkel der Erde Derjenige geboren, der nach dem ewigen Ratschlusse Gottes das Licht der Welt wurde und der Welt ein neues Leben einflößte. Wie mit der Annäherung der Sonne das Leben der Natur wiedergeboren zu werden beginnt, so wurde die Geburt des Gottmenschen der Anfang der Wiedergeburt der Welt. Und wie die sich nähernde Sonne der Erde alsbald die Erstlinge der Blumen entlockt, so schließt sich unmittelbar an das Wiedergeburtsfest der Menschheit eine Purpurviole (der heilige Stephanus) an, welche die Sonne der Gerechtigkeit in's Dasein gerufen. Wie Stephanus durch sein Martyrium, so hat Johannes durch sein Evangelium seinen unerschütterlichen Glauben bekannt, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist. Die Kinder, die wegen des Christkindes getödtet wurden, haben nicht durch ihre Sprache, sondern durch ihren Tod verkündigt, daß das Christkind der geliebte Sohn Gottes sei, dem Niemand das Leben entreißen könne, ehe seine Stunde gekommen ist. Durch die Beschneidung und Darstellung Jesu im Tempel zeigt es sich, daß der Erlöser aus dem Volke Israel hervorgegangen, unter dem Gesetze geboren und nicht gekommen sei, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen. So sehr die Adventszeit den frommen Christen mit heiliger Wehmut und Trauer und ernstem Bußgeiste erfüllt, indem er sich noch nicht als gänzlich erlöset fühlt, so freudig schlägt sein Herz an Weihnachten, indem er von dem Troste ganz erfüllt wird, der in der Thatsache liegt: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab!“

Die Weihnachtszeit legt dem Christen das Geheimnißvolle und Wunderbare der Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Jugendgeschichte Jesu an's Herz, während die Osterzeit das öffentliche Wirken und die Schicksale Jesu vor Augen stellt. Mit dem öffentlichen Auftreten als Erlöser beginnt das Leiden Jesu, in welchem er dem Vater den stellvertretenden Gehorsam bewies, bis zum Tode am Kreuze. Diese Zeit hat zu ihrem Mittelpunkt den Erlösungstod Jesu, der als solcher durch seine Auferstehung beglaubigt wurde. Weil durch den Erlösungstod die Welt mit Gott versöhnt, die Welt zu Gott in ein neues Verhältniß gesetzt wurde, soll auch der einzelne Mensch mit freiem Willen in ein neues Leben treten, geistig auferstehen oder wieder ge-

boren werden. Da aber dies nur durch eine Sinnesänderung oder dadurch geschehen kann, daß er den alten Menschen auszieht und den neuen anzieht nach Christus, leitet die Kirche diese heilige Zeit ein durch die Fastenzeit, welche den Christen zunächst daran erinnert, daß es ihm nichts helfe, da das Leben von kurzer Dauer ist, wenn er auch die ganze Welt gewinne, aber an seiner Seele Schaden leide, daß es besser sei, mit einem Auge u. s. w. in's ewige Leben einzugehen, als mit zwei Augen in die Hölle geworfen zu werden. Weil die Erlösung dem Christen nur dann zu Theil wird, wenn er seinerseits auch der Sünde abstirbt und seine sittliche Auferstehung vorbereitet, hat die Fastenzeit die Bedeutung und Absicht, den Christen mit Trauer über seine Sünde und wahrem Bußgeiste zu erfüllen, und legt demselben nahe, daß unser alter Mensch mitgekreuzigt worden ist, auf daß der Leib der Sünde zerstört werde und wir nicht mehr der Sünde dienen (Röm. 6, 6).

Während der Fastenzeit wandelt der Erlöser vor unserm Geiste als der größte Wolthäter der Menschheit, aber so vielfach verkannt und verfolgt, bis Er endlich der Verblendung und dem Hasse der Welt als Opfer erlag. Das freiwillige Leiden des guten Hirten, um die verirrten Schafe auf seinen Schultern heimzutragen, ist die rührendste Aufforderung zur Buße und Sinnesänderung. Das Leben der Natur kehrt zu dieser Zeit immer mehr zurück. Die Tage werden länger und wärmer, Schnee und Eis schwinden immer mehr, und schon sieht man da und dort Frühlingsblumen. Ist diese Zeit nicht geeignet, den Christen aufzufordern, die Dunkelheit, die Kälte und Erstorbenheit der Sünde aus seinem Herzen zu entfernen und zu einem neuen Leben fortzuschreiten? Am Palmsonntage hielt Christus einen feierlichen Einzug in Jerusalem, um in Seinem freiwilligen Tode den höchsten Triumph der himmlischen Liebe zu feiern, und durch denselben einzugehen als König in das Ihm vom Vater übertragene Reich über die Menschheit. Wie Er so bereit war, durch seinen Opfertod der Welt neues Leben mitzutheilen, zeigt Er zugleich durch die Handlung der Fußwaschung, daß das Princip des neuen Bundes D e m u t sei, und stiftet das Sacrament, durch welches er die innigste Verbindung mit den Seinigen bis an's Ende der Welt erhalten will. Nachdem Er sich selbst als Gottmensch den Seinigen vermacht hat, geht Er mit klarem Bewußtsein und freiem Willen in den unverschuldeten Tod, um für die Schuldigen ein Gott wolgefälliges Opfer darzubringen und die Welt mit Gott zu versöhnen. Der Todestag des Gottmenschen ist der Geburtstag der Welt, der Tag der Wiedergeburt. Auf Golgatha wurde der Kreuzesbaum dem Baum des Paradieses entgegengesetzt. Von diesem ging der Tod aus, von jenem das Leben; an jenem wurde besiegt, der an diesem gesiegt hat. Die ewige That der Erlösung, welche die ganze Menschheit umfaßt, ist vollbracht; darum erscheint der Erlöser, während Sein Leib in dem Grabe liegt, den Frommen der Vergangenheit. Auf die welterlösende That folgt die A u f e r s t e h u n g des Weltheilandes, welche beweiset, daß Derjenige sein Leben zum Opfer brachte, der das Leben in sich selber hat, Macht hat, es hinzugeben und es wieder zu nehmen, und lebendig zu machen, welche er will. Mit dem Tode Jesu ist die alte Welt erstorben, mit Seiner Auferstehung ist eine neue erstanden. Das erwachende Leben der Natur erhöhet die Freude des christlichen Herzens über die Auferstehung Jesu, die ihm Bürgschaft ist, daß auch er in Aehnlichkeit mit der Natur auferstehen werde. Wie leicht und frei athmet die Brust des frommen Christen an dem Auferstehungsmorgen, da er sich als lauter Leben fühlt und mit dem Apostel ausruft: „Tod, wo ist dein Sieg!" Die Osterzeit schließt mit dem weißen Sonntag, an welchem die Katechumenen in die Gemeinschaft mit Christus und den Heiligen auf-

genommen werden. Der weiße Sonntag ist die Vermehrung der Familie Christi auf Erden.

Während der Pfingstzeit feiert die Kirche die Sendung und Wirksamkeit des heil. Geistes. Diese Zeit beginnt mit der Himmelfahrt Christi und endigt mit dem folgenden Advent. Da der heil. Geist das Werk der Erlösung fortzuführen hat bis zur Vollendung des Reiches Gottes in der Menschheit, sendet ihn der Sohn, nachdem er die Erde verlassen hatte, vom Vater herab. Er macht das objective Werk der Erlösung subjectiv, indem er den Glauben an Christus erweckt, die Lehre Jesu zur vollen Erkenntniß bringt, die Ueberzeugung gibt, daß wir in Wahrheit Erlöste sind, das Herz mit höherer Liebe erfüllt und Hoffnung auf die Verdienste Christi einflößt. Diese Wirksamkeit bewährte der heil. Geist bei seiner Erscheinung auf Erden am Pfingstfeste, und diese ist es, die er bis an's Ende der Welt fortsetzt. Die Bedeutung der heil. Pfingstzeit ist daher, daß das wahrhaft christliche Leben erst durch die Wirksamkeit des heil. Geistes vermittelt wurde und stets vermittelt wird. Mit dem Pfingstfeste feiert die Kirche das Princip des kirchlichen Lebens — die Vollendung der Erlösung durch den heil. Geist. Die Zeit, in welcher sich die Sonne über die Erde erhebt und immer mehr Licht und Wärme bewirkt, geht zur Seite der Ausgießung des heil. Geistes, der Sonne des Lichtes und der Wärme des geistigen Lebens. Indem der heil. Geist die Vereinigung der Menschen mit Christus und Gott vermittelt, ist der Glaube an den dreieinigen Gott die Grundlage des christlichen Lebens und wird von der Kirche an dem Sonntage nach Pfingsten gefeiert. Weil die Wirksamkeit des heil. Geistes vorzüglich dahin geht, die Wiederholung des Lebens Jesu in dem Erlösten zu vermitteln oder Christus in Jedem lebendig zu machen, feiert die Kirche das Frohnleichnamsfest als das Fest der wirklichen Vereinigung mit Christus oder als die lebendige, wirkliche, christliche Religion. Die Kirche richtet von nun an den Blick der Gläubigen auf die Ausbreitung der christlichen Religion und die Segnungen derselben, welche dem heil. Geiste durch sichtbare Vermittlung zugeschrieben werden; darum feiert sie auch in dieser Zeit das segensreiche Andenken an die zwei großen Apostel Petrus und Paulus. Wie die natürliche Sonne durch Licht und Wärme überall mannigfaltiges Leben und Lebensfreude verbreitet und die Frucht zur Reife bringt, so führt auch der heil. Geist wie jeden Einzelnen so das ganze Reich Gottes zu seiner Reife. Der Herbst der Natur ist das Sinnbild der Vollendung des göttlichen Reiches in der Menschheit und der Vorbote des Endes von allem Zeitlichen; darum stellt die Kirche in dem Feste Allerheiligen die zukünftige Vollendung des Reiches Gottes dar als ewige lebendige Gemeinschaft vollendeter Heiligen, in welche jenseits auch noch diejenigen aufgenommen werden, welche am Reinigungsorte geläutert wurden. Gegen das Ende des gemeinen Jahres, zu der Zeit, in welcher das Leben der Natur gänzlich zu ersterben scheint, erinnert uns die Kirche an den Untergang der Welt und beginnt ihr neues Jahr mit der Wiederkunft Christi oder macht den Anfang ihres Jahres mit dem Ende des Reiches Gottes in der Menschheit.

Mit den Festen des Herrn, in welchen das Kirchenjahr seinen Verlauf nimmt, werden die Feste der Heiligen verbunden. Während die Feste des Herrn die Gnade Gottes darstellen, mit welcher er seinen hilfsbedürftigen Kindern stets entgegenkommt, zeigen uns die Feste der Heiligen, wie der Mensch die Gnade Gottes aufnehmen und mit ihr wirken soll, damit das Werk der Erlösung an ihm vollzogen werde. Weil Gottes Sohn nur dadurch der wahre Erlöser der Menschen werden konnte, daß er die menschliche Natur annahm und in Allem wie ein Mensch befunden wurde, steht die Mutter

desselben, die Jungfrau Maria, in so enger Verbindung mit dem ganzen Erlösungswerke, daß man zu keiner Zeit ihr eine besondere Verehrung versagen konnte. Da sie in ihrer erhabenen Mutterwürde als Vermittlerin zwischen dem welterlösenden Gottessohne und der der Erlösung bedürftigen Menschheit steht, hat die Kirche nach und nach die wichtigsten Momente ihres Lebens durch besondere Feste in dem Andenken der Christen zu erhalten gesucht. Die Kirche faßt das Leben Mariens als ein Ganzes auf, das theils als Werkzeug der göttlichen Gnade und theils als verklärte Menschheit erscheint. Weil der Name „Maria" alles Würdige, Edle, Schöne und Erhabene des Menschenlebens in sich faßt, war Maria von Anfang der Gegenstand besonderer Liebe, Bewunderung und Verehrung für alle frommen Christen.

In der Verbindung der Feste des Herrn mit den Festen der Heiligen zeigt sich das Wesen des christlichen Lebens. Es ist einerseits die Gnade, die dem sündhaften Menschen entgegenkommt und andererseits der freie Wille des Menschen, der die Gnade ergreift und sich durch sie erhebt zu der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit und der seligen Vollendung in Gott. Wie an Maria, so hat der Christ an allen Heiligen Beispiele eines wahrhaft christlichen Lebens, indem die Gnade Gottes und die Freiheit des Menschen stets zusammenwirken. Wer daher in Verbindung mit der Kirche lebt, wird auch von ihrem Geiste stets gehoben und getragen und aufgefordert, vorzugsweise nach geistiger Vollendung zu streben. Die kirchlichen Festzeiten haben auch von jeher einen wolthätigen Einfluß auf die Gläubigen gehabt.

M. Dursch.

19. Recitation und Declamation.

Unter Recitation wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt. Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objekte die Rede sei.

Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht.

Ganz anders ist es bei der Declamation oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angeborenen Charakter verlassen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich declamire. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Kraft und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Man könnte die Declamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihrem selbsteigenen Zwecke gemäß, sich

mit mehr Freiheit bewegt, die Declamirkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Declamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber gerät er in Eintönigkeit, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder andern Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

Um nun eine richtige Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen, solche mit dem gehörigen Tone der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt, und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner inneren Natur und nicht des darauf gelegenen Sinnes wegen mit stärker artikulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wol zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr artikulirten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde.

So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, und obendrein der stärker artikulirte Ton gefordert; z. B.:

„Nicht, wo die goldene Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter.“

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wol einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen sein; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Ebenso dem wenig Gebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärkste artikulirte Ton die Einbildungskraft aufregen, und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit dem vorstellen, was sie wirklich bedeuten.

Der Declamirende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen 2c. festzusetzen; nur hüte er sich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte.

Man kann aus diesem Wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

Für den anfangenden Declamator ist es von großem Vortheil, wenn er Alles, was er declamirt, so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme, und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die natürliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellen und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, so kann er gewiß sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Göthe.

20. Ueber die bildliche Darstellung.

Alle Begriffe können bildlich (durch Metapher, d. h. Uebertragung) dargestellt werden. Wir sprechen z. B. von dem Arm eines Flusses, Leuchters, vom Fuße eines Berges, vom Schnabel eines Schiffes; wir sagen: ein Berg steigt empor, verdeckt die Aussicht rc. Leblose Dinge werden so als thätige aufgefaßt. Besonders reich an Bildern ist die gehobene Darstellung und die poetische Sprache. Aehnliche Vorstellungen wecken sich und können daher für einander gesetzt werden; man sagt: in der Blüte des Lebens (statt in der Jugend); der Zahn der Zeit, das Rad des Schicksals; eine goldene Regel, bittere Erfahrungen; durch die Finger sehen (Nachsicht haben), die Klippe umschiffen (Gefahr vermeiden), die Schritte beflügeln, Jemandem Weihrauch streuen. B. Cotta, der Verfasser der Briefe über A. v. Humboldts Kosmos, schreibt an Humboldt: „Meine hauptsächlichste Bestrebung ist es, die Wirkung Ihres Kosmos noch mehr zu verallgemeinern, die Wellenkreise wissenschaftlicher Bewegung, die von Ihrem gewaltigen Wurf ausgehen, weiter und weiter ausschwingen zu lassen." Das ist bildliche Rede.

Besondere Arten des Bildlichen in Sprache und Dichtung sind: die Personification und die Allegorie.

1. Durch die Personification wird etwas Unpersönliches als bewußte, handelnde Persönlichkeit bezeichnet, z. B.: der Frühling lacht; geflügelt ist das Glück und schwer zu binden; die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt; schön ist's, wenn aus dem Grün die rote Beere schaut.

Wie die Sprache jedem Dinge ein Geschlecht (genus) zutheilt, so sucht insbesondere die Poesie (namentlich die Sage) den todten Dingen Leben zu verleihen und sie als persönliche Wesen darzustellen. Die Winde ringen — nach der Vorstellungsweise der Aelpler — mit einander; der See zürnt, tobt, speiet Schaum. In Untersteier, wo die wendischen Weiber bei Leichenbegängnissen weiße Kopftücher tragen, hört man, wenn bei Sonnenuntergang viele weiße Wölkchen erscheinen, vom Volke sagen: die Wolken gehen Abends ihre Mutter (die Sonne) begraben und kehren am Morgen weinend zurück (d. h. es gibt Regen). Am Titlis heißt die Witterungsregel: Hat der Nollen einen Bart (Nebelanflug), so wird das Wetter ure (d. i. wild). Man denke ferner an die zahllosen Sagen von versteinerten Personen und überhaupt an die Entstehungsweise der heidnischen Gottheiten, namentlich an die Entstehung der griechischen Götter. „Die elementaren Kräfte und Vorgänge der Natur, Sonnenschein, Regen, Blitz, das Fließen der Ströme, das Wachsen und Reifen der Vegetation werden als eben so viele Handlungen und wechselnde Zustände beseelter Wesen vorgestellt und in bildlichen Erzählungen ausgedrückt." So

ist diese religiöse Naturpoesie hervorgegangen aus den verschiedenen Personificationen, die der Sinnesart jedes Volkes zunächst gelegen haben.

Herder sieht in Bild und Empfindung den Ursprung der Poesie. „Von außen strömen Bilder in die Seele; die Empfindung prägt ihr Siegel darauf, und sucht sie auszudrücken durch Geberden, Töne und Zeichen. Das ganze Weltall mit seinen Bewegungen und Formen ist für den anschauenden Menschen eine große Bildertafel, auf der alle Gestalten leben. Er stehet in dem Meere lebendiger Wellen, und die Lebensquelle in ihm strömt und wirkt jenen entgegen. Was also auf ihn strömt, wie er's empfindet und mit Empfindung bezeichnet, das macht den Genius der Poesie in ihrem Ursprung."

Worte und Bild stehen in Wechselbeziehung, es sind „Correlate*), die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort das Gleichgewicht halten. Man sprach aus, was sich nicht bilden, und man bildete, was sich nicht aussprechen ließ."

Durch die bildliche Rede, durch Gleichniß, Fabel und Beispiel macht der Dichter und Redner das Gesagte anschaulich und bringt es dem Verständnisse näher.

Die Poesie verfährt personificirend (personbildend) vorzüglich im Mythus; die bildende Kunst schafft sichtbare Gestalten, indem sie geistige Anschauungen, Gefühle und Begriffe versinnlicht. Dies geschieht plastisch durch Einzelgestalten, malerisch durch Gruppen, in bestimmter Thätigkeit. Wie auch der Maler mit dem Bildhauer in der Personification zu wetteifern sucht, das zeigen z. B. Kaulbachs Bilder, welche den Entwicklungsgang der Weltgeschichte darstellen. In dem Bilde „die Sage" vorstellend erscheint die dämonische Größe der altgermanischen Dichtung verkörpert. Ein Riesenweib sitzt sie auf einem keltischen Hünengrab, den Stab in der gesenkten Rechten, den linken Arm mit der ausgebreiteten Hand vor sich hin gestreckt, das Haar theils unter dem Halse zusammengeknüpft, theils um Stirn und Antlitz, von innerer Erregung wie elektrisch aufwogend, ja man möchte sagen aufflammend; die sehr stark modellirte Stirn senkt sich tief herab mit den Braunen, an die das weit geöffnete Auge nah heranreicht, das Weiße sichtbar unterhalb der Pupille und des Augapfels. Odins Raben bringen ihrem Ohre geheimnißvoll Kunde, es ist als ob Weltaufgang und Weltuntergang mit ihren Schauern vor ihrem Blicke vorüberzögen. Das mächtige Bild wird von Armleuchtern eingerahmt, an denen sich die Sagen von Siegfried und Brunhild im lebendigen Spiel charakteristischer Figuren aufbauen, zugleich eine Versinnlichung wie Göttermythe, Heroendichtung und Kindermärchen aus einander hervorwachsen.

2. Die Allegorie. Das Wort kommt vom griechischen allegoreo, d. h. ich sage etwas anderes, nämlich als ich verstanden wissen will; allegoria (i betont) ist die Andeutung einer Sache durch einen andern Namen als sie eigentlich hat, oder durch ein der Sache ähnliches Bild. Z. B. das Leben ist einer Reise zu vergleichen; führe ich nun das Bild Reise (für Leben) im Einzelnen aus, so ist die Darstellung eine allegorische. Ebenso allegorisch ist Bürgers „das Blümchen Wunderhold", unter welchem der Dichter — wie

---

*) Correlativ heißt wechselbeziehlich, Correlata sind: in Wechselbeziehung stehende Dinge.

er am Schluße selbst sagt — die Bescheidenheit verstanden wissen will, nachdem er räthselgleich alle Merkmale vorher im Einzelnen angedeutet hat.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Aehnliches.

Symbol ist einzelnes Sinnbild; reihen sich mehrere Symbole zu einem Ganzen, und ist dieses Ganze dann ein Sinnbild für eine Idee, so ist das Ganze eine Allegorie. Die Lyra ist das Symbol der Poesie. Den allegorischen Beziehungen liegt lediglich ein Vergleich zu Grunde, der aber nicht immer treffend ist und erst durch Reflexion gefunden werden muß. Darum kann die Allegorie in der Kunst weniger Anwendung finden, als das Symbol, bei welchem das Bild unmittelbar zum Sinne führt. Wie das Samenkorn in die Erde gesenkt wird und dann aus ihm eine neue Pflanze hervorsprießt, wie die Raupe in der Puppe erstorben scheint und dann als Schmetterling wieder geboren wird: so knüpft sich die Unsterblichkeitshoffnung des Menschen an diese Naturerscheinungen und nimmt sie zum Sinnbild. Die Allegorie dagegen hat einen Gedanken bereits in der Form des Begriffs und nimmt nun einen äußern Gegenstand, um jenen durch einen Vergleichungspunkt mit ihm zu verbinden.

Schon in den ältesten Zeiten hat man Symbole in der Kunst angewendet. In der Kunsttheorie wird aber Allegorie häufig mit Symbol verwechselt. Ueber die Allegorie hat der große Kunstkenner J. Winckelmann eine umfassende Abhandlung geschrieben. In derselben sagt er: „Die Allegorie ist, im weitläufigsten Verstande genommen, eine Andeutung der Begriffe durch Bilder, denn da die Kunst und vornehmlich die Malerei, eine stumme Dichtkunst ist, wie Simonides sagt, so soll dieselbe erdichtete Bilder haben, das ist, sie soll die Gedanken persönlich machen in Figuren. Die eigentliche Bedeutung des Wortes Allegorie ist: Etwas sagen, welches von dem, was man anzeigen will, verschieden ist. Später ist der Gebrauch des Wortes erweitert und man begreift unter Allegorie Alles, was durch Bilder und Zeichen angedeutet und gemalt wird.“ In dieser Bedeutung gebraucht man auch das Wort Ikonologie (Bilderlehre), vorzugsweise in der christlichen Kunst. Die christliche Ikonologie befaßt sich mit der Erklärung und Deutung der kirchlichen Bildwerke und Kunstgegenstände, sowol nach ihren Hauptdarstellungen, als nach den gewöhnlich sie begleitenden Nebenbildern (Attributen und Symbolen). Man kann drei Arten von Gegenständen unterscheiden, die in der christlichen Bildnerei ihre Anwendung gefunden haben: symbolische, allegorische, historische. Bei symbolischen Bildwerken wird durch Thiere oder leblose Gegenstände irgend eine religiöse Idee verhüllt angedeutet; solche Sinnbilder sind z. B. der Anker (Hoffnung, Hebr. 6, 19.); Apfel (Sündenfall); das Auge in der Mitte eines Dreieckes (Gottes Allwissenheit, Sirach 23, 28.).

Allegorische Bilder, meist dem alten Testamente entnommen, gelten als Vorbilder von Christus oder stehen mit seinem Erlösungswerke in Beziehung, z. B. Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, bezieht sich auf Christus, der das lebendige Wasser des ewigen Lebens gibt.

Die historischen Bilder beziehen sich auf das neue Testament, namentlich auf Christus, Maria und die heilige Familie, die Apostel, Martyrer und andere Heilige.

„Die Sinnbilder in der Kunst hat die Not erfunden, der Künstler kann durch nichts Anderes verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Der Dichter dagegen bedarf der Sinnbilder nicht. Wenn dieser Abstraktes personificiert, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisiert.“

Fassen wir nun das Ganze der bildlichen Darstellung zusammen, so ergibt sich Folgendes:

1. Symbole finden wir in Zeichen und Handlungen, vornehmlich aber in der bildenden Kunst. Symbolisch ist: eine Geberde (z. B. eine Drohung mit dem Finger), oder ein Gegenstand, entweder im Bilde oder die Sache selbst (z. B. ein Regenbogen), oder eine Handlung (durch mimische Andeutung).

2. Symbolik ist für die Sinnesanschauung, für das Auge, dagegen Allegorie ist für die geistige Anschauung, also mehr für Rede und Dichtung. Allegorie setzt eine Beziehung voraus und insofern wird das Wort allegorisch auch in der bildenden Kunst (namentlich in der Malerei) angewandt. Es gibt also allegorische Dichtungen und allegorische Bilder. In ersteren kann die Thätigkeit von Thieren (z. B. Bienen) auf ähnliche Thätigkeiten und Handlungen von Menschen bezogen werden; das Thier dient zum Abbilde geistig-menschlicher Thätigkeit, und hier beginnt das (parabolische) Gleichniß, die Fabel. Besonders reich an Allegorieen ist die poetische Sprache; Heine sagt z. B.:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

3. Personification findet sich in der Sprache (durch Wort und Dichtung), aber vorzugsweise in der Mythologie und bildenden Kunst. In letzterer durch charakterisierende Personenbildung und symbolische Beigaben. Personification ist die schaffende That, sei es in der Idee (Mythe) oder sichtbar (durch ein gemaltes oder plastisches Bild). Symbol, Allegorie, Personification verhalten sich wie Anschauung, Reflexion, Einbildungskraft. Das Erste finden wir vorzugsweise in der bildenden Kunst, die Andere in der Poesie, und die Dritte vor Allem und zuerst in der Mythologie.

Vernaleken.

IV. Naturleben.

1. Naturstimmen.

Tausend Stimmen hat die Natur, aber nur Eine Sprache in allen Ländern, über allen Meeren, unter allen Zonen nur Eine Sprache, — eine Sprache, die zum Himmel erhebt, eine Sprache, welche die Seele entzückt. Ihr Ausdruck ist sanft, leise, aber auch stark und erhaben, ihre Töne sind Harmonie, ihr Klang heißt Wollaut. Glücklich und selig ist wer ihr lauscht, und sie ist leicht verständlich! — Die Sprache der Natur ist biegsam und melodisch, ihr Gesetz heißt Bewegung, das Todte spricht nicht, ihr Wort ist das Leben. — Die Luft, dieses unsichtbare, gestaltlose Element, ist Gottes Hauch, ist der Odem der Allmacht.

Lasset uns lauschen den heiligen Stimmen der Natur, vielleicht, daß sie Geheimnisse uns offenbaren, vielleicht, daß sie Beruhigung tönen in unsere Seelen und den Geist zur Erhebung beflügeln. — Labend umweht uns die Morgenluft. Ein sanftes Wehen und Rauschen zieht durch die Bäume, die blühenden Gräser flüstern, Halme neigen sich zu Halmen, Blätter zu Blättern; welch' wunderbares, süßes Wehen! Das ist das Morgengebet der Schöpfung! Die Blätter glänzen, und auf den Blättern und Blumen funkelt Thauglanz, und Alles schwankt und schimmert, flüstert und rauscht fort und fort; es ist eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn und wagen nicht ihn zu deuten. Aber wenn im Herbste die Wälder dumpfer brausen, und stärker sich die Wipfel beugen, und pfeifend der Sturm über die Gefilde saust und um die Wohnungen der Menschen heult, das ist das Schlaflied der Natur, das sie der Erde singt, und die Erde ist dann wie ein Kind, und huscht zaghaft unter die weiße Decke.

Melodisch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe sitzt neben ihr und lauscht dem Gesange der Wellen. Ihr Lied tönt von Freude und Friede, und die Vögel auf den Zweigen singen es nach in ihrer Sprache.

Die Waldbäche rollen geschwätzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was sie gesehen, welche Ufer, welche Blumen, und was sie gefunden, mit sich geführt und wieder verloren hat. Es klingt wie

Kindergeplauder, wie Gelispel der Unschuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geschwätzigen Bäche auf, da müssen sie schweigen lernen. Er gleitet hin in stolzer Ruhe, ernst und schweigend, und die Ufer spiegeln sich in ihm und der Himmel. Der Strom geht einen gewaltigeren Gang; wie ein Kriegsheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht schallt das Rauschen seiner Wogen, und ist er vollends angeschwollen von den Gewässern, die ihm die Schneeberge gesendet, da ist sein Rauschen ein Kampflied, ein Schlachtgesang, und Verheerung gießt er aus über die Länder, und mit Donnerliedern begrüßt ihn der Ocean. An die Felsenküsten schlagen schallend und schäumend die Wasserberge, und die Ufer zittern vor dem Schwalle.

Ocean, deine Wogen singen Grablieder denen, die in deinem tiefen Schoße unter den ewig bewegten, grünen Flutenhügeln schlafen! Sie haben schon viele Tausende eingesungen. Aber auch wenn spiegelklar das Meer ist, wenn kein Lüftchen es bewegt, wird doch über der ruhigen, stillen Flut ein wunderbares geheimnißvolles Brausen vernommen. Keiner sieht, wo es entsteht; es ist der Geist Gottes, der über den Wassern schwebt.

In der Schweiz, in Tyrol und in andern hohen Gebirgen umtönt das Ohr des Wanderers ein liebliches, geisterhaftes Flüstern; es ist nicht der Wald, von dem es kommt, es ist nicht der Bach, der plaudernd an ihm vorübergeht, nicht die Luft ist's, die ihn umfächelt, es ist das Geräusch der Wasserfälle in der Gegend umher. Das lispelt süß und lieblich und heimatlich, als wolle es ihn ewig fesseln. Darum regt sich in der Brust der freien Söhne der Berge so stark das Heimweh. Ach! das ist gar eine sehnsuchtsvolle Naturstimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerstehen ist, und manches Herz ist schon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte. Aber vor dem Donner der schäumenden Wasserfälle zittert das Land, und ihr gewaltiges Brausen predigt mit starker Stimme von Gottes mächtiger Hand, welche die Welt bewegt, hält und trägt.

Eine grauenvolle Weissagung tönt über weißen Wolken bang und fürchterlich, still ist die Luft und drückt schwül, es ist, als wolle das Leben aufhören zu atmen; aber jetzt rauscht es heller in den Lüften, und der Sturm macht sich auf und fegt wirbelnd über das zagende Land, und nun prasselt es nieder, auf die warme Wange des Sommers drückt sich ein kalter Eiskuß; die Blätter flattern im Winde, die Blumen knicken, vernichtet liegt die Ernte. — Und aus der Wolke zuckt die schnelle Feuerschlange; sie hatte lange geschlummert, und sie beißt den Wolkenlöwen wach, daß sein Gebrüll die Festen des Himmels erschüttert; aber unten flackert schon die Lohe empor, und wächst zum Riesen und will hinauf, der Dampf will Wolke sein.

Im Feuer ruhen gar gewaltige Stimmen und gar schreckliche, aber zu beschreiben sind sie nicht; eher noch ist der trauliche, heimliche Gesang der Flamme im Ofen zu schildern. Der Gesang spricht, wenn die Natur draußen stürmt und die Lüfte schaurige Melodieen heulen, gar gemütlich an unser Herz und regt es zum stillen Frohsinn auf.

Aber ob die Natur auch ihre Stimmen vernehmen läßt aus Luft und Feuer, aus Erde und Wasser, Viele bleiben immerdar taub für ihren Schreckens- wie für ihren Liebesruf, ja den letzteren verstehen sie am wenigsten. Glücklich, wer der Sprache der Natur lauscht, glücklich, wer sie versteht, und sie ist leicht verständlich, sie spricht nur Einen großen Gedanken aus: „Es ist ein Gott!“

L. Bechstein.

2. Das Kamel.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die Karawane schreitet in langem Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die Kamele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen sitzen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kamelen zur Seite gehen die Sklaven, im schwarzen Angesichte das bleiche Auge. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der rohe, gebietende Herr des Zuges. Alles, ein buntes Gewimmel, ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt empor; die Karawane kehrt sich ihr entgegen, begrüßt den Herrn der Schöpfung Und höher hebt sich die Sonne, ihre Glut strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt Jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karawane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, sie würde Rettung den Schmachtenden bringen; ja, das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der Wüste ein Quell, ein lebendig begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kamel hat ihn aus der Ferne schon gespürt und gewinnt plötzlich seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge blickt ein lebendiger Strahl; die matten Glieder durchzuckt ein elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karawane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und Alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne, an dem erweckenden Lichte der Erde. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Mut ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen, Gespräche erheitern die Nacht; Märchen werden erzählt, die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kamele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber, eine Oede verliert sich in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kamels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Fluten über die Ebenen; das Kamel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften, in der Ferne glänzt ein See. Die Oase ist erreicht! — Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht, der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, die Schritte der Menschen und Thiere erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige. Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt wie ein lechzender Tiger über dich her, trinkt dein Blut, er labt sich am Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen. — Das Kamel ist dem Araber geboren, ist sein Sklave, sein Reichtum, von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekka's, zu

Medina's heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Sahara zum reichen Timbuktu und dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverei, die behaarten Fetthöcker, auf dem Rücken; Schwielen an Brust und Knieen sind Folgen seiner Arbeit, sowie die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmut, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem Halse, dem Bart an Brust und Kinn, dem hagern Kreuz und kurzem Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang, schwer beladen, fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Mimose, der Disteln und stacheliges Gestrüpp sind seine Nahrung; es erlabt sich am Wasser der Cisterne und nimmt davon einen Vorrat auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trank aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demütig und geduldig beugt es die Kniee vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink des Herrn erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kamels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

R. Meyer.

3. Der Walfisch.

Obgleich der Mensch im Vergleich mit vielen Thieren klein und schwach erscheint, so ist er doch vom Schöpfer durch die Vernunft befähigt, die ganze thierische Schöpfung zu beherrschen. Er weiß durch Netz und Angel den Fisch aus der Tiefe des Wassers hervorzuziehen; sein tödtliches Geschoß ereilt den schnellsten Vogel in der Luft und das hurtigste Thier des Gefildes; selbst der furchtbaren Kraft des Löwen spottet er, und von seiner Kugel oder seinem Pfeile erreicht, wälzt sich der König der Thiere vor ihm in seinem Blute. Sogar den Riesen der Meere, den Walfisch, zu überwältigen ist ihm gelungen.

Folgt mir im Geiste über das weite Meer; wir wollen ihn selbst aufsuchen in seinem Elemente und Zeugen sein, wie er der erfinderischen Kraft des Menschen unterliegen muß.

In Hamburg besteigen wir ein Schiff, das zur Fahrt auf den Walfischfang ausgerüstet ist; denn der Frühling naht, welcher in den nordischen Meeren, wo die Walfische sich am häufigsten finden, das Eis vermindert. Sobald sich ein günstiger Wind erhebt, werden an den drei großen Mastbäumen die weißen Segel ausgespannt, die Anker gelichtet (in die Höhe gewunden), und dahin schwebt das stolze Gebäude, den Elbstrom entlang. Bald haben wir die Mündung erreicht, und vor uns liegt das unabsehbare Meer, dessen Wellen unablässig um das Schiff spielen, indem sie an die Planken desselben anschlagen und zurückprallen. Friedlich und anmutig erscheint es jetzt, da die Stürme ruhen; aber furchtbar kann es sich verwandeln, wenn ein Orkan es aufregt. Die jetzt sanft bewegte Fläche wird dann zu Bergen und Thälern, die schnell mit einander wechseln; thurmhoch heben die schwarzen, weißschäumenden Wellen das Schiff und stürzen es schnell in einen Abgrund hinunter, aus dem es bald eine neue Woge emporreißt. Aber dennoch trotzt es der Gefahr, wenn nur nicht Klippen und Sandbänke oder eine Küste in der Nähe ist, woran es zerschellen müßte; mit festgebundenen Segeln fliegt es vor dem Winde dahin, wenn gleich die Wellen darüber sich hinstürzen und manchmal es gänzlich zu bedecken scheinen.

Unsere Fahrt geht immer nordwärts; wir steuern durch die Nordsee, dann nach Nord-West, in das große atlantische Meer. Noch immer geht es

vorwärts; schon lange haben wir nichts als das Meer und den Himmel gesehen. Immer kälter wird es, obgleich in unserm Vaterlande der Frühling schon völlig seinen Einzug gehalten hat. Bald erblicken wir andere Schiffe, die ein ähnlicher Zweck diese kalten Meere aufsuchen ließ, und nachdem wir mehrere Wochen unterwegs gewesen sind, sind wir in der Davis-Straße, in der Nähe der grönländischen Küste, angelangt, wo wir Anker werfen. Vor mehreren Wochen bedeckten hier noch meilenweite Eisfelder den See, von denen sich ungeheure Massen krachend losrissen, in das aufbrausende Wasser stürzten und, manigfach gestaltet und von der Sonne gefärbt, als Verderben drohende Eisberge umherschwammen. Auch jetzt sind sie noch nicht völlig verschwunden, jene Erscheinungen des in diesen Gegenden nur auf kurze Zeit entweichenden Winters; aber ihr furchtbares Ansehen hat die Natur einstweilen verloren.

Auf unserm Schiffe herrscht jetzt das munterste Leben; man trifft die zu der bevorstehenden Arbeit notwendigen Vorkehrungen, denn schon hat man Walfische erblickt. Seht ihr dort die Wasserstrahlen, die gleich Fontainen vom Meere aufsteigen? Hier gewähren sie, von der Sonne beleuchtet, den prachtvollsten Anblick; dort in weiterer Entfernung sind sie dem aus den Schornsteinen emporsteigenden Rauche nicht unähnlich. Daran erkennt ihr die Nähe der Walfische; denn sie sind es, welche durch zwei große Spritzlöcher auf dem Kopfe, die ihnen zum Atmen dienen, das beim Fressen und Atemholen verschluckte Wasser mit großer Kraft, daß man weithin das Brausen hört, hervorblasen.

Jetzt werden kleine Boote, von denen unser Schiff fünf bei sich führt, vom Verdeck herniedergelassen, und jedes mit sechs bis sieben Matrosen bemannt. Eines bestiegen auch wir; die Fahrzeuge stoßen ab und verbreiten sich nach verschiedenen Richtungen, um Walfische aufzusuchen und Jagd auf sie zu machen. Da brauset, unserem Boote nicht fern, ein mächtiges Thier durch die Fluten daher; das Wasser schäumt, von seinem kräftigen Schwanze geschlagen, und hochauf spritzen die Wasserstrahlen aus seinen Nasenlöchern. Kühn rudern die Matrosen mit verdoppelter Schnelligkeit hinan; sie sind freudig gespannt in der Hoffnung auf die nahe Beute; unser Herz erbebt vor der nahen Gefahr; denn tauchte der Walfisch unter unserm Schiffchen empor, so würde es auf seinem Rücken zerbrechen, oder träfe es ein Schlag seines Schwanzes, so würde es davon zerschellt werden.

Jetzt sind wir ihm ganz nahe gekommen; ruhig liegt er nun auf der Meeresfläche und läßt sich von den Wellen schaukeln. Schon steht im Vordertheil unseres Bootes der Harpunierer, den aufmerksamen Blick auf den Walfisch gerichtet, die Harpune in der Hand. So nennt man einen Wurfspieß von fünf bis sechs Schuh Länge, der aus einem dicken hölzernen Stiele und einer stählernen Spitze mit Widerhaken besteht. Noch ein paar Schritte rudern die Matrosen weiter, dann halten sie die Ruder an, mit Kraft wirft der Harpunierer sein Geschoß, und der Walfisch ist getroffen, was ein Springquell von Blut verkündet. Sobald er seine Wunde fühlt, schießt er mit Blitzesschnelle in den Meeresgrund hinab. Ihm folgt das lange Seil, welches mit dem einen Ende an der Harpune befestigt ist und schnell und leicht von einer Winde im Schiffe abläuft, indem er niederfährt. Lange aber kann er nicht in der Tiefe ausdauern, weil er wieder Atem schöpfen muß; er taucht wieder auf; aber sobald er sichtbar wird, werden neue Geschosse auf ihn geschleudert. Er taucht wieder unter und kommt, immer matter werdend, bald wieder empor. Jetzt wagt das Schifflein sich noch näher hinan; eine Menge von Lanzen wird auf ihn geschleudert, und end-

lich sucht man ihm, indem man ihm einen Spieß durch den Leib bohrt, den Todesstoß zu geben. Aber jetzt haben wir alle Ursache, auf unserer Hut zu sein und unser Boot vor ihm zu wahren, denn noch einmal, doch zuletzt, äußert er seine furchtbare Kraft; Strahlen von Wasser und Blut fahren aus seinen Spritzlöchern, und wütend schlägt er mit seinem Schwanze, daß das Wasser schäumend hoch emporspritzt. Dann wird er still, legt sich auf die Seite und stirbt.

Sobald der Walfisch von der Harpune getroffen war, hatte man im Boote eine kleine Fahne aufgesteckt, um dem Schiff, zu dem es gehört, ein Zeichen von dem glücklichen Erfolge der Jagd zu geben. Kaum hat man es dort bemerkt, so springt, was nur das Schiff verlassen kann, in ein Boot und rudert schnell zu uns heran. Jetzt befestigt man Stricke um den Hals und Schwanz des todten Thieres und zieht es so an das große Schiff heran. Dann springen einige Matrosen aus den Booten auf seinen Leib, die Schuhe mit Stacheln versehen, damit sie nicht ausgleiten, und fangen an, den Speck loszuhauen, denn das Fleisch des Thieres wird von den Europäern nicht benutzt. Wir wollen ihnen folgen, um den Walfisch genauer betrachten zu können.

Seiner Gestalt nach gleicht er ganz einem Fische, wofür man ihn auch sonst hielt und was sein Name bezeugt; er gehört jedoch zu den Säugethieren, da er rotes warmes Blut hat, durch Lungen atmet und seine Jungen säugt. Durch seine Größe übertrifft er alle andern Thiere auf dem Lande und im Meere, denn seine Länge beläuft sich auf 60—70 und seine Breite in der Mitte auf 40 Fuß. Das ganze Gewicht kann man auf 100,000 Pfund schätzen. In früheren Zeiten, als man diesen Thieren noch nicht so viel nachstellte, und sie daher länger lebten und ihre eigentliche Größe erreichten, sollen manche von 120 Fuß Länge und 300,000 Pfund Gewicht gefangen worden sein. — Die über einen Zoll dicke Haut ist ganz glatt, oft mit Seegewächsen, Muscheln und anderen Seethieren besetzt, und sieht schwarzgrau aus. Unter der Haut liegt der Speck, welcher einen halben bis einen ganzen Fuß dick ist, womit die Natur alle warmblütigen Thiere versehen hat, die in den nördlichen Gewässern leben, um sie gegen die Kälte zu schützen. — Sehr groß ist der Kopf, der fast ein Drittel der Länge des ganzen Körpers ausmacht. Dieser läuft nicht spitzig aus, wie bei den meisten Fischen, sondern ist bis an's Ende ziemlich gleich breit und dick. Oben, ungefähr auf der Mitte desselben, sitzen die beiden schon erwähnten Spritzlöcher, die er gebraucht, wie andere Thiere die Nase, um Atem zu holen, und durch welche er das Wasser von sich spritzt. Ungeheuer weit ist der Rachen; denn seht, dort fährt ein Kahn mit acht Menschen hinein, welche die Zunge und die Barten herausarbeiten wollen. Die Zunge ist am Unterkiefer festgewachsen und besteht fast aus lauter Speck. Natürlich ist diese auch nicht klein, sie wiegt nicht selten ein paar tausend Pfund. Die Barten sind mehrere hundert lange hornartige Platten im Oberkiefer, aus welchen man das Fischbein bereitet, das euch ja bekannt genug ist. Zähne bemerken wir gar nicht; der Walfisch gebraucht auch keine, da er sich nur von kleinen Fischen, Krebsen, Seewürmern und dergleichen nährt, die er nicht zu zerkauen braucht, sondern ganz verschluckt. Nur klein dürfen die Thiere, welche seine Nahrung ausmachen, sein; denn sein Schlund ist nur so weit, daß man eben eine Faust hindurchstecken kann. Zu beiden Seiten des Kopfes, ziemlich weit nach hinten zu, befinden sich die verhältnißmäßig kleinen Augen, die nicht viel größer als Ochsenaugen sind. Wo der Kopf sich an den übrigen Körper anschließt, bemerken wir unten ein paar Flossen, mit welchen der Walfisch blitzschnell im Wasser umherfahren kann. Bei genauer

Untersuchung erkennen wir darin deutlich die Knochen, die bei den andern Säugethieren den Fuß bilden. Den größten Umfang hat das Thier in der Mitte, wo sich der Rücken etwas wölbt und dann immer schmäler bis zum Schwanze ausläuft. Auch dieses unterscheidet den Walfisch von den Fischen, denn er liegt platt auf dem Wasser.

Nachdem nun unsere Gefährten Speck, Zunge und Barten losgehauen und in das große Schiff gebracht haben, läßt man das Uebrige im Wasser liegen, was bald Raubthieren allerlei Art zur willkommenen Beute wird. Der Speck, aus dem in Europa Thran gemacht werden soll, wird darauf in Tonnen verpackt, und wol an hundert werden damit gefüllt. Den Gewinn, den man aus einem mittelmäßigen Walfische zieht, rechnet man gewöhnlich auf 1500 Thaler; ein großer dagegen ist wol 5000 Thaler werth. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß auch die Ausrüstung und Unterhaltung eines Schiffes zum Walfischfang sehr viel kostet.

Mit dem Fange des einen Thieres sind aber unsere Schiffgenossen nicht zufrieden; man sucht, wo möglich, drei zu erhalten, und erst dann kehrt man, froh der gemachten einträglichen Beute, nach Europa zurück. Immer freilich gelingt es nicht, so viele zu fangen.

R. Meyer.

4. Der Kuckuk.

Wir aßen unser Fleisch im Freien, blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltungen. — Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Fluge und seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit dem Kuckuk hatte.

„Es gab eine Zeit,“ sagte Göthe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuk sei nur im Sommer ein Kuckuk, im Winter aber ein Raubvogel.“

„Diese Ansicht,“ erwiederte ich, „existiert im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichniß des schändlichsten Undanks.“

„Soviel ich weiß,“ sagte Göthe, „klassificiert man den Kuckuk zu den Spechten.“

„Man thut das mitunter,“ erwiederte ich, „wahrscheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen seiner schwachen Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin stellen. Er hat für die Lebensart der Spechte so wenig den starken Schnabel, der fähig wäre, irgend eine abgestorbene Baumrinde zu brechen, als die scharfen, sehr starken Schwanzfedern, die geeignet wären, ihn bei einer solchen Arbeit zu stützen. Auch fehlen seinen Zehen die zum Anhalten nötigen scharfen Krallen, und ich halte daher seine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, sondern nur für scheinbare.“

„Die Herren Naturforscher,“ versetzte Göthe, „sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgend einen eigentümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt, und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.“

„So wird die Nachtigall,“ fuhr ich fort, „zu den Grasmücken gezählt, während sie in der Energie ihres Naturells, ihrer Bewegungen und Lebensweise weit mehr Aehnlichkeit mit den Drosseln hat. Aber auch zu den Drosseln möchte ich sie nicht zählen. Sie ist ein Vogel, der zwischen beiden steht,

ein Vogel für sich, so wie auch der Kuckuk ein Vogel für sich ist, mit so scharf ausgeprägter Individualität wie einer."

„Alles, was ich über den Kuckuk gehört habe," sagte Göthe, „gibt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst räthselhafte Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nichtsdestoweniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demselben Falle! Wir stecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beste der Dinge ist uns verschlossen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir sehen sie nach Honig fliegen, Stunden weit, und zwar bald in dieser, bald in jener Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen; dann eben so lange nördlich nach blühender Heide; dann wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: Jetzt fliegt dorthin; da gibt es Etwas für euch! Und dann wieder: Dort; da gibt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen, wie an einem unsichtbaren Gängelbande, hierhin und dorthin; was sie aber eigentlich leitet, wissen wir nicht. Eben so die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld; sie schwebt über einem Meer von Halmen, das der Wind hin- und herwiegt, und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußern Dinge liegen klar vor uns, wie der Tag; aber ihr inneres, geistiges Band ist uns verschlossen."

„Mit dem Kuckuk," sagte ich, „ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgend eines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönches legt; ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rotkehlchens und des Zaunkönigs. Auch wissen wir gleichfalls, daß diese Vögel Insekten-Vögel sind und sein müssen, weil der Kuckuk selber ein Insekten-Vogel ist und der junge Kuckuk von einem samenfressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuk, daß diese Vögel auch wirklich Insekten-Vögel sind, da doch alle die genannten, sowol in ihrer Gestalt, als in ihrer Farbe, von einander so äußerst abweichen? — Und ferner: Wie kommt es, daß der Kuckuk sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Struktur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchtigkeit so verschieden sind, wie nur immer möglich! Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt, und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuk gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern fest und dicht gebaut, und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt, und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kuckuk gedeiht darin auf's Beste. Und wiederum, wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! Dieser Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften in einen Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kuckuk durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wieder vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter

Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind! Und wie weiß der Kuckuk, daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Hitze und Kälte so sehr empfindlich ist?"

„Wir stehen hier," erwiederte Göthe, „eben vor einem Geheimniß. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuk sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er sich nicht selber darauf setzen kann?"

„Er legt es auf irgend eine trockene Stelle," erwiederte ich, „und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaubte ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insekten-Vögel, wenn sie auch oben offen sind, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große, langschwänzige Kuckuk sich nicht darauf setzen könnte. Dies ist sehr wol zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuk ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein, als wäre es das Ei eines kleinen Insekten-Vogels, das ist ein neues Räthsel, das man im Stillen bewundert, ohne es lösen zu können. — Das Ei des Kuckuks ist nur ein Weniges größer, als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insekten-Vögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Fall weise zu sein, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß stattfindet, dieses willkürliche Verfahren, sage ich, ist durchaus ungeeignet, uns zu überraschen und in Erstaunen zu setzen."

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen," erwiederte Göthe, „weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir auch diese scheinbaren Abweichungen wahrscheinlich im Umfange des Gesetzes finden. Doch fahren Sie fort und sagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuk legen mag?"

„Wer darüber etwas mit Bestimmtheit sagen wollte," antwortete ich, „wäre ein großer Thor. Der Vogel ist flüchtig; er ist bald hier und bald dort; man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ei. Er legt sicherlich mehrere; allein wer weiß, wo sie hingeraten, und wer kann ihm nachkommen! Gesetzt aber, er lege fünf Eier, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur sich entschließen mag, für fünf junge Kuckuke wenigstens fünfzig Junge unserer besten Singvögel zu opfern."

„In dergleichen Dingen," erwiederte Göthe, „pflegt die Natur auch in anderen Fällen nicht eben bedenklich zu sein. Sie hat einen großen Vorrat von Leben zu vergeuden, und sie thut es gelegentlich ohne sonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuk so viele junge Singvögel verloren gehen?"

„Zunächst," erwiederte ich, „geht die erste Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckuksei, wie es wol geschieht, mit ausgebrütet würden, so haben doch die Eltern über den entstandenen größern Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus ihrem Nest verschwinden. Auch ist der junge Kuckuk immer begierig und bedarf so viel Nahrung, als die kleinen Insekten-Vögel

nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange, ehe er sein vollständiges Gefieder hat, und ehe er fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer darüber hingeht, und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. Aus diesem Grunde gehen denn über einem einzigen Kuckuk so viele andere junge Vögel verloren."

„Das ist sehr überzeugend," erwiederte Göthe; „doch sagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuk, sobald er ausgeflogen ist, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als hätte ich dergleichen gehört."

„Es ist so," antwortete ich. „Sobald der junge Kuckuk sein niederes Nest verlassen und einen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, dessen Naturell es ist, beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eichen. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die Uebrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen."

„Es scheint also," sagte Göthe, „zwischen dem jungen Kuckuk und den kleinen Insekten-Vögeln eine große Liebe zu bestehen."

„Die Liebe der kleinen Insekten-Vögel zum jungen Kuckuk," erwiederte ich, „ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuk gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen, wie sie sich geberden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert."

„Merkwürdig genug!" erwiederte Göthe; „aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr zweifelhaft erscheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff ist, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuk erlaubt, ihrem Neste nahe zu kommen und sein Ei hinein zu legen."

„Das ist freilich sehr räthselhaft," erwiederte ich; „doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insekten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuk füttern und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja, es kann sogar kommen, daß derselbe Kuckuk, den ein Paar Grasmücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ei bringt."

„Das läßt sich allerdings hören," erwiederte Göthe, „so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuk auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

„Es ist freilich ein Wunder," erwiederte ich; „doch gibt es wol etwas Aehnliches. Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht. — Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag

im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht, wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre er sein eigenes. Ferner brachte man mir eine Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig that, und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptiert und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Grasmücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern; und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. — Ja, noch mehr! — Auch das eine indeß herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun."

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem," sagte Göthe, „das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Räthsel gelöst und man könnte mit Ueberzeugung sagen, daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Gesetzliches," erwiederte ich, „scheint es allerdings zu sein; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hilfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet. — Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten; denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweige nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergeblich war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbe Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, so vermutete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in diesem Neste, neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemütlich untergethan hatten und sich von den alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war in hohem Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rotkehlchen sich eurer so hilfreich angenommen, so bin ich weit entfernt, so gastfreundliche Verhältnisse zu stören, im Gegentheil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen."

„Das ist eine der besten Geschichten von Vögeln, die mir je zu Ohren gekommen," sagte Göthe. „Stoßen Sie an, Sie sollen leben und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! — Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten."

Eckermanns Gespräche mit Göthe.

5. Die Biene.

Und immerfort hinein, hinaus!
Die sammeln Blumenstaub sich ein,
Die andern machen Honig d'raus,
Die richten sich ihr Zeltchen ein.

So geht es bis zum Abendrot.
Sie wissen nichts von Mittagsruh':
Der Fleiß würzt ihnen 's täglich Brot,
Der Schlaf drückt ihn'n die Aeuglein zu.

Die Biene führt nicht, wie der Adler, ein ungeselliges Dasein. Während dieser auf der luftigen Höhe seines Felsens einsam dasitzt oder mit Späheraugen sein weites Gebiet durchfliegt, um jeden seines Gleichen zu vertreiben, der sich daselbst ansiedeln will, lebt die Biene, den verträglichen Tauben gleich, in dem engen Raume eines Bienenstockes mit Tausenden der Ihrigen beisammen. Die Taube aber kann sich nicht rühmen, wie die Biene, eine Residenz zu haben, ja, was noch mehr sagen will, die Biene hat sogar unter allen Residenzen auf Erden die erste und älteste gehabt. Ehe das Volk Israel dem David in der Königsstadt Jerusalem huldigte, hatte das Bienenvolk schon Jahrtausende, wenn auch nicht einen König, so doch eine Königin, und noch bis auf den heutigen Tag sitzt bei ihnen eine königliche Frau auf dem Throne, die um Kopflänge Alle überragt. Und vornehm, das muß man sagen, ist das ganze Benehmen dieser Dame. Sie geht nicht mit auf die Arbeit, und läßt sich selten außerhalb ihrer Residenz erblicken. Auch sieht man sie nicht anders, als von einem männlichen Hofstaate umgeben, der sie überall hin begleitet und sich, wie sie, um die Geschäfte der Arbeitsbienen nicht kümmert. Mehrere Hundert solcher Hofleute, die man Drohnen nennt, leben an dem Hofe dieser Dame. Sie scheinen einem andern Geschlechte entsprossen, als der große Haufen der Arbeitsbienen. Diese halten zwar nichts vom Hofmachen, hängen aber dennoch mit großer Liebe an der Gebieterin. Tiefe Trauer ergreift sie, ist die geliebte Königin gestorben. Als ob Gram ihr Herz erfüllte, stellen sie das Arbeiten ein, fliegen nicht mehr hinaus auf's Feld nach Honig, und das fröhliche Summen, das sie bei ihren Honigfahrten ertönen ließen, klingt jetzt dumpf wie Grabessang. Trauerboten laufen durch alle Straßen der Residenz und melden das große Unglück, das die Stadt betroffen, jedem noch emsig arbeitenden Gefährten mittelst der Zeichensprache der Fühlhörner, indem sie zitternd seinen Leib damit berühren; und kaum hat dieser die Trauerbotschaft vernommen, so ist auch bei ihm die Lust zum Arbeiten dahin. In Freude aber verwandelt sich die Trauer, findet sich die junge Königin ein. Dann drängen sich auch die fleißigen Arbeiter scharenweise herzu, streichen sie mit den Fühlhörnern und bringen, was sie haben und geben können, Honig und Bienenbrot.

Das Bienenvolk sondert sich in mehrere Stände. Das zahlreichste ist der Stand der Handwerker, Arbeitsbienen genannt. Sie sind die kleinsten, leichtesten und darum flinksten im ganzen Bienenvolk. Kaum geboren, regt sich's schon in ihren Füßen und Flügeln. Ehe man sich's versieht, sind sie fort auf die Arbeit, summen mit den Alten ebenso wie diese um die Blüten eines Baumes herum und machen alle Arbeiten gleich so geschickt mit, als ob sie lange in der Fremde gewesen wären, schon in ganz Deutschland sich umgesehen und Erfahrung gesammelt hätten. Das Handwerkszeug bringen sie mit auf die Welt. Es besteht aus einer Mauerkelle, einer Kugelform

und aus mehreren kleinen Bürsten. Hiermit können sie eine Residenzstadt aufbauen. Ihr Baumaterial nehmen sie aus den Blumen. Fröhlich summend machen sie daher täglich Blumenfahrten. Ihr ganzer Körper, selbst die Augen nicht ausgenommen, ist mit kleinen Härchen besetzt, in welchen der Blütenstaub hängen bleibt, wenn sie sich in den Blüten munter herumtummeln. Wie Müller bestäubt, kommen sie aus den Blüten hervor, setzen sich auf den bunten Rand derselben, nehmen die kleinen Bürsten, die in feinen Härchen an ihren Füßen sitzen, fahren damit in das bepuderte Haar ihres Leibes über Rücken und Kopf hinweg und haben, ehe man sich's versieht, den Blütenstaub mit den Vorderfüßen zu einem Kügelchen zusammengefegt, dieses so groß wie ein Pfefferkorn geknetet und es flink wie ein Taschenspieler zwischen die langen Hinterfüße geschoben. An diesen sitzt eine Vertiefung, ringsum mit Haaren eingefaßt, Körbchen genannt. Da hinein packen sie das weiche Körnlein, das bald rot, bald gelb, bald weiß aussieht, und fliegen, schwer belastet, daß die Hinterfüße herabhängen, rasch davon nach dem Bienenkorbe, um dort goldgelbe Säle mit sechs Wänden zu bauen, die man Zellen nennt, und die von Wachs sind. — Das Wachs liefert ihnen eine Wachsfabrik, welche im Innern jedes Bienenleibes steckt und eine Art Magen ist. Die Bienen haben nämlich außer dem Blütenstaube, den sie mitbringen, aus den Blüten der Pflanze auch noch Säfte gesogen, die gar bald in ihrem Wachsmagen zu flüssigem Wachs werden, das hierauf als Tropfen theils am Munde, theils an den Seiten des Leibes wieder heraustritt, so daß es aussieht, als ob die fleißigen Bienen auch Schweißtröpflein bei der Arbeit vergießen müßten. Diese Tropfen erstarren an der Luft und können leicht zu kleinen Kugeln geformt werden. Dazu bedienen sie sich der Kugelform, die vorn an ihrem Kopfe sitzt. Diese besteht aus zwei hornigen, mit ganz kleinen Haaren besetzten Kiefern, die vor dem Munde zusammenstoßen, schräg abgeschnitten und ausgehöhlt sind, so daß sie einen hohlen Raum beim Zusammenstoßen bilden, wie die Hände, wenn man in ihnen eine Thonkugel formen will. Haben sie nun ein Kügelchen geformt und es an den rechten Platz geklebt, so gibt die hornige, leicht bewegliche Zunge, gleich einer Mauerkelle, dem Ganzen das gehörige Geschick. Sie bauen aber alle nach demselben Risse. Eine wie die andere können sie sechsseitige Säle zimmern. Zuerst legen sie natürlich den Grundstein und bald zeigt sich auf demselben ein kleines Sechseck, das immer höher und höher wird, bis es die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Dabei wird eine Seite so groß wie die andere, und jeder Winkel bekommt das rechte Maß von 120 Graden, so genau, als ob sie Zirkel und Winkelmaß nicht aus der Hand gelegt hätten. Und doch gebrauchen sie weder das eine noch das andere, denn das Messen verstehen sie aus dem Grunde, als wäre in ihrer Residenz eine Universität, wo jede Mathematik studiert hätte. Es dauert gar nicht lange, so ist ein Platz mit vielen hundert Sälen bebaut. Sie gönnen sich aber auch nur wenige Stunden Ruhe und sind schon an der Arbeit, wenn der Mensch noch von der Anstrengung des Tages in seinem Bette ausruhen muß.

Sieht man sie bauen, so ist das ein Laufen und Rennen, als ob Alles durch einander ginge. Während einige hinausfliegen, um die Blüten zu durchsuchen, kommen andere, schwer beladen, zurück, setzen sich auf den Bauplatz und summen und summen, indem sie zitternd ihre Flügel schwingen. Gleich kömmt eine Schar auf das gegebene Zeichen zu diesen Handlangern, um ihnen Blütenstaub abzunehmen. Andere sitzen schon da und schwitzen Wachs, und lassen sich's geduldig gefallen, wenn es ihnen von solchen abgenommen wird, die gerade nichts zu thun haben. Während einige den

Grundriß entwerfen, bauen andere an den schon zur Hälfte fertigen Zellen weiter oder glätten die Wände der eben vollendeten Zellen, indem sie in Hast die hervorragenden Wachsspitzen abbeißen, um diese als Bausteine anderswo hinzusetzen. Kaum ist eine aus der Zelle heraus, so schlüpft eine andere hinein und thut dasselbe. Bald drehen sie sich links, bald drehen sie sich rechts, bald laufen sie vorwärts, bald rückwärts, und weichen dabei geschickt einander aus. Wie in einer großen Fabrik arbeitet eine der andern in die Hand. Darum fleckt's auch, und Alles geht in größter Ordnung zu, wenn es auch nicht so scheint.

Die großen Zellentafeln, welche sie bauen, nennt man Waben. Diese sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng neben einander, daß die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht breiter ist, als daß eben zwei Bienen neben einander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die auch so enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Theil ihrer Wabensäle bestimmen sie zu Magazinen, worin sie die Wintervorräte, nämlich Honig und Bienenbrot, aufspeichern. Den Honig lecken sie mittelst der Zunge in kleinen Tropfen aus den Honigdrüsen der Blumen, sammeln, von Blume zu Blume fliegend, den Honigsack im Innern ihres Leibes voll und kehren damit nach ihrer Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den Honig tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrats entledigt, so kömmt die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird sie noch mit einem Wachsdeckel versehen, damit kein Staub hineinfällt und damit sich der Honig den Winter hindurch frisch erhält. Außer dem flüssigen, trinkbaren Honig speichern sie auch noch Bienenbrot in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub, mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und in die Vorratskammer eingepackt, so kömmt eine andere und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fortgeht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräten an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichlichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der arme Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Obschon er sie alle viele Monate hindurch als Gefangene einsperrt, so behalten sie dennoch im Frühjahr Wachs und Honig für den Menschen übrig.

In der Bienenresidenz gibt es aber nicht bloß Vorratssäle, sondern auch lange Reihen Kinderstuben. Reihe an Reihe stehen da die sechsseitigen Stuben, worin die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen werden, einen ganzen Stadttheil einnehmend. Geringer an Zahl, aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen gibt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund, und sind die bedeutendsten Häuser ihrer Residenz, denn Schauspielhäuser, Museen und Concertsäle bauen sie nicht.

Die Königin hält sich mit ihrem Hofstaate meistentheils in dem Stadttheile auf, wo die Kinderstuben stehen. Gravitätisch geht sie hier von Zelle zu Zelle, guckt in jede hinein, und findet sie eine leer, so legt sie augenblicklich ein weißes Ei in dieselbe. Sie kann in ein paar Monaten 12,000 Eier legen und ist die Mutter sämmtlicher Bienen, da weder die Arbeitsbienen, noch die Drohnen Eier legen können. Nach einigen Tagen kommt aus dem Ei eine Made. Da diese nicht, wie die Raupen der Schmetterlinge, ihrer Nahrung nachgeht, sondern ruhig in ihrer Wiege bleibt, so bekommen die Bienen noch eine neue Arbeit. Sie haben nun nicht allein

Baumaterial zu holen, Häuser zu zimmern und Wintervorräte einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kindermädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nicht um ihre Kinder, sondern überläßt sie den Arbeitsbienen. Diese nehmen sich ihrer denn auch treulich an und bringen ihnen, ohne daß sie nötig hätten zu schreien, den süßen Honig tropfenweis zu ihrer Nahrung herbei, den jungen Prinzessinnen aber am reichlichsten. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen sie jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf. Die Made ist nämlich ausgewachsen und bedarf des Futters nicht mehr. Sie macht, während die Bienen an der Thüre ihrer Zelle zimmern, ihre erste Arbeit, nämlich ein weißes seidenes Gewand. Dies spinnt sie sich aus feinen Fäden und dreht dabei das Köpfchen, aus welchem diese Fäden kommen, immer im Kreise herum. In dieses Gewand eingehüllt, den Blicken Aller entzogen, verpuppt sie sich. Nach ungefähr 13 Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäuschen, zerreißt das seidene Gespinnst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße und kömmt endlich als junges Bienchen mit zwei großen und zwei kleinen Augen aus ihrer Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, liebkosen und lecken ihn, und er fühlt sich gleich so heimisch unter ihnen, daß er alsbald mit in den hellen Sonnenschein, auf's duftende Blumenfeld fliegt, und bleibt unser Honigvögelchen nicht gar zu lange in den Blumen beim süßen Honig sitzen, so kann es noch sehen, wie seine Ammen sich's sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das Puppenhäutchen, die andere das Madenhäutchen hinweg, die Frau Königin aber legt ein neues Ei in die gereinigte Zelle, denn je volkreicher ihre Stadt den Sommer hindurch wird, je weniger Gefahr ist vorhanden, daß die Kälte des Winters sie zu Grunde richte.

Zuweilen bekommen die Bienen auch Besuch von fremden Gästen, z. B. von einem Mäuschen oder einer Motte oder auch von Bienen aus einer andern Stadt. Aber sie wissen schon, daß diese nicht kommen, um sich ihre wundersame Zellenstadt anzusehen, sondern daß sie etwas im Schilde führen. Dem Mäuschen und den Bienen gelüstet nach dem Honig, die Motte aber möchte für ihr Leben gern ihre Eier in den Bienenstock legen. Gelingt ihr dies, dann haben die armen Bienen umsonst sich's so sauer werden lassen. Aus den vielen Eiern der Motte kriechen nämlich ebenso viele nimmersatte Würmchen. Diese fressen sich in die Waben ein, machen darin oft 18 Zoll lange Gänge und haben sie sich an dem Wachse groß gefressen, so spinnen sie sich in ein so dichtes Gespinnst, daß sie darin verschanzt wie in einer Festung liegen, gegen welche die Bienen nichts unternehmen können. Nisten sich mehrere solcher Motten ein, dann bleibt den armen Bienen weiter nichts übrig, als die verwüstete Stadt zu verlassen. Man kann es den Bienen nicht verdenken, wenn sie gegen solche unwillkommene Gäste keine Gastfreundschaft üben wollen, sondern von ihrer Waffe Gebrauch machen, die in einem feinen, hohlen Stachel besteht, der mit Widerhaken versehen ist, in einem Futteral steckt und mit einer Giftblase in Verbindung steht, so daß sie ihn vergiften können, wie die wilden Völker Afrika's ihre Pfeile vergiften. — Jederzeit zum Stich bereit, stehen Einige an dem Flugloche des Bienenkorbes stets auf Wache, und am Tage sollte es der feindlichen Motte nicht gelingen, sich in das Thor der Stadt einzuschleichen; des Nachts aber, wenn es recht dunkel ist, überrumpelt sie doch zuweilen den Wachtposten, und ist sie erst einmal in die engen Straßen der Stadt einge-

drungen, dann hält es schwer, sie gefangen zu nehmen. Wie sie aber ertappt, dann sind Aller Dolche auf sie gerichtet, und sie muß mit dem Tode ihr frevelhaftes Thun büßen. Im Triumph wird sie als Leiche durch die Straßen der Stadt geschleift und außerhalb derselben ohne Beerdigung zur Warnung Aller den Vögeln zum Fraß auf's Feld geworfen. Haben die Bienen das Glück gehabt, ein riesiges Mäuslein zu erlegen, so möchten sie mit ihm wol noch lieber einen Triumphzug anstellen, aber der erlegte Riese ist ihnen zu schwer. Der Todte bleibt daher als Mumie in ihrer Residenz. Sie haben nämlich schon eher als die alten Aegypter die Kunst des Einbalsamierens verstanden und gebrauchen dazu das Wachs. Wie in einem goldgelben Sarge liegt nun ihr Feind da, ohne in Verwesung überzugehen.

Am öftersten jedoch kommen Bienen aus einer andern Stadt, aber nicht zu einem freundschaftlichen Besuch, sondern um zu rauben. Sie suchen daher unbemerkt durch's Thor in die Stadt zu schlüpfen, hier so viel Honig zu sich zu nehmen, als sie können, und mit dem Raube wieder zurück zu den Zellen ihrer Stadt zu kommen. Dort wundert man sich, wie rasch doch die Zellen sich füllen, und alsbald schließen sich der Räuber noch mehrere an. Aber der Wachtposten hat schon etwas gemerkt, und Jeder schon die Lanze zum Stich eingelegt. Ohne erst lange nach dem Paß zu fragen, geht nun das Stechen gleich los. Gar heiß wird der Kampf, besonders wenn die Räuber noch Hilfe bekommen. Pardon wird nicht gegeben, auf beiden Seiten heißt es: Siegen oder sterben. So stehen die Bienenstädte stets auf Kriegsfuß zu einander, wie weiland die Städte Italiens zu den Zeiten des Romulus.

Die Bienen gebrauchen aber die Waffen nicht blos gegen ihre Feinde, sondern halten auch alljährlich über einen Theil ihrer Mitbürger eine Art Blutgericht. Dies geschieht im Spätsommer, wenn es mit den Blüten auf die Neige geht. Dann fallen sie über die wehrlosen Drohnen her. Diese haben den Sommer hindurch nicht mit den Arbeitern an dem Einsammeln Theil genommen. Ihr dicker, schwerer Körper, wenn er auch einmal ausflog, kehrte doch nie mit Blütenstaub beladen zurück. Es fehlt ihren Hinterfüßen das Körbchen, und dem Leibe die dichte Behaarung. Auch ist ihre Zunge zu kurz, um noch Honig zum Mitnehmen einschlürfen zu können. Geduldig haben sich dies die Arbeitsbienen bisher gefallen lassen, ja einige ihrer Zellen standen gleich Armenhäusern für die Drohnen geöffnet da. Jetzt aber werden sie um ihr eigenes Leben besorgt und nun kennen sie kein anderes Mittel für ihre eigene Selbsterhaltung, als eine Anzahl überflüssig gewordener Mitesser zu vernichten. Wütend fallen sie über die lässigen Drohnen her, oft drei über eine, und obwol der Leib der Drohnen wie der der übrigen Bienen mit einem hornigen Panzerhemde bedeckt ist, das sich in schmalen Hornstreifen um den Leib herumlegt, so wissen die kriegerischen Arbeitsbienen, geübten Kämpfern gleich, doch ihre Lanze geschickt zwischen die Ringel einzusetzen und den Eingeweiden des Leibes die tödtliche Wunde beizubringen. Leichenzug reihet sich nun an Leichenzug, und zu Hunderten liegen die Drohnen außerhalb der Stadt todt da. Ja, die Kriegswut geht oft so weit, daß selbst die Kinder der Drohnen nicht geschont werden. Die armen Würmer werden aus der Wiege herausgerissen und getödtet. Diesen Bürgerkrieg nennt man die Drohnenschlacht. Den in der Wiege so sorglich gepflegten Prinzessinnen braucht doch für das Leben nicht zu bangen? So sollte man meinen, und dennoch schwebt auch deren Leben in Gefahr. Wie die alten Spartaner diejenigen ihrer Kinder tödteten, die schwach oder als Krüppel geboren wurden, so bringen die kriegerischen Arbeitsbienen auch diejenigen von den Prinzessinnen ohne Weiteres um, denen die Flügel oder sonstige Glieder verkrüppelt sind.

Zuweilen unternimmt das Bienenvolk auch Auswanderungen, namentlich wenn die Residenz so bevölkert ist, daß es an Platz fehlt und im Winter bei der Uebervölkerung Hungersnot entstehen kann. Befürchten sie dies, so lassen sie ein dumpfes, eintöniges Gesumme durch die Straßen der Stadt ertönen, als ob die Aufruhrglocke gezogen würde. Man sammelt sich alsbald in dichten Haufen, das Arbeiten wird eingestellt und die Nacht im Zusammenscharen durchwacht. Der Morgen bricht wol an, aber keine Biene läßt sich vor der Stadt sehen. Die Luft wird in den engen Straßen, die nach keinem freien Platz auslaufen, immer schwüler und schwüler. Endlich schlägt es zehn Uhr. Ist da der Himmel heiter, fällt kein Regen herab, und schüttelt der Sturm nicht die Aeste der Bäume, dann wird beschlossen, die geliebte, unter Mühe und Schweiß aufgebaute Stadt zu verlassen und anderswo eine Kolonie zu gründen. Dieses Auswandern nennt man das Schwärmen.

Rückt der Winter heran, so begibt sich unser fleißiges Völkchen zur Ruhe. Ist er nicht gar zu grausig, so haben sie eine Wärme in ihrem Gefängnisse, die der eines mäßig geheizten Zimmers gleich kommt, und klopfst du in dieser Zeit an ihren Kerker, um dich zu erkundigen, ob denn den Sommer wieder Honigfahrten gehalten werden, so schallt ein langes, freudiges Summen als Antwort dir entgegen. Wird aber der Winter sehr streng, so liegen unsere Gefangenen wie Scheintodte in Erstarrung, eine an die andere gekettet. Brüderlich hat jede ihr Beinchen rechts und links der Nachbarin gereicht, als könnten sie selbst im Tode nicht von einander lassen. Erwachen sie nicht wieder aus der Erstarrung, so regt und rührt sich keine, du magst klopfen, so viel du willst. Aller nur selten macht der Winter ihr Gefängniß zum Grabe. Gewöhnlich können alle um Ostern das Auferstehungsfest feiern, denn klopft die Sonne mit ihren warmen Strahlen wieder an die Stämme der Bäume und Sträucher, daß es Zeit sei, aufzuwachen und den Frühling mit Blüten zu schmücken, so hält unsere Bienchen nichts mehr in ihrem Korbe zurück. Fröhlich summen sie wieder hinaus, sollten auch die Wintervorräte noch nicht aufgezehrt sein. Gern hinterlassen sie diese sammt dem Wachse den Menschen und sind froh, daß sie wieder bauen können, denn das Bauen ist ihre Lust. Aber wie manche Blume muß durchsucht werden, wie oft hat der kleine Körper seine Flügel zu schwingen, ehe die neue Stadt fertig ist! Doch was man gerne thut, wird ja nicht schwer, und Unglaubliches kann geleistet werden, wenn keine Kraft in der Natur unbenutzt bleibt.

Gube.

6. Die Korallenthiere.

Wie sich im Kleinen eine Welt gestaltet,
Das blieb dem blöden Auge lang verborgen;
Nun sieht es staunend einen Schöpfungsmorgen,
Und Leben sieht's, millionenfach entfaltet,
In dem der Geist des Schöpfers ordnend waltet.

Es ist ein wunderbares Leben und Weben in den Korallenthieren. Klein, von röhrenförmiger Gestalt, ohne Kopf und Herz, gleichen diese Geschöpfe eher einem Stücke von Strohhalm, als einem Thiere. An dem einen Ende ihrer häutigen Röhren stehen rings im Kreise zarte Fäden, Fangarme genannt, mit denen sie nach Nahrung greifen. Außer diesen empfindlichen Fangarmen ist Alles an dem Thiere unbeweglich, denn seine schleimige Haut wird nach und nach in einen Kalkpanzer eingehüllt. Der zarte Leib vergeht, der steinerne Sarg jedoch bleibt, und da die Thiere zu Millionen friedlich in

Kolonien vereint leben, so bilden schon die versteinerten Leiber einer einzigen Generation den Grundstein zum Aufbau einer Insel. Ein neues Geschlecht siedelt sich auf den Gräbern seiner Vorfahren an, und auch dieses vergeht, aber es kettet sich unmerklich eine Generation an die andere, bis endlich nach einer langen Reihe von Jahren aus der Tiefe des Meeres ein Inselbau entstanden ist, der Bäume und Häuser, Thiere und Menschen herbergen kann. Das Material zu demselben sind die feinen Kalktheilchen, welche sich überall im Meerwasser aufgelöst finden. Diese werden von jenen winzig kleinen Baumeistern zu unzähligen Panzern gemodelt, über welche endlich nicht mehr das Meer mit seinen Wogen, sondern der blaue Himmel mit seinen Sternen sich hinbreitet.

Man kennt gegenwärtig 428 Arten der Korallenthiere. Die meisten enthält der stille Ocean und zwar zwischen den Wendekreisen, wo allein 189 Arten leben. Sie bauen nicht immer nach demselben Plane, sondern richten sich nach dem Bauplatze, den sie vorfinden. Ziehen sie eine Mauer längs der Küste einer schon vorhandenen Insel, und zwar so, daß zwischen der Mauer und der Küste noch ein breites und tiefes Fahrwasser bleibt, so nennt man diesen Bau ein Dammriff. Das größte dieser Art befindet sich an der Nordküste von Neuholland. Es steigt mit einem Male aus einem unergründlichen Ocean auf, zieht sich 220 Meilen längs der Küste hin, oft vier, oft fünfzehn Meilen von derselben entfernt. Seine Breite wechselt von 300 Ellen bis zu einer Viertelmeile. Hier und dort hat es thorartige Eingänge, durch welche die Schiffe ein- und ausfahren können. Das Rollen der Wogen längs dem Riffe ist schon in weiter Ferne hörbar. Ein Wasserwall thürmt sich nach dem andern mit tiefblauer Farbe an dem Damm empor, und hat er die höchste Höhe des stürmischen Anlaufs erreicht, so stürzt er schäumend und sich überschlagend mit blendend weißer Farbe wieder in den Ocean zurück. Tag und Nacht hört man das Tosen der gewaltigen Brandung, als grollte ein nimmer endender Donner. Hinter dem Riff ist der eingeschlossene Meeresarm ruhig und seiner ganzen Länge nach mit Sicherheit zu beschiffen.

Einen anderen Bau als die Dammriffe zeigen die Korallenbänke. Sie ziehen sich so dicht an dem Saume einer Küste hin, als wollten sie dieselbe befranzen. Die eigentümlichste Bauart gewähren jedoch die sogenannten Atolls. Sie kommen nur im stillen und im indischen Ocean vor. Ein Atoll besteht aus dem Kranze oder Ringe von Korallen, der eine Lagune in seiner Mitte einschließt. Die Breite des Ringes beträgt oft nicht einmal 1200 Fuß und selten erhebt er sich mehr als zwölf Fuß über das Wasser. Daher ist er selbst in sehr geringer Entfernung nicht immer zu erkennen, wofern er nicht mit Kokospalmen bewachsen ist. Er verrät sich jedoch dem Kundigen durch den Wogenschlag, der gewöhnlich mit einer solchen Gewalt an die Ringmauer prallt, daß man ihn Meilen weit hört. An der Außenseite ist der Ring Anfangs sanft abgeschrägt; dann aber geht er mit einem Male in die unergründlichen Tiefen des Oceans. An der innern Seite setzt er sich in einer Reihe von Bänken unter das hier ruhige Wasser fort. Da er stets Oeffnungen in seinem Umfang hat, durch welche die Wogen hineintreten, so bietet er den Schiffern ausgezeichnete Häfen. Die Größe der Ringe wechselt von einer halben bis zwanzig Meilen im Durchmesser. Uebrigens ist ein Atoll in einer fortwährenden Veränderung begriffen. Die kleinen Baumeister arbeiten auf der Innen- wie auf der Außenseite desselben rüstig fort; auch das Meer thut das Seine, die Lagune auszufüllen, indem es Bruchstücke aller Art hineintreibt, und hat sich nur erst ein kleines Stück des Lagunengrundes aus den Wellen emporgearbeitet, so vergrößert sich dasselbe auch allmählich nach allen Seiten

hin. Zuletzt wirft das Meer einige herumschwimmende Kokosnüsse hinauf, und ein Wald entsteht da, wo vor Jahren noch Schiffe kreuzten und Schutz gegen Stürme suchten. — Bis zu einer mäßigen Tiefe unter dem Wasser bleibt der ganze Korallenbau lebendig und erweitert sich dort nach allen Seiten hin. Was über dem Wasser hervorragt, ist todt und besteht nur aus losgebrochenen Stücken, die von dem Wogenschlage hervorgespült sind. Merkwürdig ist, daß an der innern Seite des Ringes, also in der Lagune, ganz andere Korallenthiere arbeiten, als an der Außenseite. Die der letztern, welche im Sturm der Brandung die Stütze des Riffs bauen, sind bei weitem kräftiger und rüstiger, als ob auch hier, bei den kleinsten Geschöpfen, der Kampf die Kraft und den Mut stähle. Diejenigen, welche innerhalb des Atolls leben, sind von viel zarterem Bau und prangen in den schönsten Farben. Dunkles Blau und lebendiges Grün, blasses Rot und reicher Purpur schimmert von ihren Panzern durch das klare Wasser des Meeres herauf. Einen zauberhaften Anblick gewähren namentlich die Korallenbäume. Es sind steinerne Stämme, mit Aesten und Zweigen, über und über mit röhrigen Zellen bedeckt, aus denen die Fangarme der Kolonisten wie zarte Blumenfäden heraushängen. Aufrecht stehen die Bäume da, in bunter Farbenpracht und zierlichen Gruppen, wie die Blumen auf einem Blumenbeet. Zwischen ihnen spielen ganze Scharen von Gold- und Silberfischen, und wer aus einem Boote hinunter in diese Landschaften schauet, dem ist's, als würde er von einem Luftballon über Berg und Thal, über Wiesen und Gärten getragen.

Am reichsten ist der stille Ocean mit Atolls versehen. Mitten in diesem Meere schließen die Ringmauern der Atolls eine noch nicht gezählte Menge von Binnenseen ein, die in ruhiger Erhabenheit daliegen, wenn die Sturmwellen rings um sie herum brandend auf und nieder wogen. Auf den meisten der Ringmauern befinden sich bewohnte Inselchen, die sich nicht mehr als zwanzig Fuß über den Meeresspiegel erheben, während die Riffe selbst an keiner Stelle mehr als sechs Fuß über die weißen Schaumwellen der Brandung emporragen. Sämmtliche Atoll-Inseln breiten sich ohne allen Wechsel der Bodenerhebung aus. Es sind Ebenen, die weder Berg noch Thal, weder Fels noch Wasserfall haben. Nur der Kokosbaum mit seiner hohen Blätterkrone überragt das weiße Segel, welches still durch die Wellen des Binnensee's zieht.

Gude.

7. Die Pflanze und das Menschenherz.

Unter den zahlreichen und manigfaltigen Erzeugnissen der Natur ist es das stille, anmutsvolle Gebiet des Pflanzenreichs, dessen Gebilde das weibliche Gemüt wie überhaupt jedes weich und innig fühlende Herz vorzugsweise anziehen. Von Wolgerüchen umduftet, im Reize der lieblichsten Farben prangend, abwechselnd in den verschiedensten oft so zierlichen Gestalten, still und harmlos dahinlebend, üben die lieblichen Kinder Florens ja einen so wolthuenden Reiz auf die Stimmung gefühlvoller Menschen aus. Ihr Kommen und Schwinden, das Wunderbare ihrer Metamorphosen, ihre so manigfachen Beziehungen zu den übrigen Werken der Schöpfung, zu denen sie in Wechselwirkung stehen, dies alles zeigt uns ein Bild unseres eigenen Lebens, läßt uns die ewig waltenden Gesetze der Natur erkennen und Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, uns ahnen. Fühlte sich doch der Erlöser selbst ergriffen von der Schönheit der Blumen und von ihrem Stillleben. Ihm war die Lilie das Sinnbild göttlicher Liebe und Vorsehung. Wie überhaupt das Reich der Natur zu reiner Liebe und Veredlung des Herzens führt und so

die Seele mit wahrer Religiosität erfüllt, so ist es die Betrachtung der Pflanzenwelt insbesondere, welche so wolthuend auf unsere Selbstveredlung einwirkt. Darum waren Blumen und Bäume auch von jeher die Lieblinge begeisterter Dichter und Gelehrten.

Bei den Griechen war Dionysos oder Bakchos der Gott der Blumen; neben demselben galt ihnen auch Ceres als die Schöpferin der Blumen und heilenden Kräuter und Proserpina als Beschützerin derselben. Den Römern war Flora die reizende Blumengöttin. Die Aegypter erwiesen einigen Pflanzen sogar göttliche Ehre. Bei Festen sich mit Blumen zu schmücken, war bei den Alten allgemeiner Gebrauch. Dem Sieger, besonders bei den Kampfspielen, wurden Blumen gestreut, und eine alte schöne Sitte, die auch bei uns noch üblich, war es, die Gräber der entschlafenen Lieben mit Blumen zu schmücken. Blumen wurden auch den unsterblichen Göttern geopfert, Blumen-, Garten- und Feldfrüchte. Aber auch die Bäume fanden allgemeine Verehrung. Bei den Griechen galten die Dryaden als Nymphen oder Schutzgöttinnen der Wälder. Jede bewohnte einen eigenen Baum, mit dem sie entstanden war und mit dem sie starb. Wer einen Baum pflegte und schützte, dem dankte auch die Nymphe desselben ihr Leben und erzeigte ihm Wolthaten dafür. Auch höheren Gottheiten waren manche Bäume geweiht. Daß endlich bei den alten Deutschen Bäume und ganze Haine geheiligt waren, ist bekannt.

In gleichem Ansehn wie ehedem steht aber auch jetzt noch die Pflanzenwelt. Wie in der Vorzeit, wo Gedichte und Schauspiele Indiens gleichsam in Blumen und Blumenbildern wehen und duften, so genießen noch jetzt Blumen und Bäume daselbst eine ähnliche Verehrung. Den Chinesen sind die Blumen Natursymbole, Lebensbilder bei Volks- und Familienfesten. Beim Ackerbaufest ist der höchste Mandarin fast ganz mit Blumen bedeckt und das Volk schmückt sich mit Blumenkränzen. Feiern die Bewohner von Ceylon ihr großes Nationalfest, so eröffnen sie die große Prozession mit fünfzig blumengeschmückten Elefanten; der Oberpriester trägt einen mit Blumen umwundenen Stab, und alle Häuser sind mit Blumen und grünen Maien geziert. Selbst die rohesten Völker zeigen oft eine Vorliebe für Blumen. Und auch wir Europäer haben ja Blumen so gern; jeder Blumenladen, jede Blumenausstellung, ja fast auch jeder Garten liefert den Beweis dafür. In der neuen Zeit hat man auch angefangen, zu der alten schönen Sitte, sich mit natürlichen statt der künstlichen Blumen auf Bällen und bei Festlichkeiten zu schmücken, wieder zurückzukehren.

So erscheinen die Pflanzen, die Blumen als die lieblichen Begleiter auf unserm Lebenspfade, so stumm und doch so beredt, so geheimnißvoll und doch so klar redend zu unserm Herzen. Für jede unserer Seelenstimmungen haben sie eine eigene Sprache.

Nach Reichenbach.

8. Die Pflanzendüfte.

Es gibt eine alte Sage, die uns von der Blumen Rache an einem schönen Mägdlein erzählt; sie bildet auch den Inhalt eines allbekannten schönen Gedichtes von Freiligrath. Düster und wild ist die Sage, und doch ist Wahrheit darin, wie in den meisten Märchen, die im Volksmunde leben und durch lange Zeiträume von Geschlecht zu Geschlecht wandern. Denn so angenehm der Blumenduft während des Tages ist, so wird er in der Nacht zu lebengefährdendem Gift. Eine einzige Magnolia-Blüte, ein einziger Kellerhals im Schlafzimmer soll todbringend sein. Wie Wenige aber haben eine Ahnung von der

mächtigen Einwirkung der gewöhnlichen Pflanzen-Ausdünstungen auf unsere Gesundheit und auf unser Gemüt; kaum bedenken wir, daß die Atmosphäre unser Wolsein, unsere Stimmung großentheils durch die Pflanzen vermittelt. Die Pflanzen sind nämlich die wahren Lungen unseres Erdballs. Durch sie atmet dieser gewaltige Körper bei Tage den überflüssigen Sauerstoff, Nachts den tödtlichen Stickstoff aus. Freilich können wir diese Stoffe nicht mit Händen greifen, nicht auf der Wage wägen, und doch durchdringen sie um so innerlicher, weil so geheimnißvoll und unbewußt, unser ganzes Leben. Unser Blut und unsere Nerven, durch die wechselnden Einflüsse der Pflanzenwelt bald in dumpfen schweren Schlaf gewiegt, bald zu voller gesunder Thätigkeit aufgeregt, verkünden in jedem von uns die Pulsschläge der Mutter Erde. Wessen Herz schwillt nicht im Frühling von hohen Hoffnungen? Wer fühlt die anregende Wirkung nicht, wenn er des reichen Sommers Luft in langen Zügen schlürft? Wen, der angeweht wird von des Herbstes Brise, beschleicht nicht süße Wehmut? Mit dem fallenden Schnee sinken all unsere Ueberschwenglichkeiten herab zu der schweigenden Erde, und der verschlossene Boden hält eine Zeit lang mit seinen eigenen Reichtümern auch unsere Gefühle in des Eises Fesseln.

Gar deutlich läßt sich die Anwesenheit großer Pflanzenmassen in ihrer Wirkung auf die Atmosphäre verspüren. Wiesen und Wälder hauchen über die ganze Erde denselben Duft aus und werden daher überall wesentlich denselben Eindruck auf unser Gemüt hervorbringen. Aber auch die unterschiedenen Abstufungen lassen sich deutlich wahrnehmen. Ein geheimnißvolles Gefühl von Schwere lastet auf unserm Gemüte, wenn wir durch einen Wald gehen, ob im Schatten der breitästigen Föhren mit ihrem balsamischen Duft, oder in den hohen Hallen der königlichen Palmen. Die Ursache ist in beiden Fällen dieselbe; tausende von Pflanzenlungen atmen schwer unter dem dichten Baldachin, und die dicken Dünste, vergebens einen Ausweg durch Laub und Gezweig suchend, wogen schwerfällig hin und her durch die eingeengte Luft. Der Süden und Norden bieten hier natürlich anziehendere und entschiedenere Gegensätze. Die edlen Formen der griechischen Pinien und Lorbeerbäume, die zarten Umrisse des Asphodels, des Krokus und der Lilie, die zu ihren Füßen wachsen, der süße Duft, den sie alle aushauchen, hatten unbezweifelt eine tiefe Wirkung auf die glänzenden, schönen Mythen der Hellaskinder. Die dichten Eichenhaine dagegen, düsterblickend in dem geheimnißvollen Schatten, das zahllose Gewimmel giftiger Pflanzen, die in den rauhen Schluchten hangen oder in dumpfer Finsterniß wuchern, mit ihrem starken, betäubenden Geruch — sie übertrugen in Germaniens Urwäldern ihre Färbung auf den finstern und oft blutdürstigen Opferdienst der Odinspriester. Welcher echte Sohn des Nordens kann jemals den frischen Duft, der aus der weißgekleideten Birke steigt, wenn der Wind in ihrem zitternden Laube rauscht, gemischt mit dem Arom seiner geliebten Föhren einatmen, ohne zu fühlen, wie sein Herz höher schlägt und wie die Gedanken zurück in die Heimat fliegen?

Der liebliche Duft der Wiesen dagegen steigt ungehindert und unvermischt auf einmal in den hellen Aether, und von der Sonne warmen Strahlen unterstützt, ergießt er sich fern und nah in unbeschränkter Fülle. Unter dem vollen und freien Atmen wird uns das Herz leicht, und unsere Gedanken schweben hoch hinan zum blauen Firmamente, fernab in die weite, weite Welt. Besonders wird dieser Einfluß noch durch den Geruch verstärkt, der jeder einzelnen Pflanze verliehen worden. Da ist keine, die nicht ihren besonderen und unterschiedenen Duft hätte; wir nehmen aber nur den scharf hervortretenden wahr, und

„Manche der Blumen, unbemerkt zu blühen geboren,
Spenden den süßen Geruch nur der vereinsamten Flur.“

Jetzt sind es die schönen Blüten, die ihre lieblichen Gerüche aushauchen, wenn das Geisblatt und der Hagedorn in seinem schneeweißen Kleide weit und breit ihre Düfte senden; dann wieder zeigt sich der ärmste Grashalm reich an Wolgeruch. Hier und da ist auch die „Nacht suchende“ Wurzel damit ausgestattet und „die Alraunen geben einen Geruch,“ wie das Hohelied singt.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Geruch der Pflanzen zu ihrem innersten Wesen gehört. Knospen, Blätter und Blüten folgen großen, allgemeinen Gesetzen, während sie dem Auge am Ende nur ihre äußere Erscheinung bieten. Ihr Duft aber, die feinste aller Substanzen in der Natur, entsteigt dem tiefsten Herzen der Pflanzen zur Zeit ihrer vollsten Kraft und gewährt uns die sicherste Kenntniß ihres inneren Lebens. Was die Pflanze aus den zahllosen und unbekannten Elementen in Erde, Luft und Wasser entnimmt, was sie in ihren geheimen Kammern verarbeitet, indem sie den ersten rohen Stoff zu zartem Saft und schönen Krystallen umgestaltet — alles das haucht sie zuletzt in Duftform aus. Vorlängst schon hat ja Paracelsus vorgeschlagen, die Pflanzen nach ihrem eigentümlichen Geruch zu klassifizieren.

Indessen ist andererseits nicht zu übersehen, daß, gerade weil der Geruch dem innersten Leben der Pflanzen eignet, sowie die Menschenstimme aus dem tiefsten Herzen kommt, keine Sprache auf Erden Worte genug hat, um all die Abschattungen des Duftes so zu bezeichnen, daß wir davon eine klare Vorstellung bekämen. Wer mag die ewig wechselnden Töne der Menschenstimme beschreiben? Und doch sind sie die sichersten Merkmale, den Charakter ihres Eigners zu erkennen. So wie wir selbst im Finstern einen Menschen an der Stimme unterscheiden, so erkennen wir jede Pflanze, jede Blumenart an ihrem Geruch.

Die tausende der uns bekannten Gewächse lassen sich in zwei große Klassen bringen, die auf den ersten Blick wenig miteinander gemein haben. Hier gibt es Pflanzen, die ein Arom ausatmen, das durch seinen angenehmen Eindruck und seine heilsame Wirkung unsere Lebensthätigkeit nach allen Richtungen hin unmittelbar steigert. Dort sind wieder andere, die durch einen narkotischen, ja widrigen Geruch unsern Gleichmut stören, unsere Gefühle ängstigen. Alle bekannten Wolgeruchstoffe der Pflanzen verkünden in ihrer lieblichen Sprache die Heilkraft, die ihrem Besitzer anvertraut ist. Basilikum, Thymian, Melisse, Ringelblume, Augentrost und viele andere wolriechende und heilsame Kräuter, von den glänzendsten Arten bis herab auf die bescheidene Raute, können hier genannt werden. Dagegen verrät der Fingerhut mit den Purpurglocken schon durch den eigentümlichen Geruch sein oft tödtliches Gift und warnt, gleich dem Giftpilz, das sorglose Kind. Aber hier, wie unter Menschen, erzeugen sich leicht Vorurtheile, und manche Pflanze steht „in üblem Geruch“ und ist dennoch ebenso heilsam, wie mancher Mensch, trotz des bösen Rufes, sich als tugendhaft bewährt.

Wie sehr der Duft, besonders der Blumen, unser Urtheil über die Pflanzen bestimmt, läßt sich daraus entnehmen, daß wir uns verdrießlich von der farbenreichsten Blume abwenden, die keinen Wolgeruch hat. Je glänzender die Farben, je prächtiger sie ins Auge fallen, desto stärker fühlen wir den Mangel höherer Eigenschaften; es ist dasselbe Gefühl, das uns beim Anblick eines schönen Menschen beschleicht, dem die edleren Gaben der Seele abgehen. Die Form ist in voller Glorie, das Auge ist befriedigt, allein das Herz ist leer. Wie unbefriedigt lassen uns jene ausgedehnten Beete voll prächtiger Tulpen! Der Chinese stellt in seinem Garten riesenhafte Päonien und Hortensien zur

Schau; Verbenen mit brennenden Farben starren uns in allen Jahreszeiten an; Georginen, diese langgestreckten Prahler, sehen über die bescheidenen Reseden und duftigen Rosen hinweg, und im Herbste bildet der Asterntroß bei dieser Armee von Armen den Nachzug.

Erst Farbe und Wolgeruch vereint geben uns das Gefühl von Vollkommenheit, das wir z. B. beim Anblick der Rose und der Lilie, der Hyazinthe und Gartennelke genießen, wo wir jene beiden charakteristischen Schönheiten der Pflanzenwelt in gleichem Maße finden. Aber selbst unansehnliche Pflanzen sind oft mit der zweifachen Mitgift ausgestattet, wie die winzige Heideblume, deren bestäubte Purpurglocken so süßen Geruch spenden; ja mitten im Schnee und Eis der Alpen wird der Wandrer von einer überraschenden Manigfaltigkeit aromatischer Gewächse begrüßt, von den glänzenden Aurikeln bis hin zu dem bescheidenen veilchenduftigen Moose.

Wo die Formenschönheit fehlt und der angenehme Geruch vorherrscht, ist die Wirkung vielleicht noch größer, da sich in die Empfindung von Lust das wehmütige Bedauern mischt, womit wir die gewünschte Vollkommenheit der Gestalt vermissen. Wenn die Bartnelke aus den bescheidenen, unansehnlichen Blüten ihren lieblichen Duft aushaucht, so will es uns vorkommen, als habe die Natur hier ihr Kind arg vernachlässigt. Dann wiederum stimmt uns die edle Demut zur Bewunderung, wenn die Nachtviole ihren lieblichen Geruch in unerschöpflicher Fülle ausströmt, obgleich kein Auge ihre bescheidenen Blicke sucht, kein Mensch an dem träumerischen Duft sich labt. Allein nicht tiefer dringt das rührende Bild eines blinden Sängers in unser Herz, als der süße Geruch solcher farbenarmen Blumen. Dort heiligt eine Thräne des Mitgefühls unsern Genuß, wenn wir dem klagenden Sange lauschen, und hier bewegt uns ein dunkles und doch anmutendes Mitgefühl, die duftende Blume mit inniger Liebe zu umfassen, die unsere Zuneigung nur ihrem köstlichen Geruch verdankt. Die Natur scheint mit ihren Kindern in den verschiedenen Reichen auf gleiche Weise ihr Spiel zu treiben: die Nachtviole, die wolriechendste unter den Blumen, die Nachtigall, die süßeste Sängerin unter den Vögeln — jene blüht, diese flötet nur des Nachts; beide sind aller äußeren Schönheit baar. Wol ist der Duft der wenigen Pflanzenarten, die nur des Nachts riechen, dem tiefen Fühlen des Menschenherzens ähnlich. Einsam und unbeachtet ergießt dieses seine geheimen Regungen vor dem gestirnten Himmel oder dem düstern Gewölk, gerade wie jene Blumen, die in jungfräulicher Schüchternheit die verschleiernde Nacht abzuwarten scheinen, bevor sie ihren Gefühlen Raum geben und sie in lieblicher Würze aushauchen. Nicht ohne Grund hat daher der treffliche Naturfreund St. Pierre vorgeschlagen, die gelehrten Blumennamen abzuschaffen und die Kinder der Flora in drei Klassen zu bringen: die heiteren, ernsten und schwermütigen. Denn es ist gewiß, daß manche Pflanzen uns erheitern, andere uns trüb stimmen; warum? das wissen wir nicht, obwol es feststeht, daß unsere Seelenaugen von solchen Eindrücken stark beeinflußt werden. Und sicherlich hat es der Höchste nicht absichtslos so eingerichtet, daß die wolriechenden Blumen in dem bequemen Bereich unserer Hand wachsen; das Veilchen und die Rose, die Nelke und die Sonnenblume, die Lilie und der Jasmin, keines überragt die Menschenhöhe, alle sind sie für uns erreichbar. Wo aber die schönen Blumen an hochstämmigen Pflanzen prangen, wie an der tropischen Palme oder am amerikanischen Tulpenbaume, da sind sie zwar eine Lust für's Auge, aber meistens ohne köstlichen Duft. — Der Wolgeruch, den auch die zertretene, zerdrückte Pflanze spendet, hat den Dichtern so manches rührende Bild geliehen.

Eine Welt süßer Gerüche umgibt uns allenthalben, ob wir die Fluren

des tiefen Südens durchwandern, wo die Magnolien ihren reichen Weihrauch aufsteigen lassen, oder ob wir die liebliche Luft des „veilchenduftenden" Athen einatmen. Sanftere Gefühle erwachen in unserm Herzen, freundliche Erinnerungen erfüllen unsere Seele, und unsere Phantasie wiegt sich in tausend Träumen, wenn wir denken an

„... jenen Hügel, wo man Quendel pflückt,
Wo aus dem Gras Viol' und Maßlieb nickt,
Wo dicht gewölbt des Geisblatts üpp'ge Schatten
Mit Hagedorn und mit Jasmin sich gatten,
Wo ruht die Elfe halbe Nächte kühl,
Auf Blumen eingewiegt durch Tanz und Spiel."

Nach Putnam.

9. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzlich, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen, und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf Erden bin.

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel, — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wol, in der biblischen Geschichte das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um Vieles werter gemacht, daß darin das Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: Und der Herr sprach: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut!" Nun war ich ja auf der Erde zu Hause.

Wie ging mir die Stelle in's Herz: So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet! kaum vermöchte ich mir Gott in einer rührenderen Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Ich betete viel inniger, seit ich diese Stelle kannte. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: es war an dem Orte viel Gras — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! Wie war mir das Wundervolle darin so begreiflich! Das scheint mir ein sehr wichtiger Umstand, daß da, wo der Göttlich-Menschliche wandelte und segnete, viel Gras war; und überaus anmutig dünkte es mich, unter den Tausenden zu sein, die sich in das Gras gelagert hatten.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wolthätigen Ueberflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allen andern Pflanzen ergrünt im Frühlinge das Gras. Das erste grüne Gras, an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis in's innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde; durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich da-

heim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst — oh, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes besitzt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen. Durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinübergeschwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten und oh, wie wert ist es mir da! Unter begrasten Hügeln, so schwärmt das Gefühl, muß es sich sanft ruhen. — Einst auf meinem Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

Ehrenberg.

10. Das Moos.

Welche Märchen hören die Kinder am liebsten erzählen? Selten eines lieber, als ein solches, welches von Riesen handelt, die wild und böse sind und endlich dafür gestraft werden, und von dem kleinen Däumling, der nach manchen trüben Schicksalen noch glücklich wird. Nun gibt es in der Pflanzenwelt auch gewaltige Riesen mit großen dicken Köpfen und starken Armen, die brausen und sausen, sobald der Wind mit ihnen kämpft. Die großen Eichen und Tannen, die mächtigen Buchen und Palmen, sie sind die stolzen Recken, die selbst nach dem Himmel ihre Arme strecken und die Wolken mit ihren Händen haschen möchten. Alles nehmen sie für sich. Es scheint das schöne warme Sonnenlicht. „Es gehört uns!" so rufen sie und fangen jeden Strahl mit ihrem breiten Laube auf. Unter ihnen bleibt es finster; nur wenige Fünkchen Sonnenschein fallen zwischen den Blättern hindurch zum Waldesboden. Die Regentropfen rauschen aus den dunklen Wolken nieder. „Her mit euch!" brausen stolz die Bäume und saugen mit tausend Blättern und Zweigen und mit eben so viel Wurzeln das Wasser ein. Nur wenig Perlen des erquickenden Himmelstrankes rinnen zu den andern Pflänzchen, die zwischen den Bäumen bescheiden am Boden stehen. Doch der Hochmut und die Habsucht werden gestraft. Es zuckt aus schwarzer Wetterwolke der Blitzstrahl. Die Krone des Stammes sinkt zerschmettert. Es braust der Sturm daher und bricht den trotzigen Stamm, und zum Winter kommt der Holzhauer mit scharfer Axt und blanker Säge und fällt die stolzen Bäume. Wie Riesen stürzen sie und zerschlagen im Fallen krachend sich die Aeste. Ihre Leiche fährt man fort zur Schneidemühle.

Unten am Waldesboden lebt ein einziges Geschlecht, bescheiden und harmlos: das Moos. Seine Pflänzchen sind die Zwerge der Pflanzenwelt. Die größten davon sind nicht größer als ein Finger, und die meisten sind viel kleiner; ja viele sind nicht größer als ein Nadelkopf. Wie zierlich überziehen sie in manigfachem Rasen den Grund des Waldes! Hier wölben sich dichte Polster von dunkelgrüner Farbe und tragen lange goldene Fäden und Köpfchen mit goldenen Kronen darauf, — es ist das goldene Frauenhaar, — daneben stehen andere in hellem, glänzendem Gewand, die ihre Früchte bescheiden hängen lassen, wie kleine Glocken. Es ist ein Sternmoos.

Dort wölben gelblich grüne Pflänzchen mit vielen Aesten weiche Ruhekissen und bilden kleine, zartgeschmückte Bogengänge, während in freudig frischer Farbe, zart zertheilt, sich andere Arten auf dem dunkeln Grunde des Waldes schlängeln. Mehr als hundert verschiedene Arten leben still im Wald und Sumpf, an Stämmen und Felsenwänden, an Mauern und auf Dächern.

Wie schwach ist doch ein einziges solches Pflänzchen! Sein Würzelchen bemerkt man kaum, so feine Fasern sind es. Sein Stengel ist von Blättchen dicht umhüllt und kaum so stark, als ein Fädchen Zwirn. Die Blättchen selbst, wie reich und fein sie sind, wie zart und schön geformt! Schwach und hinfällig, vermag ein solches Pflänzchen kaum allein zu stehen. Der Wind vertrocknet es, die Sonne dörrt es aus, der Fußtritt eines Vögeleins wirft es um; ja ein Käfer, der vorbeiläuft, stößt das einzelnstehende zu Boden. Darum hat der liebe Gott es auch stets in Gesellschaft wachsen lassen. Tausend und aber tausend Pflänzchen einer Art stehen beisammen. Sobald auch Regen oder Thau hinunterträufeln, saugt der ganze Rasen große Mengen davon auf, während ein einziges Pflänzchen nichts von dem so unentbehrlichen Wasser lange festzuhalten vermöchte. Der Wind streicht ohne Macht über die Rasen hin. Wenn er auch die obern Blätter etwas trocknet, so ist im Innern doch noch genugsam Vorrat, so daß davon selbst auf lange Zeit noch viel übrig bleibt. Die kleinen Zwerglein, deren eines für sich allein schwächlich dahinsinkt, richten in Gesellschaft gar Manches aus. Sie sind die fleißigen, guten Geister des dunkeln Waldes. Wenn im rauhen Herbst die Blätter der stolzen Bäume gelb und dürr zur Erde fallen, wenn Alles todt und leblos scheint, dann ist das Moos am schönsten grün und wächst am thätigsten. Es fängt die Eicheln und die Nüsse der Buchen und Haseln auf und umhüllt sie weich und warm. Sie sind die kleinen Kindlein, und das Moos ist ihre Mutter. Der kalte Winter bläst mit scharfem Wind durch's dürre kahle Buschwerk. Die Zweige rasseln schaurig an einander. Die starken Bäume, die im Sommer so stolz auf's kleine Moos herabgesehen, frieren und zittern im Schneegestöber. Das weiche Moos kriecht an den Stämmen empor und hüllt sie ringsum ein. Es ist ein warmes Winterkleid für sie.

Keine Blumen blühen auf den Fluren, selten blickt ein Sonnenstrahl zwischen düstern Schneewolken hindurch. Es ist ein finsterer Weg, der uns zwischen Felsen hindurch führt. Da leuchtet es gar seltsam aus schwarzer Felsenspalte. Wir treten näher hinzu. Die Höhlung des Felsens ist innen überzogen mit einem wunderbaren Moos, das leuchtet, wie im Finstern die Augen einer Katze. Die kleine Grotte erscheint so zauberisch wie ein Feentempel, oder ein Palast der Bergmännlein.

Die tausend Käferchen des Sommers flohen, als der Herbstwind kam, und suchten sich Verstecke. „Wohin sollen wir nun ziehen, wenn der bittre Frost kommt?" klagten sie. „Kommt zu mir!" antwortete das Moos. Da krochen sie hinein in's weiche, warme Lager und schliefen den ganzen langen Winter hindurch. Da ist ein großes Bett für all' die vielen Thierchen. Hier liegen runde Häufchen Spinneneier, dort ähnliche von Schmetterlingen; hier hat eine Bärenraupe ihr Winterlager sich ausgesucht und schläft bis zum nächsten Frühjahr; dort ruht zusammengerollt eine Blindschleiche. Jetzt thaut der Schnee, und die schnellen Tropfen eilen hurtig nach dem Bache, um dann in den Fluß und aus diesem in das Meer zu kommen. „Halt!" ruft das Moos den Flüchtigen zu und hält mit seinen hundert Aermchen ihrer viele fest. „Ich habe viele Kinder!" spricht es, „die brauchen Morgentrank!" Nun erhält hier die Eichel ihr gutes Theil davon, dort die Haselnuß; zwischen jenen Blättern warten noch die Samenkörnchen vom Vergißmeinnicht, dort

die vom Heidekraut, von Scabiosen und von Flockenblumen. Das Moos reicht jedem von ihnen sein Tröpfchen. Sie wachsen auf und trinken und keimen. Allein die zarten Sprossen würden leicht dem kalten Märzhauch erliegen, der jetzt noch durch den Busch bläst; sorgsam, wie eine treue Wärterin, breitet das Moos alle seine Blätter aus und schützt die zarten Kindlein. Die Pflänzchen brechen allenthalben nun hervor, die Käfer kriechen heraus, die Schnecken schlüpfen an's Tageslicht, und aus den Puppen kommen schöne Schmetterlinge. Aus fernen Ländern kehren Rotkehlchen und Nachtigallen wieder und beginnen ihre Nester zu bauen. Sie tragen Reischen in den neubelaubten Busch und flechten sie in einander. Nur fehlt es noch an einem weichen Bettchen für die Eier und die künftigen jungen Vögel. Da fliegen die Alten zum weichen Moos und bitten um seine Hilfe. Willig gibt es seine Pflänzchen her; sie füttern mit demselben das Nest dicht aus und haben nun für ihre Kleinen ein warmes Bettchen. Bald kommt auch das Häslein und das Reh und suchen ein sicheres und trauliches Versteck, in dem sie die jungen Häschen und kleinen Rehe pflegen können. Ihnen breitet sich das Moos als weicher Teppich aus, auf dem sie alle ein schönes Lager haben. Neben dem Walde ist ein Sumpf; dort bildet das Moos dichte weiße und rote Polster. Nach oben wächst dieses Torfmoos unaufhörlich weiter; nach unten stirbt es ab und bildet Torf. Den stechen dann die Torfgräber, trocknen ihn und verkaufen ihn als Feuerungsmittel. Dann heizt das Torfmoos uns die Stube und hilft die Speise kochen. Als schöner Ueberzug bekleidet es in frischen grünen Rasen die Abhänge der Waldberge. Es bildet Ruhekissen und weiche Sopha's und ladet die Kinder, die vom Erd- und Himbeersuchen ermüdet sind, zur angenehmen Ruhe. Da pflücken sie die schönsten Häufchen vom grünen Moos und winden daheim Guirlanden und Kränze zum Geburtstag der Mutter, die Jahre lang grün bleiben, ohne zu verwelken. So zeigt uns das kleine Moos in seinem Leben, daß selbst das Kleinste durch Gesellschaft etwas vermag. Es lehrt den schwachen Menschen, sich freundlich an Andere anzuschließen, wenn er sich selbst zu schwach fühlt; und in Gemeinschaft mit Andern führt er dann große Werke aus, die selbst dem stärksten Einzelnen nicht möglich wären.

H. Wagner.

11. Die Rose von Jericho.

Einer der merkwürdigsten Gegenstände, der seit Jahrhunderten von Pilgern und Reisenden aus dem gelobten Lande in die Heimat mitgebracht wurde, ist die sogenannte Rose von Jericho. Eine solche Rose ist freilich etwas anderes, als die gewöhnliche schöne Rose, die auch in Jericho blüht, wie schon Sirach rühmt. Mancher, welcher jene berühmte Rose von Jericho sähe, würde nicht wenig staunen, daß man das eine Rose nennen kann. An einem dürren Stengel befinden sich viele dürre Aestchen, die sich zu einem Knäuel zusammengeschlossen haben, und an diesen Aestchen hängen oft noch die Samenkapseln. Arabien und Palästina sind die Heimat dieser Pflanze; sie wächst in sandigen Ebenen, in dürren Gegenden, wo die Sonne glühend brennt und alles Wachstum zerstört. Mitten in solcher Dürre keimt das Samenkorn der Jerichorose und schlägt Wurzeln zur Zeit, wo der Wind ruhig ist und der Sand nicht hin- und hergejagt wird. Die sich erhebende Pflanze zieht die Feuchtigkeit der Luft an sich, treibt Blätter und Zweige, setzt sich im Boden fest, bringt weiße, kreuzförmige Blüten und Samenkörner. Wenn sie jährig ist, stirbt die Pflanze ab und zieht alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zusammen,

und wenn dann im August die Winde sich erheben und den Sand oft in beträchtliche Entfernungen forttreiben, so wird die einen Knäuel bildende ausgetrocknete Pflanze auch mit fortgerissen und oft weit herumgeführt. Auf diesem Wege läßt sie ihre Samenkörner in's dürre Erdreich fallen, aus denen dann auch wieder zu seiner Zeit neue grünende Gewächse in der Wüste hervorsprießen.

Aber noch hat die Jerichorose ihr Leben nicht vollendet. Der Lauf durch die Wüste nimmt ein Ende, der Wind hat sich gelegt, das umhergeworfene Gewächs bleibt endlich liegen, und zwar merkwürdiger Weise oft gerade an feuchten Orten, namentlich auch an den Ufern des Jordans. Hier ruhet es gleichsam von der langen Reise. Stengel, Wurzeln und Zweige werden wieder weich, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben; neuer Saft durchdringt den Stengel, die Blüten entwickeln sich abermals, die Pflanze gelangt zum zweiten Male zur Reife. Um dieser außerordentlichen Eigenschaft willen, daß sie im Wasser neue Belebung und Verjüngung empfängt, hat der Naturforscher Linné der Jerichorose den Namen „Auferstehungsblume" (Anastatica) gegeben. Sowie den Bewohnern des Landes, wo sie wächst, diese Eigenschaft nicht entgangen ist und sie davon Manches zu erzählen wissen, so ist dieselbe den Pilgern und Reisenden auch wol bekannt, und sie nehmen daher solche häufig mit nach Hause, weil diese Eigentümlichkeit dem Gewächse einen besonderen Reiz gibt. Es muß allerdings etwas Eigenes sein, wenn solch' ein dürres Reis aus dem Schranke der Väter hervorgeholt und in das laue Wasser gesteckt wird, und nun die dürren Aestlein allmählich anfangen sich zu regen und sich nach und nach ausstrecken, so daß der Knäuel sich öffnet und eine andere Gestalt bekommt. Es wird erzählt, daß eine solche Rose, die nicht weniger als 700 Jahre alt war, sich im Wasser noch aufthat. Sonst pflegt man wol den heiligen Abend vor Weihnachten zu wählen, um die Wunderrose in's Wasser zu stellen. Nicht selten geschieht es freilich auch in dem Sinne, daß man aus dem vollkommenen Aufgehen der Rose vermeint, ein gutes Jahr erwarten zu dürfen. Doch wenn es so in den alten, dürren Aestlein der Rose sich zu regen anfängt, kann man wol allerlei Gedanken dabei haben, die besser passen als die vorwitzige Begierde, zu erkennen, was es für ein Jahr geben werde. Die Rose von Jericho flüstert uns etwas von Ihm zu, zu dessen Ehre am Weihnachts- wie am Ostertag die Glocken erklingen. Sie erzählt uns von dem Lande und der Wüste, durch welche einst der Heiland gewandelt ist; sie zeigt uns in einem Abbilde, wie die Kraft Gottes das Todte beleben kann, und wie er auch unsern Leib einmal wie die Auferstehungsblume aus dem Grabe zu einem neuen Leben hervorrufen wird.

Schubert.

12. Der Thee.

Als unsere riesigen Väter noch in den Wäldern jagten, wußten sie nichts von Kochbüchern und Speisekarten, nichts von Chokolade und Wein, von Kaffee und Thee. Sie aßen ihren Haferbrei und tranken ihren Meth, und wie es die Alten gethan, so machten es die Jungen auch wieder. Da wurde weder an der Kleidung, noch an der Nahrung geändert, und was bei dem Urgroßvater Sitte gewesen, das vererbte auch ebenso auf die Nachkommen, obgleich es nicht gedruckt in Büchern stand. Als aber unsere Väter mit den Römern in Berührung kamen, da veränderte sich Manches. Der Glaube wurde gewechselt, die Verfassung geändert, die Frucht des Feldes veredelt, und Wein auf reichbesetzte Tafeln gebracht. Im Mittelalter gab es schon Küchen- und

Kellermeister, Hofbäcker und Hofköche, und von den Palästen bis in die kleinsten Hütten ist die ganze Küchen- und Speisewirtschaft mehr als einmal umgeworfen worden, besonders nach der Entdeckung neuer Länder. Was für eine Veränderung in der Kochkunst hat allein die Einführung der Kartoffel hervorgebracht! Eine Menge verschiedener Gerichte, die man sonst nicht kannte, liefert sie uns jetzt auf den Tisch. Jedoch erhalten sich auch wieder bei allem Wechsel, welchem die Kochkunst noch immer unterworfen ist, auf eine höchst wunderbare Weise alte Tisch- und Küchengebräuche von Geschlecht auf Geschlecht, so wie es denn auch Nationalgetränke bei den verschiedenen Völkern gibt, die allen Revolutionen Trotz geboten haben. Das deutsche Volk trank schon leidenschaftlich sein Bier, als es noch in den Wäldern lebte. Deutschland hat einen dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg gehabt, hat Freiheitskämpfe und Revolutionsstürme erlebt, hat seine Verfassung wie seinen Glauben verändert, hat in Nachbarländern den Kaffee und den Thee zu Nationalgetränken sich erheben sehen — die deutsche Sitte des Biertrinkens ist geblieben, und kein anderes Land hat so viel Spiel- und Abarten des Biers aufzuweisen, als Deutschland. Was dem Deutschen das Bier ist, das ist dem Türken der Kaffee, dem Spanier die Chokolade und dem Russen der Thee. Kommt der Deutsche des Abends in den Gasthof, so setzt er sich zum Glase Bier, der Russe dagegen läßt sich den duftenden Thee wolschmecken. Ein vornehmer Russe reist gar nicht anders als mit Theebüchse und Theemaschine, die sich bei ihm zu den manigfaltigsten Formen ausgebildet haben. In Europa macht ihm nur der Engländer den Rang im Theetrinken streitig. Aber so schöne Theeläden, wie man in Petersburg findet, hat selbst London nicht aufzuweisen. Ein Reisender berichtet darüber Folgendes:

„Die hübschen Theeläden Petersburgs sind so zierlich und elegant, daß sie kleine Tempel zu sein scheinen, welche man der Theegöttin erbaute.

„Hier verkauft man alle Sorten chinesischen Thee's!" steht gewöhnlich mit goldenen Buchstaben an den Fenstern eines solchen Theeladens. Das will viel sagen. Denn der Gattungen, Klassen und Varietäten, welche die Russen bis jetzt aus dieser Waare herausgeschmeckt, sortirt und benannt haben, sind schon mehrere hundert. Von den gemeinsten Sorten kostet das Pfund 5—10 Rubel, und von diesen geht es hinauf bis zu den edelsten, die 100, ja zuweilen 400 Rubel das Pfund gelten.*)

„Kaum hat man den Theetempel geöffnet, so verläßt man gleichsam Europa und tritt in das leibhaftige China ein. Der Boden ist mit chinesischen Teppichen belegt, die Wände sind mit chinesischen Tapeten von den zierlichsten Stickereien behangen, und matte Lichter in bunten chinesischen Papierlampen erleuchten das Ganze mit Mondscheinschimmer. Alle Sachen und Möbeln sind von echter chinesischer Arbeit, und es fehlte nur, daß auch die Verkäufer sich chinesisch maskirt hätten, um die Täuschung, daß man sich im himmlischen Reiche der Mitte befände, vollständig zu machen. Auf den dickstoffigen Seidentapeten sieht man chinesische Gärten mit manierlich gemeißelten Felsen, artig beschnittenen Bäumen und hübsch gedrechselten Häusern dargestellt. Hier beschäftigt sich ein Arbeiter mit Zubereitung der gepriesenen rötlichen Theeblüte; dort lauschen ein Paar chinesische Mädchen dem Gesange eines im Käfig zwitschernden Vogels, und daneben empfängt im Beisein eines Mandarins ein Arbeiter die Bastonade. Der lieblichste Wolgeruch erfüllt die Räume, in denen es sich so leicht und angenehm atmet, daß man wünschen möchte, ewig in einer solchen Theebuden-Atmosphäre Atem holen zu dürfen.

---

*) Rubel, hier Papierrubel, = 9 Sgr. $2\frac{1}{2}$ Pf. oder 32 kr. rhein.

„Der kostbare Thee selber ist in einer Menge von Kästchen und Beuteln von verschiedenster Form, je nach Verschiedenheit der Sorte, verpackt und mit so viel Genauigkeit und Ordnung in den lackirten Schränken aufgestellt, wie hübsch gebundene Bücher einer Bibliothek. Man sieht an diesen Kästchen, wie hoch die Chinesen ihre Ware schätzen; denn sonst würden sie an diesen gebrechlichen, doch nur zur Verpackung dienenden Hüllen nicht so viel Kunst verschwendet haben. Die kostbarsten Sorten liegen zu einem oder zu zwei bis fünf Pfunden in höchst sauber gearbeiteten, nußbraunen, schwarzlackirten und mit Vergoldung gezierten Schachteln. An manchen sind sogar ganz eigentümliche Basreliefs angebracht. Die Figuren dieser Basreliefs bestehen aus einer Art von Papiermaché, und ihre Kleider aus sehr künstlich gearbeiteten Seidenstoffen. Zuweilen zeigt das Basrelief einen Zweikampf, zuweilen eine ganze Schlacht mit den Mongolen, mitunter auch einen Theetrinker. In diesen Kästchen schlummert nun der Thee, in bleiernem Gewande wolverwahrt. Um wiederum den Lack und die Malerei der Kästchen zu schonen, sind sie in zarte Papiere sorgsam eingeschlagen. Ein Geflecht aus Bambusrinde umgibt das Papier, und zwischen diesem und dem Geflechte ist noch eine Menge von Faserstoff sorgfältig eingeschoben. So verhüllt, werden die Kästchen zu Dutzenden in große Kisten gestellt, und diese sind mit behaartem Kalbsleder umnagelt. Auf diese Weise kann denn freilich kein Theilchen des kostbaren Duftes entfliehen, und kein fremdartiges Tröpfchen auf einer Reise um die Welt störend in das verschlossene Aroma eindringen. Jene groben Hüllen haben die Kisten nun freilich in den eleganten Läden abgeworfen; doch kann man sich in den hintern Abtheilungen der Magazine Alles zeigen lassen."

Daß der Thee je einmal eine so fürstliche Aufnahme in Rußland finden werde, dachte die russische Gesandtschaft gewiß nicht, der man zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in China für ihre prachtvollen Zobelpelze eine Kiste voll getrockneter grüner Theeblätter als Gegengeschenk gab. Sie achtete die Gabe für wertlos, und erst nach vielem Zureden nahm sie dieselbe an. Aber schon diese erste Sendung, welche in Moskau nach den in China gegebenen Vorschriften zubereitet wurde, erfreute sich des größten Beifalls, und bald wurde des Thee's wegen eine Handelsstraße von mehreren hundert Meilen aus dem Innern Rußlands nach der Ostseite Asiens eröffnet. Ueber Hochebenen und schwer zugängliche Gebirge, über Steppen und Wüsten wälzen sich jetzt die Theekisten von Stadt zu Stadt, theilen auf dem langen Wege von ihrem Vorrat überall aus, bis sie endlich an dem Zielpunkt ihrer Reise, in Petersburg, angekommen sind. Die erste Hauptniederlage ist Jakutzk, die zweite der Markt von Nowgorod. Auf ihrer Reise treffen sie Völkerschaften, denen der Thee gleichsam das tägliche Brot ist, die kein Glas Wasser trinken, es sei denn mit Thee gewürzt, deren Suppen und Brühen Theesuppen und Theebrühen sind. Wie der Beduine mit dem Dattel- und Kaffeebeutel die Wüste Sahara durchzieht und am Abend seine Gesänge weit hinein in die stille Wüste erschallen läßt, wenn die Frauen vor den Zelten sitzen und die Kaffeebohnen im hölzernen Mörser zerstoßen! — so durchzieht der Mongole mit seinem Ziegelthee die Steppen Asiens. Dieser Thee hat seinen Namen von der Form, die man ihm gegeben. Gemischt mit Kräutern, ist er mittelst Fett oder Schafblut in eine feste Form gebracht, wie sie unsere Bouillontafeln auch haben. Wie diese, löst man ihn in Wasser auf. Aus allen Zelten des weiten Mongolenreichs duften davon die Theesuppen über dem hellen Feuer.

Nirgends wird jedoch so viel Thee getrunken als in China, seiner Heimat. Wer es haben kann, trinkt dort den ganzen Tag über Thee, der ihm alle

Sorgen verscheuchen hilft. Die Mutter beruhigt sich bei einer Tasse Thee über den Verlust ihres Kindes, das sie bald nach der Geburt der Todtenfrau übergab, damit diese es aussetze, was in China bei der Uebervölkerung des Landes noch immer vorkommen soll; die Männer vergessen bei einer Tasse Thee die Bambushiebe, welche sie von den Beamten erhalten haben, die ihrerseits bis zum Minister hinauf auch wieder den Stock zu fühlen bekommen. Thee wird nicht nur bei allen Mahlzeiten, er wird zu jeder Zeit des Tages behaglich getrunken und jedem Gaste angeboten; er duftet auf allen Straßen und Wegen China's jedem Reisenden aus dem Gasthofe entgegen. Thee zu bereiten und ihn mit Anstand zu serviren, gehört mit zu einer guten Erziehung und wird gelehrt, wie die Fecht- oder Tanzkunst in Europa. Das Gebräu, welches bei uns oft unter dem Namen Thee getrunken wird, würde einem chinesischen Feinschmecker, der 700 Arten Thee zu unterscheiden weiß, nicht munden. China allein bedarf jährlich mindestens 300 Millionen Pfund, und auf den ganzen Osten von Asien rechnet man 450 Millionen Pfund.

Wer der erste Theetrinker gewesen sein mag, darüber berichtet nur die Sage. Europa hat erst spät Kunde von China bekommen. Den Arabern verdankt es die ersten sichern Nachrichten über dieses wunderbare Land. Ihre weitausgedehnten Eroberungen führten sie bis an die Grenzen dieses fernen Reichs, und wir besitzen interessante Mittheilungen über China von zwei arabischen Reisenden aus den Jahren 850 und 877 n. Chr. Diese gedenken denn auch des Thee's. „Der Kaiser," sagen sie, „behält sich die Einkünfte aus dem Salz und einem gewissen Kraut vor, das die Chinesen mit heißem Wasser trinken, und wovon eine große Menge zum Werte von ungeheuren Summen in allen Städten verkauft wird." Wahrscheinlich ist also der Gebrauch des Thee's schon uralt. Die Chinesen haben über die Entstehung der Theepflanze folgende Sage: Darma, ein Priester, hatte gelobt, Tag und Nacht dem Gott Buddha durch Andachtsübungen zu dienen und selbst des Schlafes sich zu enthalten. Mit aller Anstrengung setzte er seinen Vorsatz eine Zeitlang durch. Ehrfurchtsvoll blickten seine Schüler zu ihm auf. Da überwältigte ihn einst doch der Schlaf. Kaum war er erwacht, so schnitt er sich beide Augenlider ab, um jedes Hinderniß zu beseitigen, und warf sie zur Erde. Der Gott Buddha lohnte diesen Eifer und gab seine Zufriedenheit dem Darma dadurch zu erkennen, daß er aus den abgeschnittenen Lidern eine Pflanze entstehen ließ, deren Blätter die Form eines Augenlides zeigten und deren Ränder fein gewimpert waren. Diese Pflanze war der Theestrauch. Darma verstand das Zeichen. Er genoß von den Blättern und fühlte sich darauf nicht nur wunderbar gestärkt, sondern bemerkte auch bald, daß das Getränk den Schlaf verscheuche. Er empfahl es daher angelegentlich seinen Jüngern. Durch diese verbreitete sich der Theestrauch weiter.

Obgleich man versucht hat, den Thee auch nach Europa und Amerika zu verpflanzen, so hat dies doch noch nicht recht glücken wollen, und selbst in China ist er nur brauchbar zwischen dem 23. und 31. Grade der Breite. Nicht leicht scheint eine Pflanze so sehr an ihrer ursprünglichen Heimat zu hangen, als der Theestrauch; nicht leicht bedarf eine Pflanze einer sorgsamern Pflege und Aufmerksamkeit, als diese. Sonnenlicht liebt sie über die Maßen viel. Blätter, die im Schatten hingen, geben bei weitem nicht so guten Thee, als solche, welche der Sonne ausgesetzt waren; Blätter, die an Regentagen gepflückt wurden, verlieren dadurch gleich an Güte.

Der Boden für die Pflanze muß sorgfältig zubereitet werden. Ist dies geschehen, so werden eine Anzahl Samenkörner, gewöhnlich nicht unter sechs, in ihren Kapseln in ein 4—5 Zoll tiefes Loch in die Erde gelegt. Die empor-

gewachsene Pflanze wird durch das Beschneiden ihrer Spitzen niedrig gehalten, damit sie desto mehr Zweige schießt und das Einsammeln der Blätter erleichtert. Wenn der Strauch etwa drei Jahre gewachsen ist, sind die Blätter zum Abpflücken tauglich. Dies geschieht mit großer Sorgfalt; denn jedes Blatt wird einzeln abgenommen. Je mehr abgepflückt werden, desto mehr kommen hervor; aber nach drei Jahren ist der Strauch durch die gewaltsame Behandlung schon ein Invalide geworden und muß durch einen andern ersetzt werden. Würden die Blätter der ersten Ernte nicht eingesammelt, so würde man vergeblich nach den Blättern der zweiten Ernte schauen. Das Sammeln der Blätter fängt daher schon im Frühjahre an, und während des Sommers werden drei verschiedene Ernten gehalten. Bei der ersten Ernte ist das Blatt noch im Wachsen begriffen; ein weicher, weißer Flaum bedeckt es. Je zarter das Blatt ist, je feiner wird der Thee und je angenehmer der Geschmack. Wenn die Blätter abgepflückt sind, bleiben sie in großen Bambuskörben einige Stunden den Strahlen der Sonne ausgesetzt; darauf werden sie im Schatten zwischen den Fingern weich gerieben. Dann sind sie fähig, die Hitze zu ertragen, die sie trocknet und einschrumpft. Das gewöhnliche Verfahren dabei besteht darin, ungefähr zwei Pfund Thee in eine heiße Pfanne aus Gußeisen zu thun, die in einem kleinen runden Herde festgemacht ist und von einem Stroh- oder Bambusfeuer erhitzt wird. Die Blätter werden rasch mit der bloßen Hand umgerührt, damit sie nicht verbrennen. Wenn sie heiß genug geworden sind, werden sie in einen dichtgeflochtenen Bambuskorb gelegt und aus diesem auf einen Tisch geschüttelt, wo man sie in zwei oder drei Haufen sondert. Einige Arbeiter rollen sie darauf mit großer Vorsicht und Langsamkeit in Kugeln und pressen durch einen besondern Druck mit der Hand den Saft aus, den sie noch enthalten mögen. Darauf werden die Blätter wieder in die heißen Pfannen gebracht, wieder mit der bloßen Hand umgewendet, und wenn sie gehörig heiß sind, wieder entfernt. Dann werden sie auf ein Sieb ausgebreitet, wieder gerollt und nochmals der Wirkung der Hitze ausgesetzt, indem das Sieb auf ein Kohlenfeuer gebracht wird. Jetzt ist große Sorgfalt nötig, daß der Rauch dem Thee nichts anhabe. Dieses Verfahren, den Thee dem Feuer auszusetzen, wird sehr oft wiederholt und von Zeit zu Zeit stets nachgesehen, in welchem Zustand sich die Blätter befinden. Wenn sie zusammenschrumpfen und leicht zerbrechen, werden sie vom Feuer entfernt, abgekühlt, und das Verfahren wird von vorn angefangen, bis der erfahrene Arbeiter mit dem Zustand und Ansehen des Thees zufrieden ist. Anders ist die Behandlung, um den schwarzen Thee zu bereiten, der keiner besondern Theestaude angehört. Er wird gleich über dem Feuer erhitzt und stärker getrocknet. Da die Hitze auf ihn noch mehr zersetzend eingewirkt hat, so unterscheidet er sich nicht etwa bloß durch seine Farbe vom grünen, sondern auch durch seine innere Beschaffenheit. Er enthält weniger Theeöl und Gerbsäure. „Theestoff und Theeöl," heißt es in einem Buche über die Nahrungsmittel, „sind die eigentümlichsten Bestandtheile des Thees, siedendes Wasser eine unerläßliche Bedingung, wenn man wirklich Thee und nicht braunes Gummiwasser trinken will. Mit dem siedenden Wasser dürfen aber die Theeblätter nur übergossen, nicht weiter gekocht werden, sonst entweicht das Theeöl, und es entsteht eine bittere Gerbsäurelösung, zu welcher man auch Galläpfel brauchen könnte. Der erste Aufguß enthält vier- bis sechsmal mehr der eigentümlichen Theebestandtheile, als der zweite. Wird er im Uebermaß getrunken, so stellt sich eine erhöhte Reizung der Nerven ein, die sich durch Schlaflosigkeit, ein allgemeines Gefühl der Unruhe und Zittern der Glieder auszeichnet. Es können selbst krampfhafte Zufälle, erschwertes Atmen, ein Gefühl von Angst in der

Herzgegend entstehen. Diese nachtheiligen Wirkungen hat der grüne Thee, der viel mehr flüchtiges Oel enthält als der schwarze, in höherem Grade.

Gude.

13. Der Buchenwald.

Ein Wald ist ein Volk von Pflanzen, jeder Baum ist ein Glied dieses Volkes. In ihm gibt es Einheimische und Fremde, Auswanderer und Zugereiste, Freunde und Feinde. So wie jedes Volk, so hat auch jeder Wald seine Geschichte. Diese ist bei den verschiedenen Wäldern abweichend, je nach den Baumarten, welche sie bilden, je nach dem Lande, in dem sie sich befinden. Eine Gegend, welche allmählich durch herrschende Winde versandet, oder welche durch stockende Gewässer versumpft, — wird ihrer bisherigen Gewächse, die guten Boden oder trockene Berge liebten, nach und nach verlustig werden und neue werden sich ansiedeln. Ein Gleiches wird der Fall sein, wenn eine Sumpfstrecke entwässert wird. Die Wasser- und Moorpflanzen werden verschwinden und solche, die trockene Lagen lieben, werden sich einfinden und allmählich die Oberhand gewinnen. Eine Feuersbrunst, die einen Wald verheert, vernichtet gleich einer Pest oder Völkerschlacht das ganze vorhandene Geschlecht, und ein neues, anders gestaltetes erwächst aus der Asche des untergegangenen. Eichenwälder folgen auf Birken, Kiefern auf Buchen oder umgekehrt.

Ein mäßig hohes Gebirge liegt vor uns. Vielverzweigte Thäler schmiegen sich zwischen sanft gerundeten Kalkbergen. Wie die Blätter eines Buches sind die Gesteine, aus denen die letztern bestehen, schräg über einander gelagert; nach einer Seite fallen sie steiler ab, nach der anderen sanfter. Weißes Geröll bedeckt die Abhänge und schimmert blendend zwischen schwarzer Moorerde hervor. Fast in jedem der vielen kleinen Thälchen sickert sich ein Bächlein zusammen. An den Abhängen entlang sind zahlreiche Arbeiter beschäftigt, kleine, etwa einen Zoll tiefe Rinnen mit einer kurzen Haue einzuhacken und Buchnüsse hineinzuwerfen. Letztere sind dreikantig und glänzendbraun. Sie werden wiederum mit Erde bedeckt. Der Förster beaufsichtiget und ordnet die Pflanzenarbeit.

Ist der ganze Berg, das ganze kahle Thal besäet, dann überläßt er den in der Erde schlummernden jungen Wald der Pflege und Obhut Gottes, der auch über die Samen der Waldbäume wacht, und zieht mit seinen Arbeitern heimwärts.

Sonderbarer Weise finden sich manchmal noch andere Pflanzer ein! Krähen und Häher lieben die Buchnüsse wegen ihres öligen Kernes; haben sie aber Ueberfluß davon und noch dazu genugsam Nahrung aus dem Thierreich: Mäuse und Schnecken, Käfer und Würmer, so suchen sie sich von dem augenblicklichen Reichtum für künftige schlechte Zeiten ein Erspartes zurückzulegen. Dort am moosigen Hügel verführt eine Schar Krähen ein wunderliches Wesen. Sie bohren mit ihren Schnäbeln Löcher in den Waldboden, indem sie sich im Kreise um die eingesteckten Schnäbel herumdrehen, und in diese Löcher stopfen sie Kern auf Kern, welche sie dem benachbarten Walde entnahmen. Sehr häufig vergessen sie später ihren Vorrat, wenn ihnen anderwärts Speise zu Theil wird, oft hindert sie auch hoher Schnee am Wiederaufsuchen desselben, und im Frühjahr brechen bereits zahlreiche Keime zwischen Moos und Steinen hervor.

Innerhalb jeder Nußschale sind nämlich zwei ölig mehlige Blätter in eigentümlicher Weise zusammengerollt. Beide schließen den Keim in sich.

Letzterer selbst läßt zwei Theile unterscheiden: ein Würzelchen und ein sogen. Blattfederchen, d. h. einen winzigen Stengel, an welchem zwei ebenso kleine Blättchen befindlich sind. Sämmtliche Theile im Kern sind noch weißlich von Farbe. So wie im Frühjahr der zerrinnende Schnee und die häufigen Regengüsse den aufthauenden Boden tränken, beginnt der schlafende Samen aufzuquellen. Zunächst saugt sich die harte Schale voll Feuchtigkeit, nach diesem dringt das belebende Naß zu Samenblättern und Keim. Diese dehnen sich aus, sprengen die Schale, und nach unten schiebt sich zunächst das Wurzelende heraus, hinab in den lockern Grund. Die Ernährung der Wurzel geschieht auf Kosten der beiden zusammengefalteten Samenblätter, die sich jetzt ausbreiten und bei der Einwirkung des Sonnenlichts grün färben. Hat die Wurzel ansehnliche Tiefe erreicht, hat sie sich mit hinreichenden Nebenwurzeln versehen, die ihrerseits nunmehr die Ernährung des jungen Baumes übernehmen, so treibt auch der Stengel mit seinen jungen zusammengefalteten Blättern nach oben. Die zwei ernährenden eirunden Samenblätter sind ihres Vorrates beraubt, welk und schlaff, sie fallen ab; statt ihrer treten nun die eigentlichen Blätter der Buche auf, jedes langrund im Umriß, am Rande ganz schwach ausgeschweift und zart gewimpert. Von der Mittelrippe aus gehen links und rechts gleichlaufende Nebenrippen in regelmäßigen Abständen nach dem Rande hin, so daß das Blatt ein sehr angenehmes regelmäßiges Ansehen erhält. In der Jugend ist das ganze Blatt mit feinen Seidenhaaren überdeckt, im Alter werden beide Seiten glatt und glänzendgrün, die Oberseite etwas dunkler als die untere. Am Blattstielgrunde des jungen Blattes befinden sich zwei länglichrunde Nebenblättchen, die später abfallen.

Die jungen Buchenbäumchen, kaum länger als eine Spanne, bilden nach des Försters Bezeichnung eine S c h o n u n g. Es ist ein Buchenwald in zartester Jugend. Er beherrscht noch nicht das Gebirge, er scheint selbst nur geduldet von den übrigen Pflanzen, die schon seit Jahren hier gedeihen, ja er bedarf gar oft ihres Schutzes vor dem schneidend kalten Wind oder dem glühenden Sonnenstrahl. Moospolster und Rennthierflechten klammern sich an dem nackten Gestein fest. Sie saugen die fallenden Regentropfen ein, der Reif übersilbert sie und der Thau hängt in regenbogenfarbigen Perlen an ihren zarten Spitzen. Sie tränken von ihrem Ueberfluß das Buchenbäumchen, als seien sie wolbestellte Kinderwärter. Hellblaue Hundsveilchen breiten im Frühjahr ihre lieblichen Rasen daneben aus. Zwischen ihnen strecken sich die weißhaarigen Spieren der Hainsimsen empor. Goldblumiges Fingerkraut wirkt leuchtende Bouquets in den duftenden Teppich des Untergrundes, aus welchem sich später hohe, in schönem Bogen geschwungene Gräser, purpurne Gesträuche von Weidenröschen und Tausende von weißstrahligen Wucherblumen erheben. Alles sind Pflanzen, welche den hellen unmittelbaren Sonnenschein, einen freien, frischen Luftzug und einen mehr trocknen, steinigen Boden lieben. Ihnen schließt sich eine entsprechende Welt kleiner Thiere an. Perlmutterfalter und Weißlinge, Pfauenspiegel und Distelfalter flattern von Blume zu Blume, ihre Raupen nährten sich von den hier wachsenden Kräutern. Kleine schwarze oder gelbe Ameisen bauen ihre Haufen im Schutze der Grasbüschel und halten geflügelt im Spätsommer ihre Lufttänze. Hummeln und Fliegen, Bienen und Wespen eilen, vom Honiggeruch der zahllosen Waldblumen gelockt, herbei, um sich und ihre hungrige Brut zu laben. Es ist ein lieblicher Blumengarten mit einem heitern, bunten, fröhlichen Treiben. Und kommen die Kinder mit den Eltern beim Spaziergange an den jungen Buchenwald, so bietet sich dem Knaben ein prächtiges Jagdrevier auf Käfer und Schmetterlinge, ja er jubelt wol in übergroßer Freude, wenn ein scheuer Hase

aus dem Lager im dichten Ginsterbusche aufspringt, oder erschrickt freudig, wenn ein Volk Rebhühner mit prasselndem Geräusch emporschwirrt. Das Mädchen dagegen findet die lieblichste Auswahl von Blumen und Grün zu bunten Kränzen und Sträußen, findet scharlachfarbene, duftige Erdbeeren und schwarze Brombeeren zur Erquickung.

So ist der Buchenwald in frühester Jugend eine lustige, sonnige, bunte Blumenflur.

Zwanzig Jahre sind verflossen. Jedes Jahr trieben die Pflanzen höher, verdickten sich die Stämmchen und breiteten sich die Kronen aus. Die junge spannenhohe Schonung ist zum ansehnlichen Buschwald geworden. Zwei, drei Männer hoch ragen die schlanken Stämmchen, ihre Aeste strecken sich geschmeidig nach oben, das seidenglänzende Laub bildet wonnige Schattengänge, bietet prächtige Ruheplätzchen. Der goldene Sonnenschein zittert durch das bewegte Gewirre der Blätter, Schatten und Lichter, Wärme und Kühlung mischen sich wunderbar. Am Boden selbst hat sich bereits Vieles verändert. Auf und zwischen dem Gestein hat sich eine Kruste schwarzer fruchtbarer Erde gebildet, auf welcher andere Gewächse wuchern, als vordem am kahlen Bergabhange. Anemonen und Schlüsselblumen begrüßen hier den Frühling, der gewürzige Waldmeister und der wolriechende purpurne Helmbusch steht lieblich neben der violetten Aehre der Orchis und dem weißen Blütenglöckchen des Maiblümchens. Auch andere Moosarten fanden sich ein, an die unteren Theile der Buchenstämmchen klammert sich Goldmoos; Frullanien und Jungermannien breiten sich wie schwarzbraune Federzeichnungen auf der weißlich schimmernden Rinde aus. Zwischen ihnen hindurch bemerkt 'man die interessanten Schriftzüge der Schriftflechte und die kreisrunden Schilder der olivenfarbenen Wandflechte. Andere Blumen — andere Schmetterlinge; andere Kräuter — andere Raupen und andere Käfer! Der prächtige Kaisermantel jagt sich mit dem schnellsegelnden Schwalbenschwanz, Spanner und Wickler haben sich eingefunden. Mücken ruhen im Schatten der Blätter, grasgrüne Spinnen schleichen ihnen nach oder spinnen zwischen den Zweigen ihre Netze. Und nun das schönste im Buchenwald: die lieblichen Singvögel bauen hier ihre Nester, flöten hier ihre Lieder und antworten sich im Wechselgesang! Das Rotkehlchen sitzt auf dem Busch dicht am Weg und schaut zutraulich die Vorübergehenden mit schwarzem Auge an. Grasmücken und Laubsänger rufen und antworten sich im bunten Gezwitscher, der Kuckuk macht sich bemerklich und vor allen die Königin Nachtigall! Sie preist das wonnige Dickicht des Buchengebüsches, wo im süßen Versteck das Reh sein buntgeflecktes Junges säugt, wo im künstlich geflochtenen Neste das Vögelein die fleckigen Eier bebrütet oder vorsorglich die hungrigen Jungen füttert! Der Buschwald beherrscht schon den Berg, er gibt ihm die entsprechende Färbung. Wenn auch die weißen Trauben des Ligusters, die Schirme des Schneeballens, die roten Beeren des Weißdorns oder der Hagebutte in Etwas am Colorit helfen, so erscheint dies doch sehr untergeordnet. Die Buchenbüsche färben im Winter den Abhang braun mit dem verschrumpften raschelnden Laube, das noch am Zweige hängt, wenn bereits im Mai die schwellenden Knospen sich öffnen. Sie hatten im Herbst wundervolle gelbe und rote Gluten über die Höhen gelagert, als sei ein lebendiger Waldbrand vorhanden, als sei der ganze Berg eine einzige Blume. Am herrlichsten aber ist das seidene Grün des jungen eben aufgeschossenen Laubes, wenn der Lustwandelnde zwischendurch den blauen Frühlingshimmel gewahrt! Knaben eilen dann in's Gebüsch und suchen nach Maienkäfern, während die Mädchen aus den Blättern zierliche Guirlanden verfertigen. Der Vogelfänger stellt hier seine Sprenkel und der Jäger hängt die Schlingen

für die Krammetsvögel an den übergebogenen Zweig. Freunde lustwandeln im lieblichen Schattengange und ritzen ihre Namenzüge verschlungen in die glatte, geschmeidige Rinde.

Siehe! der Baumstamm wird zu einem Stammbaum! Das Alter des Baumes ist mit einem reichlichern Maße gemessen, als dasjenige des Menschen. Sie sind längst entschlafen, die jene Schriftzeichen liebend in die Buchenrinde gruben. Ihre Enkel stehen nach 100 Jahren vor den mächtigen Stämmen, die aus dem Buschwald erwuchsen. Er ist jetzt ein Hochwald geworden. Riesige Stämme ragen wie Säulen eines Domes empor. Das ganze Thal ward zu einer geräumigen, weiten Halle. Die Aeste neigen sich, von der Last der Zweige und Blätter gezogen, zu schöngezwungenen Bogen abwärts. Geheimnißvolles Dunkel herrscht selbst am Mittag unten zwischen den Stämmen, wo zartgefiederte Farrenkräuter ihre buschigen Wedel entfalten und die gelbgrüne saftige Goldmilz einen feuchten, an lockerer Walderde reichen Boden verkündet. Dicke Laubschichten, die schwarzbraun im Grunde vermodern, bieten zahlreichen Pilzen reichliche Nahrung. Schneeweiße Hutschwämme leuchten geisterhaft aus dem finstern Winkel des Thales, goldgelbe Faltenpilze und scharlachrote Fliegenpilze wechseln im Vordergrunde mit einander. Die andern Pflanzen, welche die Buchen umgaben, als sie noch Buschwald oder gar Schonung waren, sind gänzlich verschwunden. Der schattigfeuchte Aufenthalt sagte ihnen nicht mehr zu. Die früher spärlichen Quellenadern fließen jetzt stärker, die wasserreichen Schichten des Bodens speisen sie reichlich, der austrocknende Strahl der Sonne trifft sie nicht. Gewaltige Flechtenbüschel haben sich an die Buchenstämme angeklammert und gedeihen vortrefflich in der feuchten Waldluft. Nußgroße bräunliche Kätzchen, von kugelrunder Gestalt und mit langen Stielen versehen, fallen herab von den hohen Aesten. Es sind die Staubblüten der Buchen. Sie bestehen aus weichen häutigen Schuppen, welche die zahlreichen Staubgefäße beschützend decken. Der ausgestreute Blütenstaub befruchtet die auf demselben Baume befindlichen Samenblüten, die als unansehnliche rötliche Federchen in den Blattachseln versteckt sind. Aus ihnen bildet sich die Nuß, umschlossen von einer viertheiligen stacheligen Hülle. Oft sind zwei, selten drei Nüsse in einer Hülle beisammen. Sind die Nüsse gereift, so ist der Tisch gedeckt für hungrige Gäste. Oben in dem Wipfel der Buche hat sich das Eichhörnchen ein sicheres Nest gebaut, hier legt es einen Vorrat von süßen Buchnüssen an. Hier oben theilt mit ihm der Häher mit den prächtig blauen Flügelfedern die leckere Kost. Unten sättigen sich die Waldmäuse von den herabgefallenen Früchten und tragen ebenfalls eine Partie für den Winter beiseits, und die Heerde borstiger Schweine wühlt im weichen Boden nach den umherliegenden. In früher Zeit bevorzugte der wilde Eber dergleichen Plätze, jetzt vertreten gezähmte Nachkömmlinge seine Stelle. — Ein scharfer Schrei hallt durch den Buchenwald; es war der mächtige Falke, der auf der höchsten Buche seinen Horst hat. Der kreischende Häher verstummt furchtsam. Unter dem Wurzelgeflecht des Riesenbaumes führt der Eingang zur Wohnung des Fuchses. Der Schlaue lauscht mit gespitztem Ohr auf unsern Schritt. Siehe die Namen und Jahreszahlen in der Rinde der Bäume! Keiner von denen, welche im Buchenwald lustwandelten, ergeht sich im Hochwald! Doch auch dem mächtigen Walde kommt einst ein Tag, wo die Gewaltigen dahinsinken unter der Axt des Menschen. Dann nahet der Wald den Wohnungen der Menschen. Siehe, ob nicht die Geräte im eigenen Zimmer aus den mächtigen Stämmen gefertigt wurden! Würde dem buchenen Tische vor dir Sprache verliehen, so könnte er Wunderbares erzählen, denn das Leben eines Buchenwaldes ist lang und er hat, ähnlich wie der Mensch, seine

frühe Kindheit, seine fröhliche, schöne Jugend und sein ernstes Alter, und alle sind reich an besondern Erlebnissen.

H. Wagner.

14. Der Birkenwald.

Dem Froste und dem Sturme, dem Blitze und selbst der Fäulniß trotzend, im Sumpfmoore wie im dürren Sande gedeihend, bedarf die Birke nur einer Spanne Erde, ihre Wurzel hineinzusenken. Auf den norddeutschen Grasebenen steht sie in zerstreuten Gruppen und Hainen; weite schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Tiefthälern von Norwegen, und da selbst, wo ewiger Schnee den Kiölengrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich wie trauernd über das Gestein: das grünende Leben sinkt wieder in den Schoß zurück, dem es sich schwer kämpfend entrungen. Es ist die Zwergbirke (betula nana), deren Same allein im Winter den Lemming und das weiße Rebhuhn ernährt. — Vielleicht erstreckte sich ehedem das Reich der Birke weiter hinauf als heute. Auf Island wenigstens stand vor Alters die hohe Weißbirke (betula alba) im dichten Walde von dem Meeresufer bis zum Fuße der Gebirge, und warf so ein wärmendes Gewand um die damals fruchtbare Insel, von dem jetzt kaum die Fetzen in Busch und Strauch zu sehen sind. Noch geht die Sage von Kohlenbrennern, die hier ihre Meiler bauten, und das Grabscheit braucht oft nur einige Stiche in die breitgelagerte Torfschicht zu thun, um auf Stämme von mehr als einem halben Fuß Stärke zu stoßen.

Man darf die Birke einen weiblichen, wo nicht weichlichen Charakter nennen. In leichtgeschwungener, oft anmutig geschlängelter Linie steigt der schlanke, gerundete Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Grau bemooste Furchen zerreißen wol unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,

> Als wäre dran aus heller Nacht
> Das Mondlicht blieben hangen.

Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich cascadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinsten Vogels Nest: so luftig steht das Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein darüber hin! Dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebend und schwirrend sein fliegendes Gewürz ausstreut!

Uebrigens ist es auch an der Birke zumeist die gesenkte Gestalt und das rastlose Gezitter der langgestielten Blätter, was die träumerische, selbst schwermütige Stimmung hervorruft, die diesem Baume den Namen der Trauerbirke verschafft hat. Ebendarum ist sie bei uns, wie im Süden die Cypressen, ein Schmuck der Friedhöfe geworden, und einer grünen Trauerflagge gleich steht sie auf den Gräbern. — Eine gespanntere, erhöhte Stimmung gibt das Zwielicht des Mondes dem Birkenhain. Die schattenhaft zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstige Weiß des Stammes regen die Phantasie geisterhaft an. Nur im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, atmet die Birke eine sonnige, erfrischende Freundlichkeit, sie bringt den ersten, lang erwarteten Gruß des wiedererwachten Lebens. Doch

hebt auch der eintretende Herbst, der das Birkenlaub in energisches Gelb umfärbt, diesen Baum wieder lebhafter hervor.

Anders geartet ist die Heidebirke (betula pubescens). Die freier aufstrebenden Aeste geben ihr ein munteres Ansehen; an den weichen Habitus der Hängebirke erinnert nur die leichte Biegung der Zweige, deren dünnes Laub geschwätzig auseinanderflattert. Heitere, man möchte sagen, mädchenhafte Grazie ist der Charakter des Baumes, und gern schwingt sich der Dorfreigen um sein luftiges Maigrün. Die Heidebirke erfreut, wie der Anblick eines schön gelockten, lieblichen Kindes, man denkt an lachende Blondköpfe; doch verliert sie sich auch eher, als ihre ernste Schwester, in's Dürftige. In einzelnen Gruppen, etwa inselartig aus dem Rasengrün hervortretend, und in weiten Dimensionen über eine große Fläche sich gleichsam die Hand reichend, oder auch im Gegensatz zur Eiche, Tanne u. dgl., gibt sie ein wirksames Motiv für die Landschaft: so besonders auf den holländischen Torfmooren, deren trübe Einsamkeit allein durch ihre Farben belebt wird. Als voller Wald ist indessen dieser Baum zu eintönig und zu geringfügig.

H. Masius.

15. Schlingpflanzen in Südamerika.

Zu den Charakterpflanzen des amerikanischen Südens gehören vor allen die eben so zahlreichen als gewaltigen Lianen und Schlingpflanzen, welche die hohen Tempelpforten und Hallen jener herrlichen Urwelt bald mit zierlichen Laub- und Blumengewinden — auf welchen neckische Affen und schönfarbige Vögel sich schaukeln — bekränzen und für den Eintretenden einladend schmücken, bald mit ihren festgewundenen Stricken und gegliederten Ketten — an welchen die Tigerkatze die bergenden Wipfel der Bäume erklettert — der zudringlichen Neugier den Eingang wehren und versperren. Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern schwach nur an diese Pflanzengestalten der Tropenwelt, welche deshalb um so mehr die erstaunten Blicke des Ankömmlings fesseln. Hier sind es blattlose Seile, Bauhinien, oft von 40 Fuß Länge, welche einfach oder übereinander gedreht, wie Schiffstaue, von den Stämmen und Aesten der Urwaldung nach dem Boden hin ausgespannt und festgewurzelt sind. Dort hängen andere Stränge und dünnere Schnüre herab, die den Grund noch nicht erreicht haben und zwischen dem bewegten Laube hin- und herschwanken. Eine andere Form hat in kühnen Verschlingungen den saftigen Lorbeerbaum oder die ungeheure Bertholletia umgürtet, und indem sie sich von Jahr zu Jahr weiter über den geduldigen Baum ausbreitet, droht sie die Wege des Lebenssaftes zu hemmen und ihn endlich zu tödten. Die erregte Phantasie erblickt in solch' wilden Spielen des pflanzlichen Bildungstriebes bald riesenhafte Schlangen, bald andere Ungeheuer, fern in diese schauervolle Einsamkeit gebannt. Und in der That, keine Gattung scheint so sehr von der friedsamen Weise des lebenspendenden Pflanzenreiches abzuweichen, als diese tödtlichen Lianen, die anfänglich in ihren still-ernsten Nachbarn nur Stützen zu suchen scheinen, dann sich gefräßig über die Oberfläche ausbreiten und, in verderblichem Drange sie enger und enger umschnürend, ihnen die Säfte und das Leben aussaugen.

Die Entwicklung dieser Art von Schlingpflanzen ist in einer ganz eigentümlichen Lebensart begründet. Anfänglich wachsen sie als schwache Gesträuche lothrecht auf; sobald sie aber an einem andern Baume eine Stütze erreicht haben, so verlassen sie den ursprünglichen Weg der Ernährung und werden Schmarotzer (Parasiten), die, sich unmittelbar über die Oberfläche des andern

Stammes ausgießend und nach ihr sich schmiegend und gestaltend, fortan vorzugsweise von diesem und endlich fast gar nicht mehr durch die eigene Wurzel sich ernähren. Wenn sonst die gesetzmäßige Entwicklung eines Stammes erheischt, daß er sich concentrisch nach allen Richtungen gleichmäßig in die Dicke ausdehnt, so wohnt diesen Stämmen der sonderbare Trieb inne, überall da, wo sie durch Berührung gereizt werden, sich der Rinde zu entledigen und sich über den fremdartigen Körper nach und nach gleichmäßig, wie Flüssiges, auszudehnen. So verfließen allmählich sogar die einzelnen Aeste des Parasiten miteinander. Ist auf diesem Wege die Kraft der ursprünglichen Wurzel geschwächt worden, so ersetzt sich der Stamm das Verlorene dadurch wieder, daß er neue Wurzeln (Luftwurzeln) herab zur Erde sendet, und so gewinnt dieses zähe, lebenskräftige Geschlecht, zum Verderben der Nachbarn, immer neue Ausdehnung und Stärke.

Große Blumen üppiger Färbung und glänzendes, saftgrünes Laub erhöhen vielfach die Eigentümlichkeit dieser Gewächse; und wenn sie, zu Massen ausgebildet, anderen Stämmen und Baumkronen gleichsam einen fremden Baumschlag einimpfen, sind sie von mächtiger Wirkung in dem Helldunkel des tropischen Waldes. Sowol diesen Schlingpflanzen, als auch den feindseligen Parasiten, welche mit ihnen gemeinschaftlich die größeren Bäume oft ganz überwuchern und endlich zerstören, kommen besonders häufig gefärbte oder milchige Säfte zu, die auf den thierischen Körper bald als scharfe, bald als betäubende Gifte wirken und nur selten unschädlich sind. Es ist daher gefährlich, sich in die Windungen dieser bei jeder Versehrung tröpfelnden Buschtaue zu verwickeln; schmerzhafte Geschwulst der Glieder entsteht bisweilen, und in's Auge spritzend, haben solche Säfte oft schon Blindheit bewirkt. Diese Gewächsform ist es übrigens vor allen andern, welche sich bis jetzt der genauern Kenntniß der Botaniker entzogen hat; denn theils erscheinen Blätter, Blüten und Früchte nur selten an denselben, theils macht es die Verschlingung mit dem benachbarten Laubwerke oft ganz unmöglich, die einzelnen Bildungen zu entwirren und zu unterscheiden. Und wenn auch wirklich die Liane in schwindelnder Höhe, unter der Krone eines mächtigen Baumes, ihre Blätter und Blüten entfaltet hat — was oft nur das Luchsauge des Indianers entdeckt —, so gibt es kein Mittel, zu ihr emporzusteigen; denn selbst der kühnste Sohn des Waldes fürchtet die bösen Ausdünstungen und Säfte des Schlinggewächses, an welchem er sonst wol mit Gewandtheit emporklimmen könnte. Die benachbarten Bäume aber starren von Stacheln oder wimmeln von Ameisen, deren bösartigen Bissen Geschwulste und Fieber folgen. Versucht man es aber, die Ranken herabzureißen, so erfährt man bald, wie eitel diese Anstrengung sei; denn in ungeheurer Ausdehnung hat sich das wuchernde Buschtau durch die benachbarten Wipfel verschlungen, und das gespannte Laubgewölbe wird auch von vieler Menschen Gewalt kaum in Bewegung gesetzt. Versucht sich doch die Wut des Orkans vergebens an diesem dicht verbundenen Blätterbaue.

Es gibt endlich noch eine Form von Schlingpflanzen, den Rankengewächsen ähnlich, welche sich in nördlicheren Breiten zu Hecken vereinigen, oder in das Unterholz der Waldungen verflechten. Wie der wilde Weinstock, der Hopfen, die Zaunrübe, die Trichterwinden in der europäischen Landschaft eine malerische Staffage bilden, so treten in Amerika's Tropenländern eine Unzahl rankender Gestalten auf und die Schattirungen ihres vielförmigen Laubes, die Pracht ihrer feuriggefärbten und wolriechenden Blüten verleiht der Gegend ganz vorzüglich jenen Ausdruck von Fülle und Reichtum, den heiße Länder vor andern voraus haben. Wer mag sie alle nennen, diese üppigen Kinder einer

schöpferischen Sonne, die Passionsblume, auf deren Blüten jede Farbe verschwendet ist, die honigduftenden Paullinien mit zartem vielgegliedertem Laube, die Bougainvilläen mit rosenroten Blütentrauben, die Aristolochien, deren düstergefärbte Blumen über das gewöhnliche Maß bis zu Ungeheuern ausgedehnt sind, die zahllosen Arten von Winden, von Kürbis, Bignonien und vielen anderen, deren Blumen, wie Sterne, über das Land ausgestreut sind und sich bald, Parasiten ähnlich, über die Stämme hinziehen, bald zu dichten Gehegen und Guirlanden verschlingen und kunstreiche Wände und Tapeten bilden, in denen sich die fröhlichen Sänger des Waldes bergen. Kurz, in diesem bunten Gewirre von Formen hat die Schöpferkraft alle Stufen der Rankenbildung dargestellt, vom dünnsten Faden, der sich am Ende eines Blattes schraubenförmig zusammenrollt, bis zum Baume, dessen gewaltige Aeste, gleich Riesenarmen, den Nachbar umschlingen.

R. Vogel.

16. Der Flachs.

Selbst das kleine Kind hat manchmal seine große Not. Da ist es auf dem Spielplatz bei den Gespielen. Die Thonkugeln sind bereit, die Löcher sind gegraben, eben soll das Spiel beginnen — allein es summt vom Thurm die Glocke und ruft zur Schule. Während dann der Lehrer ihm vom Rechnen und von Geographie ein Neues lehrt, — sind die Gedanken ganz wider seinen Willen noch draußen auf dem Spielplatz. Dort links hin mußte die Kugel geschoben werden, an dem weißen Steinchen vorbei, wenn sie gerade in's Loch hineinrollen sollte. — Jetzt fragt der Lehrer zum Unglück das bestürzte Kind, und es weiß ja gar nicht, was er von ihm will. Es hat heute lauter Unglück. Schon früh beim Aufstehen war's ihm gar nicht recht, daß es die Mutter so zeitig weckte. Es träumte noch so süß und wunderschön. Der Christbaum brannte so lieblich, die köstlichen Zinnsoldaten lagen dabei, und welche Zuckertorten! Da rief die Mutter und Alles war verschwunden. Das Kind hielt nur den Zipfel des Bettes in der Hand statt aller Herrlichkeiten. Den Mittag kommt es verdrießlich aus der Schule. Es bekam für seine Unaufmerksamkeit einen tieferen Platz. Ein neues Unglück steht daheim bevor. Mit langem Halse naht es sich dem Tische, auf dem die Schüsseln dampfen, und glaubt schon irgend ein Leibgericht zu wittern, jedoch, o Schrecken! gerade die Speise ist es, die es am unliebsten mag. Nun also auch noch nach vielen Thränen und trüben Mienen Fasttag! Selbst noch am Abend verfolgt das geplagte und gequälte Kind sein widriges Geschick. Der Vater erzählt dem fremden Herrn, der zum Besuch gekommen ist, viel von frühern Jahren, von Krieg und Plünderung, von Reisen in fernen Landen, von Schifffahrt und Jagd. Das Kind sitzt auf dem Schemel wie festgebannt. Jetzt ist die Geschichte gerade am gefährlichsten, es hält fast den Atem an, um kein Wörtchen zu verlieren, — da ruft die Mutter es zu Bett, und es muß folgen. Es liegt nun und kann lange nicht zum Schlafen kommen, es weiß ja nicht, wie es mit der Geschichte eigentlich noch geworden ist. Wie schlimm hat es doch solch ein Kind, und wie gut haben es dagegen so viele, viele andere Geschöpfe, so die Blümchen zum Beispiel! Am Sonntag war der Vater mit dem Kind am blühenden Flachsfelde vorbeigegangen, und es hatte sich ein Pflänzchen genau angesehen. Wie zierlich streckte sich der schlanke Stengel! Wie stand er keck auf seiner Wurzel wie auf einem Fuß. Zwei und zwei schöngrüne zarte Blättchen standen in bestimmten Entfernungen an ihm hinauf, und oben wiegten sich die wundervollen himmelblauen Blüten. Jetzt

trinken sie draußen den kühlen Nachtthau. Der schöne Mond und die funkelnden Sterne erzählen ihnen köstliche Geschichten vom blauen Himmel und den Blumenengeln. Heimchen singen ihnen ein schönes neues Lied, Mäuschen gehen zwischen hin wie in einem Lustpark spazieren, und Johanniswürmchen leuchten dazu. Sie können die Aeuglein schließen, wann sie wollen, und morgen schlafen, so lange ihnen beliebt. Ihre Nahrung ist süßer Regen und goldener Sonnenschein, und sie können mit einander lispeln und wispern so viel sie mögen, Niemand schilt sie deshalb, sie behalten immer ihren Platz! Wie hat es solch ein Flachspflänzchen doch so gut!

„Allein, allein, allein, allein, —
Wie kann der Mensch sich trügen!"

würde Herr Urian sagen. Solches Leinpflänzchen hat seine liebe Not, so schlimm als ein Kind, ja wol noch etwas schlimmer. Höre zu, wie's ihm ergeht! Man fühlt das eigene Unglück kaum halb, wenn man erfährt, daß es einem Andern noch weit trüber geht! Nicht lange währet die Herrlichkeit des Leinfeldes. Die blauseidenen Blütenblättchen fallen auf die braune Erde, die Kapseln werden dunkel, die grünen Blätter werden fahl und dürr; die Pflänzchen stehen kahl und ohne Schmuck. Eine Schar Männer, Frauen und Kinder kommen zum Felde. Unbarmherzig fassen sie die Pflänzchen und ziehen sie mitsammt der Wurzel aus. Gleich armen Sündern und Verbrechern bindet man sie in Bündel und schleppt sie fort. Wo geht es hin? O Schrecken! An einem düstern Teiche macht man Halt! Ein Bündel wird gefaßt und — ein Schwung, ein Wurf — da liegt es rettungslos im Wasser. Ein zweites, drittes folgt, es folgen alle. „Hinab mit ihnen", schreit man, „Steine drauf!" Mächtige Steine drücken die zarten Pflänzchen hinunter in die schwarze Tiefe. Viele Tage vergehen, sie sind noch in dem Pfuhle. Eklige Frösche und Wasserschnecken schwimmen zu ihnen heran, allerlei Gewürm kriecht in die Bündel hinein. Die Rinde der Stengel fängt an zu faulen, schon wird sie weich und schlüpfrig, bald ist es aus mit ihnen. Da wird es am Rand des Teiches wieder lebendig. Die Männer und Frauen nahen wieder und ziehen die Ertränkten hervor an's Tageslicht. Man löst die Bündel auf und streut die Pflänzchen über's Feld. Wie sehen sie aber jetzt aus, so schlüpfrig und so schmutzig! Welch' übler Geruch verbreitet sich rings umher! Alle Kinder, die sich früher so sehr über die schönen Flachspflänzchen freuten, laufen jetzt mit zugehaltenem Näschen schnell vorbei, wenn sie ihr Weg an's Feld führt. Der kalte Wind streicht scharf zur Nacht darüber hin, der Strahl der Sonne sengt sie bei Tage. Der Stengel wird dürr und bleich. Sobald er völlig ausgedörrt ist, wird er von Neuem aufgerafft und in das Haus gebracht. Hier stehen Mädchen und Frauen mit Flachsbrechern bereit. Zwei scharfe Latten sind so befestigt, daß sie Raum genug übrig lassen, um einer dritten Latte freie Bewegung zwischen ihnen zu gestatten. In diese Martermaschine werfen die Unbarmherzigen die blassen Stengel, und jedes feste Rindchen wird durch die scharfen Latten losgequetscht und zersplittert. Die meisten der dürren, harten Rindenstückchen liegen unter der Flachsbreche auf einem großen Haufen beisammen. Doch hängen ihrer noch viele zwischen den feinen Fäden, in welche die Flachshalme sich jetzt aufgelöst haben. Schon lauern die Hecheln auf sie. Lange, scharfe Drahtspitzen stehen in einer furchtbaren Reihe wie eine Compagnie Soldaten mit blitzendscharfen Lanzen. Mitten hinein in diese aufgepflanzten Dolche wirft man den zerquetschten, aufgerissenen Flachs und zieht ihn zwischen den Drahtstiften hindurch. Jedes Fäserchen, das stärker ist, als man es wünscht, muß da zurück und fällt als Werg zur Erde. Der

Flachs ist rein. Die grauen Fädchen sind glänzend und fein in der Hand des muntern Mädchens. Nun wird alles Leid zu Ende sein, denn das Mädchen windet ihn leise und sanft um einen zierlichen Stab und außen umschlingt sie ihn mit einem bunten, schönen Bande. So steht der Flachs dann in der warmen Stube, die Mädchen und Frauen sitzen beisammen im Kreise, die Lampe brennt im traulichen Zimmer. Das Holz im Ofen knistert lustig, und das Mütterchen erzählt wunderschöne Geschichten. Die Räder schnurren, und die Mädchen spinnen den Flachs zu einem feinen Faden. Der feine Flachs am Stabe war eben aufmerksam auf's Mütterchen, das gerade vom „kleinen Däumling" und vom „Tischchen deck dich" erzählte, da ward er von den Fingern erfaßt und umgedreht zum festen Faden. Eingewickelt in den großen Knäuel ist er auf der Spindel und konnte das Ende nicht einmal erfahren. Der Weber wartet schon auf ihn. Viele Fäden spannt er auf den Webstuhl, andere wirft er zwischen durch. „Klipp, klipp, klapp!" geht es den ganzen Tag, vom früheſten Morgen bis zur späten Nacht. Nach kurzer Zeit hat sich der Flachs zu Leinwand umgewandelt. Grau und unansehnlich ist sie aber noch, kein Mensch mag sie so leiden, kein Kind ein Hemdchen oder Kleidchen von ihr haben, drum geht ihre Qual von Neuem an. Auf grünem Anger wird sie ausgespannt und liegt den ganzen Tag im heißen Sonnenschein. Männer gehen zwischen den ausgespannten Stücken durch und begießen sie mit Wasser. Wochenlang geht diese Wasserfolter so fort, bis die unansehnliche graue Farbe sich nach und nach in's schönste Weiß verwandelt hat. Das weiße Linnen blinkt von fern wie Schnee. Es wird zuletzt getrocknet, zusammengerollt und in des Kaufmanns Laden neben vielen andern Stücken aufgestellt. Zum Kaufmann kommt die Mutter und sucht das schönste Stück sich aus. Das Kind daheim braucht neue Hemdchen und ein neues Tüchlein über's Bett. Die scharfe Scheere spreizt ihre langen Beine und fährt mitten durch die Leinwand, hier links, dort rechts, wie es die Form des Hemdchens verlangt, das aus ihm gefertigt werden soll. Die spitze Nadel mit dem langen Faden durchbohrt die Linnenstücke an tausend Stellen, und der Faden verbindet sie zum Kleidungsstück. Doch auch jetzt ist die Not des Flachses noch nicht zu Ende. Kaum hat das Kind das feine weiße Schürzchen oder Kleidchen, den schönen Kragen, der aus dem Linnen angefertigt wurde, angezogen, so hat es unvorsichtig hier einen Schmutzfleck, dort ein Tintenklexchen darauf gebracht; es muß zur Wäsche, in's heiße Wasser, in die scharfe Lauge und beißende Seife. Hin und her wird es gequält, gerieben und gezupft, gleich einem Diebe aufgehangen, mit glühenden Plätteisen gepeinigt, vom Kinde selbst beim Spiel gar übel mitgenommen, hier geschlitzt und dort vom Dorn durchstochen, bis es endlich so dünn und schlecht geworden, daß kein Stich mehr halten will. Da pfeift auf der Straße ein sonderbarer Mann ein abenteuerliches Lied. Die Kinder kommen zur Mutter und bitten: „Komm', bring das alte zerrissene Linnen zum Hadernsammler!" — denn der Mann hat rund um sich die schönsten bunten Bilder, und stets erhält das Kindlein eins davon, wenn ihm die Mutter das alte Linnen gibt. Nun geht's dem Flachs auf seine alten Tage schlimm. Lange Zeit hat er dem Menschen, seinem Herrn, treulich gedient; doch nun er alt und schwach geworden ist, wird er in den Sack gesteckt und „Lump" geheißen. Der Lumpensammler hat den Sack gefüllt und wirft ihn auf den Wagen zu vielen andern Säcken mit gleichem Inhalt. Wo geht die Reise hin? Es schlängelt sich der Weg den Berg hinan zum finstern Wald. Zwischen schwarzen Fichten geht es fort in's düstere, enge Felsenthal. Ein wilder Gießbach schäumt über große Blöcke, die ihm bei jedem Schritte den Weg versperren. Dort am brausenden Wasser

steht ein Haus mit einem Schaufelrad, das Tag und Nacht sich umdreht und Wasserfunken sprüht. Ein Lärmen ist in dem Hause, als sollte die Erde untergehen. Ein Pochen und Stampfen und Poltern tobt hier den ganzen Tag, als wäre ein furchtbares Gewitter hier gefangen und wollte sich befreien. Der Lumpensammler hält an, ein Mann erscheint in der Thüre des Hauses. Man schreit sich gegenseitig einen guten Morgen in die Ohren, die Lumpen werden abgeladen, genau besehen und verkauft. Klein geschnitten und rein gewaschen kommen sie in Tröge mit gewaltigen Stampfen. Unten an den Stampfen sind scharfe Messer, die zerreißen das arme Linnen in tausend kleine Fäserchen. Aus all' den alten Spitzenkragen und Tüchlein, aus den weißen Kleidchen und Schürzen wird ein weißer dicker Brei. Diesen schöpfen geschickte Männer mit großen Formen aus feinem Draht heraus und legen die dünne Schicht auf gleich große Stücke Filz, bis aus vielen solcher Doppellagen ein hoher Packen entsteht. Dieser wird gepreßt und dann getrocknet. Aus den alten Kleidern ist schönes, weißes Papier entstanden. Es ist dasselbe Stück, auf dem diese Geschichte erzählt ist, damit das Kind sich tröstet, wenn ein kleiner Unfall es verdrießlich stimmen will. Es soll das Kind dann daran denken, daß sein Schreibbuch viel Schlimmeres schon erlebt hat, und daß ihm noch Schlimmes genug bevorsteht, bis es als Fidibus des Vaters Pfeife zündet und durch das offene Fenster als feiner Rauch zum blauen hellen Himmel steigt, wo alle Not ein Ende hat.

H. Wagner.

17. Die Wanderung der Pflanzen.

Die Wanderung der Pflanzen oder ihre Verbreitung von dem Orte ihres ursprünglichen Vorkommens nach anderen Gegenden und Ländern durch Menschenhände hat kein geringes Interesse, und was man hier in Kürze über diesen Gegenstand mittheilt, konnte nur durch sorgfältige Benützung und Vergleichung vieler, zum Theil sehr alter, zum Theil seltener, dann aber auch neuerer Schriften gewonnen werden. Nach dieser Forschung ergibt es sich, daß alle unsere Feldfrüchte, so wie die meisten Gartengewächse, größtentheils fremden, wärmeren Erdstrichen angehören. So wie aber unsere Vorfahren in Cultur und Gesittung vorangeschritten, und so zu sagen feiner wurden, so sorgten sie auch besser für ihren Geschmack und eigneten sich das Bessere, Schmackhaftere fremder Länder an, und verpflanzten es nach mancherlei Gelegenheit und Anlaß in das eigene Vaterland.

Leicht ist die Heimat unserer schmackhaftesten Früchte, sowie unserer ausgezeichnetsten Blumen zu ermitteln. Das Paradies der ersten Menschen lag am Euphrat. Dieselbe Gegend ist noch bis auf die heutige Stunde ein wahrer Blumengarten, der alle jetzt erwähnten Gewächse wild wachsend enthält. Wahrscheinlich wurden letztere von hier aus in Palästina, Aegypten, Syrien, Armenien und Kleinasien bekannt und von den Hellenen, dem ersten Volke Europa's, welches bald höhere Cultur annahm, angepflanzt. In diese Fußstapfen trat dann Italien, das in ältesten Zeiten ebenso wild und arm gewesen sein soll, als Deutschland vor vierzehnhundert Jahren, und seine Bewohner bezogen, als Cultur und Gesittung auch bei ihnen einheimisch wurden, ihre schönsten Gewächse theils aus Griechenland, oder bald darauf unmittelbar aus Asien. So erhielt Italien den Feigenbaum, den Weinstock, die Kastanie, den Maulbeerbaum, den Oelbaum, die Citrone mit all' ihren Arten und Abarten, und eine Masse anderer Gewächse, theils Zier-, theils Nutzpflanzen. Wärme und vortreffliches Erdreich begünstigten das Fortkommen dieser Neulinge in

Italien; und sie wurden endlich von hier nach Spanien, Frankreich, Deutschland und den nördlichen Erdstrichen verpflanzt.

Dieser Weg kann als der ursprüngliche betrachtet werden, den die größte Zahl unserer Gartenpflanzen nahm, ehe sie bei uns einheimisch geworden. Wir verdanken die meisten Italien, Italien verdankt sie den Griechen, und letztern lieferte sie der Orient. Ein anderer Weg zur Verbreitung von Pflanzen waren die Kreuzzüge, welche der Menschheit auch insofern Nutzen brachten, als die Wenigen von dem heiligen Lande Zurückkehrenden mit den Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes auch dessen Gewächse mitbrachten, welche bei uns Aufnahme fanden und zum Theil noch vorhanden sind. Eine sehr bedeutende Anzahl von Pflanzen aber wurde Europa durch die Entdeckung Amerika's zu Theil, gar viele bevölkern aus dessen Süden und Norden unsere Treibhäuser und Gärten. Australien, der fünfte Erdtheil, zuerst durch Magelhaens entdeckt, lieferte endlich ebenfalls viele neue, zum Theil seltsam gebildete Gewächse.

Nach dieser kurzen Einleitung sollen nun die hauptsächlichsten Gewächse aufgeführt werden, welche auf die bereits angedeutete Weise zu uns gekommen und verbreitet worden sind. Es gewährt gewiß Interesse, zu wissen, woher Pflanzen stammen, die theils einen großen Theil unserer Nahrung ausmachen, oder sonst in anderen Beziehungen uns unentbehrlich wurden. Fast alles Getreide, für Menschen und Thiere das wichtigste und beste Nahrungsmittel, gehört der großen Familie der Gräser an, und hat, obgleich jetzt überall bei uns angebaut, ein fremdes Mutterland. Die kleine Tartarei und Sibirien lieferten den Roggen und Waizen, die man jetzt noch immer im wilden Zustande dort trifft. Ohne Zweifel verdankt Europa diese Cerealien den Völkerstämmen, die, aus der kleinen Tartarei abstammend, diese aus ihrem Vaterlande ausführten und anpflanzten. Gerste und Hafer stammen sehr wahrscheinlich aus dem östlichen Mittelasien und wurden von da über den Orient bei uns eingeführt. Der Reis, in Ostindien zu Hause, kam von da nach dem Orient und wurde sodann in Italien angebaut. Amerika kultivirt den Reis schon seit 1696, und führt davon ganze Schiffsladungen aus. Der Buchweizen oder das Heidekorn, welches das mittlere Asien zur Heimat hat und daselbst im Großen angebaut wird, wurde durch die Kreuzzüge in Italien bekannt und kam von da nach Deutschland. Er wird jetzt in Europa und in Nordamerika ebenfalls im Großen cultivirt. Eine Abart desselben, der tartarische Buchweizen, der rauhe und nasse Witterung erträgt, einen größern und sicherern Ertrag abwirft, auch als Futterpflanze schätzbar ist, und den namentlich die Bewohner des Odenwaldes im Großen anpflanzen, ist in der Tartarei und in Sibirien einheimisch. Die Hirse, deren Samen weniger zu Brotmehl als zur Bereitung anderer nahrhafter wolschmeckender Speisen Anwendung findet, ist in Ostindien zu Hause, und ihr Anbau ist auch bei uns nicht unwichtig. Das Welschkorn oder der türkische Weizen hat das wärmere Amerika zu seinem Vaterlande, kam von hier aus nach den warmen und milden Klimaten der übrigen Welttheile. Im tropischen Amerika, schon vor Ankunft der Europäer, als die vorzüglichste Getreideart angebaut, wird er noch jetzt alldort, so wie auch in den Tropenländern und wärmeren Regionen der gemäßigten Zonen der übrigen Welttheile, bald mehr, bald weniger, im Großen cultivirt. Aus Persien kam zu uns der Spelz oder Dinkelweizen, daselbst soll er in einer gewissen Provinz wild wachsen. Unsere Garten- und Küchengewächse sind meistentheils ähnlichen Ursprungs. Aus Syrien bekamen wir den Borratsch oder Boragen, als Zuthat zum Salat wolbekannt. Derselbe ist nunmehr so gemein geworden, daß man ihn

in allen Gärten und auf Schutthaufen verwildert findet. Die Gartenkresse, als Salat und Gewürzpflanze benützt, kam von Kreta. Jetzt ist sie im größten Theil von Europa cultivirt. Cypern lieferte den Blumenkohl, der namentlich auf Sicilien, ohne an Zartheit und Wolgeschmack zu verlieren, zu einer enormen Größe heranwächst. Aus Asien kam der Spargelkohl oder Broccoli. Peru ist das Vaterland der indianischen Kresse oder der sogenannten Kapuzinerblume, die wir jetzt in mannigfaltigen Abarten zu unserem Vergnügen als Topfgewächs halten. Der Botaniker Dodonäus soll sie 1580 zuerst aus Südamerika erhalten haben. Die Rapunzel-Sellerie oder der gelbe Weiderich kam, wie Linné berichtet, um's Jahr 1614 aus Nordamerika nach Europa und wurde sodann ihrer eßbaren Wurzeln wegen in den Gärten anderer Länder angepflanzt. Jetzt wächst auch sie häufig wild. Von Italiens Gebirge kam zu uns der Liebstöckel, jetzt in Gärten bis weit in den Norden gezogen; der Kerbel gehört ebenfalls Italien an; aus Spanien und Portugal kam der Dill, und die Canarischen Inseln lieferten uns den Fenchel, der wegen seiner Süße und zugleich würzigen Kühle in ganz Unteritalien bei keiner Tafel fehlt. Anis und Petersilie erhielten wir aus Aegypten. Im Orient und in Südeuropa hat der Knoblauch seine Heimat, der bei uns jetzt so allgemein verbreitet ist. Den levantischen Lauch oder die ächte Schalottenzwiebel brachten Kreuzfahrer, wie man sagt, aus der Stadt Ascalon im Morgenlande zu uns und sie wird seither ihres feineren Geschmackes und ihrer minder großen Schärfe wegen als eines der vorzüglichsten Küchengewächse cultivirt. Sibirien lieferte uns Schnittlauch, Italien ächten Sauerampfer. Aus Alexandrien erhielten wir die Raute, aus Italien den Lavendel, aus Sibirien die Krausemünze, und Ostindien und Persien verdanken wir das als Küchengewürz so bekannte wolriechende Basilicum. China gab uns den Rettich, Ostindien die Schminkbohnen, und die Gegend des schwarzen Meeres die Saubohnen. Astrachan ist die Heimat des jetzt bei uns so gemein gewordenen Kürbiß, und die Melone gehört dem mittleren und südlichen Asien an. Die Artischocke kam aus Italien zu uns, ebendaher und aus Spanien der Rosmarin, die Linsen aus Frankreich, von der Insel Chio stammen die Kardobenedicten, aus der Tartarei die Osterluzei, von Kreta die Cypresse, die Melde gehört der Tartarei und der Sevi oder Sadebaum, eine Wachholderart, gehört Italien an. Der Hanf, die Quelle der Wolhabenheit vieler Gegenden bei uns, kam aus Ostindien, und Brasilien verdanken wir die größte Woltat für das Menschengeschlecht — die Kartoffel. Krokus brachte ein Pilgrim aus dem Morgenlande zu uns. Tabak erhielten wir aus Amerika, der erste Samen davon kam 1560 nach Spanien und Portugal, und jetzt bildet der Tabaksbau den Haupterwerb mancher Gegenden.

Was aber wären unsere Gärten ohne diese Pflanzenwanderung?

Den duftenden Jasmin verdanken wir Ostindien, den spanischen Flieder oder die blaue Syringe aber Persien. Konstantinopel lieferte uns die Pracht der Hyazinthen, Kaiserkronen und Ranunkeln, welche unsere Augen durch die so große Mannigfaltigkeit der Farben entzücken. Tulpen lieferte uns 1559 Kappadocien; Tunis verdanken wir die Sammt- oder Winterrose, Amerika die Passiflora und Amaryllis; Mexiko die Georginen, Italien die Levkoje und Narcisse. Syrien und Palästina gaben uns die Lilie, Java und Ceylon die Tuberose, Italien die Nelke in ihren mannigfaltigen Abarten, der Orient die Anemone, welche besonders um Rom, dann auf den Gebirgen nächst Palermo des Wan-

derers Auge entzückt. Das Geranium oder der Storchschnabel, so mannigfaltig in Farbe und Bildung seiner Blüte, kam aus Afrika; die mannigfaltige Aster aus China und Amerika, die Flockenblume aus Persien, und der Amaranthus, jetzt die Zierde unserer Gärten, aus Ostindien.

Dies sind nur einige wenige Zierpflanzen, die aus fernen Ländern zu uns einwanderten, und wollte man alle übrigen, wetche besonders in neuerer Zeit zu uns gebracht wurden, anführen, so würde der Raum dieser Blätter nicht hinreichen; ich erinnere bloß noch an die Masse der Cactus, der Camellien, der Ericeen (Heidearten) rc. —

Unsere meisten Obstbäume verdanken wir dieser Pflanzenwanderung. Sie kamen zuerst aus dem Orient nach Griechenland, von hier nach Italien, und wurden endlich von da in die übrigen Länder Europa's verbreitet. Die ausgezeichnetsten Aepfel- und Birnsorten kamen aus Syrien, Numidien und Griechenland, Aprikosen lieferte Epirus, Pflaumen stammen aus Syrien, von wo sie dann erst nach Italien und Deutschland den Weg fanden. Durch Kreuzfahrer erhielten wir die Damascenerpflaume; den Kirschbaum verdankt man bekanntlich dem römischen Schwelger Lucullus, der ihn 73 vor Christo, nach einem über Mithridat erfochtenen Siege, nach Rom brachte. Medien lieferte die Citronenbäume. Nach den klassischen Schriften des Altertums brachten Perser die ersten Citronenbäume nach Athen, von wo aus sie bald nach Italien gelangten. Asien verdankt man den Oelbaum, von dort kam er nach der Insel Cypern, und wurde dann bald in Griechenland allgemein, von hier wurde er nach Italien verbreitet, und gelangte endlich nach Spanien und Frankreich. Der Feigenbaum war ursprünglich in Hochasien zu Hause, kam dann bald zu den Griechen und Römern, und erlangte seine größere Verbreitung in Frankreich erst unter Kaiser Julian. Aus Nordafrika und dem Orient erhielten wir den Mandelbaum, der in Spanien, Italien und Frankreich vorzüglich gedeiht, und selbst nicht ohne Erfolg im wärmern Deutschland cultivirt wird. Persien ist das Vaterland der Walnuß oder des welschen Nußbaumes, welcher schon sehr früh unter den römischen Königen nach Italien gebracht und daselbst angepflanzt wurde. Eine der ausgezeichnetsten und schmackhaftesten Birnsorten, die Bergamotte, haben wir aus der Türkei, und aus der Tartarei stammt die Roßkastanie, welche von Clusius zuerst 1550 nach Europa gebracht worden sein soll. Der Pfirsich, für dessen Vaterland mit vieler Wahrscheinlichkeit Persien gehalten wird, kam aus Italien nach Deutschland. Den Kirschlorbeer erhielten wir 1567 aus Kleinasien; Quitten kamen aus dem Oriente zu uns, und China lieferte den so höchst nützlichen Maulbeerbaum, dessen allgemeinere Anpflanzung im südlichen Deutschland nicht genug empfohlen weden kann. Der edle Weinstock stammt aus den Gebirgen Assyriens. Von da wanderte er nach Palästina, Kleinasien und Griechenland und gelangte endlich nach Italien, wo er sich erst 600 Jahre nach Erbauung Roms recht eigentlich ausbreitete. Von Italien ging der Weinstock nach Frankreich über, später nach Ungarn und endlich auch nach Deutschland, wo er, zuerst an der Mosel und dem Rhein, um 280 n. Chr. angepflanzt worden ist.

Walchner.

18. Die Fichte.

Ob ich gleich an Blüten darbe,
Mein Reichtum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe.

Du Baum des Nordens, des rauhen, kalten und harten Nordens, du bist in der That ein nordisches Wesen voller Kraft und Macht, rauh und stolz, kalt und finster blickend, aber eine gesunde, unverwüstliche Kernnatur, von unveränderlicher Frische in der Glühhitze deines kurzen Sommers, wie in dem eisigen Froste deines langen Winters. Wie bei dem nordischen Menschen, birgt deine rauhe, abstoßende Außenseite ein reiches inneres Leben; so finster das Grün deiner Blätter, so rauh die Rinde deines Stammes: so voller Wärme und Licht sind die Zellen deines Holzes. Das Licht, welches die Sonne dir spendet, saugst du begierig ein, und kochst mit ihm deinen Lebenssaft zum flammenden Harze und zur brennenden Fackel. Wenn der Alles erstarrende Winterfrost auf die Pflanzenwelt einstürmt, um die Blüten zu knicken, die Blätter zu vernichten, das Lebensgrün zu verwischen und mit seinem weißen Todeskleide zu überziehen: dann grünest du fort und fort, inmitten von Schnee und Eis. Dein grünes Nadelkleid ist ein rechtes Hoffnungsgrün, wie ein Gnadenbrief des allgütigen Vaters im Himmel, der auch den kalten Gürtel der Erde mit seiner Liebe umfaßt und das Leben vor der Erstarrung schützt. Darum bist du auch der würdigste und schönste Weihnachtsbaum, denn du erinnerst am besten an jenes Licht, das hineinschien in die Finsterniß der Menschenwelt, als ein lieblicher, warmer Hoffnungsstrahl eines neuen bessern Lebens, worin die Menschen erlöst werden sollten aus der Kälte und Erstarrung, darein die Selbstsucht und Sünde sie vergraben hatte.

Wo der dürre Sandboden des Heidelandes keinen andern Baum mehr duldet, wo jedem andern die Kraft ausgeht, zum reichen, wolthätigen Walde sich zu vereinen, da ist die Kieferfichte noch frisch und fröhlich zur Hand, dem Menschen eine Wohnstätte zu bereiten, dem Rehe eine Heimat, dem Vogel einen Lustwald. Und wo die Berge zu den Wolken aufsteigen, wo auf schroffer Felswand die Gemse zurückschreckt vor der schwindelnden Höhe, da klettert die Tannenfichte mutig und kühn hinauf, ihr grünes Leben in die steinige und kalte Wildniß zu tragen und dem Adler einen Horst zu bilden für seine Jungen. Selbst noch da, wo die heftigen Stürme in den oberen Luftregionen der höchsten Berge keinem Baume einen Standort mehr gönnen, wo die schneidende Kälte alle Pflanzenkeime erstickt: da streckt und beugt sich noch die Krummholzkiefer und bietet allem Sturm und Wetter Trotz. So gewinnt das Fichtengeschlecht, gleich dem Adler, der kühn über alle andern Vögel sich erhebt, den Sieg, höher als alle andern Bäume in die Lüfte emporzusteigen, wie es denn auch den Ruhm hat, die höchsten und schlanksten Riesen der ganzen europäischen Baumfamilie zu erzeugen.

Kein anderes Baumgeschlecht bildet ferner so zahlreiche Wälder, wie das der Fichte. Ohne die Fichtenwälder mit ihrem unerschöpflichen Holzvorrath wäre das nördliche Klima kaum zu ertragen. Von den Stämmen der Fichte bauen die Menschen ihre Häuser, mit ihren Brettern umkleiden sie die Wände, erwärmen sie den kalten Fußboden; aus ihrem Holze drechseln sie ihre Hausgeräte, verfertigen sie Tische, Stühle und Bänke. Es ist das Fleisch der Fichte, mit welchem sie ihre Oefen heizen und ihr Essen kochen, und es ist das Blut desselben Baumes, woraus sie das Terpentinöl bereiten und das

Pech, ohne welches kein Kahn den Fluß befahren, kein Schiff in die See stechen könnte. Wol liefert die Eiche die festen und starken Rippen des Schiffes, aber die Tanne pflanzt den Mastbaum darauf, der die gewaltigen Segel trägt und hoch und stolz die Wimpel sehen läßt. Und wie den thurmhohen Mast, so liefert dir derselbe Baum das kleine Zündhölzchen, an welchem der entzündliche Phosphor dir das Feuer bringt. Das Fichtenholz ist auf den Häusern die deckende Schindel, in den Häusern der tragende Balken; das Fichtenholz ist in der Hand der Hausfrau der Eimer, das Sieb, die Kelle. Frage den Küfer, den Drechsler, den Tischler, den Zimmermann, den Bauer und Bürger, den Handwerker und den Künstler; sie alle werden dir den köstlichen Fichtenbaum loben und preisen. Was das Roggenkorn als Getreide, das ist die Fichte als Holz für den nordischen Menschen.

Das Fichtengeschlecht ist aber auch ganz für die scharfen Winde der Hochgebirge und für die kalte Luft rauher Klimate geschaffen. Das schöne, hellgrüne, schattenreiche Laub ist ihm vom Schöpfer versagt, die breite Fläche des Eichen- und Buchenblattes ist zusammengeschrumpft zu einem dünnen, spitzigen Nadelkörper, der feindlich die Hand von sich abstößt, die sich ihm naht. Aber an diesem zusammengerollten Nadelblatte findet auch die Winterluft keine Fläche, an der sie ihren Zorn auslassen könnte, um das Blatt zu zerstören. Dazu kommt der harzige Saft, welcher der Kälte so wacker Widerstand leistet, der die Blätter immer grün erhält und diese Fülle von Leucht- und Wärmestoff umschließt.

Jeder Baum ist in seiner Art schön, und die Fichte ist vom Schöpfer nicht minder mit allerlei trefflichen Gaben bedacht worden als die Birke, die Buche und die Eiche. Erheitern die freundlichen Laubwälder mehr dein Gemüt, so wirst du in einem Fichtenwalde mehr ernst und erhaben gestimmt. Wenn unsichtbare Lüfte in den hohen Wipfeln sausen, so erinnert dies an das erhabene Rauschen eines großen Flusses oder an das ferne Brausen des Weltmeeres, mit dessen dunklem Grün der gedämpfte Ton des Fichtenwaldes harmoniert. Die sinnigen Griechen hatten die Fichte dem Poseidon, dem mächtigen Gotte des Meeres, geweiht. Der feierliche Ernst eines Fichtenhaines stimmt das Herz ebenso zur Andacht, wie die geheimnißvolle Stille eines Eichenwaldes. Und wie rührend ist es dann, wenn im dunkeln Grün der Tannenzweige die Singdrossel ihre hellen, reinen Töne erklingen läßt. Ihr Lied singt am Abend das Wild in den Schlaf, und weckt es wieder des Morgens in aller Frühe.

Willst du den ganzen vollen Eindruck eines Fichtenwaldes bekommen, so wandere in die Thäler der Hochgebirge oder auf die Felsenhöhen Norwegens und Schwedens. Da häufen und drängen sich die Berge in allerlei seltsamen Gestalten über- und nebeneinander; schroffe zerrissene Spitzen ragen kahl empor, und in geheimnißvoller Ferne erhebt sich wie ein Riesenfürst der mächtige Gousta, um den sich die niedrigen Höhen wie die Vasallen um ihren Lehnsherrn lagern. Der ewige Schnee liegt in tiefe Schluchten gebannt, während die schroffen Felswände in düsterer Nacktheit dastehen. Die Berge sind, einige bis an den Gipfel, mit finsteren Tannen und Fichten von großer Höhe, die schlank und schön sich dicht aneinander schmiegen, bedeckt: ein weites düsteres Waldmeer von unermeßlichem Umfange. Tief schneiden die Thäler und Schluchten gleich einem Labyrinthe nach allen Richtungen ein. Eine furchtbare Stille herrscht überall, nur durch deine Schritte und deinen Atem unterbrochen. Je weiter du dringst, desto größer wird der Wald, bald läßt sich kein Thier mehr blicken; alles Lebendige und Bewegliche scheint in den tiefen Thälern wie vergraben. Nur der steinerne Riesengeist des erstarrten Nordens scheint hier

kaum hörbar atmend in seiner Felsenburg zu schlummern, während die schlanken Tannen und Fichten als ein unabsehliches Heer festgewurzelter Schildknappen seinen Schlummer bewachen.

Nun schwinge dich mit den Flügeln des Gedankens einige hundert Meilen südlich zu den Gletschergefilden der Alpen, auf das Grindelwalder Eismeer. Freilich hat dort die Axt des Menschen mit der stürzenden Lawine gewetteifert, die sonst undurchdringlichen Tannenwälder zu lichten; aber in desto seltsameren Gruppen überziehen die Fichtenbäume die Felsabhänge des Thales. Sie haben dort die schroffsten Wände erklommen, und stehen da wie zahlreiche Armeen, die im Begriffe sind, die Riesenmauern einer Gigantenstadt zu stürmen.

Wie du bereits weißt, ist der Fichtensame gefiedert, und so begreifst du leicht, wie es möglich war, daß diese Wälder, aus den tiefen Gründen von den aufsteigenden Winden emporgehoben, allmählich jene hohen Regionen besetzen konnten. Es ist sehr viel von den kühnen und schwierigen Stellungen, welche die Gemsen auf den Felsen annehmen, gesprochen worden, aber die viel kühneren und manigfaltigeren Stellungen, welche die Bäume an den Felsabhängen anzunehmen wissen, hat man viel zu wenig beobachtet, obschon sie aller Welt vor Augen liegen. Die Fichtenbäume verstehen es sogar, da Wurzel zu fassen, wo nur ein Körnchen sich verstecken kann. Sie stehen auch da noch gerade und unerschüttert und kühn, wo selbst die Gemse schwindeln würde. Bald sieht man auf einem schmalen langen Felsenrande eine ganze Reihe von Bäumen längs der Wände stehen, als wollten sie einen Kranz um den Felsen schlingen; bald hat sich eine kleine Gruppe auf die Spitze einer einzelnen Koppe gerettet, bald steht nur ein einziger da, wie die Schildwache auf ihrem Posten.

In unserem deutschen Vaterlande gibt es wol noch ansehnliche Kiefer- und Tannen- und Fichtenwälder, und auf dem Böhmerwalde z. B. gibt es noch wahre Urwälder, wo Stämme niederstürzen und verfaulen, und andere sich auf ihren Trümmern erheben, ohne daß ein Mensch hinzutritt; aber was will das sagen gegen die alten Zeiten vor 1000 Jahren, wo fast ganz Deutschland mit Wäldern bedeckt war, wo das böhmische Kesselland einen großen Fichtenwald, und der Schwarzwald in Baden eine große Tannenkette bildete bis zum Fichtelgebirge in Bayern! Um die Fichte in ihrer rechten Wildniß und im eigentlichen Urwalde zu sehen, mußt du weiter nördlich reisen in die Ebenen der russischen Ostseeprovinzen Esth-, Liv- und Kurland. Freilich hat auch hier bereits der ungeheure Verbrauch des Holzes, das seit Jahrhunderten in den Oefen der Brandweinbrennereien und Badstuben, für den Häuser- und Zäunebau des Landes verschwendet wird, schon viele Waldungen gelichtet, und hier und da vernimmt man bereits Klagen darüber, daß die Natur nicht rasch genug wieder erzeuge, was der Mensch in unbedachter Hast verschwendet. Doch gibt es immer noch Urwälder, die so dicht und wild sind, daß sie noch kein Menschenfuß betrat, und in denen nur das fliegende Eichhörnchen oder der baumkletternde Luchs noch fortkommt. Es fehlt an Kanälen und Flüssen, um das Innere solcher Wälder auszubeuten. Die hohen Fichten und Kiefern ragen hier in zahllosen Scharen zum Himmel empor. Manche Gutsbesitzer haben so viel grünende Masten in ihren Wäldern stehen, daß sie die ganze englische Flotte damit versehen könnten, und daß sie Krösusschätze sammeln würden, wenn sie den ganzen Wald entwurzelt und behauen mit einem Zauberschlage auf den rechten Markt zu bringen vermöchten.

Welch' eine unerschöpfliche Triebkraft muß doch die Natur haben, wenn man bedenkt, wie viele Feinde unaufhörlich auf diese Wälder einstürmen,

ohne ihrem Wachstum Abbruch zu thun. Schnee und Frost und Sturm arbeiten Jahr aus Jahr ein in Gemeinschaft, den Bäumen Verderben zu bringen; die gierigen kriechenden, schlingenden und schmarotzenden Pflanzen, die Moose und Flechten behängen und umranken hier im Norden jeden Zweig der alten Bäume, und entziehen ihnen Nahrung, und die jungen Bäumchen haben sich kaum aus den wuchernden Binsen, Farnkräutern und Riedgräsern hervorgedrängt, so sind schon Hasen, Elennthiere und Rehe bei der Hand, die jungen Sprossen abzunagen. Aber die Naturkraft ist unverwüstlich.

Meilenweit erstrecken sich diese Urwälder, und die himmelanstrebenden Fichten stehen Jahrhunderte lang, altern und fallen, vom Sturme geknickt oder vom Blitze getroffen, über einander. Hier und da, wenn Orkane tobten, liegen junge und alte, frische und faule Stämme so hoch übereinander, daß selbst die Wölfe und Füchse Mühe haben müssen, durchzukommen; kein Mensch bekümmert sich darum, und wo die Stämme den Weg versperren, da werden sie allenfalls mitten durchgehauen und zur Seite geworfen, um Bahn zu schaffen.

Der Freund einer wilden, urkräftigen Natur und der wandernde Eremit finden in solchen Wäldern Genüsse, die im übrigen menschenwimmelnden Europa nur noch selten sind.

Nirgends eine Spur von Menschenhand, kein Fahr- oder Fußweg, auch aus der weitesten Ferne kein Bellen des Hundes; Alles im Besitz der wilden Thiere, der Wölfe, Bären und Luchse, der wilden Tauben, Birk- und Auerhähne. Hier und da lichtet sich der finstere Urwald; doch es erscheinen nur Wiesen, die das scheue Elenn begrast, oder tiefe Sümpfe, die selbst der flüchtige Fuchs nicht ungestraft überschreitet. In dem Dämmerlichte der Fichtenzweige brütet der Auerhahn oder nistet der schwarze Adler. Die Eichhörnchen schwingen sich lustig von Baum zu Baum, und der Luchs sitzt oben auf der Lauer, um auf ein grasendes Reh herabzuspringen. Der Bär hat hier unter den Bäumen und Gebüschen mehr Wohnungen, als der Mensch, und nur selten erscheint hier und da, wo sich der Wald zu freiem Felde lichtet, die trauliche Hütte eines lettischen oder esthischen Waldwächters.

Im Frühling, wenn Alles grünt und treibt, und besonders in den hellen zauberischen, an allerlei Leben so reichen Juniusnächten, feiern diese Wälder ihre schönsten Stunden. Der frische balsamische Duft der jungen Keime des Fichtenlaubs würzt die Atmosphäre. Zu Zeiten steigen bei leichten Windstößen dichte Wolken befruchtenden Samenstaubes in die Lüfte, zum Zeichen des unerschöpflichen Pflanzensegens. Scharen von großen und kleinen Vögeln hüpfen und singen und zwitschern in den Zweigen, von Niemand belauscht, als etwa von einem kühnen Wanderer, der es wagt, in des Waldes Geheimnisse einzudringen.

A. W. Grube.

19. Das Gold.

Wie es unter den Weltkörpern Sonnen und Erden und Monde gibt, und die Geschöpfe der Erde auf verschiedenen Stufen der großen Wesenleiter stehen, so herrscht auch unter den Metallen eine Ordnung des Ranges und der König dieser unterirdischen Mächte ist das Gold, die Erdensonne, der Widerschein und das Gegenbild der himmlischen. Das Silber schimmert im sanften Mondeslicht, das Gold glänzt im stärkeren Sonnenlicht. Aber eben diese unterirdische Sonne hat den Blick der Menschen abgezogen vom freudigen Aufschauen zu den Himmelssonnen und Dem, Der über ihnen thront, es hat

den Menschen in Ketten geschlagen und an diese Unterwelt gefesselt, es ist der Erdengott geworden, der als ein blendendes, schimmerndes Götzenbild die Herzen und Sinne verwirrte, daß sie vergaßen des wahren Gottes und Herrn, vor welchem Gold und Edelsteine nur Staub sind. Wie die Juden in der Wüste sich ein goldenes Kalb anfertigten und es umtanzten und als ihren Gott verehrten, so ist bis auf den heutigen Tag das Gold der Götze, vor dem Millionen Menschen ihre Kniee beugen. Und wenn auch viele Tausende von edleren Menschen das Gold nicht zu ihrem Abgotte machen, und nach seinem wahren Werte es schätzen: so bleibt es doch auch für diese unter den Schätzen dieser Erde der vorzüglichste und wünschenswerteste, denn es ist ja der Talisman, mit dessen Hilfe man alle möglichen Wünsche befriedigen, alles Mögliche erlangen kann, gleich dem Zauberringe in dem Märchen aus Tausend und einer Nacht, den der glückliche Besitzer nur zu drehen braucht, und sogleich erscheinen mächtige dienstbare Geister, des Befehles gewärtig und zur schnellsten Ausführung bereit.

Worin liegt nun — so fragst du billig — diese Zauberkraft des Goldes, die es auf die Menschen, hohe und niedrige, gebildete und ungebildete ausübt; auf welchen Eigenschaften beruht der Ruhm und die Ehre, welche sich dieses Metall zu allen Zeiten, bei allen Völkern zu erhalten wußte; warum hat ihm kein anderes Metall, etwa das rötlich schimmernde Kupfer, das dauerhafte feste Eisen, das edle Silber oder die noch edlere Platina diesen Ruhm streitig gemacht? Läßt sich nicht das ebenso zähe als biegsame Kupfer ebenso leicht zu Münzen schlagen, ebenso bequem zu allerlei Gefäßen formen, und gibt es in der Glockenmasse nicht viel schöneren Klang als das Gold? Ist nicht das treffliche Eisenmetall das allernützlichste und darum das allerwertvollste? Und das Silber und die Platina, sind sie nicht ebenso edel als das edle Gold, ja ist die Platina nicht noch schwerer als das Gold, das sonst die Ehre hatte, das allerschwerste Metall zu sein? Stellen wir die Nebenbuhler zusammen vor den Richterstuhl unserer Prüfung, damit sich zeige, wem die höchste Ehre verbleibt.

Vorerst der Glanz, den die Metalle vor allen andern Erdkörpern voraus haben, wo wäre der reiner, schöner, sonnenhafter, als bei dem Golde? Wie kann sich das matte schwärzliche Grau des Eisens, das Rot des Kupfers, das graue gedämpfte Weiß der Platina und der mattere blauweiße Schimmer des Silbers mit dem Goldglanze messen! Wol hat das Kupfer alten, begründeten Ruhm, denn den Alten vertrat es die Stelle unseres Eisens, aber doch bleibt es, wie dieses sein Nachfolger, ein unedles Metall, denn es ist nicht feuerbeständig. Schmilzest du ein Pfund Gold oder Silber, so hast du nach dem Erkalten der flüssigen Masse genau wieder ein Pfund Gold oder Silber, kein Gran mehr oder weniger. Das Gold bietet sich sogleich im allerreinsten Zustande dem Menschen an, es läßt sich gleich, wie es da ist, hämmern und schmieden, und um flüssig zu werden, braucht es eines viel geringern Feuers, als das Eisen. Das ist ein hoher Vorzug, den das Gold nicht bloß vor dem Eisen, sondern auch vor seinem kostbaren Nebenbuhler, dem schweren Platinametall, voraus hat, welches letztere in unseren gewöhnlichen Feuern sich gar nicht schmelzen läßt.

So mußte sich das Gold schon den ersten Menschen in seinem hohen Werte vor Augen stellen. Denn obgleich dieses edle Metall ursprünglich ebenso wie andere Metalle in Felsengesteine eingeschlossen und eingewachsen war, ist es doch, als seine ersten Lagerstätten zertrümmert wurden, auf das Rollgestein und in den Sand unserer Flüsse und Ebenen herabgekommen. Hier hat es wegen seiner Geschmeidigkeit nicht so zermalmt wegen seiner

Dehnbarkeit nicht so zerstückt, wegen seiner Schwere necht so leicht fortgewaschen und abgeschwemmt werden können, als die Steintrümmer und der Sand, zwischen denen es gebettet lag. Darum fand der Mensch, der an dergleichen reiche Plätze kam, das Gold öfters in Klumpen von bedeutender Größe offen zu Tage liegend, oder wenn über ein solches uraltes goldreiches Stein- oder Sandfeld im Zeitraum von Jahrhunderten sich eine Decke von Rasen-, Torf- oder Heideland ausgebreitet hatte, so gelangte man auf einmal zur Kunde seiner Schätze, wenn etwa ein Wassersturz oder das Grabscheit die verhüllende Decke hinwegnahm.

Seit den ältesten Zeiten ist Asien das reichste Goldland der Erde gewesen, aber in neuerer Zeit beginnt Amerika, ihm diesen Rang streitig zu machen. Um dir eine kleine Vorstellung von Asiens Schätzen zu geben, will ich nur Folgendes hervorheben: Im alten Arabien war das Gold in solchem Ueberflusse vorhanden, daß nicht bloß eine Menge von Gefäßen aus purem Golde verfertigt wurden, sondern daß auch die Kamele goldene Halsbänder trugen. Phrygien und Lydien in Kleinasien und Kolchis am schwarzen Meere waren im Altertume als goldreiche Länder bekannt; von Mittelasien strömte Gold in Fülle nach den abendländischen Küsten. Die Geschichte spricht von ungeheuren Schätzen, welche die asiatischen Herrscher aufgehäuft hatten. Cyrus soll 500,000, Ptolemäus Philadelphus 740,000 Talente in Gold und Silber hinterlassen haben, und ein Talent beträgt schon 60 Pfund. Noch größer müssen die Metallschätze im alten Indien gewesen sein; denn bei der Leichenbestattung eines Fürsten wurden ganze Karren voll Juwelen und Gold unter die Armen vertheilt. Viel von dem in Indien angetroffenen Golde mag durch den Handel theils von Mittelasien, theils vom asiatischen Inselmeer und über Arabien aus Afrika dahin gekommen sein; aber man kann mit Recht vermuten, daß Gold im Lande selbst in großer Menge gewonnen wurde.

Seit dem Jahre 1492, wo Columbus Amerika entdeckte, haben sich neue Goldquellen eröffnet, und aus der neuen Welt ergossen sich fortan wahre Goldströme nach Europa. Die Spanier und Portugiesen haben von ihren Besitzungen in Südamerika seit 300 Jahren im Durchschnitt alljährlich wenigstens 150 Centner Gold gewonnen, und während noch Jahrhunderte ohne Unterlaß von den reichen Schätzen der heißen Zone zu zehren haben, thut sich jetzt in der gemäßigten Zone Nordamerika's, da, wo man es am wenigsten vermutet, eine neue Fundgrube auf, von der es scheint, als wollte sie an Reichtum alles Andere übertreffen. Das neuentdeckte Goldland, das eine langgestreckte Halbinsel parallel mit der Westküste des Festlandes bildet und eine Bai einschließt, in die sich zwei große Flüsse ergießen, heißt Kalifornien. Der eine Fluß, San Sacramento genannt, kommt von Norden her, auf der Sierra Nevada entspringend, der andere von Süden ausgedehnt, in welchem man nicht mit Unrecht die Wiege einer neuen großen Völkerzukunft erblickt. Das ganze Flußgebiet des Sacramento ist mit Goldkörnern durchwirkt, auf den Bergen, im Sande der Ebene, in den Wäldern und in den Fluten der Gewässer — überall kommt das schimmernde verführerische Metall zu Tage. Und dazu welch' ein herrliches, von Gott gesegnetes Klima dieses Goldlandes! Ein Augenzeuge entwirft davon eine ebenso anschauliche als interessante Schilderung. Er schreibt in einem Briefe: Von San Francisco (der Hafenstadt an dem oben genannten Meerbusen) führte unser Weg zunächst durch das Thal de la Puebla nach San Jose, eine Entfernung von 60 englischen Meilen. Ein reizenderes Land habe ich nie gesehen, die flachen Prairieen, mit tausendfarbigen Blumen prangend, hier und da von Flüssen durchströmt, mit den Viehherden auf den zahllosen Hügeln, boten einen prächtigen

Anblick dar. An der schmutzigen ziegelbedeckten Mission Santa Clara vorbei führt die Straße an den San Joaquin, den wir an einer seichten Stelle überschritten, und dann weiter nach Sutters-Fort *), immer durch ein Land von der üppigsten Fruchtbarkeit, welches allem Anschein nach eine ungeheure Bevölkerung ernähren könnte. Aber nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen; alle Ranchos (Gehöfte) standen verlassen, Amerikaner, Kalifornier, Indianer, — alle waren fort zum Goldgraben. Nachdem wir Sutters-Fort verlassen hatten, ritten wir an dem Ufer des American Fork entlang und begannen bald die Höhen hinanzusteigen, welche sich von dem Stocke der großen Sierra Nevada abdachen. Gegen Mittag machten wir Halt, um zu frühstücken und uns eine Tasse Kaffee zu kochen, und während das Feuer angezündet wurde, tauchte einer von der Gesellschaft einen zinnernen Becher in den kleinen Bach, der murmelnd vorüberfloß, holte ihn mit Sand gefüllt wieder heraus, wusch denselben und fand als Bodensatz vier Goldkörner. Dies war unser erster Versuch im Goldwaschen. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir Kapitän Sutters Sägemühle, wo beim Ausgraben des Mühllaufes das Gold zuerst entdeckt wurde. Wir waren 25—30 (englische) Meilen über Gold-, Silber-, Platina- und Eisenminen hingeritten und das auf einem Wege, auf dem eine Stadtkutsche bequem fahren könnte, und durch eine von Blumen strotzende, von Quellen sprudelnde Landschaft. — Die Goldminen sind mindestens 100 englische Meilen lang, und es ist die allgemeine Ansicht, daß auf der jetzt bekannten Fläche 30—40,000 Menschen mit Vortheil beschäftigt werden können. Jetzt ist schon eine bedeutende Anzahl vorhanden, denn aus Nord- und Südamerika und Europa hat eine wahre Völkerwanderung nach Kalifornien begonnen.

Die Menge Goldes, welche die Menschen im Laufe der Jahrhunderte noch zu Tage fördern werden, wird zu Millionen Centnern sich anhäufen; denn ein Metall, welches der Vergänglichkeit so wenig unterworfen ist, wie das Gold, muß notwendig von einem Geschlechte auf das andere forterben, und durch den beständigen Zufluß aus den Bergwerken sich immer vermehren.

Nun wirst du aber mit einiger Verwunderung fragen: Wenn alljährlich so bedeutende Massen Goldes gewonnen werden, muß da nicht das edle Metall ebenso häufig sein, als Blei und Eisen? Die Antwort ist: Nein! Selbst in den goldreichsten Ländern ist das Gold im Verhältniß zu den anderen Metallen eine Seltenheit. Man hat berechnet, daß in den reichen spanischen und portugiesischen Besitzungen Süd- und Nordamerika's alljährlich hundertmal mehr Silber gewonnen wird, ja daß in dem kleinen England in einem Jahre dreitausendmal mehr Eisen gewonnen wurde, als in jenen großen Ländern Gold. Welche Eisenschätze sind allein in Schweden aufgehäuft! Die Menge der Eisenerze ist da so ungeheuer groß, daß sich das Menschengeschlecht auf immer damit versorgen könnte. Ein eiserner Gürtel unter der Bodenoberfläche zieht durch das ganze Land von Lappland bis Schonen, und bricht zuweilen sogar in Bergen zu Tage. Der 1800 Fuß hohe Gallivare in Lappland besteht ganz und gar aus einer fast gediegenen Eisenmasse, und diese allein wäre hinreichend, ganz Europa 100,000 Jahre mit Eisen zu versehen.

Das Gold gehört also durchaus zu den seltenen Metallen, und das erhöht nicht wenig seinen Wert; allein wenn es auch so gemein wäre wie Eisen, würde es immer noch seinen Wert behalten, und wir würden goldenen

*) Der Kapitän Sutter, ein Schweizer, nannte seine Niederlassung so.

Löffeln, Tellern und Schüsseln vor allen andern den Vorzug geben, und die Hausfrauen zumal würden mit dem goldenen Geschirre besonders zufrieden sein, da es, ohne gescheuert zu werden, immer hübsch rein und blank bliebe. Das edle Gold hat in seiner Art viele Eigenschaften mit einem edlen, guten Gemüte gemein, namentlich die Geduld und Milde. Es läßt sich, ohne seine Fassung, d. h. den eigentümlichen Zusammenhang seiner Theile, zu verlieren, zu Draht ausziehen und zu Blättchen schlagen, wie kein anderer Körper, und schon die Nürnberger Goldschläger haben das Sprichwort, daß man mit einem Dukaten einen Reiter sammt seinem Pferde übergolden könne. Ein einziges Lot Gold läßt sich in einen Draht von 140 Meilen Länge ziehen. Dabei benimmt sich auch das Gold dem schneidenden Messer gegenüber so weich und mild, läßt sich so biegen und drehen, wie kaum ein anderes Metall. Zuweilen haben die Menschen an der Lauterkeit und Einfachheit seines Wesens gezweifelt, aber durch keinen Versuch, den man mit ihm anstellte, ließ es sich aus seiner gleichmäßigen Haltung bringen. Man warf es in Essig, der das Kupfer und Eisen so leicht angreift, man überschüttete es mit der zerstörenden Schwefelsäure und noch stärkeren Flüssigkeiten, die so manche feste Bande der Körperlichkeiten lösen: aber das Gold verschmähte die Vermischung seiner altadeligen Natur mit den künstlichen Erzeugnissen der Menschen; im Essig, wie in der Schwefelsäure und in der Schmelzhitze blieb es immer dasselbe einfache lautere Wesen. Ja, im Feuer zeigt sich das Gold so beständig, daß bei einem in dieser Absicht angestellten Versuch ein Lot Gold in einer starken Hitze, welche zwei Monate lang unterhalten wurde, nicht das Geringste von seiner Schwere verlor.

Das Gold schmilzt etwas leichter als Kupfer, nämlich sobald es durchgeglühet ist, und wird unter allen Metallen am heißesten. Während des Schmelzens schimmert auf der Oberfläche eine sanfte grüne Farbe. Steigert man die Hitze auf außerordentliche Weise, wenn man das Gold in den Brennpunkt großer Brennspiegel bringt, so wird es in einem dünnen Rauche aufgetrieben, der, wenn man kaltes Silber darüber hält, sich anhängt und dasselbe vergoldet. Auch mit dem Quecksilber vermischt sich das Gold gern, aber nur so, wie man etwa Mehl in Wasser auflöst. Man erhält auf diese Weise einen Goldteig, mit dem man verschiedene Gegenstände, z. B. Porzellangefäße, bestreicht. Setzt man die also bestrichenen Gefäße in die Glühhitze eines Ofens, so wird das Quecksilber flüchtig, eilt davon und läßt die reine Vergoldung zurück.

In den vergangenen Jahrhunderten hat sich Mancher den Kopf zerbrochen und dem lieben Gott das Geheimniß ablauschen wollen, woraus denn das Gold eigentlich gemacht sei. Aber die Weisen, indem sie diesen Stein der Weisen suchten, sind zu Thoren geworden, und alle ihre Mühe war vergebens. Der gütige Schöpfer weiß wol, daß es seinen Menschenkindern nicht frommen würde, wenn sie selber das Goldmachen lernten und die Habgier nach Wunsch befriedigen könnten. Nur das Gold hat für den Menschen wahren Wert, das er sich im Schweiße seines Angesichtes erwirbt, zu dessen Besitz er mit Uebung und Anstrengung der ganzen vollen Menschenkraft gelangt. Darum haben die überreichen Goldschätze, welche die Spanier und Portugiesen aus der neuen Welt erbeuteten, diesem Volke keinen besondern Segen, ja sogar manches Unheil und Verderben gebracht, denn mit dem leichten Besitz versanken die Menschen in Trägheit und Faulheit; mit der Leichtigkeit, alle Leidenschaften befriedigen zu können, kamen Schwelgerei, böser tückischer Sinn, Laster aller Art in die Gemüter; mit dem Reichtum wuchs die Schlaffheit und Selbstsucht.

Ich habe oben die Glanzseite des schönen Kalifornien gezeigt, aber es hat auch eine furchtbare Schattenseite. Fortwährend bringen die Zeitungen davon Kunde, daß Neid und Zank und Zwietracht, ja Mord und Todtschlag unter den Goldgräbern ausbrechen. Wie sollte es auch anders sein? Schon die Begierde, welche das Haupt des Menschen zur Erde beugt, und wie einen Maulwurf ihn in der Scholle wühlen läßt, verscheucht alles Ueberirdische, alles Edle und Heilige aus dem Gemüte. Wer will den Stärkern abhalten, wenn er den Schwächern neidisch beraubt, und im Falle des Widerstandes ermordet? Zucht und Ordnung müssen schwinden, wo die Leidenschaften regieren. Ferner: Kalifornien ist noch nicht angebaut, und die Lebensmittel müssen über weite Landstrecken und Meere zugeführt werden. Die Verkäufer stellen dann das Hundertfache, ja das Tausendfache von dem gewöhnlichen Preise. Die Schatzgräber, wollen sie nicht Hungers sterben, müssen ihr bischen Speise und Trank mit Goldstücken aufwiegen, denn dem Hungrigen und Verschmachtenden ist ein Stück Brot mehr wert, als eine Tonne Goldes. So müssen jene Goldgierigen schon an Ort und Stelle erfahren, wie nichtig das Gold, was für ein armseliges und verächtliches Ding es ist, wenn man sein Herz daran hängt und es zum Abgotte macht.

Wol ist das Gold der König der Metalle und aller Erdenstoffe, man könnte sagen: der starre Erdkörper in seiner schönsten, herrlichsten Form; aber es ist doch nur Erdenstaub, welcher Menschen nicht beglücken kann, in denen der Odem Gottes weht, und die zur Unsterblichkeit berufen sind.

A. W. Grube.

20. Geschichte eines Fingerhutes.

Wenn der stählerne Fingerhut seine Geschichte erzählen könnte, würde er also sprechen:

Vor nicht langer Zeit lag ich tief, tief in der Erde in einem langen, dunkeln Gefängnisse. Ein ganzes Heer von Fingerhüten, die jetzt wol in alle Welt zerstreut sein mögen, waren meine Kameraden. Aber keiner konnte zu dem andern kommen, jeder mußte für sich bleiben. Wir waren damals noch unansehnliches Eisengestein und lagen regungslos zwischen den meilenlangen Felswänden unseres Gefängnisses wie hineingegossen da. Wären wir nicht an's Tageslicht gekommen, wir wären immer starres Gestein geblieben. Lange, ach gewiß viele tausend Jahre mochten wir so dagelegen haben, als wir einstens ein Pochen an der dicken Wand unseres Kerkers vernahmen. Es war so taktmäßig, wie das Picken der Wanduhr hier in der Stube. Gerne hätte ich erfahren, was das sei, denn obwol ich damals noch kein Fingerhut mit vielen Augen war, so war ich doch schon etwas neugierig. Zu Zeiten hörte das Picken und Pochen auf, aber dann erdröhnte ein gewaltiger Donner, daß wir alle zitternd zusammen schracken, die Gefängnißmauern mit. Das Klopfen kam mit jedem Tage näher, und eines Tages vernahm ich es ganz dicht vor meinen Ohren. Ehe ich mich's versah, erdröhnte jener fürchterliche Donner wieder, und zusammen brach ein Stück von der Wand unseres Kerkers. Frei von den Ketten, flog ein Theil von uns, in einzelne Steine zerstückelt, heraus, ich mit, aber vom Schreck wurde der eine hierhin, der andere dorthin geworfen. Mir war Hören und Sehen vergangen. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Männer vor mir stehen, die hielten Lampen in der Hand und waren in Leinwand von schwarzer Farbe gekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie einen grauen Filzhut ohne Krempen, und einige von ihnen hatten spitze Eisenstäbe und Hämmer. Der Schein ihrer Lichter machte so hell, daß

ich mich nun auch umsehen konnte, wo ich denn eigentlich war. Ich lag noch immer unter der Erde, aber in einem großen hohlen Felsenraume, worin ein Haus gewiß Platz gehabt hätte. Meines Gleichen lagen noch viele auf dem Boden des Felsengewölbes. Nicht lange, so stellten sich die schwarzen Männer längs der Felswand auf, das spitze Eisen in der einen Hand, den Hammer in der andern. Das Klopfen ging von Neuem los, indem sie nach dem Takte mit dem Hammer auf das Eisen schlugen und dadurch Löcher in die Felswand bohrten. Als diese tief genug waren, füllten sie dieselben mit Pulver an, verschwanden plötzlich und versteckten sich in die Felsengänge. Einige Augenblicke war es todtenstill, doch bald blitzte das Pulver auf, und rasch folgte der Donner hinterdrein. Eine Menge Gefangene prasselten wieder aus ihrem Gefängnisse heraus.

Das ging Tag für Tag so fort. Eines Tages lud uns ein Mann in einen Karren, und fuhr uns einem unterirdischen Felsengange entlang, der sehr schmal und so niedrig war, daß sich der Mann etwas bücken mußte. Dieser Gang führte nach einem andern Gange, der höher und breiter war als der erste. Hier floß Wasser hell und klar, und auf dem Wasser stand ein Kahn, der uns aufnahm. Der Mann setzte sich mit seiner Lampe auf uns, und wir fuhren so in dem dunkeln Gange lange Zeit fort. Du hast neulich hier am Nähtisch deiner Gespielin auch von einer Wasserfahrt erzählt, aber bei meiner Fahrt wäre es dir gewiß etwas unheimlich geworden; denn da drunten blühet kein Vergißmeinnicht an dem Wasser, da singt keine Schwalbe, da schwimmt kein Fischlein munter auf und ab. Dumpf rauschte das Wasser unter dem Kahne, und stieß er an die Felsenwände, so dröhnte es hohl wie in einem Grabe. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir fuhren. Endlich hielt der Kahn an. Ein großer Eimer kam an einem Seile wie in einem Brunnen herunter; in diesen wurde ich mit mehreren meiner Gefährten geladen, und der Eimer dann in die Höhe gewunden. Unser Kahn muß recht tief unter der Erde gestanden haben, denn es währte lange, ehe wir ans Tageslicht kamen. Bei unserer Auffahrt geleitete uns Anfangs der Schein des Lichtes im Kahn, aber bald ging es ganz im Dunkeln weiter. Ich wünschte mir im Stillen ein „Glück auf!" wie ich oft von den Männern gehört hatte, wenn sie zu Tage fahren wollten. Allmählich fing es an zu dämmern, und mit jedem Schritt höher wurde es heller und heller, bis uns das Sonnenlicht ganz beschien.

Diese Fahrt machte meinem unterirdischen Leben ein Ende. Ich wurde nun mit meinen Reisegefährten unter freiem Himmel auf einen hohen Eisensteinhaufen gelegt, und weiß noch recht gut, wie ich mich freute, wenn ich am Tage die Sonne erblickte und des Nachts die vielen Sterne funkeln sah. Aber auf Freuden folgen oft Leiden. Nach einiger Zeit brachte man uns auf breite dünne Lagen von Reisholz, welche angezündet wurden. Mein Freund, der Schwefel, der bis dahin nicht von mir gelassen, ja von den ältesten Zeiten her in Freud und Leid mir seine Freundschaft stets bewahrt hatte, konnte die Hitze nicht vertragen und mußte sich von mir trennen. Er ging als Dampf in die Höhe und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Ich hielt standhaft auf dem Scheiterhaufen aus, wurde aber zuletzt ganz mürbe geröstet. Doch das war noch gering gegen das, was mir nun widerfuhr. Man brachte uns nämlich in eine Pochmühle, in welcher schwere, mit Eisen beschlagene Stampfen waren, die so unbarmherzig auf uns herumtraten, daß wir ganz zerstückelt wurden. Aus dieser Martermühle fuhr uns ein Mann nach einem Ofen, der wie ein hoher runder Thurm dastand. In viereckigen Kasten wurden wir nach seiner obern Oeffnung gewunden. Gelbe und blaue Feuerflammen sprüheten hier Tag und Nacht ohne Unterlaß aus der zirkelrunden Oeffnung und

leuchteten, hoch in die Höhe schlagend, weit in die dunkle Nacht hinein. Schon manche Ladung aus der Pochmühle mußte in den Höllenschlund des Ungeheuers gewandert sein, denn er war bis oben angefüllt. Auch wir wurden ohne Umstände hineingeworfen, nachdem man vorher einen Kasten voll Kohlen hineingeschüttet hatte. Die Hitze war so gräßlich, daß wir zerschmolzen und flüssig wie Wasser wurden. Ein starker Wind brauste nämlich unaufhörlich durch zwei Oeffnungen in den Ofen hinein und hetzte das Feuer der Kohlen, womit der Ofen außer uns Steinen noch angefüllt war, ohne Unterlaß auf uns los. Der Ofen wäre wol selbst zerschmolzen, wäre er von Eisen und nicht von feuerfestem Sandstein gewesen. Mancher unreine Anhang von unserem früheren Aufenthalte aus der Unterwelt her trennte sich hier als Schlacke von uns, und wir wurden hier gereinigte und geläuterte Wesen, so daß ich's den Leuten Dank weiß, die mich in diesen Feuerofen brachten. Als wir ihn von oben bis unten durchwandert hatten, wurde er geöffnet, und schnell wie Wasser lief ich hinaus, feuerrot von Hitze; meine Kameraden hinterdrein; vor der Thüre des Ofens erstarrten wir in Rinnen, die man in Sand eingedrückt hatte, und so wurden wir zu einer Eisenstange. Als solche haben wir noch in's Feuer verschiedener Hammerhütten wandern müssen, zerschmolzen aber nicht wieder; denn hatte uns das Feuer glühend rot gebraten, so holte uns ein Mann mit einer gewaltig langen Zange wieder aus dem Feuer heraus, legte uns auf einen Ambos und ließ im Takte einen Hammer auf uns niederfallen, der so centnerschwer war, daß ihn die Zapfen der Welle eines rauschenden Wasserrades heben mußten. Dabei hielt uns der Mann immer mit der Zange fest, und obschon wir uns dehnten und streckten, hielt er doch bald die eine, bald die andere unserer vier Seiten unter die gewaltigen Hammerschläge, daß die Funken sprühten. Endlich war noch eine qualvolle Probe zu bestehen. Obgleich wir so vielfach geschlagen waren, so mußten wir doch noch zwischen wagrecht über einander liegenden Walzen hindurchwandern, die so gewaltig drückten, daß eine dünne Platte aus uns wurde. Diese zerschnitt man in schmale, kurze Streifen, und machte aus denselben eine Menge Cylinder, so groß, daß sie das obere Glied eines Fingers decken konnten. Auch ich ward zu einem solchen Cylinder geformt und freute mich nicht wenig über meine Gestalt, die nun doch nach etwas aussah, und ich glaubte fest, am Ziele meiner Bestimmung zu sein. Aber da hatte ich mich getäuscht, denn mir wurde noch eine gewölbte Decke aufgelötet, und wie du siehst, ist sowol das Auflöten der Decke als das Zusammenlöten des Cylinders so geschickt gemacht, daß es aussieht, als wäre ich aus Einem Stücke gearbeitet. Ein mit eisernen Spitzen besetztes Rad stach mir zuletzt noch meine Augen ein, und so war ich denn endlich nach vielen Leiden ein nützlicher Fingerhut geworden.

A. W. Grube.

21. Die Glasfabrikation.

Liebe Freundin!

Ich habe Dir schon in einem früheren Briefe gemeldet, daß wir mit unserm Lehrer manchmal die Werkstätten der Handwerker und Künstler besuchen, um uns mit den Beschäftigungen dieser Leute bekannt zu machen. Wie angenehm und nützlich solche Besuche für uns sind, brauche ich Dir gewiß nicht erst zu sagen. In der verflossenen Woche machten wir zu unserer Freude einen größeren Ausflug nach einer zwei Stunden von hier in einem reizenden Thale gelegenen Glashütte, was mir, auch ganz abgesehen von den übrigen Freuden, welche dieser Spaziergang darbot, darum äußerst lieb war, weil ich

schon längst den Wunsch hatte, durch eigene Anschauung mich über die Bereitung des Glases gründlich belehren zu können. Der Eigentümer dieser Glashütte, ein sehr freundlicher Mann, bewies sich sehr gefällig und war auch so gütig, uns bei Allem, was er uns zeigte, die nötigen Erläuterungen mitzutheilen, damit wir genaue Kunde von der Bereitung des Glases erhalten möchten. Ich öffnete, wie Du Dir denken kannst, Augen und Ohren, um nichts zu übersehen noch zu überhören, und glaube nun auch im Stande zu sein, Dir die Art und Weise, wie das Glas gefertigt wird, wenigstens der Hauptsache nach, beschreiben zu können. Und daß Dir eine solche Beschreibung nicht unwillkommen sein werde, darf ich um so weniger bezweifeln, weil Du mir schon öfter Beweise Deiner großen Theilnahme an Gegenständen der Gewerbskunde gegeben hast. So vernimm nun, was ich in jener Glashütte gelernt habe!

Man erhält Glas, wenn man Kieselerde (Sand, Quarz, Feuerstein, Bergkrystall u. dgl.) durch Schmelzen innigst mit Laugensalz verbindet. Soll das Glas Farbe bekommen, so fügt man der Mischung noch verkalkte metallische Theile, z. B. Kobalt, Bleikalk, Arsenik u. d. bei. Die Güte des Glases hängt von der Reinheit, dem Mischungsverhältnisse und der vollkommenen Vereinigung der genannten Stoffe ab. So geben schlechte Kieselerde und gewöhnliche Holzasche nur grünes Glas, weißer Kies und Pottasche weißes Glas, und die feinsten Stoffe das reinste und feinste Glas, — Krystallglas, Flintglas, Kronglas (Crownglas). Die zu vereinigenden Bestandtheile werden, bevor man sie zum Schmelzen bringt, in einem besonderen Ofen gebrannt oder ausgeglüht, damit alle Feuchtigkeit und alle Theile, welche ein Aufwallen und Ueberlaufen der schmelzenden Glasmasse veranlassen würden, entfernt werden. Die Masse, die durch das Glühen schon einen so starken Hitzgrad erhält, daß sie wie halb geschmolzen erscheint, heißt Fritte. Sie wird in gut gereinigten eisernen Schaufeln aus dem Glüh- oder Frittofen (auch Calcinierofen genannt) in die Glashäfen (Töpfe oder Schmelztiegel aus eisen- und sandfreiem, feuerfestem Thone) gebracht, welche in dem geheizten Schmelz- oder Glasofen stehen, und in diesem einer solchen Hitze ausgesetzt, daß sie nach 15—20 Stunden zu schmelzen beginnt. Auf der feurigen flüssigen Glasmasse zeigt sich ein aus erdigen Theilen bestehender Schaum, Glasgalle genannt, welcher von Zeit zu Zeit mit eisernen Kellen oder Löffeln abgeschöpft wird. Bleibt etwas von dieser Unreinigkeit darin, so entstehen Körnchen, Blasen oder dunkle Stellen im Glase. (Die Glasgalle verwendet man zum Löten oder Schmelzen der Metalle, zum Glasieren, auch als Viehарznei). Indem man nun die geschmolzene Masse einige Zeit fortsieden läßt, taucht man zu wiederholten Malen eiserne Ruten hinein, an welche sich die Flüssigkeit anhängt. Dadurch erfährt man, ob dieselbe hinlänglich klar und durchsichtig (blank geschmolzen) sei. Ist dieses der Fall, so wird mit der Feuerung nachgelassen, und man läßt die Masse sich abkühlen, bis sie breiartig und zähe wird, so daß man sie in lange dünne Fäden ziehen und spinnen kann, wie Wolle. Jetzt befindet sich das Glas in dem Zustande um geblasen zu werden. Dies geschieht vermittelst einer ungefähr zwei Ellen langen eisernen Röhre (des Blaserohres oder der Pfeife), die unten einen etwas erweiterten Anfang — einen hohlen Knopf — und oben ein hölzernes Mundstück hat. Diese Röhre wird mit dem unteren Ende in die Masse getaucht, wie die Thonpfeifen in den Seifenschaum, wenn man Seifenblasen machen will. Hat sich von der Masse ein Klumpen angehängt, so neigt der Glasbläser die Röhre gegen die Erde, damit sich das Glas vermöge seiner Schwere abwärts senke. Er bläst nun und bildet auf diese Weise einen

länglichrunden Körper — eine Blase, — dem er durch Schwenken in der Luft wie durch Hin- und Herrollen auf einer heißen Marmorplatte beliebige Formen zu geben vermag. Darauf wird das in so weit fertige Glas, das noch lange heiß und verarbeitbar bleibt, durch mancherlei Werkzeuge, z. B. Haken, Zangen, Scheren rc., in eine gefällige Gestalt gebracht und von allen Ansätzen und Unregelmäßigkeiten befreit. So werden Flaschen, Gläser, Fensterglas und selbst kleine Spiegel geblasen. Der Flasche gibt man einen flachen oder hohlen Boden, je nachdem man sie auf ein Eisenblech oder auf einen eisernen Kegel aufdrückt. Die Gläser mit verzierten Rändern, wie sehr künstliche Glaswaren überhaupt, werden in hierzu verfertigten eisernen oder thönernen Formen gebildet. Die Vertiefungen in manchen Trinkgläsern drückt man mit einem Eisen ein. Die Kelchgläser werden aus drei Theilen zusammengesetzt: aus dem Fuße, aus dem Stiele oder Halse und aus dem Glase. Die schlangenförmigen Windungen in dem Fuße mancher Gläser entstehen durch Ziehen und Blasen. Die Taschenuhrengläser werden mit einem glühenden Eisen aus hohlen Glaskugeln geschnitten. — Auch das Tafelglas (zu Fenstern rc.) macht man aus hohlen, durch das Blasen entstandenen walzen- oder birnförmigen Düten, welche mit einem glühenden Eisen im Streckofen der Länge nach aufgeschnitten und zu Tafeln ausgebreitet werden. Das geformte Glas darf nicht an der freien Luft erkalten, weil es sonst sehr spröde werden und bei schnellem Wechsel von Hitze und Kälte leicht zerbrechen würde. Man bringt es daher in einen mäßig geheizten verschlossenen Ofen, den Kühlofen, und läßt diesen mit dem Glase nach und nach kalt werden. — Das Spiegelglas ist das reinste und feinste Tafelglas. Die Bereitung desselben erfordert große Sorgfalt, und die größeren und besseren Spiegel werden nicht geblasen, sondern gegossen. Man gießt nämlich die geschmolzene Glasmasse auf eine metallene, durch untergelegte Kohlen zuvor erwärmte, mit messingenen Leisten eingefaßte Platte, rollt sie mit einer heißen metallenen Walze, um sie zu ebnen, und bringt sie dann in einen Kühlofen. Ist sie hier gehörig abgekühlt, so wird die Tafel, weil sie noch nicht eben und blank genug ist, geschliffen und polirt. Zum Schleifen nimmt man feinen Sand oder Schmirgel, streut ihn zwischen zwei auf einander gelegte Tafeln und reibt diese über einander ab. Um die geschliffene Tafel zu polieren, bestreut man sie erst mit fein zerriebenem Bolus, geschlemmtem Trippel, auch mit Zinnasche, und reibt sie sodann mittelst eines mit Filz überzogenen Brettchens. Nun fehlt aber der Glastafel, um Spiegel zu sein, noch die Folie. Man nimmt deshalb eine dünne zinnerne Platte (Staniol, Blattzinn), glättet sie auf einem steinernen Tische, schüttet Quecksilber darauf, welches sich mit dem Zinne vereinigt (amalgamiert), und legt dann die Glastafel darauf, die man mit Gewichten — Stein- oder Metallplatten — beschwert. In 24 Stunden hat sich die Folie an dem Glase festgesetzt; — die Tafel ist foliirt. Hierauf gibt man dem Tische eine schiefe Lage, damit das überflüssige Quecksilber ablaufe, nimmt sodann den Spiegel heraus und faßt ihn in einen Rahmen.

Ich glaube Dir nun das Wichtigste über die Bereitung des Glases mitgetheilt zu haben, und ich würde mich sehr freuen, wenn Dich meine Beschreibung nicht gelangweilt hat. Besuchst du mich während der nahe bevorstehenden Ferien, so wollen wir einen Spaziergang nach der nicht weit von hier entlegenen Glashütte machen, was Dir gewiß sehr angenehm sein wird.

In der Hoffnung, Dich bald zu sehen, schließt

Deine treue Freundin X.

Ritsert.

22. Das Erdbeben von Caraccas.

Der 26. März 1812 eröffnete sich als ein sehr heißer Tag über Caraccas, der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Venezuela; die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der Gründonnerstag, und das Volk großentheils in den Kirchen versammelt. Nichts schien das drohende Unglück zu verkünden. Sieben Minuten nach vier Uhr Abends verspürte man die erste Erderschütterung. Sie war stark genug, um die Kirchenglocken in Bewegung zu setzen. Sie dauerte 5—6 Sekunden, und unmittelbar darauf erfolgte eine zweite Erschütterung von 10—12 Sekunden, während welcher der Erdboden in beständiger Wellenbewegung wie eine Flüssigkeit zu kochen schien. Schon glaubte man die Gefahr vorübergegangen, als sich ein heftiges unterirdisches Getöse hören ließ. Es glich dem Rollen des Donners, war jedoch stärker und dauernder, als gewöhnlich in der Jahreszeit der Gewitter zwischen den Wendekreisen. Dem Donner folgte unmittelbar eine senkrechte, 3—4 Sekunden ungefähr anhaltende Bewegung, welche von einer etwas länger dauernden wellenförmigen begleitet ward. Die Stöße erfolgten in entgegengesetzten Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Dieser Bewegung, von unten nach oben, und diesen sich durchkreuzenden Schwingungen vermochte nichts zu widerstehen. Die Stadt Caraccas ward gänzlich zu Grunde gerichtet. Tausende ihrer Bewohner (zwischen 9000 und 10,000) fanden unter den Trümmern der Kirchen und Häuser ihr Grab. Noch hatte die Procession ihren Umgang nicht eröffnet; aber das Hinströmen zu den Kirchen war so groß, daß gegen 3000 oder 4000 Personen unter dem Einsturz ihrer Gewölbe erdrückt wurden. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und Alta-Gracia, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiffe durch 12—15 Fuß dicke Pfeiler getragen wurden, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, der nicht über 5—6 Fuß Höhe hatte, und die Zermalmung des Schuttes war so vollständig, daß von den Pfeilern und Säulen fast keine Spur mehr kennbar blieb. Die Kaserne war beinahe völlig verschwunden. Ein Regiment Linientruppen stand darin unter den Waffen und sollte sich eben zur Procession begeben. Wenige Einzelne ausgenommen, ward es sämmtlich unter den Trümmern des großen Gebäudes verschüttet. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caraccas wurden gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, wie diejenigen der Stadt San Juan beim Kapuziner-Hospitium, waren dermaßen zerrissen, daß sie nicht weiter bewohnt werden konnten. — Wenn die Zahl der Todten auf 9—10,000 berechnet wird, so sind dabei die Unglücklichen nicht in Anschlag gebracht, welche, schwer verwundet, nach Monaten erst aus Mangel an Nahrung und Pflege umkamen.

Die Nacht vom Donnerstag auf den Charfreitag bot den Anblick eines unsäglichen Jammers und Unglücks dar. Die dichte Staubwolke, welche sich über die Trümmer erhob und die Luft gleich einem Nebel verdunkelte, hatte sich zur Erde niedergeschlagen. Die Erschütterungen hatten aufgehört, und die Nacht war so hell und ruhig wie je zuvor. Der fast volle Mond beleuchtete die abgerundeten Dome der Silla*), und die Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde. Mütter trugen Kinderleichen im Arm, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder in's Leben zu rufen. Jammernde Haushaltungen durch-

---

*) Ein 8000 Fuß hoher Berg.

zogen die Stadt, um einen Bruder, einen Gatten, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war, und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Man drängte sich in den Straßen, die an Trümmer- und Schuttreihen einzig noch kennbar waren.

Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden laut flehend um Hilfe an; über 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wol das Mitleid sich rührender, man kann sagen 'sinnreich-thätiger gezeigt als in den Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, Hilfe zu reichen. Es mangelte gänzlich an Werkzeugen zum Nachgraben und Wegräumen des Schuttes; man mußte sich der Hände bedienen, um die Lebenden hervorzugraben. Die Verwundeten sowol als die aus den Hospitälern Geretteten wurden an's Gestade des kleinen Guayreflusses gelagert. Hier mochte der Schatten der Bäume allein nur ihnen Obdach gewähren. Die Betten, die Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgische Werkzeuge, Arzneistoffe, alle Gegenstände des dringendsten Bedürfnisses waren unter dem Schutte vergraben. In den ersten Tagen mangelte Alles, sogar Nahrungsmittel. Auch das Wasser war im Innern der Stadt selten geworden. Die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingefallene Erdreich die Quellen verstopft.

Eine den Todten noch zu leistende Pflicht ward gleichmäßig durch die Religion und durch die Besorgniß der Ansteckung geboten. Bei der Unmöglichkeit, so viele Tausende halb unter dem Schutt befindlicher Leichen ordentlich zu begraben, wurden Kommissarien ernannt, die für ihr Verbrennen zu sorgen hatten. Scheiterhaufen wurden zwischen dem Schutte errichtet. Dies Geschäft dauerte mehrere Tage. Mitten unter dem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit denen es am ehesten den Zorn des Himmels besänftigen zu können hoffte.

A. v. Humboldt.

23. Die Natur des südlichen Italiens.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, welche immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Tags sieht man Sterne, und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper starke Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erde und Meer ist, den Tag über, eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbenglut verbreitet, die unaussprechlich ist. Man könnte kindisch sagen, unser Himmel wäre Glas und der dortige Krystall.

Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meer von Rosenrot, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wenn, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln. — Von dem violetten Ton der Berge Abends, wenn die Sonne noch am Himmel steht, habe ich eben gesprochen; es ist dies eine wunderbare Verklärung der Natur, gleichsam der Wiederschein einer schöneren Welt.

Vergleicht man ferner die deutschen Gebirgsformen mit den italienischen, so erscheinen erstere weit gewöhnlicher. Ich berufe mich auf die Maler, welche beide aus der Anschauung kennen. Haben hier nicht alle Linien einen edleren Schwung, einen ausdrucksvolleren Charakter? Ist nicht auch das natürliche Colorit der Gegenden durch vieles Blau, Braun, Goldbraun und Rot weit manigfaltiger und reizender, während oft ein einförmiges, giftiges Grün nordischen Landschaften Eintrag thut? Erscheint nicht, ohne von Luft, Contouren und Localfarben zu reden, jeder einzelne Gegenstand unendlich malerischer als Häuser, Villen, Dörfer, Ruinen, Felsenbuchten, Klippen, Schwefelberge, erstarrte Lavaströme, spitze Vulkane und die üppige südliche Vegetation in all' ihren wunderbaren Erzeugnissen? Dazu kommt noch Gesichtsbildung, Gestalt und Kostüm der Bewohner, was auch von großer Wirkung ist und den poetischen Reiz des Ganzen auf's Höchste steigert.

Auch das südliche Meer muß ich, dem nordischen gegenüber, erheben. Wer je das Meer oder tiefe Seen betrachtet hat, der weiß, wie sehr ihre Schönheit von der Farbe der Luft abhängt, und wie ein grauer Himmel nur immer auf ein graues Wasser niederschaut. Sobald man sich hier im Golfe so weit vom Ufer entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten des Fahrzeuges, vom schönsten, reinsten Indigoblau, doch wechseln die Farben beständig in den manigfaltigsten Abstufungen.

Ueberblickt man vom hohen Ufer die ruhige Wasserfläche, so bemerkt man, wie auf einer Landkarte, ordentlich Flüsse und Strömungen, die sich, ohne die mindeste Wellenbewegung, langsam winden; man sieht verschiedenartige Felder, z. B. ein hellgrünes in einem größeren blauen, oder auch ein mattes in einem stahlblanken. Naht ein Wind vom Meere her, so verdunkelt sich das Gewässer in weiter Ferne; ein breiter Schatten rückt allmählich näher. Der glatte, silberne Spiegel gerät in schwankende Bewegung; kleine Wellen erheben sich und schlagen plätschernd, wie zum Spiel, an's Ufer; aber schon folgen größere; lange Bänke grüner Wogen kommen brüllend; ihre weißen Häupter und Kämme erheben sich immer wilder; donnernd prallen sie an den Strand und brechen zurückschmetternd die nächste Linie der andringenden Wasserhügel.

Herrlich ist auch der hüpfende Sonnen- und Mondglanz auf dem mäßig bewegten Meere. In gerader Linie bis zum Fuße des Beschauers schwanken und blitzen die Lichter auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf- und niedertauchen. Wenn die Sonne in der See untergeht, sind diese Lichter rot und golden, und alle Farben des Regenbogens spielen auf dem Meere. Schlagen dann die Wogen an's Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie plötzlich zu flammendem Purpur, wandeln sich aber zurückfließend schnell wieder in weißen Schaum.

Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen in mattem phosphorischem Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer. Dies rührt von Millionen sonst unsichtbaren Bewohnern des Meeres her, deren Leuchten durch eine stärkere Bewegung des Wassers gesteigert wird.

Die Barken, welche öfters an dunkeln Abenden von größern, auf der Rhede liegenden Schiffen an's Ufer gehen, und, mit zwei Reihen Ruderern bemannt, in taktgemäßen Schlägen über den Spiegel des Meeres fliegen, gleichen dann riesenhaften Krebsen mit feurigen Füßen. Wirft man einen Hund in's Meer, so kommt er leuchtend zurück, sich schüttelnd, sprüht er Funken, und man denkt an den Höllenpudel im Faust.

Welch' wunderbares, geheimnißvolles Element ist nicht das Wasser! Kann man stundenlang an einem Bache liegen, welche Gedanken und Phantasien weckt erst das endlose, ewig wechselnde Meer und seine tausendstimmigen Wellen, die kleine plätschernde Welle, welche schmeichelnd über deinen Fuß schlägt und bunte Steinchen und Muscheln am Strande auf und nieder rollt, und die Welle, welche, vom Sturm gepeitscht, aufspringt, ein schwarzes Riesenpferd mit weißer Mähne, und thurmhoch an einem Felsen zerschellt?

Das mittelländische Meer ebbt und flutet, wie alle Binnenmeere, nur in geringem Grade, eine regelmäßige Veränderung des Wasserstandes im Golf von Neapel ist kaum bemerkbar, während doch in Venedig zur Zeit der Flut die Treppen um einige Stufen tiefer im Wasser stehen. Da der Mond Einfluß auf das Meer ausübt, und dieses wieder mit dem Vesuve und seinen Ausbrüchen in Verbindung steht, so sagt man, der Mond steigere oder schwäche die Eruptionen.

Ich gehe zum Klima über. Italiener, die aus Deutschland zurückkehren, erzählen, sie hätten sieben Monate lang Winter und fünf Monate keinen Sommer gehabt. In Neapel rechnet man auf vier Tage drei schöne. Eis und Schnee sind höchst seltene Erscheinungen. Ich habe mehrere Winter dort zugebracht und auch nicht eine Flocke in die Stadt fallen sehen. Die gewöhnlichen Thermometer gehen auch nicht unter zwei Grad Kälte. Zwar sieht man vom November bis in den März weiße Berggipfel, denn die Abruzzen haben ein rauhes Klima, ja der Vesuv selbst ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt, hier unten aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling mit blühenden Bäumen, aber doch mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube, Gemüse und mit vielen immergrünen Bäumen. Er ist wie ein deutscher März; oft die wärmste Sonne, oft finsteres Gewölk, Regen und Sturm. Es fällt auch wol dem Himmel ein, fünf Wochen lang ohne Unterlaß Wasser herabzuschicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch der deutsche Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch, nebst vielen andern Blumen in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Karnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden.

Freilich erscheint hier geringe Kälte bedeutender als heftige bei uns, einmal, weil die Haut weicher und empfindlicher ist, hauptsächlich aber darum, weil man sich nicht auf eine rauhe Jahreszeit vorbereitet hat. Die Fußböden sind ja von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Thüren stehen immer offen; die Oefen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er von Zeit zu Zeit die Hände wärmt; zugleich hält er aber oft die Fenster auf, weil er den widerlichen Dampf nicht ertragen kann. Will man letztern vermeiden, so muß man sehr gute Kohlen nehmen und dieselben stundenlang vor dem Zimmer glühen.

So kommt es, daß man nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie daheim am besten heizen. Der Fremde, welcher in Neapel behaglich leben will, verschaffe sich also für den Winter ein Zimmer mit Teppichen oder Strohdecken, mit wolschließenden Fenstern und einem Kamine, oder — was aber schon eine außerordentliche Erscheinung ist — einen Blechofen. Das Zimmer liege gegen Mittag, das ist mehr werth als alle Teppiche und Blechöfen; denn die ungeheuern, ganz

steinernen Wände sind ohne die Sonne feucht, und nehmen leicht einen Modergeruch an. Es gibt hier Zimmer an offenen, warmen Stellen (z. B. in Croce di Malta auf Largo di Castello), wo das Thermometer nie unter 14° über Null fällt.

Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, sobald der Winter heiter ist und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni und Landleute im Januar auf den Gassen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsschlaf; dann sieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaster ausgestreckt. Ich selbst habe auf einem Spaziergange um Weihnachten meinen Regenschirm aufgespannt, um mich gegen die drückende Hitze zu verwahren. Erhebt sich aber der Nordwind, die berüchtigte Tramontana, und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimat. Man sieht nach dem Thermometer und begreift nicht, daß es noch so hoch steht.

Der Neapolitaner kann auf der Stube weit mehr Kälte ertragen als der Nordländer; im Freien aber geht er, bei einigermaßen rauher Luft, sehr warm gekleidet und bedeckt sorgfältig den Mund. Letzteres thun sogar die härtesten Fischer, indem sie einen Zipfel ihrer braunen Kutte hoch über die Schulter werfen und den Kopf neigen, was ihnen ein ungemein malerisches Aussehen gibt. Dabei haben sie doch oft nackte Füße.

Gewitter sind hier im Ganzen selten, sie kommen im Winter häufiger vor als im Sommer und treten öfters plötzlich mit großer Heftigkeit ein, besonders im Gebirge. — Nichts ist erhabener als ein Gewitter auf dem Meere; ich habe ein solches letzten Sommer am Strande der Insel Ischia beobachtet. Es war schwarze Nacht; kein Mond, kein Stern konnte das schwere Gewölk durchbrechen. Das offene Meer lag, wie eine Welt voll Finsterniß, vor mir; ich sah die Wellen nicht, ich hörte sie nur brüllen und schäumen und an die Lavaklippen des Ufers schlagen, als solle mein Felsensitz in Trümmer gehen. Jetzt zuckten leichte Blitze in der Ferne; gezacktes Feuer drang von allen Seiten aus dem schwarzen Himmel; der ganze Horizont flammte von Glut, und die weite, wildbewegte, weißschäumende See lag plötzlich deutlich vor mir, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Lautkrachend umrollte mich der Donner, die Erde zitterte. So währte es die halbe Nacht. Endlich zog das Gewitter weiter; der Donner erstarb, nur die Blitze leuchteten noch; kein Regen fiel auf der Insel.

Die Nebel, welche hier sehr selten vorkommen, sind viel trockener und feiner als im Norden; manchmal färbt sie die untergehende Sonne dunkelrot, und sie stehen wie eine purpurne Wolke über der Erde.

K. A. Mayer.

24. Der Winter in Sibirien.

Neun volle Monate dauert der Winter im nördlichen Sibirien. Bereits im September tritt eine Kälte ein, die man in Deutschland schon während des Januars für außerordentlich halten würde. Allein sie nimmt so zu, daß sie in den ersten Wochen des neuen Jahres 43 Grad erreicht. Die Luft hört fast auf, atembar zu sein. Sie scheint zu dicht, um in die Lungen dringen zu können und bringt in ihnen und dem Munde empfindliche Schmerzen hervor. Die wenigen Thiere, die hier zu überwintern wagen, verschwinden dann in die Höhlen, verkriechen sich in die Eisspalten oder stehen wie leblos da. Scharen wilder Rennthiere suchen sich durch dichtes Zusammendrängen zu erwärmen, und bemerken kaum noch den Jäger. Durchschneidet der Rabe,

der größte der dort ausharrenden fünf Arten von Geflügel, mit sichtbarer Mühe die dichte Luft, so bezeichnet ein Dunstkreis seinen Weg, zum Zeichen, daß sich noch Lebenswärme in ihm befindet. Das wärmere Meer stößt an den offenen Stellen einen bläulichen Nebel aus. Selbst der Schnee dampft, und die Eisscheiben, die anstatt des bei geringerer Kälte schon zerspringenden Glases die engen Luftlöcher der Hütten verschließen, platzen auseinander. Mit Ende November beginnt die achtunddreißig Tage dauernde Winternacht. Nordlichter von größter Schönheit und Stärke machen sie zwar erträglich, doch herrscht häufig eine sechzigstündige undurchdringliche Finsterniß, wenn Nordstürme mit unwiderstehlicher Gewalt die dichten Schneemassen fast auf dem Erdboden vor sich her jagen.

Unter solchen Einflüssen kämpft der arktische Mensch mit der feindlich auf ihn einstürmenden Natur für die Erhaltung eines Daseins, das größtentheils in Nacht und Kälte verstreicht. Nichts erheitert ihn bei der mühsamen Gewinnung seiner Vorräte und den unabweislichen Mühseligkeiten zur Sicherung gegen den furchtbaren Winter. Abgestumpft durch die eisige Kälte gegen jede mildere, menschliche Bewegung, eilt er nach Erlangung des Unentbehrlichsten nach seiner halb in die Erde vergrabenen Hütte, um sich in dumpfe, geisttödtende Unthätigkeit zu versenken. Wie er zu den erstarrten Umgebungen seines Wohnorts keine Anhänglichkeit gewinnt, so scheidet er endlich auch ohne bedauernden Rückblick aus einem Leben, das ihm nur Mühe und Not gebracht und das, ein treues Abbild des arktischen Jahres, ihm in seinem ganzen Verlaufe nach langer, langer Winternacht nur wenige helle, kaum jemals wolkenlose Tage zu bieten hatte. Was aber vermag der Mensch nicht zu ertragen! Gehört es doch zu seinen größten Prärogativen, die entgegengesetztesten Klimate bewohnen zu können. Und so nennt selbst der sibirische Russe den am Eismeere lebenden Jakuten einen eisernen Mann. Seine Abhärtung ist so groß, daß er bei 20 Grad Kälte noch im Freien zu schlafen vermag und durch das Erlöschen seines Feuers ebenso wenig im Schlummer gestört wird, als durch den Reif, der den unbedeckten Körper bald überzieht. Nur in der kleinsten Hälfte des Jahres ist es ihm vergönnt, seine Vorräte für den neun Monate dauernden Winter einzusammeln. Oft aber übersteigt die Größe und Dauer der Entbehrung jedes Maß. Wenn der Splint des Lerchenbaumes nicht mehr zur Nahrung ausreicht, so treten zerstampfte Geweihe und Häute von Rennthieren an dessen Stelle, um den Magen auszufüllen. Aber selbst von diesen ungenießbaren Dingen bleibt am Ende nichts mehr übrig und so muß er sich entschließen, den Hunger geduldig zu ertragen, der um so quälender wirkt, da Kälte die Energie der Verdauungswerkzeuge erhöht. Im Norden wächst die Neigung zur animalischen Kost. Mancher Tunguse verzehrt an einem Tage über 30 Pfund Fleisch. Der Heißhunger (Bulimia) ist genau genommen nur eine Krankheit des hohen Nordens, obgleich der Süden in einigen Gegenden, wie Otahaiti, auch große Esser aufzuweisen hat.

Dr. Clemens.

25. Die Luft.

Die Luft kann man nicht sehen, denn sie hat gar keine Farbe und läßt den Lichtstrahlen freien Weg, sie mögen gehen und kommen, wie sie nur wollen. Das ist für uns sehr gut eingerichtet; denn hätte die Luft eine Farbe, oder ließe sie dem Lichte nicht freien Spielraum, so könnten wir in keine große Ferne sehen, wie wir z. B. nicht auf den Grund eines Sees oder eines

tiefen Flusses durchblicken können, auch wenn das Wasser noch so klar ist. Obwol man sie aber nicht sieht, so ist die Luft doch ein Körper, denn sie braucht einen Platz, so gut als Wasser, Stein, Holz oder Eisen. Das sieht man, wenn z. B. eine Schweins- oder Rindsblase mit Luft gefüllt wird, indem man sie aufbläst; ist einmal genug Luft eingeblasen, so verwehrt sie jedem Mundvoll, den man noch einblasen möchte, hartnäckig den Platz.

Der Gewalt gibt freilich auch die Luft nach, aber nur bis zu einem bestimmten Maße. Die Luft läßt sich nämlich zusammendrücken und pressen; das kann abermals Jeder mit einer gefüllten Blase versuchen. Die Luft darin gibt nach, läßt sich zusammenpressen, das heißt in einen kleinern Raum oder Platz zwingen, aber wie der Druck aufhört, nimmt sie wieder ihren vorigen Platz ein. Darum sagt man, die Luft sei elastisch; so heißen alle Körper, welche sich ausstrecken und zusammenpressen lassen, aber allemal wieder ihre frühere Gestalt annehmen. So ist z. B. eine Feder elastisch, ebenso die Haut, ein junger Baum, die Wolle u. s. w. Die zusammengepreßte Luft möchte aber gerne wieder in ihre frühere Lage zurück und drückt mit großer Kraft gegen die Hindernisse, und übertreibt man es und will sie immer noch mehr zusammenpressen, so bricht sie endlich durch und zerreißt alle Hindernisse. Dies erfahren die Knaben, wenn sie mit sogenannten Holunderbüchsen spielen. Sie stoßen einen angefeuchteten Pfropf Werg in die Röhre und treiben denselben bis an die vordere Oeffnung; hierauf wird ein zweiter Pfropf hineingetrieben; dadurch wird nun die zwischen dem ersten und zweiten Pfropfen befindliche Luft in der Röhre immer mehr zusammenpreßt, bis sie endlich genug hat und den vorderen Pfropfen mit Gewalt heraustreibt und dabei tüchtig knallt. Denn wenn die zusammengepreßte Luft plötzlich loskommt, so geht es nie still ab, sondern sie knallt, pfeift, zischt u. s. w.

Bei diesem Knabenspiele kann man noch etwas sehen, wenn man Acht geben mag. Wenn die Pfropfen die Holunderröhre recht gut ausfüllen, so werden sie nur mit großer Anstrengung vorwärts getrieben, und also wird auch die Luft zwischen beiden recht zusammengepreßt. Wenn nun der vordere Pfropfen mit einem Knalle durch die zusammengepreßte Luft hinausgetrieben wird, so sieht man oft auch einen Dampf oder Rauch; das kommt daher, weil die zusammengepreßte Luft warm und heiß wird und immer heißer, je enger sie zusammengepreßt wird.

Wenn die Wärme zu der Luft kommt, so wird die Luft dünner, sie will sich ausbreiten, mehr Platz haben und in die Höhe steigen. Wenn man daher auf einem Herde Feuer anmacht, so wird die Luft über dem Herde erwärmt und dann steigt sie in die Höhe und fährt zum Kamine hinaus, was ganz recht ist, weil sie auch den Rauch mitnimmt, der sonst lieber in der Küche bliebe. Je größer die Hitze ist, um so mehr wird auch die Luft erwärmt und verdünnt, und um so schneller und gewaltsamer steigt sie in die Höhe. Bei Feuersbrünsten, wo oft so ungeheure Flammen in die Höhe lodern, sieht man, wie hoch die heiße Luft Funken, brennende Schindeln, Kohlen u. dgl. empor treibt und oft weithin wirft, so daß schon entfernte Häuser in Brand gesteckt wurden. In einer eingeheizten Stube ist die wärmere Luft oben und die kältere unterhalb. Hält man dann ein Licht unter die Thüre, so biegt sich die Spitze des Lichtes auswärts, wenn man das Licht hoch hält, weil die warme Luft hinausgeht; hält man das Licht nieder, so biegt sich die Spitze desselben einwärts, weil die kalte Luft hereinströmt. Es ist schon gesagt worden, daß die warme Luft dünner und leichter werde und darum in die Höhe steige; die kalte Luft muß demnach dichter und schwerer sein und sich in die Tiefe senken, wenn ihr nichts im Wege steht. Das sieht

man am deutlichsten bei Oefen, die einen guten Zug haben. Wird das Feuer angezündet, so wird die Luft in dem Ofen erwärmt und verdünnt, steigt in die Höhe und fliegt zum Kamin hinaus; die kältere Luft aber drängt sich durch die Oeffnung des Ofenthürchens zu dem Feuer, wird erwärmt und verdünnt und folgt ihrer Vorgängerin eilig nach in das Kamin, und so geht es fort und fort, so lange Feuer oder Glut in dem Ofen ist, und die Luft freien Zutritt hat.

Die Luft will überall sein, will jedes leere Plätzchen einnehmen, und das ist abermals eine vortreffliche Eigenschaft, welche ihr von dem Schöpfer gegeben wurde. Denn ohne Luft kann kein Thier leben, keine Pflanze keimen und wachsen, kurz ohne Luft gibt es kein Leben und kein Wachstum. Die Luft dringt in die Erde ein zu den Samenkörnern und Wurzeln, sie findet ihren Weg sogar in die Tiefe des Wassers, damit die Wasserpflanzen und Wasserthiere leben können; denn der Fisch braucht Luft wie ein Landthier, nur nicht so viel, weil er wenig und kaltes Blut hat. Daß Luft im Wasser ist, kann man am besten im Winter sehen, wenn das Wasser gefriert; dann sieht man in dem Eise ganz deutlich kleine und größere weiße Flecken, die nichts anderes sind, als gefrorene Blasen, die Luft enthalten, welche nicht mehr aus dem Wasser entweichen konnte, weil sie mit Eis umgeben, und so gefangen gehalten wurde. So wenig ohne die Luft ein Geschöpf leben oder wachsen könnte, so wenig könnte ohne sie ein Feuer oder Licht brennen. Die Luft ist nämlich doch nicht so einfach, wie man meinen könnte, sondern sie ist gemischt; sie besteht aus Lebensluft oder Sauerstoffluft und aus Stickluft. Bestände die Luft einzig und allein aus Sauerstoffluft, so würden wir schneller atmen, wir würden erhitzt wie durch den Genuß von Wein, wir würden sehr munter, aber unser Leben wäre dann auch von viel kürzerer Dauer. Ebenso würde ein Licht oder Feuer in der Sauerstoffluft viel heller, aber auch viel schneller brennen, wie man dies schon oft gezeigt hat, indem man ein Licht in Sauerstoffluft brennen ließ. Darum ist die Stickluft beigegeben, welche ihre Schwesterluft dämpft und nicht allein schaffen läßt, ungefähr wie der Wein mit Wasser gemischt wird. Wäre die Stickluft allein, so wäre alles Leben bald zu Ende, denn sie würde in wenigen Augenblicken Alles tödten; beide vereinigt aber wirken wolthätig zusammen, erhalten Menschen, Thier und Pflanze in ihrer Lebensdauer, Munterkeit, Kraft und Frische, wie wir es um uns sehen und selbst erleben.

Die Luft belebt aber nicht allein, sie zerstört auch und hat also ein doppeltes Amt bei den vergänglichen Geschöpfen unserer Erde zu verwalten. Die Lebensluft oder Sauerstoffluft ist auch in diesem Amte außerordentlich thätig und trennt sich dann gerne von ihrer Schwesterluft. Wenn man Wein oder Bier der Luft lange ausgesetzt läßt, so vermischt sich die Sauerstoffluft damit, und der Wein oder das Bier wird sauer, zu Essig. Die Lebensluft verwandelt also Wein, Bier, Most u. s. w. in Essig oder in Säure, und dieses Verwandeln heißt g ä h r e n, weil aus der Flüssigkeit der Geist oder Spiritus verfliegt.

Ohne Luft kann auch nichts verfaulen, vorausgesetzt, das Wasser übernehme nicht das Amt der Luft. Man gibt sich daher viele Mühe, der Luft allen Zutritt in Gefäße zu verwehren, in welchen man z. B. eine Speise längere Zeit aufbewahren möchte. Man liefert jetzt Fleisch sehr weit und bewahrt es lange auf, indem man es in Kistchen von Zink legt, dann das Kistchen mit warmem Fette ausfüllt, so daß nirgends eine leere Stelle bleibt, wo die Luft Platz behalten könnte. Daß man vornehme Todte auf ähnliche Weise vor der Verwesung zu schützen gesucht hat, ist bekannt. Man balsamirte

sie nämlich ein, d. h. man überzog den ganzen Leichnam mit einem wolriechenden Harze oder Oele wie mit einem Firnisse, und schloß dann die Leiche in einen Sarg ein, der abermals gegen das Eindringen der Luft sichern sollte. — Sonst bewahrt man Fleisch, Pflanzen, Gemüse u. dgl. gegen das Einwirken der Luft dadurch, daß man sie mit einem andern Gegenstande verbindet, welcher die Luft nicht mehr angreifen läßt. So salzt man z. B. den Kohl ein, wo dann das Salz gegen die Angriffe der Luft Wache hält; das Fleisch räuchert man; denn der Rauch enthält auch einen Stoff, der sich mit dem Fleische verbindet und es beschützt, und so kennt man noch andere Mittel, um die Fäulniß abzuhalten. Aber keines ist zureichend, um einen Körper vollständig und für immer gegen die Fäulniß oder Verwesung zu schützen; nach und nach wird die Sauerstoffluft, welche zu ihm dringt, doch Meister über alle Hindernisse, die man ihr entgegengesetzt hat.

Bumüller.

26. Ein Orkan in der Wüste.

Der Himmel zeigte sich heute schon am frühen Morgen vor unserm Ausbruche aus dem Dorfe der Araba auf eine Weise getrübt, welche durch ihre Färbung für unser Auge etwas Neues war; ein mäßiger Wind wehte aus Südsüdwest vom rothen Meere herauf. Die Beduinen, indem sie gegen Süden hindeuteten, hatten uns geraten, diesen Tag noch in ihrem Dorfe zuzubringen; wir aber gedachten heute noch bis in die Nähe der Mündung des Wadi Musa zu kommen, denn wir verstanden uns noch nicht auf die Physiognomie der hiesigen Natur. Wir hatten bisher an der Wüste nur die brennende Hitze der Mittagsstunden und die Kühle der Nächte in etwas scheuen gelernt; heute sollten wir noch andere eigentümliche Schrecknisse derselben erfahren.

Hinter uns am Meere dämmte sich's wie ein rötlich graues Gebirge am Horizont auf; die Sonne, die noch einmal mit falbem Schimmer, wie durch den Rauchdampf einer brennenden Stadt, über das Gebirge hereinblickte, brach ihre Strahlen auf so sonderbare Weise an dem immer höher steigenden Damme, daß man leicht bemerkte, er sei von anderer, dichterer Art, als unsere heimatlichen Wolken; es war, als wenn der Abglanz eines pfeilerartig zertheilten Sandsteingebirges in trübem Wasser sich gegen uns herbewegte. Das Licht der Sonne erneute noch immer auf einzelne Augenblicke den Kampf mit dem Rauchnebel des Thales, so etwa, als ob wir mitten in einem Brande der Natur an einer Stelle vorbeikämen, wo die gesteigerte Glut den Rußdampf verzehrte. Wir genossen einige Mal noch eine Aussicht in die nächsten Engthäler des östlichen Gebirges; unter andern kamen wir an einem vorüber, in welchem Palmen standen, und — doch möchte ich dieses bei solcher unsicheren Beleuchtung nicht als gewiß verbürgen — jenseits derselben einige Mauerwerke. Noch blieben unsere Kameele in geordnetem Schritt, und die Beduinen sammelten ruhig einige am Boden wachsende schöne Exemplare des Cynomorium, welche sie roh verzehrten. Jetzt aber bemerkte nicht bloß das Auge, sondern auch der übrige Körper, daß der Nebel, der die Luft trübte, ein anderer als der gewöhnliche sei; der feine Sand, welcher Anfangs nur die Kraft der Staubwolken unseres Vaterlandes hatte, die der Sturmwind eines Hochgewitters emporwirbelt, mischte sich immer mehr mit gröberen Gesteintrümmern und abgerissenen Zweigen der dornigen Wüstengewächse, und fiel nun so dicht und schwer auf uns, daß die Kameele mit lautem Gebrüll ihre Reihen verließen und ohne Ordnung vorwärts

rannten. Gleich in den ersten Augenblicken, in denen der Sandsturm mit seinen gröberen Massen uns ereilte, hatte die Sonne sich verhüllt, wie in einen härenen Sack; mit einer wahrhaft furchtbaren Schnelle wuchs aber jetzt das Dunkel, das unsern Pfad und seine Nachbarschaft bedeckte, zu solcher Nächtlichkeit, daß die Finsterniß der dichtesten Nebel unserer Spätherbst- und Wintertage in keinem Vergleich damit stand. Obgleich zu unserem großen Glücke der Wind mit seinen Sandmassen uns gerade im Rücken war, hielten wir es dennoch für ein noch größeres Glück, daß unsere Beduinen für uns und ihre Kameele bei guter Zeit das Bett eines Winterstromes erreichten, welches von dickstämmigem Tamariskengesträuch gegen den Sturm ein wenig geschützt war. Im Anfang schien es unmöglich, ein Zelt auszuspannen; wir versteckten uns mit niedergebeugtem Körper hinter den Uferdamm des Gießbaches und seine dichten Gesträuche, und ließen die Sandwolken über uns hinstreichen; später wurden, mit der Anstrengung eines Ringers, der mit einem gleich Starken ringt, die Stangen des Zeltes aufgerichtet, dessen Seile, außer an tief eingeschlagenen Pflöcken, zugleich an den Stämmen der Tamarisken befestigt wurden. Jetzt saßen wir auf dem Geräte im Innern des Zeltes oder hinter dem Damme des Bachufers, hörten das Niederrieseln des Sandes auf das Zelt und Gesträuch, und gaben uns jener angenehmen Empfindung hin, die den gesicherten Zuschauer bei jeder ungewöhnlichen, auch in ihrem Kreise zerstörenden Naturerscheinung anwandelt. Doch war der feinere Sandstaub, welcher mit dem gröberen zugleich die Luft erfüllte, von durchdringender Kraft, daß er sich in alle unsere verschlossenen Behältnisse für Kleider, Wäsche, für Speisen und Getränke, sowie durch die Kleider auf die Haut des Körpers hineinzog. Ich hatte mich im Zelt auf einige Augenblicke hingelegt mit verschlossenen Augen, um zu ruhen; die sorgsame Hausfrau, da sie hereintrat und mein Gesicht in so gelblichgrauer Färbung erblickte, erschrack nicht wenig, denn sie meinte das Angesicht eines Todten zu sehen; der Reis, den wir, da sich endlich gegen Abend an ein Anzünden des Feuers und an eine Zubereitung des Abendessens denken ließ, genossen, war so versandet, daß wir ihn gern, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten.

Nach Sonnenuntergang legte sich der Sturm, und der Mond, der heute fast voll war, schien durch den gelichteten Nebel in das Gebüsch der Tamarisken herein.

Am Morgen des 19. Märzes erwachten wir bei guter Zeit aus einem ruhigen, sehr erquickenden Schlafe. Unsere Beduinen hatten uns schon gestern gesagt, daß heute vielleicht ein Regen kommen würde, und daß dieses zu wünschen sei, weil, wenn dies nicht geschehe, der Sandsturm mit seiner Trübung des Himmels mehrere Tage dauere. Die Hoffnung des Bessern ging in Erfüllung, denn der Himmel zeigte sich von Regengewölk getrübt; die Luft war gekühlt und überaus angenehm zum Atmen. Es war heute der Tag des Herrn und noch überdies Palmsonntag; uns erquickte als ein Manna der Wüste das schöne Sonntagslied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" und der herrliche ambrosianische Lobgesang.

G. H. Schubert.

27. Die Jahreszeiten in der Schweiz.

Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung, als der Föhn; er ist nicht ein Lokal-, sondern ein allgemeiner europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polar-

eisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ocean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Föhn) die brennenden Sandwüsten Afrika's. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wol über dieselben und ihre Thäler hoch hingehen; aber die Kälte des Schnee's kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dies ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind, und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Art vor sich gehen muß. Darum ist der Föhn nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfangs Frühling am häufigsten; so wie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er nur noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmospärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark geröteten Himmel bleich und glanzlos unter. Die oberen Wolken glühen noch lange in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher scheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Die hohen Wälder beginnen fern zu rauschen, die Bergbäche tosen weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen kündet sich der angelangte Föhn an, worauf oft plötzliche Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten in's Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen und Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. Oft wehen die Föhnwinde aber nur gelinde und halten nur kurze Zeit an. Im ganzen Berggebiete bewirken sie enorme Schnee- und Eisschmelzungen und verändern dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft. Im Grindelwaldthale schmilzt der Föhn oft in zwölf Stunden eine Schneedecke von zwei und ein Viertel Fuß Dicke weg. In den Thaltheilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wütet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluten am regellosesten und gewaltigsten herein.

Im März zaubert der Föhn in wenigen Tagen eine unglaublich rasch sich entwickelnde Vegetation hervor, während gleichzeitig die Sehnen der thierischen Körper durch die trockenwarme Luftströmung an Spannkraft verlieren, so daß die rauschenden Wälder von allem anderen Leben ganz entblößt scheinen, die Gemsen auf der Nordseite des Berges Schutz suchen, Kühe, Ziegen und Pferde unruhig werden und mit Zeichen von Mißbehagen in der Luft herumschnobern. Und doch, trotzdem daß er gefährlicher als jeder andere Wind des Gebirges ist, wird er im Frühling mit Freuden begrüßt. Er ist der rechte Lenzbote und wirkt in zwölf Stunden so viel, als die Sonne in vierzehn Tagen, indem auch die alte, zähe Schneeschicht, welche die Sonne lange vergeblich beleckt, ihm nicht widersteht. Ja, er ist in vielen schattigen Hochthälern geradezu die Bedingung des Frühlings, wie er an manchen Orten der Ebene im Herbste die Bedingung der Zeitigung der Traube ist. Würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen, und die neu versuch-

ten Schneeansätze wegfegen, so gebe es in manchem Hochthale keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsende Eisfelder. Dabei ist der Föhn zum großen Glücke der Menschen und Felder ein sehr vorsichtiger Schneeschmelzer und schützt dadurch, daß er durch seine Wärme eine massenhafte Verdunstung der Wassertheile unterhält, die Niederungen vor gefährlichen Ueberflutungen der Bergwasser. Dagegen trocknet er die Blüte des Apfelbaumes rasch aus und vertilgt die Hoffnung auf eine Ernte. Auch die Buche und das Heidekorn gedeihen an Abhängen nicht, wo der Föhn häufig anstreicht.

Gewöhnlich regiert dieser merkwürdige Wind nur in Abwesenheit des mit ihm kämpfenden oder von ihm überwundenen Nord- oder Biswindes. Das Gewölk zeigt deutlich den Tummelplatz der Luftströmungen an. Oft fluten sie aber ungestört eine Zeit lang über und unter einander hin. Folgt auf den Föhn wieder der Nordwind, so bewirkt er in großen Regenmassen den Niederschlag der vom Föhn erzeugten Wasserdünste. Oft aber, besonders im Herbste und Vorfrühling, herrscht dieser Wochen lang milde in den höheren Alpen mit dem schönsten Wetter, während die Thalregion wenig Nordwind oder gar keinen Luftzug hat. Daher die wunderbare Erscheinung, daß oft im December und Januar die höchsten Wälder und einzelne Bergtheile schneefrei sind, die Frühlings-Gentianen daselbst blühen, Mücken tanzen und Eidechsen spielen, während unten im Thale am Rande des Baches die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnee's seufzen und das Bachbett in Eisspiegeln glänzt, oder daß die obere Bergregion klare Luft und herrlichen Sonnenschein hat, während die Thäler bis zu einer gewissen, genau abgegrenzten, Höhe heran von einem compacten Nebelmeer überflutet sind, aus dem wunderbar schön und klar die einzelnen Berggipfel und Rücken hervortauchen. Erhebt sich nun der Nordwind, so räumt er rasch den ganzen Apparat des großartigen Schauspiels weg, rollt die meilenlangen Nebelteppiche auf und wirft sie über die Berge. Die ganze Landschaft wird transparent, trocken, kalt. Oder häufiger noch verdichtet er die vom Föhn unsichtbar gesammelten Wasserdünste in der Höhe, hängt sie an das leichte Schleiergewölk, bedeckt mit Macht den Horizont, wirft an alle Berge rasch hinziehende Nebelstreifen und sendet Regen oder Schnee zu Thal. Einige Wochen, ehe der Winter im Flachlande einzieht, steigt er aus der Alpenregion in die Bergregion nieder, doch nicht auf einmal und mit Beständigkeit, sondern erst versuchsweise. Er streut im October oder November etliche Mal seine Schneekörnerfluten in's Revier, sendet harte Fröste aus, bildet an den Bächen Eis und an den Büschen Reif und gibt alsbald wieder der noch nicht ganz gebrochenen Kraft der Sonne nach. Mit dem abnehmenden Tag wird er mächtig, und schneit dann oft in einer Nacht die ganze Region bleibend ein. Nur auf der Südseite der Alpen und auf den warmen Berghalden hat er länger mit Sonne und Föhn um sein Regiment zu streiten. Am ersten haftet der Schnee auf den trockenen Wiesen und Weiden der Schattenseite, sodann auch auf der Sonnenseite, dringt endlich weg- und stegvertilgend überall durch und füllt, durch die dichten Aeste des Nadelholzes dringend, auch die Wälder mit gewaltigen Flockenmassen. Das ganze Gelände verliert die Details seiner einzelnen Vorsprünge und Spitzen in den weichen, allgemeinen Formen; die Thalwanne wird ein einförmiges, concaves Ganzes, eine, so zu sagen, abstracte Allgemeinheit. Die Bäche vereisen, die Wasserfälle erstarren in mächtigen Säulen an der kalten Felswand; nur hie und da bleibt eine sogenannte Staubecke, wo der Wind beständig am Berggrate abstößt, schneefrei. Mühsam bahnt sich der Hirt den Weg zum wolgeschützten Viehstalle, mühsam suchen

sich die wilden Hühner, die während des Niederschlages oft mit großer Resignation auf dem Boden sitzen und sich einschneien lassen, um die einsamen Heuscheunchen ein Körnlein, während Wiesel, Eichhörnchen, Marder, Hasen und Füchse kaum ihre Nester und Höhlen verlassen. Die weiche, tiefe, lockere Decke ist die unwillkommenste, und schon in der nächsten hellen Nacht nimmt sie einen anderen Charakter an. Sie wird fest und hart, entweder nach einem warmen Tage zusammenhängend eisartig oder nach kalten Winden zerstreut krystallinisch. Die neue Sonne findet nicht mehr das flaumige, mattweiße Gewand der Landschaft, sondern einen harten, glänzenden Stahlpanzer. Millionen Krystalle leuchten und reflectiren blendend ihre Strahlen. Die Vierfüßer haben feste Bahn gewonnen auf dem knisternden Gefilde und reisen Abends und Nachts weit durch Berg und Thal. Ihre kaum angedeuteten Fährten durchkreuzen Wald und Feld; aber der nächste scharfe Windzug erhebt Millionen der Schneekörner, überstäubt große Flächen, verwischt die Spuren, oder füllt sie, wenn die Schneekrystalle zu fest sitzen, wie im Spiele mit dürrem Laube oder großen Massen von Fichtengesäme auf. Dann sieht man den munteren Windzug auch auf den hohen Felsenfürsten und Kämmen den leichten Schneestaub abfegen. Die Höhen „rauchen", ein Theil des aufgewirbelten Staubschnee's qualmt in feinen diamantenen Wölkchen glitzernd und blitzend in die klare Luft auf, während die schwereren Massen, vom Winde gepeitscht, in hundert wirbelnden Cascaden an den Felswänden der Bergkrone herumtanzen und wie flatternde Nebelstreifen in die Tiefe sinken. Tage lang, Wochen lang rastet die harte, klare Kälte unverrückt über dem Gebirge in trostloser Einförmigkeit. Von den Bäumen fällt der erste Schnee, an seine Stelle tritt der langzahnige Reif und abermals Schnee und Reif und Eiszäpfchen. Da suchen die Bewohner der Bergthäler mit Axt und Schlitten ihre Wälder heim. Die Tannen und Buchen krachen beim Falle; die entästeten Stämme schießen pfeilschnell die Felsenwände hinunter; starkknochige Pferde galoppiren sicheren Fußes mit ihnen die Halden entlang den Dörfern zu. Nachts kläfft ein Fuchs im Busch, Tags durchbellen die Jagdhunde weithin den Forst, und der Schuß hallt durch die öde Landschaft. Vielleicht hörst du auch das lautpochende Herz des lange verfolgten Hasen oder den plumpen Flug des aufgescheuchten Birkhahns. Am Bach pfeift die Wasseramsel, im Vorholz des Hochwaldes der Schneefink oder Zaunkönig sein helles Lied. Je einsamer und stiller die allgemeine Physiognomie der Natur ist, desto frischer und fröhlicher oder schneidender die einzelnen Töne des Lebens. Am meisten vermissen wir aber in ihren schneeverhüllten Gliedern ihr liebes, blaues Auge: den klaren träumenden Bergsee mit den Wundern seiner geheimnißvollen Tiefe. Er ist erstarrt; eine weißgrüne Spiegelfläche deckte ihn zu, und dann ist auch er bald in dem allgemeinen Leichentuche verschwunden und verloren.

Lauliche und wärmere Luftzüge verkünden den Frühling und helfen emsig der langsamen Sonne das alte Linnen zerstücken und zerpflücken, ein mühseliges Werk. Halb gelungen überschüttet es ein trauriger Tag wieder mit hohem Gestöber. Aber nicht für lange: wo nur einmal die alte, zähe Rinde weggefressen ist, hält die letzte Lieferung nicht mehr vor. Die Wälder und Büsche schütteln unwillig die unbequeme Last ab; das Grüne arbeitet sich immer mehr heraus und stickt sich rasch mit weißen, gelben und blauen Blüten, wo es nur ein wenig Herr geworden. Die ganze Gebirgslandschaft fängt an zu tönen und zu rauschen im Wind und Wasser. Erst ein Stündchen oder zwei im höchsten Mittag, dann auch des Nachmittags, bald darauf auch Abends und Nachts und endlich Tag und Nacht durch bleiben die rieselnden, plätschern-

den, rauschenden, brausenden Wasser lebendig. Die Felsen tropfen, die Bäche haben sich durch die Schneebrücken und Eistrümmer gefressen, neue Zuflüsse rinnen von jeder Terrasse, von jedem Schneelager nach; an den jähen Wänden krachen die Eissäulen des Wasserfalles, von frischen Gassen überströmt, und stürzen mit donnerähnlichem Gepolter zusammen in das tiefausgewühlte Bett der Cascade. Eisblöcke, von frischem Wasser untersägt, rasseln ihnen über die Felswand herunter nach und verpflanzen mit ihren Eissplittern tausend knatternde Töne durch die Luft. Dazu die donnernden Höhen mit ihren dumpf hinrollenden Lawinen und krachenden Gletschern; die polternden Steine, die der Frost in den Fugen der Felswand gehoben und die Feuchte gelöst hat, das Zusammenbrechen der unterhöhlten Schneebänke — gewiß der Frühling kündet den Einzug seiner jungen Lebensmächte tausendtönig schon durch die leblose Natur an. Es poltert und kracht und zischt und plätschert und donnert und rieselt ringsum durch die ganze Landschaft hin wie von Geisterunfug. Dann bleibt auch die Welt der freien Organismen nicht zurück. Specht und Amsel, Häher und Elster, Meise und Schnepfe, Drossel und Goldhähnchen, Adler und Eule, Fink und Kuckuk, Steinhuhn und Auerhahn pfeifen, schreien, krächzen, hämmern, trillern, falzen den Frühling in allen Tonarten durch. Bald gesellt sich ihnen die schwirrende Fledermaus, der fauchende Marder, das raschelnde Eichhorn, der brummende Dachs zu, dann Grillen und Unken, Cicaden und Käfer, Hummeln und Bienen, Wespen und Fliegen — jedes mit seiner Stimme und seinen Tönen, die zuletzt von dem herauffsteigenden Leben der zahmen Bergthiere, von den meckernden Ziegen, wiehernden Pferden, brüllenden Stieren, bellenden Hunden, gackernden Hühnern, von den hundertstimmigen Glocken und Schellen, singenden Kindern und jodelnden Sennen strichweise verschlungen werden. Der Frühling ist die laute, die tönende, tausendstimmige Naturperiode.

Aber die stille Welt der Pflanzen ergänzt in ihrer Weise mit stillem Blätter- und Blütenschmuck das Schauspiel der erwachten und beweglichen Lebensmächte, die von Tag zu Tag gewaltiger werden. Haben Föhn, Sonne und Regen die Schneedecke weggeleckt, so trägt sie noch überall die Spuren des Todes und Schlafes. Die Wiesen und Weiden sind fahlgelb oder rotbraun. Von den Quellen und dem Thale her überzieht sie aber in wenigen Tagen ein leichter, hellgrüner Anflug, der nun immer dichter und tiefer wird. Die Haselbüsche streuen ihren Goldregen aus, die gelben Huflattig-Blüten überziehen die feuchten Lehm- und Sandhalden mit leuchtenden Decken, der Spitzahorn zeigt das erste Baumgrün, und achtzehn Tage nach dem ersten Bodengrün blühen in den milderen Bergwiesen schon die Kirschbäume und fangen die Buchenwälder an, langsam vom Thal auf sich zu belauben, und treffen auch die Schwalben ein. Fast drei Wochen hat der Frühling von dem untersten Kirschbaum unserer Bergregion, den er mit Blüten schmückt, bis zum obersten hinan zu steigen; und so wird es über Mitte Mai, bis er an der oberen Grenze (4000 Fuß ü. d. Meere) anlangt. Noch später gelingt ihm die Vollendung der aufsteigenden Belaubung der Buchen, während im Herbste die von oben her anfangende Vergilbung der Wälder sich weit rascher nach unten vollzieht. Auf der Höhe unserer Region ist daher das Leben des Laubwaldes auf etwa hundert Tage concentrirt, während es in ihrer Tiefe über 150 Tage dauert. Im Jura nimmt man an, daß die untere Bergregion ihre Vegetation um 30—42 Tage, die obere Bergregion um 42—55 Tage später entwickle, als die Ebene. Von dem so zu sagen stetigen alljährlichen Einzug des Frühlings sollte man förmliche Reisebeschreibungen zu machen suchen. Wir würden dann sehen, wie es zuerst in den dem Elsaß zu liegenden

Theilen der Schweiz Lenz wird; in 4—6 Tagen gelangt er nach Zürich und verbreitet sich nach den Bergthälern zu. Hier steigt er schon an den südlichen Geländen hinan, während noch das Thal in dichtem Schnee begraben liegt; dann arbeitet er diesen fort und steigt in die höheren Thäler, langsam die Berge hinan und gelangt endlich Mitte Sommers in die höheren Alpen, wo er sofort wieder umkehrt und von dem oben herab ihm auf dem Fuße folgenden Winter in gleichen Stadien verfolgt wird. Nur in der Berg- und untern Alpenregion hat er Zeit, auch zum Sommer zu werden, in der höheren Alpenregion nicht mehr, und wie wir in ersterer auch noch einen Herbst mit brausenden und in den herrlichsten Tinten abfärbenden Wäldern, lachenden Stein- und Kernfrüchten und regem Menschenleben haben, finden wir höher oben nur den ewigen Streit zwischen Lenz und Winter.

Tschudi.

28. Die Sterne.

Es sind der Sterne, die am blauen Himmel schweben und wie Tropfen im Weltmeere herumschwimmen, viele Tausend und Tausende; kein Mensch hat es noch vermocht, ihre Zahl zu bestimmen, und keiner wird es je zu thun im Stande sein: je mehr die Werkzeuge zur Sternkunde verbessert werden, je mehr der Fleiß und die Kunst, den Himmel zu beobachten, zunehmen, desto größer wird auch die Anzahl der Himmelskörper für uns. Und so ist kein Ende und keine Geschlossenheit abzusehen, sondern dieses tiefe blaue Himmelsmeer ist weder zu ergründen, noch zu ermessen. Das mag man schon daraus abnehmen, daß jener ungeheure weiße Streif am Himmel, der kaum in heiteren Nächten recht sichtbar ist, und welcher die Milchstraße genannt wird, aus lauter neben und hinter einander stehenden Sternen zusammengesetzt ist, deren Schein dergestalt in einander fließt, daß er fast den ganzen Himmel wie ein weißer Gürtel zu umgeben scheint; und außer solcher Menge, die wir nicht einmal recht sehen und unterscheiden können, gibt es gewiß noch tausend und tausendmal so viele, die wir gar nicht sehen.

Gott aber kennt alle diese Lichter, und hat sie gezählt und abgewogen. Er mißt, wie Jesaias so kräftig schön sagt, Er mißt mit Seiner Hand die Wasser und gibt dem Himmel mit freier Spanne die Richtung, und trägt auf dreien Fingern die Last der Erde. Da ist kein Punkt, den Er nicht wüßte, und kein Stäubchen in dem großen, großen Raume, das ihm unbekannt wäre. Wie weit aber dieser Raum, wie ungeheuer die Entfernung der Sterne von uns und von einander sei, das ist ebenso gut wieder über unsere Erkenntnißkräfte, wie ihre Anzahl. Wenn wir nur dieses recht bedenken, daß schon die Sonne eilftausend Mal so weit von uns entfernt ist, als unsere ganze Erde in der Mitte durchmißt, und daß der allernächste unbewegliche Stern wieder um siebenundzwanzigtausend Mal weiter von der Erde absteht als die Sonne, so geht ja dieser Raum schon über unsere Begriffe, und wir müssen unter dem Gedanken an die Größe des Weltalls und an die Größe Desjenigen, der es geschaffen, erliegen.

Von der Größe dieser Himmelskörper wäre freilich Vieles zu sagen, und es ist Manches durch fleißiges und kluges Forschen bekannt geworden, aber es ist Weniges davon allgemein verständlich. Vergleichungsweise wollen wir nur das erwägen: obwol der größte Berg, den man kennt, doch kaum ein Sandkörnchen im Vergleiche mit der Erde ist, so ist doch diese uns so groß scheinende Erde um mehr als eine Million Mal kleiner als die Sonne, die nur wie eine kleine leuchtende Scheibe erscheint.

Doch wir bedürfen der künstlichen Berechnungen und der gelehrten Erfahrungen nicht: wenn wir nur mit gesundem Auge und reinem Gemüte in einer heiteren Mitternacht zum Himmel aufschauen, so sieht aus der Pracht und Größe desselben Gottes Allmacht gar deutlich uns entgegen. Wie klein muß uns da die Erde, und wie klein muß auf dieser kleinen Erde der Mensch erscheinen! Wie gedemütigt muß er ausrufen: Was ist der Mensch, o Herr, daß Du sein gedenkst, was ist der Sohn eines Weibes, daß Du Dich seiner annimmst? Und der Herr hält es nicht für zu geringe, sich seiner anzunehmen, für ihn, wie für jedes große und kleine Geschöpf zu sorgen, seinen Gang wie den Gang der Sterne zu regieren.

Die Sterne da oben gehen ruhig und ordentlich ihren Gang; hier unten auf der kleinen Erde aber ist gar oft Unordnung, Tumult und Aufruhr: hier fließen Thränen, hier fließt Menschenblut in Strömen, und das Elend und das Laster erhebt sich riesengroß wie ein Gebirge: aber auch diese Verwirrungen können Gottes Plane nicht zerstören; in allen diesen Unordnungen, bei allen Wälzungen erhielt er doch diese Erde und ihre Geschöpfe und das Geschlecht der Menschen, und Alles blühte nach den Stürmen wieder und nahm zu an Kraft und an Vollkommenheit, und kein Jammer und keine Gewaltsamkeit konnte im schwachen Menschenherzen den Funken Gottes, die Hoffnung einer bessern Welt, das Bewußtsein einer höhern Bestimmung tilgen! Durch Freuden und Leiden, durch Gottes Heimsuchung mit Trost und mit Strafe mußte der Mensch erzogen und gebildet werden, und keiner davon konnte zu Grunde oder verloren gehen, als der es selbst hartnäckig und trotzig wollte.

J. N. Hortig.

29. Ueber Steppen und Wüsten.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caraccas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt, so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindender Ferne den Horizont begrenzen. Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche bemerkbar höher, als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schichte der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüt mit dem Gefühle der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer

Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt, todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar, in jeder haben sie einen eigentümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, welche, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten: aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Oberfläche, wenn man sie mit den Lianos (Llanos) und den Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoße der Erde den Keim des Pflanzenlebens; denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen und schnellfüßige Strauße durchirren den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks schwärmen, so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht er lange Zeit von Tafilet bis Tombuktu, oder von Murzuk bis Bornu: kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameels beruht, des Schiffes der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe, und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen mehr der gemäßigten Zone eigentümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lun, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Theil derselben, die Kalmücken- und Kirghisensteppen

zwischen dem Don, der Wolga, dem kaspischen Meere und dem chinesischen Dsaisangsee, also in einer Erstreckung von fast 700 geographischen Meilen, habe ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, volle 30 Jahre nach meiner südamerikanischen Reise.

Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel manigfaltiger, als die der Lianos (Llanos) und Pampas von Caraccas und Buenos-Ayres. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern, üppig weiß blühenden Rosaceen, mit Kaiserkronen, Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heiße Zone im Ganzen sich dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astralagusarten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren, und sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen.

Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immer grünen gegliederten Kalipflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das, wie frisch gefallener Schnee, den lettigen Boden ungleich verhüllt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch manigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, längst gebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von manigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt, mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinnes.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Mongolen, Geten und Alanen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Lauf der Jahrhunderte frühe Geistescultur, gleich dem erquickenden Sonnenlichte, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und manigfache Gemische asiatischer Menschenracen hervor. Hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors*) Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, lang gepflegte Blüte der Kunst erstickte.

---

*) Vornehmer Trojaner, der nach der Zerstörung der Stadt an's adriatische Meer wanderte und Patavium gründete.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrika's kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück.

Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstensteppe von Caraccas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiele ihrer regsamen Phantasie den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt ist. Der casuarähnliche Tuyu ist diesen Pampas eigentümlich, wie die Kolonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Trotz der äußeren Aehnlichkeit der Länderform bieten doch Afrika und Südamerika, der abweichenden klimatischen Verhältnisse wegen, den verschiedenartigsten Vegetationscharakter dar.

Ist auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caraccas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Lianos (Llanos) zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von Westkanada, in Quivira, wie um die kolossalen Trümmer der Aztekenburg, welche, ein amerikanisches Palmyra, verlassen in der Einöde am Gilaflusse sich erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die Vicunas, Huanacos, Alpacas und Lamas eigentümlich. Aber von diesen nutzbaren Thieren haben nur die ersteren zwei Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der

Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von diesen einige Stämme durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie kälteliebend den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt, so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen sein, auf welchen weder Herden noch Getreide den neuen Ankömmling begleiten konnten.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wolthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in manigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche; gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Herden von trägen Chiguiren; schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguare, die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen. Diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene. Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stünde nicht hie und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wolthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen, sie spannten auch (so geht die Sage) Hangematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch manigfaltige Speise gewährt die Mauritia.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen den Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je manigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch

die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kimmung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher; diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonencactus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos, Hippoboscen und eine Schar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wolthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölke im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und manigfaltigen Gräsern. Vom Licht gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und

Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sichern Verstecke auflauernd und die Weite des Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht! Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5—6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet, so bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer

Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus Einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

A. v. Humboldt.

30. Das heilige Land.

Palästina, das gefeiertste unter den Ländern der Erde, das Land der wunderbarsten Vergangenheit und der verheißungsvollsten Zukunft, das Land der höchsten Offenbarungen, auf welches die Augen dreier Religionen gerichtet sind und einst die aller Menschen werden gerichtet sein, gehört gleichwol seiner räumlichen Ausdehnung nach zu den geringfügigen Ländern der Erde, so daß der Heide Cicero sagen konnte, der Gott der Juden müsse ein kleiner Gott sein, weil er seinem Volke ein so kleines Land eingeräumt habe. Es erstreckt sich bloß durch $2\frac{1}{2}$ Längen- und eben so viele Breitengrade, nämlich vom 52. bis $54\frac{1}{2}$. Grad östlicher Länge und vom 31. bis $33\frac{1}{2}$. Grad nördlicher Breite. Seine größte Längenausdehnung von Norden nach Süden, von Dan bis Bersaba, beträgt 31, seine größte Breite von Westen nach Osten 20 deutsche Meilen. Nimmt man seine mittlere Breite zu 15 Meilen, also zu $\frac{1}{2}$ der Länge an, so kommt sein Flächeninhalt auf 31 + 15, d. h. auf 465 Quadratmeilen zu stehen, eine Größe, welche etwa der Größe des Königreichs Sachsen sammt den sächsischen Herzogthümern entspricht, also die des Königreichs Württemberg um 100 Quadratmeilen übertrifft.

Es ist das heilige Land der Erde, aus- und abgesondert von allen andern zur Heimat eines Volkes ohne Gleichen, und doch ausersehen zum Mittel- und Ausgangspunkte eines allseitigen, weltumfassenden und welterneuernden Einflusses. Es vereinigen sich daher in seiner Weltstellung die größten Gegensätze, wie sie keine andere Erdgegend aufzuweisen hat, die größtmögliche Isolirtheit neben der größtmöglichen Centralität und Begünstigung allseitiger Weltverbindung.

Israel sollte sicher allein wohnen, wie Moses in seinem Abschiedssegen (5 Mos. 33, 28) weissagte. Von den östlichen Küsten Asiens zieht sich nämlich ein breiter Hochlandsgürtel die Mitte des Erdtheils von Ost nach West über Persien, Armenien, Kleinasien bis an seine westlichen Gestade am ägäischen Meer. Im tiefsten Hintergrunde des Mittelmeers, in dessen nordöstlichem Winkel, wo die syrische und kleinasiatische Küste zusammenstoßen, löst sich von diesem Hochlandsgürtel unter einem rechten Winkel ein niedrigerer und schmalerer Berggürtel ab, welcher parallel mit der ganzen syrischen Küste

von Norden nach Süden bis über Gaza hinabstreicht, wo diese mit der ägyptischen den südöstlichen Uferwinkel des Mittelmeeres bildet. Das südliche Drittel dieses Berggürtels ist das gelobte Land, durch das einer Mauer gleich sich erhebende Libanongebirge gegen Norden abgeschlossen. Südwärts streckt es sich wie eine Landzunge in's Meer hinaus, denn es ist westlich vom Mittelmeer bespült, und dadurch vom Occident geschieden, südlich und östlich von den Sandwellen der arabischen und syrischen Wüsten umwogt, welche bis zur sinaitischen Halbinsel und bis an die Ufer des Euphrat sich erstrecken, und hiedurch vom Orient abgesondert. So lag Kanaan wie auf einer Insel, wenig berührt vom Völkertreiben, abgesondert, schwer zugänglich durch Wüsten, Meere und Gebirge. Auch keine große Landstraße führte durch das Land hindurch, alle gingen zur Seite an seinen Grenzen vorüber. Ebensowenig wurde es durch Wasserwege in die Strömung des Völkerverkehrs hineingezogen; denn einerseits besitzt das Land kein einziges schiffbares Stromgebiet, andererseits ist die Küste arm an Buchten und Anfurten. Auch der innere Bau des Landes, seine Struktur, trägt auf's Bestimmteste zu dem in ihm sich ausprägenden Charakter der Abgeschlossenheit bei; besonders ist dies der Fall bei dem Lande westlich vom Jordan, dem eigentlichen Kern des Landes und Hauptträger seiner Geschichte. Wie eine hohe und unbezwingliche Felsenburg steigt dieses aus der Wüste im Süden, aus der Meeresniederung im Westen und aus dem Tiefthal des Jordans im Osten empor. Diese hohen Berge mit ihren steilen Felswänden, ihren Schluchten und Engpässen, diese Hochebenen mit ihren Wüsten, ihren zahllosen Hügeln, Kessel- und Tiefthälern mußten dem zerstörenden Eindringen erobernder Kriegsheere, wie den verderblichen Einflüssen fremdartiger geistiger Mächte den Zugang erschweren, und machten es Israel möglich, im Conflict mit den großen Weltmonarchieen, die sich im Laufe der Jahrhunderte nach einander rings umher erhoben, mit der geistigen Freiheit auch seine politische Unabhängigkeit zu behaupten. So war Israel, obwol mitten im Völkergewühl, doch wie in einer sichern Burg wol verwahrt, in stiller traulicher Heimat abgeschieden. Seine Bestimmung als Weltvolk im einzigen Sinne des Wortes erforderte eine solche Lage. So nur war es ihm möglich gemacht, im Gegensatz der sechs glänzenden Culturvölker der alten Welt, von denen es umgeben war: der Assyrer, Babylonier, Meder, Perser, Phönicier und Aegypter, seine eigentümliche Ausbildung und seine geistige Selbstständigkeit zu erlangen, mitten in der heidnischen Finsterniß das Licht des Monotheismus und den ihm anvertrauten Schatz göttlicher Offenbarung zum Heil der Welt zu bewahren und die größte Frucht für die Nachwelt zur Reife zu bringen.

Neben dieser Vereinzelung hatte aber Palästina auch eine centrale Weltstellung, wie nicht wol ein anderes Land. Es lag so recht in der Mitte der alten Welt, da wo die drei Erdtheile, welche zu ihr gerechnet werden, sich am meisten genähert sind. In einem Halbkreis um dasselbe her liegen diejenigen Länder Vorderasiens, welche von den ältesten und gebildetsten Völkern der alten Welt bewohnt waren. Im Nordosten und Osten lagen Armenien, das Stammland der Menschheit nach der Sündflut, das Quellland des Tigris und des Euphrat; ferner Assyrien, das Reich Nimrods; Babylonien, das Vaterland des Sterndienstes, und Persien. Im Südosten bildete der persische Golf eine Straße nach dem uralten, produktenreichen Indien, und im Süden der arabische Meerbusen nach dem glücklichen Arabien und nach Aethiopien. Gegen Südwesten führt die Landenge von Suez, welche die beiden Erdtheile Asien und Afrika verbindet, in das altergraue Aegypten. Im Norden liegt das durch seine Seefahrten im Alterthum berühmte Phönicien nebst Syrien, und

im Nordwesten das durch Handel und Gewerbe einst so reiche, durch Künste und Wissenschaften hochstehende Kleinasien. Gegen Westen endlich führt das Mittelmeer, welches gleichsam im Schoß der alten Welt liegt und daher den Verbindungs- und Einigungspunkt der Völker derselben bildete, zur Inselwelt des ägäischen Meeres, zu den Gestaden von Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien, so wie an die Küsten des nördlichen Afrika. So lag Israel, ohne selbst Mittelpunkt des Welthandels zu sein, doch im Mittelpunkt der Verkehrswege der alten Welt. Auch in politischer Beziehung war seine Lage eine in eminentem Sinn centrale, ohne daß es je einmal, außer etwa in der kurzen Zeit der davidischen und salomonischen Herrschaft, selbst politischer Weltmittelpunkt gewesen wäre. Lag es doch auf dem Durchgangs- und Kreuzungspunkte der einander feindlich gegenüberstehenden großen Weltreiche, wo es zwischen den Weltmächten in Nord und Süd, d. h. zwischen Assur, Babel und später Syrien einerseits, und zwischen Aegypten andererseits, den Weltmächten am Euphrat und Nil, zwischen welchen beiden der syrisch-palästinensische Berggürtel gleichsam die Verbindungsbrücke bildete, und den Weltmächten in Ost und West, d. h. zwischen Persien und Macedonien, zum rivalisierenden Zusammenstoß kam.

So ist das heilige Land, das heilige Volk und die heilige Geschichte wie eine Perle in der Mitte der bedeutendsten Weltvölker und ihrer Geschichte hineingestellt, und es stehen von da aus die Wege überall hin offen. Deswegen sagt der Prophet Ezechiel (5, 5): So spricht der Herr: Das ist Jerusalem, die ich in der Heiden Mitte gesetzt habe und rings um sie her Länder. Das auserwählte Volk sollte in der heidnischen Finsterniß als ein Licht scheinen, der in ihm niedergelegte Schatz göttlicher Offenbarungen auch der übrigen Welt sich mittheilen. Von Zion sollte anbrechen der schöne Glanz des Herrn. Wie von diesem Herde aus hie und da Funken, ja ganze Feuerbrände in die Heidenländer umhergetragen wurden, davon geben Zeugniß Hiram, der König zu Tyrus (1 Kön. 5, 1. 7), die Königin vom Reich Arabia (1 Kön. 10), Naaman, der Feldhauptmann des Königs von Syrien (2 Kön. 5), sodann die Zeit der babylonischen Gefangenschaft, wie namentlich aus den Geschichten der Esther und Daniels erhellt. Später kamen Menschen aus allen Ländern und Völkern auf die hohen Feste in Jerusalem zusammen. Diese Festbesucher wurden zum Theil die ersten Missionäre des Christentums in ihrem weit entlegenen Vaterlande. Mit dem Heilande selbst wurden noch zu seinen Lebzeiten etliche Griechen bekannt, die auf's Fest gekommen waren (Joh. 12, 20, 21). Gewiß hat auch am ersten Pfingsttag mancher Parther, Meder, Elamither, und wie jene Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist (Apg. 2, 9 bis 11), alle hießen, einen senfkornartigen Glaubenskeim mit sich nach Hause genommen; ohnedem ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Kämmerer der Königin Kandace (Apg. 8, 26 f.) der Stammvater der christlichen Kirche in Aethiopien geworden ist. Durch die Missionsreisen des Apostels Paulus wurde nach der Apostelgeschichte das Christentum in Arabien, Kleinasien, Griechenland, Italien, und nach Röm. 15, 24 vielleicht auch in Spanien verbreitet. Andere Apostel wirkten in verschiedenen Gegenden Syriens, Kleinasiens, in den Ländern des schwarzen Meeres, in Scythien, sogar in Indien. Schon vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts steht das Christentum im südlichen Gallien, in Britannien, in Aegypten und an der ganzen Nordküste von Afrika, in Iberien, im Kaukasus und anderen Orten als festgewurzelte Anpflanzung da. Wie wären solche Erfolge in so kurzer Zeit möglich gewesen, wenn Gott nicht dem Lande, von welchem das Heil der Welt ausgehen sollte, eine so ausgezeichnete Lage unter den Ländern der Erde gegeben hätte!

Als ein vor andern bevorzugtes und ausgezeichnetes Land müssen wir Palästina auch erkennen, wenn wir einen Blick auf seine innere Begabung werfen. Zwischen dem 31. und $33^1/_2$. Grad nördlicher Breite gelegen, fällt es in den südlichen Theil der gemäßigten Zone, der der heißen genähert ist. Es liegt unter denselben Breiten wie die Nordküste von Afrika, namentlich wie Tripolis, noch südlicher als die südlichsten Halbinseln Europa's: Griechenland und Italien. Das durch diese Lage sich ergebende heiße Klima wird jedoch gemildert theils durch die Nähe des Meeres, welches seine kühlenden West- und Südwestwinde über das Land hinstreichen läßt, und ihm befruchtenden Regen und Quellenreichtum sendet; theils durch die Erhebung des Bodens über den Meeresspiegel, wodurch derselbe in die höheren, feineren und daher kühleren Schichten der Atmosphäre versetzt wird. Dazu kommt die manigfaltige Gestaltung und Gliederung der Oberfläche, welche alle Naturformen, von der noch unter den Meeresspiegel hinabgesunkenen Tiefebene bis zum beschneiten Hochgebirg hinauf, in großer Abwechslung auf kleinem Raum vereinigt. Daher gedeiht hier Alles in Ueberfluß, die Produkte des Südens und Nordens haben sich hier zusammengefunden, die Walnuß, welche nur die Kühlung, neben der Palme, welche nur die Gluthitze liebt, die Ceder auf dem Libanon und die Balsamstaude in den Einöden Jericho's. In den warmen Thälern reifen in Menge Feigen, Weinreben der vorzüglichsten Art, Oliven, Datteln, Citronen, Pomeranzen, Indigopflanzungen und alle Südgewächse. Obsthaine liefern die trefflichsten Früchte, mit immergrünem Laubwerk prangende Waldreviere die schätzbarsten Holzarten, welche edle Harze ausschwitzen und gewürzige Düfte in der Luft verbreiten. Weite Flächen bieten ergiebige Fruchtgefilde mit zweifachen Ernten dar und erzeugen einen gesuchten Weizen, indeß die Herden, welche das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht im Freien weiden können, auf den Weiden des Landes ein kräftiges Futter von gewürzigen Alpenkräutern finden. Welch' ein gesegnetes Land! Wie geeignet, den Fleiß seiner Bewohner auf die wolthätigste Art in Anspruch zu nehmen und auf das Ermunterndste zu belohnen; wie geeignet, ihn gerade an diejenigen Beschäftigungsarten zu binden, welche am sichersten vor Versuchungen bewahren und dem stillen Gemütsleben am meisten Nahrung geben, nämlich an den Ackerbau und an die Viehzucht! Wie Israel an seinem Gott genug haben und nicht andern Göttern nachgehen sollte, so reichte ihm auch sein Land alle nöthigen Bedürfnisse in reichster Fülle und Güte, so daß es nicht nötig hatte, des Handels wegen in die nur allzugefährliche Verbindung mit andern Völkern sich einzulassen, und so seine Unabhängigkeit auch von dieser Seite her gesichert war. Kurz, die Schilderung, welche Moses (5 Mos. 8. 7 f.) dem Volke Israel von der Fruchtbarkeit des Landes gibt, war ganz zutreffend: Der Herr, dein Gott, führt dich in ein gutes Land; in ein Land, worin Bäche und Brunnen und Seen sind, die an den Bergen und in den Auen fließen; in ein Land, wo Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel wachsen, in ein Land, welches Oelbäume und Honig bietet und des Brotes genug zu essen u. s. w. (vergl. 5 Mos. 11, 9—12). Daher konnte auch eine so große Volksmenge im Lande wohnen. Denn, wenn auch 2 Sam. 24, 9 das Reich Davids 1,300,000 streitbare Männer zählte, so muß die ganze Bevölkerung jedenfalls das Vierfache davon, also zum mindesten 5 Millionen betragen haben, was, den Flächeninhalt des Reiches zu 500 Quadratmeilen angenommen, 10,000 Menschen auf die Quadratmeile gibt. In späteren Zeiten muß sie noch größer gewesen sein, denn Josephus, der Geschichtsschreiber des jüdischen Krieges, der während desselben Gouverneur von Galiläa war, berichtet, daß in Galiläa allein 204 Städte und Flecken

gewesen, von denen der kleinste über 15,000 Einwohner gehabt habe, wonach, wenn man für die größeren Oerter 1 Million hinzufügt, Galiläa allein von mehr als 3 Millionen Menschen wäre bevölkert gewesen.

Jetzt ist es freilich nicht mehr so. Bäche und Brunnen sind versiegt, Disteln in zahlloser Menge bedecken die schönen Ebenen, die Gemüsegärten und Obsthaine sind verschwunden, der Waldschmuck ist dahin, die früher so allgemein verbreitete Terrassencultur ist zerfallen, die Berglehnen sind nackt und kahl, von Fruchterde entblößt, das Land mit Ruinen bedeckt, in dem einst so volkreichen Galiläa trifft man Stunden, ja fast Tagereisen weit kein einziges Dorf, und die größte Stadt des Landes, das weltberühmte Jerusalem, hat kaum mehr Einwohner, als zu Josephus Zeiten der kleinste Flecken Galiläa's. Das ist die Wirkung des Fluchs, den Gott diesem Lande als Strafe des Abfalls nnd Ungehorsams seiner Bewohner androhte (5 Mos. 28, 16 f. 29, 22 f.). „Ich muß gestehen", sagt ein Missionär, „daß es einen eigenen melancholischen Eindruck macht, wenn man so viel Land wüste liegen und so wenige Einwohner im Lande sieht. Doch hat man keinen Grund, das Land von Natur für unfruchtbar zu halten. Seine gegenwärtige Unfruchtbarkeit kann keineswegs natürlichen Ursachen beigemessen werden, sondern deutet im eigentlichsten Sinne auf den richterlichen Fluch hin. Ein gerechter Gott hat in lang aufgeschobener Erfüllung seiner Drohungen das fruchtbare Land zur Wüste gemacht, um der Gottlosigkeit derer willen, die darin wohnten; aber es war diese Gottlosigkeit, diese wachsende Gottlosigkeit der Einwohner, selbst das Werkzeug, wodurch die entsetzliche Umwandlung geschah." Unaufhörliche Kriege und andere Plagen haben das Land entvölkert und verwüstet, die Wälder zerstört und dadurch die atmosphärischen Niederschläge und den Quellenreichtum vermindert; der Terrassenbau und die Bewässerungsanstalten, wesentliche Bedingungen der Ertragsfähigkeit des Bodens, sind in Zerfall geraten, und die unersättliche Raubgier der gegenwärtigen Beherrscher und Bedränger des Landes läßt keine Cultur aufkommen; denn die Einwohner sagen: Sollen wir für Fremde säen?

So ist Segen und Fluch in diesem Lande in naher Berührung beisammen. „Es gibt wol kaum ein Land der Erde", sagt in dieser Beziehung ein geistreicher Forscher der heiligen Geschichte, „das mit einer solchen Empfänglichkeit für Segen und Fluch begabt wäre, in so kleinem Raum so zahlreiche Quellen des Segens und zugleich des Fluches für seine Bewohner darböte. Nirgends liegen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit in raschem Uebergang so nahe zusammen, nirgends gehen sie so leicht in einander über, nirgends wird das blühende Gefilde des Segens so leicht zur fluchbelasteten Wüste. Aus dem paradiesischen Siddimthal z. B. wird über Nacht ein Pfuhl des Verderbens, von dem alles Leben flieht, der allen kommenden Geschlechtern von dem Ernst der göttlichen Gerichte predigt. Und ihm gegenüber im Norden liegt sein Gegenbild, ein See, dessen Ufer alle Liebreize der Natur in sich vereinigen, der fortwährend von der Güte und Freundlichkeit Gottes predigt. Und wie Natur, Klima und Boden des Landes neben den reichsten Segenskräften auch so manigfache Straf- und Zuchtmittel in Unfruchtbarkeit und Mißwachs, in verzehrenden Glutwinden und Erdbeben, in Heuschreckenzügen und verheerenden Krankheiten, Pest und Aussatz u. s. w. in sich barg, so bot die überaus günstige Natur des Landes und seine politische Weltstellung neben zahlreichen Vortheilen für die Bewohner desselben auch eine beständige Lockung für die benachbarten Völker und Weltmächte, das Land zu unterjochen und seine Bewohner zu zertreten; und so fest und gesichert auch sonst die Lage desselben war, so wußten doch die Raubhorden feindlicher Völkerschaften und

die Kriegsheere der Weltmächte, sobald sie gesandt waren, die göttlichen Strafgerichte auszuführen, durch Meere und Wüsten, durch Gebirge und Schluchten Wege zu finden in das Herz des Landes."

L. Völter.

31. Der Libanon.

Wenn man an der Insel Cypern vorüberfährt, so gewahrt man im Osten schon in einer Entfernung von zwanzig Meilen die riesenhafte nördliche Grenzmarke des heiligen Landes, den zackenlosen Libanon. Wer dann bei Beirut, dem alten Berytos der Phönicier, landet, den empfängt das Morgenland auf einem seiner herrlichsten Punkte. Die Stadt selbst lagert sich auf einem schönen Hügel, welcher sich sanft zum Meere hin abdacht. Aber an der Landzunge und den Felsenriffen, die sich weiter hinausstrecken, brechen sich die Wogen der Brandung mit Gewalt, spritzen schäumend empor und sinken in Millionen farbiger Staubfunken in das Meer zurück. Alle umliegenden Hügel und die Landzunge vor dem Hafen sind mit dem üppigsten Pflanzenwuchs überkleidet. Die Luft ist erfüllt von dem Dufte der Myrten; Maulbeerpflanzungen und Gärten, mit Hecken von seltsamgestaltigem Cactus umhegt, ziehen sich in weiten Kreisen um die Stadt, und über das ganze Meeresufer hin breiten die majestätischen Gipfel der Brotbäume, das dunkle Grün der Cypressen, weitästige Platanen, Feigen-, Orangen- und Granatbäume mit ihren lockenden Früchten den wundervollen Schleier ihres Laubwerks. Weiterhin auf den untersten Abhängen des Gebirgs berühren die aschfarbigen Blätter der Olivenhaine das Gelände. Ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt öffnen die vordersten Berge des Libanon ihre tiefen Schlünde, in deren Dunkel das Auge sich verliert. Rauschende Flüsse brechen aus ihnen in verschiedenen Richtungen hervor und eilen in kurzem, stürzendem Laufe dem Meere zu. Lebhafte Thätigkeit regt sich im Hafen. Maroniten und Drusen, die schönen, kraftvollen Söhne des nahen Gebirges, bewegen sich in geschäftigem Getümmel im Glanz ihrer Waffen und malerischen Trachten hin und her. Barken mit Waren aus Bagdad und Damaskus stoßen vom Lande und führen sie an Bord der weiter hinauf vor Anker liegenden Schiffe. Verworrenes Geschrei der Männer und das klägliche Aechzen der Kamele, so oft man sie nötigt, sich auf die Kniee niederzulassen, um ihnen neue Lasten aufzulegen, durchdringt die Luft. Und dieses lebensvolle Bild der Geschäftigkeit ist doch nur ein matter Schatten in Vergleich mit den Zeiten des Mittelalters, als Beirut noch der blühende Hafen von Damaskus war, oder mit der uralten Blütezeit des phönicischen Handels.

Ueber die steile Küste hin führen alte Kunststraßen, an deren zur Seite hinlaufenden Felsenwänden sich noch Ueberbleibsel von griechischen, römischen und syrischen Inschriften und Bildwerken zeigen. Beschwerliche und gefahrvolle Pfade führen in's Gebirg, bald an entsetzlichen Abgründen hin, bald durch finstere Schluchten, an schäumenden Flüssen entlang, deren Ufer mit Zuckerrohr bepflanzt oder mit Lianen bewachsen sind, die sich öfter über dem Wasser gleichsam die Hände reichen und ein grünes Laubdach überhinspannen. Ueberall stellt sich neben die wilde Größe und Erhabenheit der Natur die Anmut menschlichen Fleißes. Von tief unten bis nahe an den wellenförmigen Scheitel des Gebirges steigen gemauerte Terrassen, mit edeln Reben und Maulbeerbäumen bepflanzt, oft hundertfach über einander empor. Zwischen den Abhängen und dem Felsengeröll flieht das überströmende Gewässer in tausendfachen Windungen auf vorgeschriebenen Wegen in die Tiefe; überall

hängen an den Felsenwänden Klöster und Dörfer wie Schwalbennester über den Schlünden der Thäler, und die Häuserreihen sind nicht selten so dicht über einander an den Klippen gruppiert, daß die platten Dächer der unteren den oberen zur Gasse dienen. Mit solcher fast ängstlichen Sparsamkeit ist jeder Schritt breit des kostbaren Bodens benutzt. Keine Mühseligkeit in seiner Bebauung, keine Gefahr, welche den Wohnungen durch die reißende Gewalt der die Felsen unterhöhlenden Bäche droht, kann den Bewohnern des Libanon ihre Heimat verleiden; denn nur hier, auf diesem unzugänglichen Gebirge, gibt es noch eine Freiheit, wie man sie im übrigen türkischen Reiche und im ganzen Morgenlande vergebens sucht.

Die Masse des Libanon, dessen Name so viel als weißer Berg bedeutet, besteht aus weißlichem Kalkstein, in welchem man auch Muscheln und Versteinerungen von Fischen der Vorzeit findet. Sein Gipfel liegt 10,000 Fuß hoch und ist mit der Schneedecke eines ewigen Winters umgeben, während die engen Schluchten seiner untern Thäler die Glut der Sommersonne gefangen halten. So stufen sich auf den verschiedenen Höhepunkten des Gebirges verschiedene Zonen ab und bringen jede ihre eigentümlichen Erzeugnisse: unten Getreide im Ueberfluß; in der Mitte der heitere Anblick immergrüner Bäume, Gärten mit den schönsten Früchten Syriens, eine milde Luft und reiche Bewässerung; oben das unbewohnbare Gebiet der Wolken und des Eises. Darum sangen arabische Dichter von diesem Berge: er trage auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schoße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere.

Auch die Dichter und Propheten des alten Testaments haben den Libanon vielfach verherrlicht, so daß kein anderes Gebirg der Erde, nur der Sinai ausgenommen, an ehrwürdiger Berühmtheit sich mit ihm messen kann. Moses sehnte sich, ihn vor seinem Ende zu sehen. Laßt mich gehen, betete er, und sehen das gute Land jenseits des Jordans, dies gute Gebirge und den Libanon (5 Mos. 3, 25). Das hohe Lied redet von den „Brunnen lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen"; und Hosea kündet dem bußfertigen Israel die Verheißung Gottes: Ich will Israel wie ein Thau sein, daß er soll blühen wie eine Rose, und seine Wurzeln sollen ausschlagen wie Libanon, und seine Zweige sich ausbreiten, daß er sei schön wie ein Oelbaum.

Vor Allem finden wir die Cedern dieses Gebirges in der heiligen Schrift bewundert und gepriesen, sie, die der Herr gepflanzt hat (Ps. 104, 16), ein Bild der Herrlichkeit und selbstbewußten Stärke. Wer gedenkt nicht jener kraftvollen Schilderung dieses königlichen Baumes im Buche des Propheten Ezechiel, wo er die hochgemute Macht des assyrischen Reiches unter dem Bilde eines unermeßlichen Weltbaumes darstellt? „Siehe, Assur wie eine Ceder auf dem Libanon, schön von Aesten, ein schattendes Dach und hoch von Wuchs, und unter dichtbelaubten Zweigen war sein Wipfel. Wasser machte ihn groß, die Flut ihn hoch, sein Wuchs war höher als alle Bäume des Feldes. In seinen Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels, und unter seinen Aesten wohnten alle Thiere des Feldes, und in seinem Schatten alle großen Völker. Er stand schön in seiner Größe; Cypressen kamen nicht gleich seinen Zweigen, und Platanen waren nicht wie seine Aeste; kein Baum im Garten Gottes war ihm gleich in seiner Schönheit" (Kap. 31, 3—9).

Eine noch höhere Berühmtheit erlangte dieser edle Baum durch seine Wertschätzung unter den Völkern des Altertums und seine Verwendung zu ihren bewundertsten Werken. Die tyrischen Schiffe trugen Masten von Cederbäumen; in Kisten aus ihrem eisenfesten, wolriechenden Holze führten die

tyrischen Kaufleute ihre Purpurgewänder, ihre seidenen und gestickten Tücher auf die Märkte (Ezech. 27, 5. 24); von Cedern erbaute sich David einen Palast auf Zion (2 Sam. 5, 11); Cedern des Libanon erbat sich Salomo von Hiram, dem Könige von Tyrus, für den prachtvollen Ausbau des Tempels zu Jerusalem (1 Kön. 5). Noch jetzt hegen die Morgenländer eine tiefe, durch alte Sitte überlieferte Verehrung vor dem Cedernbaume. Sein Holz, sagen sie, sei unverweslich, und legen dem Baume selber nicht nur ein unauslöschliches Wachstum, sondern sagar eine lebendige Seele bei, die sich durch gewisse Zeichen des Wissens und der Voraussicht kund gebe. Wie man noch im christlichen Mittelalter nach urdeutschem Gebrauch auf heilige Bäume hielt; wie die Gemeinde von Dom Remi alljährlich mit Procession, Gesang und Spiel die Buche Schön-Mai besuchte, unter welcher nachmals die Jungfrau von Orleans ihre Offenbarung empfangen haben soll, so wandert noch jetzt die christliche wie die mohammedanische Bevölkerung der benachbarten Thäler jährlich einmal im Brachmond zu den Cedern hinauf, um an ihrem Fuße einen feierlichen Gottesdienst zu halten. Wie viele Gebete, ruft ein neuerer Reisender aus, sind unter diesen Zweigen schon an den Himmel gerichtet worden! Und welcher schönere Tempel, welcher dem Himmel näher stehende Altar, welcher majestätischere und heiligere Altarhimmel, als die oberste Höhe des Libanon, die ehrwürdigen Stämme der Cedern und der erhabene Dom ihrer gleich schirmenden Armen weit ausgebreiteten Aeste, unter deren Schatten so viele Menschengeschlechter zur Anbetung Gottes sich versammelten und noch sammeln!

Dieser denkwürdige Wald, einer von den wenigen Resten jenes Urwaldes, der vormals vielleicht den ganzen Libanon bedeckte, liegt an dem westlichen Gehänge des Gebirges, nahe an dem höchsten Bergrücken, in einer Höhe, welche weit über derjenigen Region erhaben ist, wo sonst jeder höhere Pflanzenwuchs aufhört. In einem weiten kesselförmigen Thale, welches, von drei Seiten umschlossen, nur nach der vierten hin einem Waldbache sich öffnet, erheben sich diese stolzen, weitschattigen, ihre Wipfel wie Pyramiden gen Himmel hebenden Nadelbäume. Es sind ihrer an dieser Stelle nur noch gegen 400 Stämme. Da aber bei dem langsamen Wuchse der Ceder die Dicke einer hundertjährigen nur sehr mäßig ist, so hat man berechnet, daß sich unter den vorhandenen noch lebendige Zeugen des salomonischen Zeitalters (1000 Jahre v. Chr.) befinden müssen. Die stärkste hat 40 Fuß im Umfange; die Zweige der größten sind auf 111 Fuß ausgebreitet, und ihre Höhe, nach dem Schatten berechnet, beträgt 90 Fuß.

Ferd. Bäßler.

32. Der Aetna.

Wo sich die Erdoberfläche zu einer bedeutenden Höhe erhebt, dort tritt die Unebenheit gewöhnlich nicht als ein einzelner Berg, sondern als eine Vereinigung mehrerer Berge, als eine Gebirgsmasse auf; bald als ein im Verhältniß zur Länge schmaler First, mit Berggipfeln auf dem Rücken und den Seiten des Gebirges, bald als eine Sammlung von Bergen, um einander gelagert, gewöhnlich auf einem flacheren Fuß, bald endlich als ein großes Alpenland mit mehreren Bergfirsten, Seitenzweigen, Mittelbergen, Vorbergen, und vielen Gipfeln, der eine innerhalb des andern und neben dem andern. Bei allen diesen Gebirgen sehen wir Thäler, welche von Flüssen durchströmt werden, Nebenthäler, deren geringerer Wasserlauf zu jenen Hauptströmen stößt, oft Terrassen und Hochebenen. Auf diese Weise treten die Alpen, die

Pyrenäen, Norwegens Gebirge, die verschiedenen deutschen Bergsysteme und die Apenninen auf.

Ganz anders zeigt sich der Aetna. Obgleich sehr bedeutend an Umfang und Höhe, ist er doch nur ein einziger Berg, eine einzige kegelförmige Unebenheit der Erdoberfläche, ohne First, ohne Hochebenen und Terrassen, ja ohne Thäler und Flüsse. Er ist deshalb, wenn man dabei auf Umfang und Höhe Rücksicht nimmt, in Europa der einzige seiner Art.

Sein Umfang beträgt etwas über 20 geographische Meilen. Die Höhe ist 10,500 Pariser Fuß, er ist also viel höher als irgend ein Punkt in dem ganzen nördlichen Europa, höher als die höchsten Gipfel der Apenninen und der griechischen Berge, und ebenso hoch als die Pyrenäen. Nur die Gipfel der Alpen und ein paar Punkte in Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Der Aetna ist gänzlich abgesondert von den übrigen Gebirgen Siciliens; gegen Süden liegt Catania's Ebene, gegen Westen und Norden befinden sich die Flüsse Garretta und Alcantara, gegen Osten das Meer. Der Fuß des Berges hat eine rundliche Form, doch ist die Ausdehnung von Norden nach Süden etwas größer als von Osten nach Westen. Sein höchster Gipfel liegt in der Mitte, und der ganze Berg erhält also die Form eines Kegels. Sanfte Abhänge bilden die Seiten, mit Ausnahme des obersten Gipfels, welcher einen steilen Kegel darstellt, der in einer trichterförmigen Vertiefung, Krater, endet, dessen Mündung ungefähr eine drittel bis eine halbe geographische Meile im Umfang beträgt. Der Aetna zeigt nicht ein einziges Thal; die große Vertiefung an der Ostseite, welche den Namen Valle di bue führt, wird von den Seiten eines alten, außerordentlich großen Kraters gebildet.

Dagegen hat der Aetna mehrere hundert kleine Krater, kegelförmige, abgesonderte kleine Berge mit trichterförmigen Vertiefungen. Durch diese haben die eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe sich im Laufe der Zeit den Ausweg verschafft; aber obgleich verschiedene dieser Krater an und für sich bedeutend sind, so sind sie doch im Verhältniß zur ganzen Masse zu klein, um die Kegelform zu unterbrechen. Einige liegen auf einer geringen Höhe, z. B. Montirossi (von dem der Lavastrom kam, welcher Catania verwüstete), auf einer Höhe von 3000 Fuß.

Der Boden ist überall vulkanisch, er besteht nämlich aus Lava, vulkanischem Sand oder vulkanischer Asche, oder aus den ausgeworfenen Steinmassen. Die Menge des Sandes und der Asche nimmt natürlich in dem Verhältniß zu, wie man sich den Kratern nähert, und da diese um so häufiger werden, je höher man kommt, so nimmt auch mit der Höhe die Asche zu; der oberste Theil ist beinahe ganz von derselben bedeckt.

Mit der Form des Berges und der Beschaffenheit des Bodens steht die charakteristische Eigenschaft, daß nämlich der Aetna der Flüsse, Bäche und Quellen entbehrt, in naher Verbindung. Das Regenwasser und das von den großen Schneelagen kommende Schneewasser fließt an den schrägen Seiten hinunter, ohne sich zu Flüssen anzusammeln, weil es dort keine Thäler gibt, und auf dem obern Theil auch keinen Rasen, welcher sonst so wesentlich dazu beiträgt, das Wasser zu sammeln, die lockere Asche und die harte Lava sind gleich ungeeignet, die Bildung des Quellwassers zu fördern. Nur in den untersten Theilen des Berges zeigen sich, obgleich sehr spärlich, Quellen, und am Fuße einzelne kleine fließende Wasser. Die Bewohner sind, besonders in den höheren Theilen, auf Cisternenwasser beschränkt.

Die abgesonderte Lage und die zusammengedrängte Form machen den Aetna besonders dazu geeignet, den großen Einfluß zu zeigen, welchen die

Höhe auf das Klima, und dadurch mittelbar auf die Pflanzen hat. An wenigen Stellen, vielleicht an keiner in Europa, sind die verschiedenen Pflanzengürtel so in die Augen fallend und so gut begrenzt, wie hier, und können so leicht mit einem Blicke übersehen werden. Deshalb haben die Bewohner, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzengeographie zu haben, den Berg in drei sehr natürliche Gürtel eingetheilt, in den angebauten Gürtel, den Waldgürtel und den nackten Gürtel.

In dem angebauten Gürtel, welcher bis zu einer Höhe von 2500 Fuß geht, finden wir ausgedehnte Aecker, wo man Weizen und Gerste baut, jenen zur Nahrung der Menschen, diese zu Pferdefutter. Noch ausgedehnter ist der Weinbau; der heiße trockene Sommer und der dunkele Erdboden machen diesen Gürtel besonders geeignet dazu. An einigen Stellen hat man in der schwarzen vulkanischen Asche Löcher gegraben, diese mit Dammerde ausgefüllt und Weinreben hineingepflanzt; obgleich die Wurzeln sich nicht weiter als die Dammerde erstrecken, so trägt der Weinstock dennoch, umgeben von der schwarzen Asche, vortreffliche Trauben. Auch der Olivenbau ist an den untersten Abhängen des Aetna bedeutend; nicht weniger der Mandel- und Feigenbau. Orangen gedeihen nur dort, wo hinreichend Wasser vorhanden ist; deshalb zeigt der Aetna keinen großen Ueberfluß an dieser Frucht. Etwas Baumwollen- und Safranzucht findet man auch.

Der Anbau der Erde und die Bevölkerung dieses Gürtels sind so bedeutend, daß man in demselben beinahe gänzlich den freiwilligen Pflanzenwuchs vermißt; dieser ist fast nur auf die Lavaströme beschränkt, welche zu jung sind, um eine hinreichende Schichte Dammerde zu bieten. Die Pflanze, welche hier besonders herrscht und charakteristisch ist, ist die sogenannte indianische Feige (Opuntia vulgaris), deren saftvolle Stämme und Zweige Nahrung aus den Wasserdünsten der Luft ziehen. Diese Pflanze wächst deshalb in dem trockensten Boden, und da sie üppig gedeiht, so bildet sie bald durch abfallende Zweige und durch ihre Wurzeln eine Erdschicht, welche für das Wachstum anderer Pflanzen geeignet ist. Zu diesem wichtigen Vortheil kommt noch der Nutzen, welchen die Bewohner anderweitig von ihr haben; durch die verwickelten Zweige und Dornbüschel bildet sie eine herrliche, beinahe undurchdringliche Hecke, und die saftigen Früchte bieten während des heißen Sommers eine kühle Labung und werden deshalb in großer Menge verzehrt.

Der zweite Gürtel ist der Waldgürtel, welcher sich von 2500 bis 6000 Fuß erstreckt. Die Orangenbäume, die Baumwolle und der Olivenbaum sind verschwunden, Mandel- und Feigenbäume, sowie die Weinreben verschwinden allmählich. Freilich findet man hier noch Getreide und Weinbau, aber der Wald nimmt doch den größten Theil ein, und dessen Benutzungen zum Holzschlag und Weiden ist hier die Hauptsache. Bei den höher liegenden Dörfern wird der Weizen nicht mehr gebaut, sondern der Roggen tritt an dessen Stelle, welchen man hier deutsches Korn nennt, vermutlich weil er aus Deutschland eingeführt worden ist. Die Wälder werden in dem unteren Theile des Waldgürtels hauptsächlich von Eichen mit abfälligem Laube und von Kastanien gebildet. Hier findet man die durch den Umfang ihrer Stämme so berühmten Kastanienbäume, unter welchen Castagno di cento cavalli, dessen Umkreis des Stammes an der Wurzel 180 Fuß beträgt, besonders berühmt geworden ist. Da indessen die Höhe dieses Baumes durchaus in keinem Verhältniß zum Umfang des Stammes steht, so sieht er in der Entfernung nicht wie ein einzelner Baum, sondern wie eine Gruppe von Bäumen aus. Kommt man dem Baume nahe, so erscheint er noch als fünf Stämme, welche dicht neben einander stehen, aber die gegenseitig abweichende Richtung

dieser, und hier und dort zwischen ihnen einige Spuren von dem Aeußeren des Hauptstammes, deuten darauf hin, daß sie früher vereinigt gewesen sind und Einen Hauptstamm gebildet haben, der größtentheils von Erde bedeckt ist. Aber gerade der Umstand, daß der Hauptstamm vernichtet ist, macht es zweifelhaft, ob es nicht mehrere zusammengewachsene Stämme gewesen sind. Andere Stämme sind jedoch in der Nähe, welche freilich keinen so großen, aber doch einen sehr bedeutenden Umfang haben, und die so gut erhalten sind, daß man sehen kann, daß sie nicht aus mehreren zusammengesetzt sind. Unter andern Castagno di St. Agata, 70 Fuß, della nave, 64 Fuß an der Wurzel und 57 Fuß in einer Entfernung von 4 Fuß von der Wurzel.

Der obere Theil des Waldgürtels besteht hauptsächlich aus Buchen, einer Art Föhre (Pinus laricio) und Birken. Hier ist kein Getreidebau, man findet keine oder nur sehr wenige Dörfer. Dieser Gürtel wird nur benutzt, um Schweine zur Mast zu bringen, zum Weiden der Ziegen und zum Holzschlag. Ein durch den ganzen Waldgürtel verbreiteter und charakteristischer kleiner Baum oder hoher Busch ist eine Art Ginster (Genista aetnensis).

Wenn man auf den Alpen, Pyrenäen und auf Norwegens Bergen die Baumgrenze übersteigt, so trifft man die schöne Alpenflora: kleine Büsche oder niedrige Kräuter, mit verhältnißmäßig großen, zierlichen Blumen von reinen Farben und mit einer großen Manigfaltigkeit der Formen und Farben. Diese Alpenflora vermißt man gänzlich auf dem Aetna, ungeachtet die Höhe hinreichend genug ist, um ein ebenso kaltes Klima hervorzubringen. Der Pflanzenwuchs über der Baumgrenze ist außerordentlich arm, höchst einförmig, und es ist keine Spur der Formen oder Charakterzüge vorhanden, welche die Alpenflora bietet. Auch dieser Gürtel kann in zwei getheilt werden. Der untere ist noch ein wenig grün; die herrschenden Gewächse sind der Traganthbusch (Astragalus siculus), welcher kleine, runde Kissen auf der Lava und der Asche bildet, die dem Reisenden bei der mühsamen Besteigung willkommen sein würden, wenn sie nicht mit unzähligen spitzen Stacheln besetzt wären; dann der Berberizenstrauch, welcher hier ganz niedrig und mit starken Dornen besetzt ist, und endlich der Wacholderstrauch.

In dem obern Theile, von 7500 Fuß bis zum Gipfel, sind diese Büsche verschwunden; die Asche und die Lava sind beinahe völlig nackt; im Ganzen findet man kaum 10 Pflanzenarten, und besonders sind es zwei, welche sich hier und dort in der Asche zeigen, nämlich unser gewöhnlicher Rainfarren (Tanacetum vulgare) und Kreuzkraut (Senecio chrysanthemifolius). Fragen wir, weshalb der obere Theil des Aetna eine so ärmliche Vegetation hat, und gänzlich der Alpenflora entbehrt, so fällt die Antwort nicht schwer: auf die harte Lava und die harte Asche wirkt die Atmosphäre nicht so leicht ein wie auf anderes Gestein, welches durch sie zu dem für die Alpe'. so fruchtbaren Kies verwandelt wird; dann verhindert jeder neue Ausbruch, durch neue Lavaströme und neuen Aschenregen, diese Umbildung des Erdbodens und vernichtet zugleich die Pflanzen, welche aufzutreten beginnen; endlich kommt noch der große Mangel an Quellen und Bächen hinzu.

Der Aetna hat in verschiedenen Jahreszeiten und unter verschiedenen Verhältnissen ein verändertes Aussehen. Dies verdient vielleicht näher entwickelt zu werden, und es muß mir deshalb erlaubt sein, einige kleine Züge, welche ich auf meinen Reisen erlebte, über diesen merkwürdigen Berg mitzutheilen.

Den Aetna sah ich im Anfang des März 1830 in seiner Wintertracht. Drei Viertheile des Berges, nämlich der ganze nackte Gürtel und beinahe der ganze Waldgürtel, lagen unter einer zusammenhängenden Schneedecke, am Fuße dagegen waren alle Felder mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet;

Erbsen, Bohnen und der Flachs standen schon in voller Blüte, die Mantelbäume waren schon abgeblüht und mit Blättern besetzt, und die Feigenblätter begannen sich zu entfalten; die Fluren waren mit Hyacinthen, Narcissen, Crocusarten, Anemonen und unzähligen anderen Blumen geschmückt. Der Aetna stand da als ein ungeheuer großer Schneekegel, dessen Fuß von einem riesengroßen Blumenkranz umgeben war.

Gegen Schluß des August und Anfang Septembers 1818 besuchte ich den Aetna zum ersten Mal. Der Berg war damals in seiner Sommertracht. Der Schnee war gänzlich verschwunden mit Ausnahme einiger kleinen Anhäufungen in den Vertiefungen des allerhöchsten Theiles, welche nur an Ort und Stelle selbst sichtbar waren. Der Wald prangte grün und frisch, aber der angebaute Gürtel bot ein welkes, todtes Aussehen. Die starke Hitze des beinahe regenfreien Sommers hatte hier fast alles Gras und alle Kräuter vertrocknet; nur die immergrünen Büsche und Bäume standen noch in ihren harten glänzenden Blättern da, dann Cactus (Opuntia) und Agaven, welche ihres reichen Saftvorrates wegen die Dürre aushalten konnten. In dem untersten Gürtel war für den Botaniker nichts zu thun; ich eilte also nach dem Waldgürtel, diesen und den nackten Gürtel wollte ich untersuchen. Auf die Höhenmessungen mußte ich dieses Mal verzichten, denn mein Barometer war in Calabrien zerbrochen, und ein anderer, welchen ich in Catania erhielt, zeigte sich, als ich zum Waldgürtel kam, als unbrauchbar. Das Wetter war, wie es während des ganzen Monats gewesen, klar, trocken und warm. Aber kaum war ich über die Grenze des Waldes hinausgekommen, als Wolken sich am Gipfel des Berges zu sammeln begannen, und ehe ich das sogenannte englische Haus erreichte, ein kleines Gebäude von Lava, unmittelbar am Fuße des obersten Kraters, war es in den dichtesten Nebel eingehüllt, und es begann zu regnen. In diesem unbewohnten Hause, welches 9200 Fuß über dem Meere liegt, und das während acht bis neun Monaten des Jahres unter'm Schnee begraben ist, hatte ich mein Quartier zu nehmen beschlossen; zwei Maulthiere trugen, außer meiner übrigen Bagage, Wasser und Feuerung hinauf; denn von diesen Bedürfnissen, welche man auf anderen Bergen nicht vermißt, war hier nichts vorhanden. Die Witterung ward schlechter und schlechter; Donner, Blitz und Sturm raseten; der Regen strömte hinunter, es hagelte und schneite, und das Thermometer sank auf $+ 2\frac{1}{2}\,^0$ R., während selbigen Tages die Wärme in Catania, am Fuße des Berges, auf $26\,^0$ gestiegen war. Ich war hier in dem am höchsten liegenden Hause in ganz Europa zwei Tage mit meinem Führer allein; ich konnte beinahe mit Bestimmtheit wissen, daß kein anderer Mensch in dieser Luftschicht übernachtete. Durch das Wetter innerhalb der Wände des Hauses eingeschlossen, konnte die Zeit leicht lang werden, aber der Naturforscher hat das Glück, daß er überall Beschäftigung findet. Es fiel mir ein, zu jeder halben Stunde Thermometerbeobachtungen anzustellen, um dadurch zur Kenntniß über den Gang der Wärme innerhalb 24 Stunden auf einer so bedeutenden Höhe zu kommen, und um zugleich, da nach Abrede zu mehreren Zeiten in Cantania beobachtet ward, den Unterschied zwischen der Wärme am Meere und an einem Punkt auf einer Höhe von mehr denn 9000 Fuß über dem Meeresspiegel kennen zu lernen. Am dritten Tage hörte das Unwetter auf, es ward hell, und ich war im Stande, den obersten Krater, welcher den Gipfel des Aetna bildet, zu besteigen.

Die Aussicht von der Spitze des Aetna hat etwas ganz Eigentümliches, darauf gegründet, daß der Berg ganz isoliert und kegelförmig ist; keine anderen Gipfel, Firste oder Terrassen verhindern die Aussicht, und es ist fast, als ob

man in einem Luftballon hoch oben in der Luft schwebte. Land und Meer liegen unter Einem, wie auf einer Landkarte; vielleicht mit Ausnahme des westlichen vierten Theils übersieht man ganz Sicilien; wenn der Aetna in der Mitte, anstatt auf der einen Küste läge, so würde man die ganze Insel, obwol sie einen Flächenraum von gegen 600 □ Meilen einnimmt, und einen Theil des angrenzenden Meeres übersehen; so aber übersieht man nur die Nordküste und über dieselbe hinaus die liparischen Inseln, welche dergestalt liegen, als ob man sie mit Händen greifen könne; man erblickt auch die Südspitze Siciliens; gegen Osten sieht man die Meerenge als ein schmales Wasser; an der entgegengesetzten Seite Calabrien, dessen Berge bis auf 6000 Fuß steigen, und dennoch sieht man das Meer jenseits dieser Berge. Merkwürdig ist der große Schlagschatten, welchen der Aetna wirft; wenn die Sonne Morgens aufgegangen ist und die Meerenge und die Ostseite des Aetna beleuchtet, so sind die Westseiten des Berges und die westlich von demselben liegenden Theile Siciliens noch im Dunkel.

Damals war der Aetna in der vollkommensten Ruhe; der Krater war geschlossen, und nur eine schwache Rauchwolke stieg aus demselben auf. Im folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, diesen Vulkan in Thätigkeit zu sehen.

Während die Ausbrüche des Vesuvs häufig aufeinander folgen, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade, so sind die des Aetna viel seltener, aber wenn sie kommen, sind sie desto heftiger. Seit 1811 hatte kein Ausbruch stattgefunden; ich mußte es deshalb als ein besonderes Glück ansehen, daß, als ich im Mai 1819 diesen Berg wieder besuchte, am Tage vor meiner Ankunft ein Ausbruch begonnen hatte. Ich eilte sogleich während der Nacht den Berg hinauf und erreichte noch vor Anbruch des Tages einen Punkt, Montagnola, ungefähr 9000 Fuß über dem Meere, wo man den neuen Krater unter sich hatte. Hier bot sich mir nun die herrlichste Gelegenheit, den Flammenrachen zu sehen, aus welchem der Rauch aufsteigt und aus dem die glühenden Steine hinausgeworfen werden; etwas weiter unterhalb die ausströmende Lava, und da dicht dabei ein jäher Sturz nach Valle di bue war, bildete der Lavastrom einen Fall von mindestens einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Unten im Thale oder richtiger im Schlunde erweiterte er sich und strömte gleich einem breiten Feuerfluß von der Länge einer Meile; der von der Lava angezündete Wald stand in lichten Flammen, schon waren Roggenfelder von der herniederfließenden Lava vernichtet, und ängstlich berechneten die Bewohner der nächsten Dörfer, welchen Weg der Strom aller Wahrscheinlichkeit nach wol nehmen würde. Doch stand er bald still, wovon ich mich nach einigen Tagen, als ich seinen Fluß besuchte, überzeugte, indem er erstarrte Lavamassen auf Lavamassen häufte und sich dadurch selbst einen Damm schuf.

Während ich diesen Ausbruch betrachtete und mich dem Krater so viel als ratsam zu nähern suchte, ging die Sonne auf. Das Licht der Sonne kämpfte mit den so verschiedenen Lichtern von dem Feuer des Kraters, der brennenden Lava und des brennenden Waldes. Endlich siegte die Sonne; die Feuersäule des Kraters ward zu einer grauen, die der Lava zu einem weißen Rauch verwandelt; rund umher war Alles mit Schnee bedeckt. Diese Vereinigung von Feuer und Schnee und dieser Gegensatz und Kampf der verschiedenen Beleuchtungen ist eine der interessantesten Naturerscheinungen, welche ich erlebte.

Acht Tage später bestieg ich den Hauptkrater. Das englische Haus und der größte Theil des nackten Gürtels waren von Schnee bedeckt; auf dem Gipfel maß ich die Höhe des Berges, während die Erde unter meinen Füßen

zitterte. Der neue Krater war durch hinausgeworfene Asche und Steine in den acht Tagen zu einem ansehnlichen Berge angewachsen.

Als ich fünf Wochen später, im Anfang des Juli, von Messina nach Neapel segelte, brannte der Krater noch, und da zu gleicher Zeit Stromboli in Flammen stand, so hatte ich auf einmal zwei brennende Vulkane vor mir.

J. F. Schouw.

33. Brief über einen Besuch auf dem Vesuv.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestaltete Anhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz und Kehricht Tragende, entgegenrollende Caleschen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die anderen nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch; erst plumpten die schwereren und hüpften mit dumpfem Getön an der Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wol abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge

genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungetüm, nicht zufrieden, häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat, und der Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich ratschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, und stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend, noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt, wir standen auf einem scharfen Rande vor einem ungeheuren Abgrunde. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein auf's Freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen auf dem frischen Bruch, einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Göthe.

34. Das Wasser.

Von allen Naturerscheinungen kommt mir das Wasser als die wunderbarste vor, denn es ist nicht anders, wenn man recht darauf sieht und hört, als wohne in ihm ein uns befreundetes Wesen, das uns versteht und sich uns mittheilen möchte, so klar und lockend schaut es uns an; es lacht mit uns, wenn wir fröhlich sind, es klagt und schluchzt, wenn wir trauern, es schwatzt und plaudert kindisch und thöricht, wenn wir uns zum Schwatzen

aufgelegt fühlen, kurz, es macht Alles mit. Auch tönt ein rauschender Bach in der Einsamkeit der Gebirge wol wie ein Orakel, dessen prophetische, tiefsinnige Worte wir gern verstehen lernen möchten.

Nicht so willkürlich, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, haben ältere und neuere Philosophen dem Wasser schaffende Kräfte und ein geheimnißvolles Wesen zuschreiben wollen; denn ich kenne nichts in der Natur, was unsere Seele so ganz unmittelbar mit sich nimmt, als der Anblick eines großen Stromes oder gar des Meeres; ich weiß nichts, was unsern Geist und unser Bewußtsein so in sich reißt und verschlingt, wie das Schauspiel vom Sturze des Wassers, z. B. des Terverone zu Tivoli, oder der Anblick des Rheinfalles. Darum ermüdet und sättigt dieser wundervolle Genuß auch nicht, denn wir sind uns, möchte ich sagen, selbst verloren gegangen; unsere Seele mit allen ihren Kräften braust mit den großen Wogen eben so unermüdlich den Abgrund hinunter. Das ist es auch, warum wir vergeblich nach Worten suchen, mit Vorstellungen ringen, um aus unserer Brust die erhabene Erscheinung wieder auszutönen, und keiner Anstrengung kann dieses Bestreben jemals gelingen. Da die Sprache schon so unzulänglich ist, so sollten es sich die Künstler doch endlich abgewöhnen, Wasserfälle malen zu wollen, denn ohne ihr sinnvolles, in tausendfachen Melodien abwechselndes Rauschen sehen auch die besseren in ihrer Stummheit nur albern aus. Dergleichen Erscheinungen, die keinen Moment des Stillstandes haben und nur im ewigen Wechsel existiren, lassen sich niemals auf der Leinwand darstellen.

Darum sind Teiche, Bäche, Quellen, sanfte blaue Ströme für den Landschafter so vortreffliche Gegenstände und dienen ihm vorzüglich, jene sanfte Sehnsucht und Rührung hervorzubringen, die wir so oft beim Anblicke des ruhigen Wassers empfinden.

Die Menge der lebendigen, rauschenden Brunnen gehört zu den Wundern Roms, und sie tragen mit dazu bei, den Aufenthalt in dieser Stadt so lieblich zu machen. Entzückt uns in freier Landschaft oder in den Gärten das Spiel des Wassers, so ergreift uns neben Palästen und Kirchen, im Geräusch der Straßen und Märkte dieses tönende Rauschen und Sprudeln noch seltsamer. Ich kann nicht sagen, wie in der stillen Nacht der Abreise mich diese Brunnen rührten, denn mir dünkte, daß sie alle Abschied von mir nähmen, mir ein Lebewol nachriefen und mich an alle Herrlichkeiten dieser Hauptstadt der Welt erinnerten. Ich begriff in der Stunde nicht, wie ich mich vorher oft so innig nach Deutschland hatte sehnen können, denn schon bevor ich aus dem Thore gefahren war, sehnte ich mich herzlich nach Rom zurück; wie viel mehr nicht seitdem! —

Ludwig Tieck.

35. Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers.

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große, schöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, das nur statt der Buchstaben, worin die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben sei. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; eben so wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben

so wundervolles Werk und Zeugniß von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig in's Auge fällt, und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig in's Auge Fallenden, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschachte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde gingen, als die großen Thürme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Thurm in Straßburg, so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers, von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000mal die Höhe der großen Nürnberger Thürme, und 47,000mal die Höhe des Straßburger Münster-Thurmes. (Jene zu 123, diese zu 220 Ellen gerechnet.)

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Messungen der Astronomen welche gibt, die fünfmal so hoch sind, wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Oertlerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzigmal so hoch, als die Sebalder Thürme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiriberg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch als der Oertlerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was die Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterdringenden Wassers und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dies besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wol meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, zum Beispiel im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wol nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganze dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Wasser angefüllt und untereinander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserem deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz, oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene, Meilen weit sich

fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Eintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweisen. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der wasserreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahre 1702 unweit Friedrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbette des Meeres fortzusetzen, und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch Niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheueren Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist sechs englische Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzudringen vermag, meist nur als das obere Geschoß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekannten Tiefe braust der Wasserfall der Höhle bei Lexington, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgänge wieder fand, in diese Tiefen stürzen die Wasser der Castletons- und Paolshöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß, aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschachte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschachte vieler andern Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbstständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wol eben daher, wo jene von unten herauf dringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen empordringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wol noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker heiß werden, und die Fische vom Grunde

heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Herd der Vulkane sehr tief und weit entfernt sein müsse, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen stattfinden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft bei denen auf Island auf dreißig Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüsse stürzen nieder und machen die aufgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, wie denn ein solcher im Jahr 79 n. Chr. in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Ausbrüchen aus den Bergen hinausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie z. B. 1783 auf Island, in einer solchen Masse ausgeflossen, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, ganz hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wässeriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

Ein Theil der Quellen, besonders die heißen, mögen wol auch aus großer Tiefe heraufkommen in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Wasser werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an sich ziehen, eben so wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefeltheile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie z. B. den Bullerborn im Paderbornischen, die abwechselnd, in regelmäßigen Zwischenzeiten, Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende in's Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wol eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und als z. B. der große feuerspeiende Berg Avatcha auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer Meilen weit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küsten sahen

mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal alle unter Wasser gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen in Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber geflutet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden, und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da so gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa sechzig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber hinausragen. Aber andere und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher standen, verlassen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Cannstadt im Württembergischen, bei Burgtonna in Thüringen, und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, z. B. im Braunschweigischen und Hannöverischen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusrohre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft miteinander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, ebenso wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt

gar Vieles nicht wissen. Die heil. Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde gingen. Und an eine solche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) in's Meer versunken zu sein; ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber Alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen in vulkanischem Feuer erzeugten) aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heil. Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben sich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südtyrol und in der Schweiz sehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es schon ein belebtes Meer gab, und haben sich zum Theil über Lagen und zwischen Lagen erzeugt, in denen Seegeschöpfe eingeschlossen sind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entstanden, worin solche Wesen leben können, nämlich im Wasser.) Sie finden sich meist nur an den höchsten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meisten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eisen, gewonnen. Man findet diese großentheils in sogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich durch die hineingeflossenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein, aus Gyps bestehen, welche viele Muscheln und Steinkohlen und auch Salz in sich führen, und noch andere Eigenschaften haben, die hier nicht weiter beschrieben werden können, nennt man Flötzgebirge. Diese enthalten zwar im Allgemeinen nicht so viel Erze, als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eisen.

Den losen Sand, Lehm, Töpferthon, die in unsern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man außer eben diesem Lehm und Töpferthon, und außer Braunkohlen, nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

G. Schubert.

36. Oekonomie der Industrie.

Groß und herrlich ist die Welt mit ihren Gesetzen, unermeßlich aber der Geist, der sie geschaffen hat. Allen Dingen hat er ihre eigene Bestimmung angewiesen, hat ihnen Gesetze vorgeschrieben, von denen sie nicht abweichen dürfen, und Alles hat er so eingerichtet, daß eines dem andern aushilft, daß eines des andern wegen da ist und daß überall in der Natur eine Harmonie herrscht, deren einzelne Saiten nur die Hand der Allmacht zusammenzustimmen wußte.

So ist in der Natur nichts unnütz, nichts ist von dem weisen Schöpfer als zu gering betrachtet, jedem ist sein Platz angewiesen, und dies mit einer

Genauigkeit und weisen Haushaltung, daß der denkende Mensch nirgends mehr Sparsamkeit lernen kann, als in der Natur. In ihr geht nichts verloren, keine Kraft, kein Tröpfchen, kein Stäubchen, ja kein Hauch.

Thun wir nur einen Athemzug, so hauchen wir Lebensluft ein und Kohlensäure aus; letztere fällt dann aus der Luft mit dem Regen zur Ernährung der Pflanzen wieder nieder. Eilt der Blitz durch die Lüfte, so bildet er aus dem in ihr enthaltenen Stickstoff, Sauerstoff und dem Wasser der atmosphärischen Luft salpetersaures Ammoniak, das der Regen den Pflanzen zur Nahrung zuführt.

Betrachten wir den meisterhaften Bau der Pflanzen, z. B. des Getreidehalmes, so müssen wir ausrufen: Wie ist es möglich, daß die zarten Fasern des Halmes aus Kohlensäure und Wasser hervorgegangen sind? Und wie wunderbar, Pflanze und Same ernähren den Menschen und die ihm dienenden Thiere! Diese Nahrung bewirkt, daß der Mensch milder gesinnt, daß das Thier lenksamer und dadurch brauchbarer wird. Man hat nachgewiesen, daß die Uranfänge der Gesittung und Bildung bei Ackerbau treibenden Völkern zu suchen sind. Die Civilisation, sagt ein französischer Philosoph, erschien mit dem Getreidehalm in der Hand.

Wohin wir uns auch in der Natur wenden, müssen wir gestehen, daß — wie in dem angeführten Beispiele — die Natur oder vielmehr Gott in der Natur das Kleinste zum Größten, das Unbedeutendste zum Wichtigsten, das Unscheinbarste zum Herrlichsten macht, worin sich die Majestät, die Größe, die Allmacht des Schöpfers abspiegelt.

Diese weise Anordnung ist das Gesetz, das ein ewiges Gleichgewicht, eine ewige Harmonie in der Natur hervorbringt und das jedes, auch das kleinste Theilchen dem Ganzen als unentbehrlich erscheinen läßt.

Und sollte der industrielle Mensch, nach dem Bilde des Höchsten geschaffen, hinblicken in das Werk Seiner Größe — in die Natur und die schöne Tugend der Sparsamkeit nicht erkennen? — O gewiß, er muß sie erkennen, er muß sie auch anwenden wollen, sie in seine Werke übertragen, und dieselben immer mehr zum Nutzen der Menschheit anwenden, ihr eine immer größere Ausbreitung zu geben trachten.

Perlen und Edelsteine, Gold und Silber sind nicht die Achse, um die sich die Industrie dreht, denn trotz aller dieser edlen Mineralien müßten Millionen Menschen Hungers sterben; sondern wenig auffällige Naturprodukte sind es, deren sich die Industrie bemächtigt und sie ausbeutet. Der unscheinbare Flachs, die Baumwolle, der schmutzige Tabak, die rußigen Kohlen, das gemeine Eisenerz und ähnliche gering scheinende Gebilde der Erde, diese sind die vorzüglichsten Gegenstände für die Industrie.

Man kann mit Recht sagen: Der niedrigste Staub ist es oft, der durch die Thätigkeit des Menschengeistes einen ungemein großen Wert erlangt und so Millionen Durstende tränkt, Millionen Nackende kleidet. Kann man das also nicht recht passend eine industrielle Oekonomie nennen? —

Wer von uns kennt nicht den unscheinbaren F l a c h s, den die Naturforscher seiner Blüte wegen eine Fünfzahl-Pflanze nennen, dessen kleines, glänzendes Korn im April oder Mai der Erde übergeben wird, um wie durch ein Wunderwerk den schlanken, dünnen, am Gipfel sich verzweigenden Stengel zu erzeugen, der nach drei bis vier Monaten auf seinen Verzweigungen braune Kapseln, gleichsam zum Zeichen trägt, daß die Natur ihr Werk vollendet habe, und daß der Mensch die Pflanze von nun an zu seinem Nutzen verwenden soll? Fürwahr — der Geist des Menschen ist nicht stillgestanden, er hat bei dem Flachse Großes geleistet!

Aus den unscheinbaren Fasern oder Bastzellen des Stengels hat er Kleidungsstoffe bereitet, und aus den kleinen Körnern der Kapseln ein Oel erzeugt, welches bei vielen Fabrikationen und selbst als Arznei mit großem Nutzen verwendet wird. — Schon im grauen Altertum kannte man den Anbau und die Benützung des Flachses; denn wir lesen ja im zweiten Buche Moses, daß der Hagel Flachs und Gerste vertilgte, als Moses bei Pharao vergeblich sich bemüht hatte, die Bewilligung zur Auswanderung der Israeliten zu erlangen. Die ägyptischen Mumien sind in Linnen gehüllt, die Priester der Isis kleideten sich in Linnen, die Römer bereiteten aus dem Flachse Linnen und Schiffssegel u. s. w. Erst als im 16. Jahrhunderte der industrielle Mensch die herrlichen Eigenschaften der Baumwolle kennen lernte, verlor die Flachspflanze an Zuspruch, denn man verfertigte aus der Baumwolle weit wolfeilere, wenn auch weniger haltbare Kleidungsstoffe.

Doch nicht allein die reinen Fasern des Flachses benutzt die sparsame Industrie, selbst die bei der Bearbeitung des Flachses sich ergebenden Abfälle werden als Düngungsmittel verwendet, oder auch als Bindemittel dem Lehm beigemengt.

Die Industrie sammelt sogar die Lumpen des Bettlers, gibt sie in die Hand des Papierfabrikanten, in dessen Werkstätte sie so langen Verwandlungen unterliegen, bis sie als milchweißes Papier die Runde in der Welt wieder antreten und mit der veränderten Gestalt auch eine neue Bestimmung erhalten. Doch, diese Bestimmung erhalten bloß die feinen Lumpen; die großen und wollenen dagegen benützt der Fabrikant als Dünger auf seine Aecker, oder er läßt die wollenen Lumpen auf der von Karl Thoma in Kriegstetten bei Solothurn erfundenen Maschine wieder abhaspeln, um sie als neue Wolle an den Tuchfabrikanten zu verkaufen.

Wer würde glauben, daß manches schöne neue Kleid, vielleicht sogar eine herrliche Wolldecke aus wiederaufgehaspelten alten Lumpen hervorgegangen sei? — Wie manches alte Kleid hat uns schon hoch erfreut, das früher den Leib des Bettlers spärlich deckte! Selbst das, was von den wollenen Abfällen zum Gespinnst nicht mehr taugt, findet noch bei der Fabrikation der Pappe, der Tuchtapeten, des Filztuches oder auch des Berlinerblaues seine Verwendung.

Die sparsame Industrie weiß recht gut, daß im Papierschnitzel Groschen, ja Thaler stecken. Sie zerstampft die Papierschnitte, tränkt sie mit Oel und Leimwasser, bildet feste Massen daraus, die sie in Formen bringt, trocknet, abdrechselt, oder mit Bimsstein schleift, dann bemalt und endlich lackirt. Auf diese Weise werden nicht selten Kunstwerke daraus verfertigt. Die Papierschnitzel sind es, welche die Fabriken zu Altenburg, Dresden, Braunschweig, Gotha, Nürnberg, Frankfurt, Sandau, Reichenau, Sonnenberg u. s. w. in's Leben gerufen haben; sie sind es, die uns als Ergebniß dieser Fabriken die herrlichen Dosen, die täuschenden Masken, oft auch sogar Kunstwerke größerer Art — wie z. B. die beiden Leuchter im Dome zu Erfurt sind — verschaffen. Die Puppenköpfe, ein so unbedeutender Gegenstand, werden zu einem bedeutenden Handelsartikel, ernähren Tausende von Gebirgbewohnern, namentlich in Oberösterreich, in Salzburg und im Thüringerwalde.

Wie sehr gewinnen also die verachteten Papierschnitzel unter den Händen der Industrie an Wert und Bedeutsamkeit!

Die unbeachteten Sägespäne dienen zum Ausstopfen der Puppenkörper, und so manche Thräne der Armut wird durch diese leichte Arbeit gestillt.

Die Hobelspäne, die in manchen volkreichen Gegenden zu nichts anderem brauchbar erachtet werden, als zum Verbrennen, können eine weit

größere Bedeutung erlangen. Durch dieselben begründete der denkende Mensch die Schnellessigfabrikation. Er häuft nämlich die Abfälle des Tischlers, dies so wertlos geglaubte Material, in großen Fässern zusammen, setzt ein zweites Faß mit durch Wasser verdünntem Alkohol darüber, läßt denselben tropfenweise über die Hobelspäne hinweggleiten, und gewinnt so durch dieselben eine große Fläche auf engem Raume, um durch sie den Spiritus mit größtmöglichster Menge atmosphärischer Luft in Verbindung zu bringen; denn auf diese Weise verbindet sich der Alkohol mit dem Sauerstoffe der Luft und erzeugt den Essig auf die wolfeilste Art.

Wer denkt wol daran, daß der schwache Strohhalm, der eben vor irgend einer Scheuer oder auf dem Wege in den Koth getreten wird, zu etwas viel Besserem dienen kann, als bloß zertreten oder als Düngungsmittel gebraucht zu werden?

Der Hut, mit welchem sich manche Dame schmückt, ist nichts als ein Kunstgeflechte aus Stroh, das zu diesem Zwecke getrocknet, gespalten und verarbeitet wurde. Tausende von Menschenhänden, wie im Annathale in Toscana, in der Umgebung von Venedig, in der Schweiz, in England, Frankreich, Belgien, im nichtösterreichischen Deutschland und. gegenwärtig auch im Erzgebirge Böhmens, werden durch den Strohhalm beschäftigt, Tausende von Menschen durch ihn ernährt. Welche Dame denkt wol daran, daß die Armut ihren geschmackvollen Hut erzeugte, daß ein Gebirgsmädchen bis 14 Tage lang mühsam arbeiten mußte, ehe das Strohgeflechte so weit kam, daß es weiter in die Hand der erfinderischen Putzmacherin gegeben werden konnte?

Und wie merkwürdig, derselbe Stoff, der sich über dem schön aufgeputzten Haar der Modedame erhebt und auch den Kopf des Matrosen deckt, der muß sich auch tief in den Staub, in den Koth werfen lassen, um von den Füßen getreten zu werden, die er reinigt; denn was ist's, das vor den Thüren unserer Wohnungen zum Abwischen des Stiefelkotes liegt? — Ein Strohgeflechte. Es ist dasselbe Stroh, aus dem der Russe seine Harmonika verfertigt, mit dem der Papparbeiter seine Schachteln und Kästchen überzieht, und auf dem Millionen von Menschen von ihren Arbeiten und Sorgen ausruhen.

Aber viel weiter noch, als bis jetzt gezeigt, geht der sparsame Haushalt der Industrie; sie benützt sogar den Straßenstaub.

Es sind nämlich die Blumenampeln, die in den Fenstern hängend das Zimmer von Innen und von Außen zieren, und in den schönen roten und grauen, oft kunstreich broncierten und versilberten Formen prangen, deren Entstehung wir diesem Staube zu verdanken haben. Derselbe Stoff, der durch Wasser angefeuchtet auf den Straßen ehedem als Kot unsere Stiefel beschmutzte, der im trockenen Zustande als Staub unsere Kleider verderbte, derselbe ziert nun als Terralith unsere Wohnungen auf eine wolfeile Art.

Betrachten wir die herrlichen aus Meerschaum geschnitzten Tabakspfeifen, was für einen wichtigen Fabrikzweig begründen sie nicht! Das aus Kiesel und Talkerde bestehende Mineral wird vorzüglich in der Türkei gegraben, bei uns eingeführt und sodann die Gestalt der verschiedenen Pfeifenköpfe daraus geschnitten. Durch Bohren und Schneiden ging in früherer Zeit unendlich viel Material zu Grunde, jetzt aber geht durch die fortschreitende Sparsamkeit der Industrie kein Stückchen verloren. Man macht aus den Abfällen die ihrer Wolfeilheit wegen so gangbaren unechten Meerschaumköpfe und Spitzen, indem man die sonst unverwendbaren Abfälle fein zerreibt, siebt, mit Wasser und irgend einem Bindemittel, meist mit weißem

Thon, zu einem Teige knetet, sodann trocknet und die entstandene Masse gleich dem echten Meerschaum bearbeitet. Ein einfacher Bewohner des Thüringerwaldes, Christoph Dreiß in Ruhla (1772), soll zuerst die Benützung dieser Abfälle empfohlen haben. Seine Erfindung zeigte sich bald als praktisch und gewinnbringend, insbesondere da sich aus dieser Masse auch andere wertvolle Gegenstände, z. B. kleine Säulen, zu Uhrenkästchen u. dgl. verfertigen lassen.

Stirbt ein Thier ab, so weiß die Industrie einen jeden Theil seines Körpers auf das Beste zu benützen. Ohne die Gedärme des Schafes würden wir keine Darmsaiten, mithin auch keine Streichinstrumente kennen, und die Musik, die den Menschen über das Irdische erhebt, würde jenen melodischen Wolklang nicht besitzen, den ihr die Streichinstrumente verleihen.

Die Häute bearbeitet der Gerber und macht sie zu unserer Bekleidung geeignet. Was der Gerber von den Fellen als für ihn wertlos abschabt, wie die Sehnen und Flechsen, nimmt der Leimfabrikant und gewinnt daraus gegen 46 Procent Leim. Weit größer noch ist der Nutzen bei den Rindsfüßen und Pergamentabschnitzen, da sie gegen 62 Procent Leim geben; und die Hammelfüße und kleinen Knochen, die sonst unbrauchbaren, haarlosen Hasen- und Kaninchenfelle des Hutmachers und eine Menge Abfälle des Lohgerbers sind ihm erwünschte Gegenstände, da sie ungefähr 42 Procent Leim geben.

Wie viele selbst unscheinbare Gegenstände werden demnach benutzt! Wie weit geht hierin die Sparsamkeit der Industrie! — Ohne Leim wäre kein Tischler denkbar, ohne denselben müßten wir der herrlichen Möbel, die durch Aufleimen der Fourniere verfertigt werden, entbehren; ohne den Leim würde der Buchdrucker seine aus Leim und Syrup bereitete Druckerwalze nicht besitzen; ohne diese hätten wir keine Schnellpresse, mit der wir in einer Stunde 1200 Bogen zu bedrucken im Stande sind, wogegen die Handpresse nur etwa 250 erzeugt; ohne den Leim würden uns trübe Stunden durch kein Streichinstrument verscheucht werden können.

Treten wir in die Stube des Schuhmachers; da sehen wir kleine Lederstücke durch sein Messer auf den Fußboden fallen. So Mancher glaubt, derlei Abschnitte seien zu nichts zu gebrauchen. Nein, auch diese finden einen Mann, der durch eigene Schneidemaschinen ihnen die Gestalt eines Knopfes und durch Pressen sogar eine künstliche Form, wie die eines Bildes u. dgl. verleiht. Ist das Stückchen Leder auch für den Knopffabrikanten unbrauchbar, weil zu klein, so übergibt er es der Berlinerblaufabrik; denn diese sieht nicht auf die Größe des Abfalles, sondern auf den Abfall selbst und auf seine Wolfeilheit. In einer solchen Fabrik glüht man diese Lederspäne mit Pottasche, laugt die geschmolzene Masse aus, versetzt die Lauge mit Eisenvitriol und erzeugt so eine Substanz, aus der das kostbare Blau dargestellt wird, das sowol in den Kattundruckereien, als auch in den Seide-, Wolle- und Baumwollefärbereien ein wichtiges Farbematerial ist.

Der thierische Knochen, der sonst wertlos auf den Wegen und auf Düngerhaufen gelegen, ist jetzt das notwendige Material der Knopf- und Zuckerfabrikanten. Ohne die Knochenkohle (Beinschwarz) könnte der Zuckersaft nicht gereinigt (raffiniert) werden. Das Jahr 1836 führte in Deutschland die Rübenzuckerfabriken ein, und lehrte uns die Knochen, die der Verwesung preisgegeben nicht selten auf den Wegen und Gassen herumlagen, aufsuchen, und sie andern wertvollen Gegenständen gleichstellen.

Auch in der Oekonomie leisten die Knochen als Düngungsmittel gute Dienste.

Nichts ist daher so gering und unbedeutend, daß wir es verächtlich mit

Füßen treten dürften, Nichts ist in der Welt, was der Mensch nicht zu seinem Nutzen verwenden könnte!

Müssen wir daher nicht unwillkürlich ausrufen: Gott der Schöpfer alles dessen ist sowol höchst weise als höchst gütig, da er in das scheinbar Unbedeutende einen solchen Wert gelegt, es zum Besten der Menschen erschaffen hat. Sollen wir aber nicht auch die uns von ihm verliehenen Geisteskräfte immer mehr entwickeln und bilden, um die Stoffe der Natur zum Besten der Menschen, seiner Kinder, immer mehr und besser benützen zu können? Daher Lob und Preis dem Herrn, der Alles zu unserem Wole geschaffen hat, und uns in seinem herrlichen Werke, in dem großen Buche der Natur, die Tugend der Sparsamkeit kennen lehrt!

Johann Wohlang.

37. Die Weisheit Gottes im Reiche der Natur.

Wie der Himmel gegen Morgen glänzt! Zitternde Strahlen steigen aus dem Meere auf und werden jeden Augenblick lebhafter. Der ganze Himmel rötet sich. Bald wird die Sonne aufgehen, die das nächtliche Dunkel verscheucht. Siehe, da blickt sie schon. Allmählich erhebt sie ihren Freudenblick über die Wogen und erfüllt die ganze Fläche mit ihrem Lichte. Sanft und kräuselnd spielt der Zephyr mit den beweglichen Wogen, und jede Welle zittert in ihrem Glanze. O, wie unermeßlich und grenzenlos erscheint jetzt das Meer. Dem schwachen Auge erscheint es, als vereinige sich dasselbe mit dem weiten Himmelsgewölbe, welches Alles bedeckt, und das Heer der Gestirne, womit dieses Gewölbe besäet ist, scheint mit jedem Tage aus den Wassern aufzusteigen und nach vollendeter Bahn in den nassen Schoß derselben sich unterzutauchen. Erhabener Anblick! Schöpfer, ich erkenne deine unsichtbare Hand und voll heiliger Ehrfurcht falle ich nieder und bete an. Das Universum ist ein großes Buch, zur Belehrung deiner vernünftigen Geschöpfe aufgeschlagen. Aber der stumpfsinnige Mensch sieht es entweder nicht an, oder wenn er sich zuweilen entschließt, hineinzuschauen, so kümmert er sich wenig um die darin enthaltene Belehrung. Darum schöpfen wir aus deinem Buche der Weisheit fast immer nur Thorheit. Die alten Chaldäer und Aegypter lernten den Lauf der Gestirne und beteten die Geschöpfe an. Sie durchwachten Nächte mit Beobachtung der Sternbilder und kümmerten sich wenig, die Absicht ihres Daseins zu ergründen.

Weltweiser, du mühest dich ab mit dem Erforschen der Natur und kennst die geheime Kraft, die das Meer bei der Ebbe und Flut in Bewegung setzt. Du weißt, warum der Ocean bald wütend brüllt und den Frieden seiner stummen Bewohner stört, bald in sanfter und ruhiger Stille schläft. Du kennst die verschiedenen Heilkräfte der Pflanzen und Früchte. Du weißt, wo der Euphrat und Tigris entspringen, wie im Schoße der Felsen das Weltall sich härtet, wie in der Tiefe des Meeres die Perlen sich bilden; du weißt, warum der Nil fruchtbar an Wassern, die er anderswo aufnimmt, dem Lande der Aegypter jene Fruchtbarkeit gibt, die der Himmel, so sparsam an Regen, ihm versagt. Ueberschaust du das weite Feld deines Wissens, so gefällst du dir selber darin, bläheſt dich auf, und, das Herz voll vom hohen Begriffe deiner Schätze, sprichst du bei dir selbst: Die Weisheit ist mein. Durch sie erheb' ich mich über die übrigen Sterblichen. Durch sie herrsche ich über das unermeßliche Gebiet der Natur. Stolzer Wurm! Du machst dich selbst zum Götzen, dem du huldigst, weil du in deiner Blindheit Den nicht kennst, vor Dem du das Knie beugen solltest. Steig' auf zum Urquell und leg' ab

deinen eiteln Stolz, erhebe dich zum Allmächtigen, und huldigend lege zu seinen Füßen deine Weisheit nieder, die nur ein Tropfen jener unermeßlichen Weisheit ist, die das Weltall umfaßt. Aber du, der du dich rühmst, so viel zu wissen, wie, weißt du denn noch nicht, daß deine Kenntniß in Vergleich mit Dem, was du noch zu lernen hast, Nichts ist? Kennst du die Zahl der Sandkörner am Meere, der Sonnenstäubchen in der Luft, der Sterne am Himmel, der Wassertropfen, der Lichtstrahlen? Weißt du die Grundfeste, auf welcher sich die weite Schöpfung bewegt, und die Ausdehnung des Firmamentes? Weißt du, welches Triebwerk das Universum in Bewegung setzt? Wo die Weltangeln befestigt sind? Wo die Grenzsäulen sind zwischen dem Nichts und der Schöpfung? Kennst du die Räume, die die Natur umgeben? Kennst du alle Augenblicke der Zeit? Die unermeßlichen und schnell fliehenden Jahre, die die Ewigkeit in ihrem Schoße birgt? Ach, wie dieses düstere Licht sich verdunkelt und wie alle menschliche Weisheit verschwindet vor Dem, der allein weise ist! Die menschliche Weisheit beginnt und endet damit, daß man sich als einen Thoren erkennt vor der unendlichen Weisheit.

Lehrerin der Menschen, du, ohne welche alles menschliche Wissen Nichts ist, die du in so mancherlei Gestalt deine Kinder unterrichtest und uns, die wir nur belebter Staub sind, die ewigen Geheimnisse des Allerhöchsten eröffnest, rede du, unerschaffene Weisheit, zu diesem Herzen, welches in Demut dich anruft. Es mögen für mich die Orakel der Welt schweigen und die Weisen der Erde verstummen, nur laß mich deine himmlische Stimme vernehmen. Dir gefällt die Stille und du pflegst nicht den Laut deiner göttlichen Stimme mit dem irdischen Lärm zu vermengen. In der Einsamkeit offenbarst du dem Menschen deine Ratschlüsse. Siehe, diese Stunde ist dazu geeignet; eine tiefe Stille bedeckt den Erdkreis und der Schlaf hält die müden Sterblichen in süßen Banden gefesselt. Einsam und horchend hang' ich an deinem Munde und suche meine Ruhe in deinen heiligen Aussprüchen. Ich verlange nicht, daß du mich dorthin versetzest, wo du auf deinem Lichtthrone der Natur Gesetze vorschreibst und die Ereignisse lenkest. In diesem Erdenthale sprich zu meiner Niedrigkeit. Während ich hier deine Werke betrachte, laß mich darin deine schaffende Hand erkennen. Laß mich verstehen die Sprache, die du darin redest, und während das Auge aufmerksam deine Werke überschaut, mögen sich deine Worte wie ein fruchtbarer Thau in meine Brust senken und das dürre Erdreich, das jetzt nur Dornen trägt, möge die köstlichen Früchte der Keuschheit, der Gerechtigkeit und der Gottesfurcht bringen.

O ihr Werke meines Gottes, welch' eine süße Unterhaltung gewähret ihr mir, wie lieblich verkündet ihr mir seine geheimnißvolle Größe, während er selbst in unzugänglichem Lichte wohnt! O, wie fühle ich mein Herz von der Erde emporgehoben, während ich auf euch merke! — Nicht nur das, was uns groß scheint, trägt die Spuren der ewigen Weisheit. Sie glänzt auf gleiche Weise an den geringsten Geschöpfen, und wenn der Mensch sie an der Sonnenscheibe deutlicher sieht, als an einem Insekte, so ist sie darum nicht minder groß; nur ist das Auge zu kurzsichtig. Wenn du immer diese Weisheit gern bewunderst, komm, wir wollen uns in der Mitte einer Wiese niederlassen. Hier siehst du nach der gewöhnlichen Ansicht nur die gemeinsten Dinge, niedrige Kräuter, die du täglich mit Füßen trittst und verächtlich dem Viehe vorwirfst. Und dennoch, wenn du nicht blind bist, wie viel Stoff geben sie dir zum Erstaunen? Siehe, rings um dich her erheben sich tausend verschiedene Pflanzen. Alle saugen aus derselben Erde ihre Lebenskraft und eine jede behält indessen ihre eigene Gestalt, ihren besondern Geschmack, ihre eigene Kraft; eine jede bringt ihren eigenen Samen, um rings um sich her ähnliche junge Pflänzchen

zu verbreiten. Was geschmacklose Feuchtigkeit und todter Schlamm ist, wird hier durch eine geheime Kunst in hundert verschiedene Gestalten umgewandelt. Du siehst unter ihnen ganz verschiedene Wurzeln, Stengel, Blätter und Blumen und Früchte, du findest eine gänzliche Verschiedenheit an Gestalt, an Farbe, an Geruch und Geschmack. Wer kann alle Eigenschaften derselben bemerken! Und doch sind sie alle die Kinder Einer Mutter. Dieselbe Erde erzeugt, trägt und nährt sie und zieht sie groß. Aber bei solcher Manigfaltigkeit betrachte, wie jede Pflanze ihrer Natur getreu bleibt und nimmer ihre Grenze überschreitet; nicht Eine nimmt die Blüte einer andern an, oder bekleidet sich mit ihrem Blatte, oder schmückt sich mit einer fremden Frucht. Obgleich vernunftlos, folgen sie doch alle dem Gesetze, das sie unter einander abgesondert hat seit dem ersten Augenblicke, da sie aus dem Nichts hervorgingen.

Wo ist denn nun der Thor, der sich vermißt, die blinde Natur und das Ungefähr über den Thron der Gottheit zu erhöhen? Schau' umher und betrachte, wie Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck verbunden sind, wie alle Wesen von Einer Gattung in ihrem Wirken stets gleichförmig sind. Schau' und bewundere eine hohe Intelligenz, die Alles lenkt und umfaßt. Diese entwarf den Plan des Weltalls, sie stellte es so dar und leitet und ordnet es nach der ersten Idee. Du hältst den Menschen für ein vernunftbegabtes Wesen, weil er die Mittel, die zum Zwecke führen, zu verbinden weiß. Du hältst ihn für vernünftig, weil du siehst, wie er vorsichtig säet, wo er zu ernten gedenkt, wie er das Fußgestell einsenkt, wo er die Säule aufrichten will und wie er sie da anbringt, wo das einsinkende Dach einer Stütze bedarf. Und du willst nicht glauben, daß eine höchste, einzige, allgemeine, unermeßliche, ewige Vernunft die große Kette von Ursachen und Wirkungen in einander geflochten habe, die in unermeßlichem Umfange Alles in Eins schlingt und das Universum zusammen hält? Und du maßest dir thöricht an, die Natur Schöpferin zu nennen? Welch' ein ungeheurer Wahnsinn! Derjenige, welcher das Auge gebildet hat, schuf auch das Licht und die Farbe, und Licht und Farbe haben nach der Anordnung des höchsten Geistes einerlei Zwecke mit dem Auge, sowie sie in der Natur einerlei Gebrauch gemeinschaftlich haben und zu einem und demselben Ziele hinwirken. Derjenige, welcher dem Menschen das Bedürfniß nach Speise anerschaffen hat, schuf auch die ihm zusagenden Gewächse; und das Erdreich, das sie aufnimmt, und die Sonne, die sie befruchtet, und der Regen, der sie nährt, sind von ihm und dienen dazu, die Reife derselben zu befördern. Wer macht, daß die leuchtende Sonne uns umkreiset und mit ihren erwärmenden Strahlen Alles belebt? Wer mäßigt so ihre Hitze, daß sie die Sterblichen nicht aufreibt, sondern erquickt? Ist es vielleicht die blinde Natur, die das schwächliche Leben der jungen Thiere durch die zarte Pflege der Alten beschützt? Wer hört die Stimme des blökenden Lämmleins und führt ihm die Mutter zu, die es säugt? Wer zeigt dem Löwen in der Wildniß seine Beute und führt ihn mit dieser Beute zur Höhle der zarten Jungen? Wer lehrt den Raben seinen Aufenthalt verändern? Wer ladet die Schwalbe beim Herannahen des kalten Winters zu einem andern Klima ein, und wer zeigt ihr den Weg über die Fluten des Meeres? Wenn die blinde Natur, der blinde Zufall das Weltall gebildet haben, wer erhält denn ihr Werk und bewahrt es in seinen alten Grenzen? Wer macht, daß die Sonne immer dieselbe Bahn betritt, die ihr von Urbeginn bezeichnet ist? Wer macht, daß die Planeten sich nicht in ihrem Kreislaufe hindern, daß sie nicht an die Fixsterne anstoßen, daß die Erde nicht zusammenstürzt, daß sich der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten nicht

ändert, daß die Himmel nicht wanken, daß keine Verwirrung entsteht zwischen Tag und Nacht? Wer macht, daß der blinde Zufall nicht wieder Das hervorbringt, was er nach der Meinung der Thoren früher schon hervorgebracht haben soll, daß die blinde Natur nicht täglich ihre Werke vervielfältigt, daß wir nicht mit jedem Tage neue Sonnen aus dem Schoße des Nichts aufsteigen und über uns hinschweben sehen, daß nicht neue Pflanzenarten das Erdreich bedecken und neue Thiergeschlechter, der Vorwelt unbekannt, die Wälder bevölkern, und Schlangen, Vögel und Fische erscheinen, wie früher keine gesehen wurden?

Aber laß uns wieder auf die Wiese zurückkehren. Eine zahlreiche Schar beflügelter Insekten bedeckt Alles und flattert umher von einer Blume zur andern, spielend und gaukelnd. Welche Kunst gab diesen Würmchen ihre Flügel? Wer lehrte sie, dieselben schnell zu schwingen und sich darauf zu wiegen, bald in die Höhe zu steigen, bald wieder sich zu senken und ihren schnellen Flug bald hierhin, bald dorthin zu richten? Ewige Weisheit, schaffende Weisheit! wer kann dich hier verkennen?

Aber eine süße Harmonie ertönt durch den Wald. Ich kenne den lieblichen Gesang der unschuldigen Bewohner der Gebüsche. Wie viele verschiedenen Stimmen! Jede Familie hat ihre eigene Sprache, jedes Geschlecht seine eigene Melodie. Sie verstehen die Kunst, den Atem zu dämpfen, die Stimme zu beherrschen, die Töne zu bemessen. Die höchste Weisheit ist ihre Lehrerin und Lenkerin. Sie folgen nur blind dem Triebe, den der Schöpfer ihnen gab.

Siehe, da kommen sie aus dem Gebüsche in die Wiese herab. Der eine fliegt daher, der andere zurück. Der eine trägt in seinem Schnabel ein Grasstämmchen, der andere ein Insekt. Wie sie geschäftig sind, die artigen Thierchen! Wie thätig und ernsthaft! Die einen bauen sich ihr Nest, die andern versorgen ihre zarten Jungen mit Speise. O du ewige, bewunderungswürdige Weisheit!

Aber welches laute Geschrei, welche kreischenden Töne höre ich da! Ach, das ist nicht mehr Freudengesang, es sind Töne des Schreckens und des Schmerzes. Welch' eine plötzliche Veränderung! Alle die armen Vöglein ergreifen eilig die Flucht. Was mag das bedeuten? Ach, da seh' ich in der Höhe den Sperber.

In weiten Kreisen dreht er sich über dem Gebüsche und droht auf seine Beute herabzustürzen. Eine Schar von kleineren Vögeln sammelt sich um den Räuber mit unaufhörlichem Geschrei. Ich weiß nicht, ob sie ihn mehr reizen oder verjagen; ich weiß nicht recht, ob dieser unsichere Flug und dieses ängstliche Geschrei Furcht oder Mut ausdrückt. Arme Thierchen! Seid ihr vielleicht Väter oder Mütter, und seid bekümmert um eure zarten Jungen? Fühlet auch ihr Regungen der Liebe, der Furcht? Wohnt auch in eurer unschuldigen Brust das süße Gefühl der Elternfreude? Wenn ich sah, wie ihr euch schützet und vertheidiget gegen die räuberische Hand, die euch die Jungen stahl, so bemerkte ich, wie ihr ängstlich um das bedrohte Nest einherflattert und schwankend zwischen Furcht und Mut bald auf den Räuber losstürztet, bald wieder euch entferntet, die Luft mit Klagen erfüllend. Ich sah, wie ihr um die Wette euch locktet und haufenweise hinfloget, wo eines von euch getödtet oder verwundet und sterbend auf dem Boden lag; wie ihr um diesen geliebten Gegenstand herumfloget und ihn jedesmal mit den Flügeln berührtet, während die Umgegend von eurem Klagegeschrei ertönte. Wolltet ihr dem Freunde zu Hilfe kommen? Riefet ihr andere zur Hilfe herbei? Weiß auch euer kleines Herz von Mitleid?

Aber der Sperber entflieht schon. Ewige Weisheit, warum störest du durch diese grausamen Räuber eine so unschuldige Freude, warum verbreitest du Schrecken unter diese friedlichen Waldbewohner? Daß doch die Sperber, die Falken, die Adler, die Geier . . . Was red' ich, Thörichter? Schweig', blinder Sterblicher, und forsche nicht, was dir zu hoch ist. Die Ursache der Dinge ist verschlossen in der Brust Desjenigen, der sie aus dem Nichts hervorgezogen und geordnet hat. Wer darf sich unterfangen, den Allmächtigen darüber zur Rede zu stellen? Es genüge dir zu wissen, daß stets eine unendliche Gerechtigkeit und Güte seine Rathschlüsse leitet. Du im Gefühle deiner Nichtigkeit, bete ohne Unterlaß diese stets gerechten und heiligen Rathschlüsse an!

So lange der Mensch diese niedrige Erde bewohnt, ist er noch fern von dem Lande des Lichtes. Er findet sich hier in einem dunkeln Lande, sieht nur einen Strahl von der ewigen Weisheit, der ihm den Weg dahin zeigt, wo er sie in vollem Glanze schaut. Genug, Pilger, wenn du den Weg weißt, und ihn wandelst. Am ewigen Ziele angelangt, wirst du sie schauen. Und gleichwie der Besitz des höchsten Gutes und die Fülle der Liebe dir dort zur Belohnung wird, weil du hienieden die unmäßigen Begierden deines Herzens bezähmt und dich vor Ausschweifungen bewahrt hast: so wird dich auch dort der Besitz der ewigen Weisheit und der ewigen Wahrheit dafür belohnen, daß du das unmäßige Streben deines Geistes in heiligen Schranken gehalten.

Aber du magst die Geier und Sperber nicht leiden? So hüte dich denn, daß du nicht selbst einer werdest. Die Raubvögel folgen dem unschuldigen Triebe der Natur. Die Adler und Falken in Menschengestalt, diejenigen, die das Laster dazu bildet, verdienen Abscheu und Strafe. Der strenge Spartaner flößte seinen Kindern die Mäßigkeit ein durch den häßlichen Anblick des entgegengesetzten Lasters, indem er ihnen seine betrunkenen Sklaven vorführte. Die göttliche Weisheit stellt dir eine große Tugendschule vor Augen in deinen Sklaven. Sie zeigt dir an den Thieren, über welche sie dir die Herrschaft gegeben hat, das deutliche Bild der Tugenden, womit du dich schmücken, und der Laster, die du fliehen sollst. Du siehst das eine sich im Kothe wälzen und wendest unwillig deinen Blick davon weg. Da hast du ein Bild; denk' daran! Weit unwürdiger noch handelt der Mensch, der sich im Schlamme niedriger Lüste wälzt. Ein gieriger Wolf fällt deine Herde an; der Fuchs schleicht sich verstohlen in deine Wohnung, um zu rauben. Ereifre dich nicht. Das sind nur Bilder von Verbrechern. Der wahre räuberische Wolf, der verwünschte Fuchs ist der Mensch, welcher mit offener Gewalt oder heimtückisch seinem Mitbruder Schaden thut oder nachstellt. Hüte dich, daß das verdammliche Verbrechen nicht auf dich falle. Der Rabe belästigt dich mit seinem widerlichen Krächzen. Lerne daraus, deine geschwätzige Zunge, das Werkzeug des Unverstandes, zu beherrschen. Schau hin auf das sanfte Lämmlein und lerne von ihm die Sanftmut; die reine Taube lehre dich die Unschuld kennen. Das Hündlein, welches dankbar seinem Herrn schmeichelt . . . . Ewiger Gott! in welchen kleinen Dingen stellst du unserem Blicke erhabene Gegenstände, hohe Tugenden vor. Wer kann vor dem großen Gesetzgeber seine böse That vertheidigen! Sogar seine uns untergeordneten Geschöpfe lehren uns das, was er verbietet oder gebietet. Ein Hund beschämt den Undankbaren; ein Hund lehrt uns Erkenntlichkeit und Liebe gegen unsern Schöpfer. Mensch, erröte! Bist du deinem Gott so getreu, wie dieses Thier demjenigen, der es nährt? Du murrest und zürnest, wenn dein liebevoller Herr dich züchtigt, um deine tödtlichen Wunden zu heilen. Der Hund

leckt die Hand, die ihn schlägt, und unter der Rute seines zürnenden Herrn duckt er sich demütig zu seinen Füßen. Betrachte ihn und bändige deine Gott lästernde Sprache und die unheiligen Wünsche deines verkehrten Herzens, wodurch du den Himmel zur Rache aufforderst. Zur Ameise, du Fauler, zur Biene, du Träger, geh' in die Schule! Sogar mitten in den Wäldern und auf den Fluren würdigt sich die ewige Weisheit, mit uns zu sprechen. Glücklich der Mensch, der überall auf ihre Worte horcht, die köstlicher sind als Gold und Edelgestein, und sie im Herzen bewahrt und zur Richtschnur seines Lebens macht!

Doch in's nahe Gebüsch ist die Ruhe wiedergekehrt. Laßt uns hineingehen, um das Treiben seiner Sänger näher zu beobachten. Laßt uns über den Bach gehen. O herrlicher Anblick! Sieh', da wimmelt Alles von Fischen. Wie munter und frisch! Mit Blitzesschnelle schießen sie in einem Augenblicke durch das Wasser hin und täuschen durch ihre schnelle Bewegung das kurzsichtige Auge des Beobachters. Wer hat sie zu solcher Schnelligkeit abgerichtet? Wer hat sie mit so gelenkigen Rudern versehen? Wie können sie leben in einem Elemente, wo jedes andere Thier erstickt? Wer versorgt sie da mit Nahrung? Ewig bewunderungswürdige Weisheit! überall sehe, überall finde ich dich. Armer Hirt, der du beständig deine Herde weidest und deine Lämmlein fütterst; schlichter Landmann, der du kaum etwas mehr kennest als das Feld und die Wiese und deine niedrige Hütte, beneide nicht die hohe Weisheit des Gelehrten, der dich stolz verachtet. Um Denjenigen zu finden, den du demütig und fromm anbetest, hast du nicht nötig, wie der Gelehrte, deine Nächte in anstrengenden Studien zu durchwachen, noch ihm zu folgen in verwickelten Rechnungen, um die Bahnen der Planeten zu messen, die Zeit ihres Umlaufes zu bestimmen und ihre Verfinsterungen vorherzusagen. In deiner niedrigen Umgebung kommt dir seine Weisheit entgegen. Wohin du dein Auge wendest, überall findest du sie. Sie ist dir stets zur Seite, ruft Tag und Nacht, und will sich dir zu erkennen geben und dich hingeleiten zur Glückseligkeit.

Aber laß uns in das Gebüsch eintreten. Betrachten wir die Wohnungen der Sänger des Waldes. Dort sitzt ein Vogel und brütet noch; da sind schon zarte Vögelein. O wie schön sind ihre Bettchen gebauet! Zuerst sind sie von Außen bekleidet mit rauhen Halmen, darauf folgen immer sanftere Fäden von trockenen Kräutern, und dann Federn und Haare, und endlich eine weiche Wolle, von Bäumen gesammelt und berechnet für diese nackten und schwächlichen Geschöpfe. Wer zeigt doch diesen kleinen Künstlern das für ihren Bau geeignete Material? Wer lehrt sie Maß und Zeichnung? Wer gibt ihnen die Instrumente für ihren kleinen Bau? Und doch mit welcher Kunst wissen sie ihn auszuführen und zu befestigen! Der eine baut auf den Boden und birgt sein Nest unter dichtem Grase, der andere baut lieber in hohle Bäume, ein dritter sucht seine Sicherheit unter verflochtenen Aesten. Wer bestimmt ihnen die Zeit, wann sie mit dem Neste anfangen sollen, damit es vollendet sei, wenn sie ihre Eier legen? Jedes Geschlecht baut sich seine Wohnung anders. Gibt es ein Gesetz, das jedem Geschlechte die eigene Form vorschreibt? Jedes Geschlecht hat verschiedene Gestalt, eine besondere und eigene Bedeckung und eigenen Sinn. Aber sieh', da kommt eine zärtliche Mutter, um ihre Jungen zu füttern! Wer lehrt dich die Kunst, deine Brut aufzubringen? Hüte dich, armes Geschöpf, vor hundert und hundert Speisen, die der Wald und die Wiese dir darbieten; du findest deren kaum zwei, die nicht Gift sind für dich und deine Jungen. Hüte dich, dieselben zu spät zu erquicken, wenn sie nicht vor Hunger umkommen sollen. Bedecke sie mit deinem Flaum,

denn sie sind noch schwach; der nächtliche Thau kann sie tödten .... Ich Thor! was kümmere ich mich? Es hat schon Einer vorher für Alles gesorgt. Alles dieses hat die weise Hand des Schöpfers unauslöschlich ihnen eingeprägt. Alles kennt seine Stimme, die allein alle Dinge hervorgebracht hat. Diese belehrte die vernunftlosen Geschöpfe und ihr gehorchen sie immer. O, wie sie jubeln beim Anblicke der Speise! Wie sie sich alle aufrichten und gierig die kleinen Schnäbel aufthun! Wie geschickt ihnen die Mutter die Nahrung beizubringen weiß! Wie ist sie so klug, so aufmerksam, so treu ihrer Pflicht! Unendliche Weisheit, wie trefflich belehrst du diese deine Creaturen! Warum belehrst du nicht ebenso den Menschen?

Ach! seufzen wollen wir über unsere Verkehrtheit, nicht aber den Himmel anklagen durch strafbare Lästerung. Die göttliche Weisheit, die den vierfüßigen Thieren keine Flügel, und den Fischen keine Federn gab, die Alles nach seiner Natur leitet, führt auch den Menschen auf eine ihm angemessene Weise. Durch ihr edles Geschenk, Vernunft und freien Willen, stehen wir über den andern Geschöpfen. Unser Vorzug besteht in der Tugend, und sollen unsere Handlungen Wert haben, so dürfen sie nicht aus dem Zwange hervorgehen. Darum redet uns Gott auf tausenderlei Weise zu und belehrt uns, aber nötigt uns nicht durch blinden Instinkt, wie das vernunftlose Vieh. Er ladet uns ein zu dem, was recht und ehrbar ist; aber er läßt uns dennoch stets freie Wahl. Allein, wenn der Mensch sorglos seine Ohren verschließt vor der liebevollen Stimme, wenn er träge zurückbleibt, wenn er widerspenstig und verhärtet den Weg des Lasters wandelt, an wem liegt dann die Schuld? Was thut nicht die göttliche Weisheit, was hat sie nicht gethan, um dieses ihr Geschöpf zu gewinnen? Himmel und Erde und das ganze Weltall geben Zeugniß von seiner liebevollen Fürsorge, womit Er uns an sich lockt. Nachdem sie zu uns geredet durch die Natur und tausend Stimmen derjenigen, die uns ihren Willen verkündeten, sahen wir sie nicht selbst in Menschengestalt herabsteigen, uns Alle um sich her zu versammeln und uns Alle einzuführen in ihr seliges Reich? Hörte man nicht sie selber uns den Weg lehren, der dorthin führt? Ging sie nicht vor uns her als Führerin? Bis auf diese Stunde bleiben uns ihre Lehren. Auch hat sie eine getreue Lehrerin zur Bewahrung ihrer heilbringenden Aussprüche auf dieser Erde angeordnet. Auch jetzt noch erkennt man die Spur, die sie uns bezeichnet. Hier sind für immer die Schlüssel des Himmelreiches zu unserem Wole niedergelegt. Hier hat sie uns auch Heilquellen zur Erquickung auf der Pilgerschaft geöffnet; hier hat sie für alle unsere Uebel ein Heilmittel bereitet; hier hat sie uns das Mahl der Unsterblichkeit geschenkt. Thörichter Sterblicher! klage dich selbst deiner Thorheit an. Nicht allein lehrt, pflegt und erquickt dich die unendliche Weisheit, sondern sie will sogar sich selbst dir zur Speise geben, um dich ganz in sich zu verwandeln.

Aus Augustinus' Nachtgedanken, übersetzt von W. Arnoldi.

Schluß.



38. Die Engel am Scheidewege.

Wo das Kindesalter in das Jugendalter übergeht, und das Mädchen sich in die Jungfrau verliert, theilt sich der Weg des Lebens zur Rechten und zur Linken. Zu beiden Seiten stehen drei Engel, welche die nahende Jungfrau empfangen und sie einladen, mit ihnen zu gehen. Frei und lockend sind die Mienen, reizend und verführerisch die Gewänder, süß und überredend die Worte der zur Linken; sie heißen: *Weltsinn*, *Eitelkeit* und *Hochmut*. Aber sanft und bescheiden blicken die zur Rechten, sittsam umschmiegt das Gewand die zarten Glieder, freundlicher Ernst schwebt um die reinen Lippen: Friede des Himmels leuchtet von den edel gewölbten Stirnen. Sie nennen sich *Unschuld*, *Einfalt* und *Demut*.

Nahet sich eine Jungfrau dem Scheidewege, dann eilen ihr die zur Linken entgegen. Geh' mit uns — sprechen sie —; unser Weg ist der Weg müheloser Freude. Wir lehren dich zu gefallen und zu genießen. Wir erhöhen durch Kunst, was die Natur dir gab, und ersetzen durch Kunst, was sie dir versagte. Wir bringen dir die Erzeugnisse fremder Welttheile, deinen Gaumen zu kitzeln; wir decken deinen Leib mit reichen schimmernden Gewändern; wir lassen dich die Schmeichellaute des Lobes vernehmen, wir führen dich in die buntgemischten Reihen des Tanzsaales, wo sich die berauschenden Töne der Musik mit dem raschen Wirbel des Tanzes, die Leckereien der Tafel mit den Scherzreden der Freunde vereinigen, um alle deine Sinne in Genuß zu versenken. Folg' uns und sieh stolz und triumphierend auf die Thörinnen nieder, die in öder, einsamer Stille, unter klösterlicher Zucht den Frühling des Lebens verseufzen.

Folgt die Jungfrau dieser Rede, dann trauern die Engel zur Rechten über die entfremdete Schwester. Aber wenn sie, der Lockung nicht achtend,

sich zu ihnen wendet, dann empfangen sie mit freundlichem Gruße die neue Freundin, und reden also zu ihr: Nicht die offene geräuschvolle Bühne der Welt, der Tummelplatz des Lasters und der Verkehrtheit, ist das Element weiblicher Tugend und Freude! nein, der enge Bezirk des Hauses, der stille Familienkreis ist es, in dem die Geister der elterlichen und kindlichen Liebe wohnen. Dort führen wir dich hin, dort zeigen wir dir die Quelle deiner Freuden. Nichts von dem bieten wir dir, was Jene dir geboten haben. Wir geben dir geaderte Blätter für brabantische Spitzen, die Viole des Baches für den Schmuck der geruchlosen Blume von Seide; wir führen dich statt in den prächtig erleuchteten Prunksaal, in den Tempel Gottes und lassen dich, statt glänzender Kronleuchter die leuchtende Wolke, statt lockenreicher Haargebäude die silbern bereifte Hecke bewundern. Dein höchster Lohn, wenn du uns folgest und treu bleibest, ist das Gefühl, daß du uns gefolgt und treu geblieben bist. Aber dieses Gefühl — o daß du es recht kenntest! — wiegt alle Schätze und Güter der Welt auf. Es macht dich ruhig in den Stürmen des Lebens, und würzt bei der bittersten Armut deine dürftige Mahlzeit. Es schafft deiner Seele Frieden und Heiterkeit und stilles Genüge; es macht schön vor Gott und Menschen. Mag der Herbststurm die verfalbenden Blätter deiner Jugend herabwehen, mögen die Rosen deiner Wangen verbleichen und die Haare deines Hauptes ergrauen — ewig blühet des Geistes Jugend; der Zeit und dem Grabe trotzet seine Schönheit. — Bleib' uns treu, und wir sind bei dir auf allen Pfaden des Lebens, im Hause deiner Eltern, an deinem eigenen Herde, im Kreise der Deinigen. Bleib' uns treu, und wir versammeln liebende Hände um dich, die dir dein Kopfkissen zurecht legen, wenn du krank bist, dir deine gebrochenen Augen schließen und weinend dein erkaltetes Herz, in dem Unschuld, Einfalt und Demut wohnten, in den mütterlichen Schoß der Erde legen. Bleib' uns treu, und wir erhalten dein Andenken in den Herzen Derer, die du liebtest, die dich liebten; wir führen sie oft zu deinem stillen Grabe, es mit Rosen zu bestreuen, und die Blicke von ihm hinauf zum Himmel zu erheben, voll sehnenden Verlangens nach deiner Umarmung in den Auen des Friedens.

Welchen Weg willst Du gehen, Geliebteste? welchen Führerinnen folgen? —

Anhang.

Verzeichniß einiger im Lesebuch vertretenen Dichter und Prosaiker.

Angelus Silesius (Schlesier), geb. 1624 zu Breslau, starb 1677.

Arnoldi, Wilhelm, Bischof von Trier, geb. 1798, Bischof seit 1842, Priester seit 1821, gest. 7. Januar 1864.

Auersperg, Anton Alexander Graf von (Anastasius Grün, auch Wiener Poet), geb. den 11. April 1806 zu Thurn am Hart in Krain, lebt in Wien.

Brentano, Clemens, geb. in Thal-Ehrenbreitstein 1778, gest. zu Aschaffenburg am 28. Juli 1842.

Bürger, Gottfried August, geb. den 31. December 1747 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, gest. zu Göttingen den 8. Juni 1794.

Castelli, Ignaz Friedrich, fruchtbarer Lustspiel- und Liederdichter, geb. 1781 zu Wien, gest. 1862.

Chamisso, Adelbert von (eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso Boncourt), geb. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, gest. den 21. August 1838 in Berlin.

Claudius, Matthias, geb. zu Steinfeld unweit Lübeck den 15. August 1740, gest. zu Wandsbeck den 21. Januar 1815.

Diepenbrock, Melchior, Fürstbischof und Cardinal zu Breslau, geb. zu Bocholt den 6. Januar 1798, gest. am 20. Januar 1853.

Droste-Hülshoff, Annette, Freiin von, geb. 12. Januar 1798 auf dem Gute Hülshoff bei Münster, lebte auf dem Gute Rischhaus bei Münster der Wissenschaft und Poesie, zog wegen Kränklichkeit auf das Schloß Meersburg am Bodensee, woselbst sie am 24. Mai 1848 starb.

Ebert, Egon, geb. 1801 zu Prag.

Eckermann, Joh. Peter, geb. 1792 zu Winsen bei Hamburg, Göthe's Gesellschafter im Alter, starb 1854 am 3. December in Weimar als Bibliothekar.

Eichendorff, J. von, geb. den 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, starb den 26. November 1857 in Neisse.

Feuchtersleben, Ernst Freiherr von, geb. den 29. April 1806 zu Wien, gest. daselbst den 3. September 1849.

Förster, Friedrich, geb. 24. September 1792 in Münchengosserstädt an der Saale, privatisirt als Schriftsteller. Seine Werke sind zumeist historischen Inhalts.

Freiligrath, Ferdinand, geb. den 17. Juni 1810 zu Detmold, lebt in London.

Garve, Christian, geb. 1742 in Berlin, Professor in Leipzig, gest. 1798.

Gaudy, Franz von, geb. 1800 zu Frankfurt a. O., preuß. Offizier, starb 1840 am 6. Februar.

Geibel, Emanuel, geb. den 18. Oktober 1815 zu Lübeck, lebt gegenwärtig als Professor in München.

Geissel, Joh. von, Cardinal und Erzbischof zu Köln, geb. am 5. Februar 1796 zu Gimmeldingen in der Rheinpfalz, zum Priester geweiht 1818, Erzbischof 1845, Cardinal 1850, gest. September 1864.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. den 4. Juli 1715 zu Hainichen im Königreich Sachsen, gest. den 13. December 1769 zu Leipzig.

Gerhardy, Luise, unter dem Namen Cäcilia Ursulinerin zu Duderstadt, geb. zu Nörten im Hannöver'schen, gest. 1858 den 16. Juni, 30 Jahre alt.

Giesebrecht, Karl Heinrich Ludwig, geb. den 5. Juli 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz, gest. den 20. September 1832 zu Berlin.

Görres, Guido, geb. zu Koblenz 28. Mai 1805, Sohn des berühmten Joseph von Görres, welcher letztere 1776 am 25. Januar zu Koblenz geboren wurde und 1848 am 28. Januar zu München starb.

Göthe, Johann Wolfgang von, geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., gest. den 22. März 1832 zu Weimar.

Grimm, Jakob Ludwig, geb. den 4. Januar 1785 zu Hanau, gest. in Berlin den 20. September 1863. Sein Bruder Wilhelm Karl, geb. gleichfalls zu Hanau den 24. Februar 1786, starb 1859.

Grün, Anastasius, s. Auersperg.
Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, geb. 1805 zu Tressow in Mecklenburg, trat nach bewegtem Leben 1850 zur katholischen Kirche zurück und widmete sich 1852 dem Kloster.
Hauff, Wilhelm, geb. den 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, gest. das. am 18. Nov. 1827.
Hebbel, Friedrich, geb. zu Wesselburen in Dithmarschen, starb zu Wien 1863 den 13. December.
Hegner, Ulrich, geb. 1759 in Winterthur, 1798 Appellationsrath in Zürich, später Regierungs-Mitglied daselbst, starb 1840.
Heine, Heinrich, geb. zu Düsseldorf den 12. December 1799, gest. den 17. Febr. 1856 zu Paris.
Hensel, Luise, geb. den 30. März 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg, trat 1818 zur katholischen Kirche zurück, lebt zu Wiedenbrück in Westphalen.
Herder, Johann Gottfried von, geb. zu Morungen in Ostpreußen den 25. August 1744, gest. zu Weimar als Consistorialrath den 18. December 1803.
Houwald, Christoph Ernst von, geb. 1778 zu Straupitz in der Lausitz, gest. 1845 zu Neuhaus bei Lüben.
Humboldt, Alexander von, geb. 1769 in Berlin, preuß. Staatsrath, gest. am 6. Mai 1859.
Hungari, Anton, geb. in Mainz 1809, zum Priester 1835 geweiht, dann Pfarrer in Rödelheim bei Frankfurt a. M.
Hutterus, J. Martin, geb. 28. Juli 1810 zu Brakel in Westphalen, starb als Regierungsrath am 3. December 1865 in Trier.
Jacobi, Johann Georg, geb. 1740 zu Düsseldorf, Professor, starb 1814.
Jacobs, Christian Wilhelm Friedrich, geb. den 6. Oktober 1764 zu Gotha, gest. das. 1848.
Kerner, Andreas Justinus, geb. den 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg, gest. als Arzt zu Weinsberg 1861.
Kleist, Ewald Christian von, geb. zu Zeblin in Pommern den 5. März 1715, gest. zu Frankfurt a. d. O. 1759.
Kletke, Hermann, geb. 14. März 1813 zu Breslau, lebt seit 1837 in Berlin.
Klopstock, Johann Gottlieb, geb. den 2. Juli 1724 in Quedlinburg, gest. den 14. März 1803 zu Hamburg.
Kornemann, Rupert, letzter Abt des Klosters Prifling bei Regensburg, geb. zu Ingolstadt 1759, starb 1817 am 23. September.
Kosegarten, Ludwig Theobul, geb. den 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, gest. zu Greifswalde im Oktober 1818.
Krummacher, Friedrich Adolph, geb. den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg, gest. zu Bremen den 4. April 1845.
Lenau, eigentlich Nikolaus Niembsch von Strehlenau, geb. den 13. August 1802 zu Czatad in Ungarn, gest. den 22. August 1850 im Irrenhause zu Döbling bei Wien.
Lessing, Gotthold Ephraim, geb. zu Kamenz in der Lausitz den 22. Januar 1729, gest. zu Wolfenbüttel den 15. Februar 1781.
Meinhold, Wilhelm, geb. den 27. Februar 1797 zu Netzelkow in Pommern, gest. den 30. November 1851 zu Charlottenburg bei Berlin.
Menzel, Wolfgang, geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, lebt jetzt als Literat in Stuttgart.
Mosen, Julius, geb. 8. Juli 1803 zu Marieny im sächsischen Voigtlande, Hofrath in Oldenburg.
Müller, Wilhelm, geb. den 7. Oktober 1795 zu Dessau, gest. den 1. Oktober 1827.
Nicol, Günther, geb. 14. Juli 1806 zu Göttingen, Obergerichts-Anwalt zu Hannover, starb 1858 am 15. Januar.
Novalis, eigentlich Friedrich von Hardenberg, geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstett im Mansfeldischen, gest. den 25. März 1801.
Pfarrius, Gustav, geb. 31. December 1800 zu Heddersheim bei Kreuznach, Oberlehrer am Gymnasium zu Köln.
Pfeffel, Gottlieb Konrad, geb. zu Colmar den 28. Januar 1736, gest. daselbst den 1. Mai 1809.
Pfizer, Gustav, geb. 1807 zu Stuttgart, Professor am dortigen Gymnasium.
Pichler, Karoline v., Tochter des Hofraths Franz v. Greiner, geb. 7. September 1769, starb in Wien am 9. Juli 1843.
Platen, August Graf von Platen-Hallermünde, geb. den 24. Oktober 1796 zu Ansbach, gest. den 5. December 1835 zu Syrakus.
Plönnies, Luise v., geb. 7. November 1803 in Hanau, seit 1847 Witwe des Medizinalraths v. Plönnies in Darmstadt.
Pocci, Franz, Graf, geb. 7. März 1807 in München, wo er Hofmusik-Intendant. Seine Dichtungen erschienen 1843 in Schaffhausen.
Pyrker, Joh. Ladislaus von Felsö-Eör, geb. 2. November 1772 zu Langk in Ungarn, 1796 zum Priester geweiht, 1818 Bischof von Zips, 1827 Erzbischof von Erlau, starb am 5. December 1847 in Wien.

Rabener, Gottlieb Wilhelm, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, gest. 1771 zu Dresden.
Raumer, Friedrich von, geb. zu Wörlitz 1786, Professor der Geschichte in Berlin.
Redwitz, Oskar von, geb. den 28. Juni 1823 zu Lichtenau in Bayern, lebt daselbst.
Reinik, Robert, geb. 1810 zu Danzig, starb den 7. Februar 1852 in Dresden.
Richter, Joh. Paul Friedrich, gewöhnlich Jean Paul genannt, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, gest. als Legationsrath in Baireuth 1825.
Rückert, Friedrich, geb. den 16. Mai 1789 in Schweinfurt, lebte als Professor und Geh. Rath in Berlin, starb 1866.
Sailer, Johann Michael, geb. 1751 zu Aresing in Bayern, starb als Bischof von Regensburg 1832.
Schefer, Leopold, geb. zu Muskau in der Niederlausitz den 30. Juli 1784, starb daselbst 18. Februar 1862.
Schenk, Eduard von, geb. zu Düsseldorf den 18. Oktober 1788, gest. zu Regensburg den 26. April 1841.
Schenkendorf, Friedrich Maximilian Schenk von, geb. den 11. December 1784 zu Tilsit in Preußen, gest. zu Koblenz den 11. December 1817.
Scheuerlin, Georg, geb. den 25. Februar 1802 zu Mainbernheim in Unterfranken, lebt in München.
Schiller, Johann Christoph Friedrich von, geb. den 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg, gest. zu Weimar den 9. Mai 1805.
Schmid, Christoph v., geb. 1768 am 15. August zu Dinkelsbühl in Bayern, starb 1854 am 3. September als Domherr zu Augsburg.
Schubert, Gotthilf Heinrich von, geb. den 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen in Sachsen, starb als Professor in München am 2. Juli 1860.
Schwab, Gustav, geb. den 14. Juli 1792 zu Stuttgart, starb den 4. November 1850 als Pfarrer daselbst.
Seidl, Johann Gabriel, geb. zu Wien 1804, Custos des Antiken- und Münzkabinets das.
Seume, Johann Gottfried, geb. den 28. Januar 1763 zu Poserna, gest. den 13. Juni 1810 zu Teplitz.
Simrock, Karl, geb. 28. August 1802 in Bonn, seit 1850 Professor der Literatur daselbst. Uebersetzer altdeutscher Dichtungen.
Smets, Philipp Karl Joseph Anton Johann Wilhelm, geb. den 15. September 1796 zu Reval in Esthland, katholischer Geistlicher, starb 1848 in Köln.
Spitta, Karl Johann Philipp, geb. 1801, war Superintendent zu Wittingen, starb am 2. September 1859 zu Burgdorf im Königreich Hannover.
Staudenmaier, Franz Anton, geb. 1800 zu Donzdorf im Württembergischen, wurde 1827 Priester, später Professor und Domcapitular in Freiburg, starb am 19. Januar 1856.
Stifter, Adalbert, geb. 1806 zu Oberplan bei Budweis in Böhmen, war katholischer Schulrath in Linz a. d. D., starb 1867 als Hofrath im Ruhestande.
Stöber, Karl, geb. den 30. November 1796 zu Pappenheim, woselbst er noch als Decan, Stadtpfarrer und Schulinspector lebt.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu, geb. den 7. November 1750 zu Bramstädt in Holstein, gest. den 5. December 1819 zu Sondermühlen im Osnabrückischen.
Stolterfoth, Adelheid v., geb. 11. September 1800 zu Eisenach, 1844 vermählt mit dem Geh. Rath von Zwierlein, jetzt verwitwet, lebt am Rhein.
Stolz, Alban, geb. 1808 in der badischen Amtsstadt Bühl, 1833 zum Priester geweiht, lebt als Professor zu Freiburg in Baden.
Tieck, Ludwig, geb. 1773 zu Berlin, starb 1853 daselbst.
Uhland, Ludwig, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, starb den 14. November 1862 das.
Vogl, Johann Nepomuk, geb. 1802 zu Wien, lebt noch daselbst.
Voß, Johann Heinrich, geb. den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, gest. zu Heidelberg den 29. März 1826.
Wackernagel, Wilhelm, geb. 23. April 1806 in Berlin, lebt als Professor in Basel.
Weißbrodt, Johann, geb. am 29. Juni 1830 in Saye, Priester 1853, jetzt Pfarrer in Coblenz.
Wessenberg, Heinrich v., geb. 4. November 1774 zu Dresden, General-Vikar des Bisthums Konstanz, wo er am 9. August 1860 starb.
Wieland, Christoph Martin, geb. in Oberholzheim bei Biberach in Schwaben den 5. September 1733, gest. zu Weimar den 20. Januar 1813.
Zedlitz, Joseph Christian Freiherr von, geb. 28. Februar 1790 zu Johannisberg in österr. Schlesien, starb 1862 den 16. März.
Zimmermann, Wilhelm, geb. 2. Januar 1807 zu Stuttgart, 1840 Prediger zu Dettingen unter Urach, seit 1854 Pfarrer zu Lernbronn bei Brankenheim.